

837

Deutsches
Alpenbuch



Krain, Istrien,
Küstenland

Gymnasial-Bibliothek

zu

Waldenburg i. Schl.

N^o. 4420, d.

XT. 158.

Deutsches Alpenbuch.



Deutsches Alpenbuch



Deutsches Alpenbuch

von

Heinrich Loe.

Zweite Auflage:

Die Alpen

Zweiter Band.

Wandern und Reisen in und aus dem östlichen Alpengebiet
Lange, Stein, Thier und pflanzenl. Alpengebiet.



Glogau.

Verlag von Carl Ziemann.

Deutsches Alpenbuch.

Von

Heinrich Noé.

Zweite Abtheilung:

Die Ost = Alpen.

Zweiter Band.

Wanderungen und Lebensbilder in und aus dem österreichischen Küsten-
lande, Krain, Istrien und benachbarten Alpengebieten.



Glogau.

Verlag von Carl Stemming.



GEZ. V. TH. BLÄTTERBAUER.

Die Adelsberger Grotte.

837

Wanderungen und Bilder

in und aus dem

österreichischen Küstenlande, Krain, Istrien
und benachbarten Alpengebieten.

Von

Heinrich Noé.



Mit einem Holzschnitte.



Glogau.

Verlag von Carl Slemming.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5151296



837



NH-44038/TMK



Inhalt.

	Seite
Frühling auf dem Predil	1
Frühlingsreisen in den Südoostalpen (1881)	7
Venezone	18
Die Südspitze der istrischen Halbinsel	92
Von Cilli bis Sagor	100
Beldes	107
Krainer Schaustücke	113
Pfingsten in der Unterwelt	123
Spätherbst im Küstenland	134
Verlassene Römerstätten	146
Am Manos	159
Eine Legende vom Karst	170
Deutsche und Slawen im Küstenlande	187
Aus einem Kärntner Schlosse	198
In der Adelsberger Höhle	209
Eine Karst-Studie	217
Von Karstfeld nach Cividale	225
Die Slavia am Natisone	245
Am unteren Isonzo	257
Am Natisone	273
Ein Herbststraß	288
Die heilige Stiege an der Wippach	297
Leben im Tarnovaner Wald	308
Die Höhlen von Kanžian und Corgnale	321
Die Grotte des Oliero	333
Unterwelt im Küstenlande	344
An der Küste	356
Jahreszeiten in Abbazia	366
Beim Pesamosca zu Chiufasorte	386

	Seite
Allgemeines über Grotten	393
Die Baiern am Tagliamento	403
Tybein	413
Der Berg der Medea	436
Der Winter in der Niederung	441
Eine Eisenbahn am Meer	450
Die Hohe Utschka	456
Zwischen Quarnero und Udria	466
Das See-Fenster	477
Unter der Plešenica-Planina (1876)	488
Im dinarischen Karst (1879)	496
An der oberen Kulpa (1876)	505
Die Klammern der Narenta (1879)	515
An der unteren Narenta	526
Törfelen	536
Am Quarnero (1882)	552
Am Golf von Fiume	561
Sernione	566
Badebecken in den Alpen	577

Frühling auf dem Predil.

Ich habe schon bei Besprechung des Dolomit-Gebirges im Allgemeinen gesagt, daß in die hellgrauen Massen der südlichen Kalkberge sich Tirol, Kärnten, Krain und Küstenland theilen. Es ist also keineswegs nothwendig, nach Gröden oder Ampezzo zu gehen, um „Dolomit-Berge“ zu sehen. Die Bewohner der drei letztgenannten Länder können solche Berge auch in ihrer eigenen Heimath finden, und zwar am mächtigsten dort, wo die Grenzen derselben einander sich und denen Veneziens am meisten nähern, nämlich in der Nähe des Predil-Passes.

Ich meine die Berge, die zwischen der obersten Wocheiner Save, den Ffongoquellen und der Fella, dem Zuflusse des Tagliamento, liegen und aus welchen Triglav, Wischberg und Monte Canin als gewaltige Erhebungen hervorragen. Es sind Berge, die über Thäler schauen, in welchen die Menschen drei Sprachen sprechen.

Dort unten, zwischen dem Predil und Görz, hat jedes Dorf drei Namen: einen deutschen, slawischen und italienischen. Die meisten Leute vermögen den Wanderer in drei Zungen zu begrüßen.

Peters und Stur, die Geognosten, sagen, daß keine Gegend der nördlichen Kalkalpen sich an Wildheit und Zerrissenheit mit diesen Felswüsten messen könne. Dabei halten sie an der wirkungsvolleren Schönheit jener nördlichen Gebirge fest. Ich

unterschreibe dieses Urtheil. Aber eben diese Wildheit war es, die mich an einem Maientage aus Görz fortlockte, wo bereits ein sommerlicher Frühling in den Gärten blühte.

Der Weg, der von Süden her gegen den Prebil führt, beginnt erst bei Karfreid = Caporetto = Kobarid das Aussehen einer Hochgebirgslandschaft anzunehmen.

Was das Aussehen der menschlichen Wohnungen anbelangt, so erscheint auf den ersten Blick unter dem dreisprachigen Einfluß der slawische vorherrschend. Dörfer wie Serpenica, Saga u. s. w. bis Flitsch hin unterscheiden sich wenig von gleich großen Ansiedelungen in Krain oder Slawonien. Schauen wir uns beispielsweise Tarnova (Dorndorf) an. Da stehen die unsauberen Häuschen, die nur ein Erdgeschoß und schwarze Strohdächer haben — drinnen keine Kamine, kein Rauchabzug — dunkel wie in einer schlechten Sennhütte. Das ist ein Typus von Wohnungen, der sich in allen Slawenländern, von Böhmen an bis hinab nach Dalmatien, wiederfindet. Rasteten wir dort in einer Schenke. Vielleicht nimmt die Wirthin lange Zeit keine Kenntniß von uns, weil sie mit Ferkeln scherzt, die in der Gaststube herumlaufen. Solche Vertraulichkeit ist eine Eigenthümlichkeit der Slawenstämme, die noch mehr mit der Natur zusammenhängen, als andere Vrier.

Der Mai heißt zwar bei den Slowenen *veliki traven*, d. h. der „große Grasmonat“, aber an jenen Maientagen war in diesen rauhen Gebirgen längs des Jsonzo noch wenig von Wachsthum zu sehen. Der Winter war hart und andauernd gewesen. Wohl sah man in der Thalsohle manch blühenden Baum, aber die Buchen oben standen noch fuchsroth im Schnee und einzelne Lawinenreste reichten schier bis zur Straße herunter.

Allerdings verkündete der Kuckuck den Frühling, aber er sang sein Lied über einem Grunde, den noch das Wasser des

Schnees durchfeuchtete, welcher erst vor wenigen Tagen von ihm verschwunden war.

Das wilde Bergland scheint dem Wachsthum an und für sich schier ebenso gefährlich zu sein, als die Art des Menschen.

Steinig und steil ist der Boden — deshalb gewahrt man wenig Rinder als Zugthiere und die wenigen sind klein und armselig. Klein sind sogar die Erdäpfel, die in diesen Schottergründen gedeihen.

Der malerische Typus der Landschaft bis zum Predil hin wiederholt sich in seinen Hauptzügen.

Unten in Klammen oder grauen Felschluchten rauscht der Sronzo, blau wie alle Wasser der Kalkalpen. Darüber hin erheben sich steile Wände, die Mulden sind mit Lawinenüberresten vollgestopft. Allenthalben breiten sich Geröllansammlungen und Schotterhaufen als Zeichen der Waldverwüstung aus.

Auf dem weißen Grunde, der einst hoch oben moos- und farnkraut-bewachsener, von Buchen und Lärchen beschatteter Waldboden war, der aber jetzt, herabgeschwemmt, unten neben dem Flusse zum weißen Kalksplitterhaufen geworden ist, suchen sich jetzt Schafe — ihr Geruch wird vom Wind ans andere Ufer hinüber geweht — Grashalme. Gleichwohl, trotz der Lehre, welche der blühweiße Schotterhaufen zu geben vermag, poltern noch immer Buchenscheiter über die zerfurchtete und aufgeschundene Halde herab, von Landverderbern in die Tiefe geworfen.

Oft führen Brücken über Bachbetten, in denen kein Wasser rinnt. Wände legen der Straße Kiegel vor, so daß man überrascht nach einem Ausweg späht, den endlich ein jäh hervortretender Spalt des Kalkes bietet.

Jener Mai war weder ein „Gras“ noch ein Wonnemonat. Zu Flitsch (slaw. Boltisch) lagen alle Hausgenossen der Herberge um den noch stark geheizten Ofen herum.

Draußen aber sah man an mancher Spur, daß selbst von der Straße der Schnee vor noch nicht gar langer Zeit verschwunden sein konnte. Da lagen an der einen und anderen Stelle Holzspäne, Baumwurzeln und schwarzer Humus herum, welche von abrollenden Lawinen zerschmettert, aufgeschürft und ausgehoben, herabgewälzt und zurückgelassen worden waren. Ueber den spitzkantigen Steinen aber, die mit dem Schneehaufen zur Tiefe gekommen waren, blühten die ersten Primeln und rothes Haidekraut, erst seit wenigen Tagen, wie das noch nicht aufgerichtete Geäst zeigte, vom Drucke des Schnees befreit.

Fest wie die Berge — das ist nirgends wahr, und am allerwenigsten in diesen Kalkalpen, wo die Natur des Gesteines und die zertrümmernde Hand des Menschen am Verwüstungswerke einträchtig zusammenwirken. Die Halben befinden sich, des deckenden Waldes beraubt, in fortwährender Selbstverminderung, im Abgleiten und Niederrollen begriffen. Oft stauen sie, in der Thalsohle angekommen, den Fluß. In der Nähe von Saga beispielsweise stehen die Trümmer eines Kirchleins. Im Vordergrunde war ein nicht minder bedrohter Acker, auf welchem eben hoffnungsvoll der Mensch Maiskörner und Bohnen einsäete — an der Brücke aber deutet ein verlassenes Haus und die über den Weg hingelagerten Steinhäufen wieder auf herabgerollte Felstrümmer und die von ihnen zeitweilig aufgestauten Wasser.

An der Predilstraße ist die Flitscher Klause das Hauptstück. Die engste Stelle der „Klause“, der Schlucht, bezeichnet ein viereckiger Thurm.

An jenem Maientag war die Landschaft durch nebensächliche Zuthaten besonders schön zusammengestellt. Damals glänzten über den Schlünden hoch oben Schneefelder und in der Tiefe breiteten sich die winzigen Grasmatten, noch fahl, auf den grauen Vorsprüngen des Gesteines über dem durchtoften Tobel

aus. Und mit dem Rauschen des tiefen Wassers vermengte sich der Frühlingsruf des Ruckucks.

Wenn man von der Brücke, die in der Flitscher Klause über die Koritenza, den Seitenfluß des Isonzo, gespannt ist, in das Dunkel hinabschaut, so bekommt man vor den Ausbiegungen und Vorsprüngen der Uferwände kein Wasser zu sehen. Hoch über dem Wasser sind Scheiter zwischen die beiden Seiten des Ufers eingekelt, welche ein höherer Stand der Fluth dort zurückgelassen hat. Unten sind Trümmer und oben sind Trümmer von Bollwerken. Hier ist viel Blut geflossen.

Bei Preth, dem letzten Dörflein unter dem Predilpasse, ist ein Halbkreis hoher steiler Berge, der an das „Ende der Welt“ erinnert, wie der Volksmund so manchen Thalschluß nennt. Hier rinnt die Koritenza zusammen und erhebt sich der Manghart, einer der herrschenden Giebel der karnischen Alpen.

Damals floß die Koritenza noch aus schwarzen Thoren der Lawinenhaufen, welche den Bergstrom, selbst mit Geröll überschüttet, überwölbten. Lange watete ich auf der Straße in dem von zerschmolzenen Lawinen übrig gelassenen Schotter, den zahlreiche Wegmacher zu beseitigen sich anstregten.

Von ihren eilig errichteten Arbeitshütten stieg Rauch auf. Feldkreuze, vom Druck des vergangenen Schnees befreit, standen noch schief geneigt da.

An den Hängen war der Boden weiß und schwarz. Weiß der Schnee, schwarz der bereits von den armen Leuten aufgeackerte Grund.

Beim Kirchlein von Oberpreth begann auch für die Straße die zusammenhängende Schneedecke. Raun die Spitzen schief geneigter Zäune schauten aus dem Weißen.

In sonniger Pracht aber lechzte in den gleichen Augenblicken die Flur von Görz unter der Schwüle.

Der Löwe beim Fort Fredil, sowie das kleine Gasthaus ragten nur wenig aus dem Schnee hervor.

Auf der Kärntner Abdachung aber gerieth ich schier völlig in den Winter. Ein Theil des Raibler-Sees, den man alsbald zur Linken unter sich zu sehen bekommt, schaute in der Farbe der Befreiung, dem Seladon-Grün, herauf. Ein anderer aber bildete mit den tannigen Ufern noch eine zusammenhängende weiße Fläche. Auch das Dach des Häuschens auf der Insel war noch weiß und durch die Schuttdächer der „Winterstraße“ träufelte Schneewasser.

Die ersten Kärntner Bilder waren folgende.

Der Laubwald erschien noch fahlroth. Die frischgedüngten Wiesen bedeckte zum Theil noch Schnee, theilweise der veilchenblaue oder weiße Kelch des Frühlings-Crocus. Die „Sommerstraße“ mit ihrer Menge von Schutzsteinen lag noch tief verschneit da. An der Winterstraße waren links und rechts außerhalb der Schuttdächer mannhohle Schneemauern aufgeschaufelt und den Boden bedeckte wieder, wie sechs Monate vorher, herbstlich dürres Laub, das durch Abschmelzen abermals frei geworden war.

Längs der Sommerstraße schritt ein Jäger hinauf, mit federgeschmücktem Hut, Bergstock und Gewehr. Er stieg eine steinharte Lawinenzunge an, aus der einige Tannenwipfel hervorschauten. Gewiß-kundschaftete er einen Auerhahn aus.

So war die Kärntner Landschaft beschaffen, während im Lorbeergebüsch von Görz die Nachtigallen sangen. Und bald erschien, von Nebeln umwallt, der Königsberg, König Alboins weitschauende Warte.

Frühlingsreisen in den Südostalpen.

(Geschrieben 1881.)

Eine Anzahl von Gründen wirkt zusammen, um unsere wohlhabende Gesellschaft zu Reisen im Frühjahr zu bewegen. Einige dieser Gründe sind: Die Erleichterung des Verkehrs mit Italien, die Erschöpfung durch Stubenluft, Arbeit und sogenanntes Vergnügen des Winters, die allzu große Länge der Zeit von der einen Spätsommer- oder Herbstherholung zur anderen. Der letztere Grund ist der nämliche, wegen dessen man den Studenten schon von je her zwischen die einen Herbstferien und die anderen die Ostervakanzanzen eingeschoben hat.

Es versteht sich von selbst, daß diese Reisen sich nach Gegenden wenden, in welche der Frühling um ein paar Wochen früher einkehrt, als bei uns.

Da giebt es nach den vorhandenen Begriffen nichts Anderes, als Italien. Von dorthier lacht der blumenbekränzte Knabe im Gefolge des Sonnengottes. Schnell ein Rundreisebillet genommen und man wandelt in Drangenhainen.

Ob dieser Gewohnheit Lob zu spenden sei oder nicht, muß unerörtert bleiben, weil in jedem Falle an ihr nichts geändert wird. Doch eines wird den Meisten einleuchten. Man bereist in Italien nicht das Land, sondern die Städte. Man besucht mehr Kirchen und Museen, als Parks. Man athmet mehr großstädtische Ausdünstung, als Hauch vom Hain der Hesperiden. Die Städte sind die dicken Kugeln in diesem Rosenkranz. Das ist ein Verhältniß, das im Auge behalten werden muß. Auf dem, was wir Land nennen, ist in Italien für den flüchtigen Durchreisenden nichts zu holen.

Dem Reisenden gewöhnlichen Schlages ist Italien eine Stadtreise. Ein paar Orte an den Seen, der Riviera, Sor-

rent oder Capri, ausgenommen, wird er keine Nacht anderswo, als in großen Städten zubringen.

Die Winterkälte, welcher er entflohen, findet er in Kirchen und anderen geschlossenen Räumen wieder. Ab und zu sieht er einmal in einer Stadtanlage über irgend eine Mauer hinüber einen blühenden Baum. Das glückliche Ausonien erscheint ihm nicht.

Es läßt sich nun aber doch denken, daß nicht gerade Solches dem und anderen vorschwebt, wenn er zu Wien die Treppe des Südbahnhofes emporsteigt. Dem Angegriffenen, der sich nach Ruhe sehnt, gaukelt ein Idyll vor. Er wisse, daß er, wie die Sachen und Zustände eingerichtet sind, es nicht zu genießen bekommen wird.

Die nachfolgenden Zeilen richten sich an Menschen mit diesem Bedürfniß.

Für diese sei zuerst gesagt, daß es nicht nothwendig ist, in ein fremdes Land zu gehen. Wir haben in Oesterreich Orte, die so frühzeitig vom Lenz begnadigt werden, wie irgend eine Gegend diesseits der Apenninen. Durch den Einfluß des näher liegenden deutschen Wesens ist bei uns zugleich mehr Ländlichkeit in kleine Städte, mehr Annehmliches vom Städtischen auf das Land getragen werden.

Italien hat, in gewissem Sinne die Riviera ausgenommen, noch immer keinen Ort wie Meran oder selbst Görz. Das heißt so viel als, es hat keine Orte, in dem sich der Gast je nach Belieben vorstellen kann, er lebe in einer Stadt, die alle Bedürfnisse befriedigt, oder im Blüthenduft ländlichen Friedens.

Es wäre eine Vermessenheit von mir, wenn ich glauben würde, mit diesen Sätzen etwas Neues behauptet zu haben. Daß Andere gerade so denken, sieht man an der Fremdenfülle, die jeden Lenz Südtirol überschwemmt. Wo giebt es denn in Italien eine solche Mengung von Verhältnissen, wie dort

an der Etsch? Der Gast lebt, wie er es zu Hause gewöhnt ist. Vom Bier und den heimischen Zeitungen an bis zur gewohnten Cigarre stört ihn nichts Befremdendes. Dazu hat er den Himmel und die Blumen, die ihm sechs Wochen vor dem Monat, den man daheim mit diesem Namen belegt, einen wahrhaftigen Mai schenken. Kein wälscher Unflath, keine lästige Prellerei. Das ist das Räthsel von Südtirol und seinem Emporkommen. Man schaue sich einen Palast wie das Hotel Austria zu Gries an. Er steht einsam an einem Felsabhang. In Italien giebt es kein Haus von solcher Größe und solchen Einrichtungen in der Entfernung einiger fünfzig Schritte von Steilwand, Wald, Wasserfall. Nun gehe man hin und sehe zu, ob man im April dort Obdach findet.

Es ist noch nicht lange her, daß unser Stadtvolk im Frühling sich dort erholt. Man kannte jene Gegenden nur als Krankenheilörter für Schwindsüchtige; auf welche Eigenschaft, wie mir scheint, dieselben nur zweifelhafte Ansprüche erheben können. Daß man auch ohne Leiden, welches den Körper zerstört, dort sich der früher erwachten Natur erfreuen und spazieren gehen könne, ist den Leuten erst später eingefallen, wer letzteres wollte, pflegte es nicht leicht unter dem Comer-See zu thun. Ein Beispiel statt vieler. Im März des Jahres 1876 schrieb ich in der Absicht, dem Publikum einer großen Zeitung eine Gefälligkeit zu erweisen, der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ einen Aufsatz, dem ich den Titel: „Frühling in Brigen“ gab.

Wie Dichter von ihrer Muse, so war ich von der Annehmlichkeit jenes Thales begeistert worden, in dessen nordisches Grün der helle Himmel des Südens herausleuchtet. Ich war erstaunt gewesen über die Vermengung der Eigenschaften eines milderen Himmelstriches mit der kräftigenden Waldfrische des Hochgebirges. Wenige Tage nach dem Erscheinen jenes Auf-

jaßes zogen Fremdlinge ein. Sie blieben wochenlang und waren vergnügt, zum Theil auch ein wenig erstaunt. Ein Anflug von Verwunderung wenigstens lag in den Worten des Dr. Stegmann, des Direktors des Germanischen Museums in Nürnberg. Der sprach: „Eigentlich wollte ich meine Frühlingsferien am Comer-See zubringen. Als ich jenen Aufsatz las, unterfing ich mich, es hier zu wagen. Und, siehe da, ich befinde mich vortrefflich.“

Gerade so erging es den Uebrigen.

Jetzt ist das freilich anders geworden — Einer hat nach und nach vom Anderen gelernt. Man sieht es im Vorfrühling an den Bahnhöfen und Wirthstafeln des Stschlandes und Eisakthales.

Ich habe schon oft gesagt, daß ich die Erleichterung des Verkehrs, in welchen der moderne Mensch doch wohl oder übel an solchen Orten mit der Natur gebracht wird, von einem anderen Standpunkte auffasse, als von demjenigen, der es sich etwa zum Ziele setzte, leere Gaststuben mit gelangweiltem Reisepolk anzufüllen. Ich stelle mir vielmehr Folgendes vor. Dieser arbeitet in einer, Jener in einer anderen Art an der Hebung unseres Geschlechtes nach der Gemüthsseite hin. Dem Kreis der Künste, den Wundern des Wortes sind ihre Aufgaben zugefallen. Die Erholung im Frieden der Natur an zweckdienlichen Dertlichkeiten hat jedoch gleichfalls in dieser Hinsicht eine mächtige Bedeutung. Zur Zweckdienlichkeit gehört aber gar Verschiedenes, wobei man ein Schiedsgericht aufstellen muß über die Berücksichtigung verschiedenartigster Ansprüche und Nothwendigkeiten, nämlich die zugemessene Zeit, die Kosten, das Klima, das Obdach, die Gesellschaft und Sonstiges. Darum möchte ich gern mit dem Ergebnisse dessen, was ich auf den Wanderungen sehe, die ich zum Behufe der Auffuchung des Stoffes für meine Bücher anstelle, geringerer Erfahrung zu Hilfe kommen.

Vor einigen Wochen schrieb mir ein Arzt: „Im steten Einerlei der täglichen Arbeit, im abgeschlossenen Häusermeer der Stadt, wo Wald und Berg nur leerer Schall ist, da sind die wenigen Wochen, die wir in der Gottesnatur zubringen können, unser Traum, unser Sehnen, endlich unsere körperliche und geistige Erfrischung. Und darum 2c.“

Ja, darum — ist das Aufsuchen solcher Oasen eine Wohlthat und eine Nothwendigkeit. Man müßte abgedroschene Sentenzen wiederholen, dies zu bekräftigen. Ein Pesthauch (um es kurz zu sagen) weht Einem aus den Dingen entgegen, die sich in der nächsten besten Zeitung finden. Bei einer intellektuellen Entwicklung ohne Gleichen ist die anschaulich-gemüthliche — in weiterem Sinne des Wortes — ästhetische Seite des Menschen in Gefahr zu verkümmern. Eine widerwärtige Influenza dringt aus der Zersetzung der Effluvien unserer Art von Civilisation. Schon aus diesem Grunde ist es angezeigt, so viel als möglich hinaus zu gehen und zu vergessen.

Im *Tu Kiao Si* wird mehrfach geschildert, daß es das Kennzeichen von Bildung sei, wenn eine Gesellschaft sich in der Vorhalle niederläßt, um die blühenden Mandelbäume zu betrachten. Wenn man das aus dem Chinesischen ins Europäische übersetzt, so wird man sagen, es stehe einem gesitteten Menschen wohl an, die Empfänglichkeit für die Erscheinungen des Naturlebens in sich rege zu erhalten. Es ist das schon deshalb wichtig, weil solche Empfänglichkeit dazu beiträgt, daß manche der Kampf-Objekte, um welche die Menschheit streitet, und die im Kampfe angewandten Mittel auf ihren wirklichen Werth zurückgeführt werden.

Ein schöner, südlicher Frühlingmorgen wird nicht ohne Rückwirkung auf Denkvermögen und Einbildungskraft bleiben. Einem Manne, der, zu rasten, neben einem brausenden Bergstrom, an dem die Primeln stehen, einhergeht, der sich den

Sonnenschein auf der Mandelblüthe betrachtet, der dem Funkeln der Thautropfen in den Cypressen zuschaut, den die Blüthe der Magnolie an den daheim zurückgelassenen Schnee erinnert, drängen sich andere Vorstellungen auf, als Demjenigen, der sein Vergnügen oder seine Erholung im Hause suchen muß, weil ihn der vaterländische Frühling unter Androhung von Schnupfen hinter einem Ringwall von Straßenkoth einsperret.

So viel ist sicher. Darum haben Frühlingsreisen nach wärmeren Gegenden ihre Berechtigung. Wenn das zugegeben wird, so stimme ich aus zwei Gründen dafür, daß Diejenigen, die auf einer solchen Reise in der That das suchen, was ich angedeutet habe, und nicht Anderes — ihr Ziel in Oesterreich suchen. Der erste ist, wie oben gesagt, in dem Umstande inbegriffen, daß wir ländliche Orte mit jener städtischen Behaglichkeit haben, die von Vielen nicht vermißt werden kann. Der andere beruht in den mancherlei Annehmlichkeiten, welche durch die Nähe des heimathlichen Elementes bedingt werden.

Wir haben zwei solcher Gebiete, die zu Frühlingsaufenthalten einladen. Das eine ist Südtirol. Bleiben wir vorläufig bei diesem stehen.

Vorerst bilde man sich keine Phantasie-Landschaften. Man glaube nicht, an die Stufen des Thrones zu gerathen, auf welchem der „ewige Frühling“ sitzt. Wohl ist das Etschland ein weites Feld, im Herbst „voll der saftigen Birnen, der süßen Feigen und Granaten, voll auch grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel, gleich den Gärten des Alkinoos auf Scheria.“ Aber all diese Bäume blühen nicht vor dem April — die Granaten und Oliven erst viel später. Um etwa fünf bis sechs Wochen ist die Blüthe im deutschen Südgau dem Donaugebiet voraus, mehr nicht. Sonniger ist das Frühjahr, lauer die Luft, heller der Himmel. Frühzeitiger ist der Lenz und bunter ist er.

Ich will nicht ableugnen, daß der Herbst dort nördlich jenseits

des Hauptwalles der Alpen schön ist. Man muß aber einmal an einem Aprilmorgen auf dem Gefilde von Meran gegangen sein, etwa dort, wo die „Grüne Flur“ steht oder der Forster Wiesenweg sich neben den Bächen hinzieht. Das verhält sich zum schönsten Herbsttag wie die Jugend zum Alter. Die goldene Zeit liegt vor dem Wanderer. Sie wird ihm von den Blumen und von der Macht der Wildwasser angekündigt, ganz besonders aber von einem Duft, in dem die Seele des Lenzes wirkt und der Alles anfüllt, Au und Berghalde, Stromufer und Weingefild. Dort sind die Blüthenanger, auf welchen im April das Gras bis zu den Aesten der Obstbäume hinaufreicht und doch das Grüne über der Pracht zahlloser Blumen kaum bemerkt wird. Da liegen über den Wegen die abgefallenen Blüthen des Pfirsichbaumes, so daß der Gast mit Verwunderung nach der Tschigat-Spitze oder Cima di Lagorei hinüberschaut, deren weiße Decke noch immer solcher Wärme zu widerstehen vermag.

Seine eigenen Bücher kann Jeder citiren, weil er damit nicht dem Verdachte begegnet, als prunke er mit seiner Belesenheit. Darum und weil ich in der vorhandenen Literatur über diese Jahreszeit nichts Anderes kenne, verweise ich auf meinen „Frühling von Meran“.

Die Umgegend von Brixen bleibt in der Entwicklung der Baumblüthe und des Frühlingsglanzes mindestens zwei Wochen hinter der von Meran zurück. Dieselben Eigenschaften, welche die Brixen'sche Villenansiedlung Bahrn im Sommer zu einem köstlichen Aufenthalte machen, bewirken, wie sich leicht begreift, daß der Frühling sich nicht in gleicher Pracht entfaltet, wie im wärmeren Etschland. Dafür aber ist der Nadelwald und der kräftigere Berghauch da. Wer einmal gegen Ende April Eisackabwärts in der Richtung gegen das obstreiche Albeins oder an der Halde von Köstlan hin gegangen ist, wird das begreifen.

Es ist in neuer Zeit auch Niva und der Winterkurort Arco als Frühlingsaufenthalt oft genannt worden. So empfehlenswerth ein Ausflug dorthin immer sein mag und so mächtigen Eindruck der Ponal gerade um diese Jahreszeit hinterlassen wird, so viel auch immer die Fluth des Gardasees glänzt — ich glaube, mein Geschmaek wird von den Meisten getheilt und mit mir gesagt werden, daß dort unten der Boden für Einen, der sich ausrasten und erholen will, nicht so günstig beschaffen ist, wie im Etschlande. Anschauen wohl — wohnen nicht.

So viel wäre in Kürze über Südtirol zu sagen, wenn es sich um einen Frühlingsaufenthalt handelt. Wir haben aber noch andere Gegenden, die bei einem solchen in Betracht kommen, deren Frühling dem des Etschlandes voraus eilt, deren Luft milder ist, die nicht weiter von Wien entfernt liegen und denen, um es zu besiegen, nur eins fehlt — die Poesie des Etschlandes und die Pracht des Hochgebirges.

Hier ist der Ort, jene Stadt anzuführen, die früher Görz hieß und jetzt Gorizia genannt wird. Ich weiß mich von jeder Voreingenommenheit gegen Italiener vollständig frei, glaube aber, daß die Stadtväter von Gorizia sich eine Unbedachtsamkeit haben zu Schulden kommen lassen, als sie der Stadt, so viel sie nur vermochten, italienischen Anstrich gaben. Wird auf den Umstand, ob jenes reizende Isonzo-ufer eine Fremden-Kolonie werden soll oder nicht, von ihnen Gewicht gelegt, so war es ein Mißgriff, Straßen italienisch zu benennen und so weiter, um so mehr, da ja die Stadt der Volksthümlichkeit nach kaum unbestritten eine italienische genannt werden kann. Man wird kaum Italiener als Kurgäste erwarten wollen — solche können nur Deutsche oder Nordländer überhaupt sein. Was sollte es alsdann für einen Sinn haben, das vorhandene Deutschthum in seinen äußeren Spuren wegzuwaschen? Es ist augenscheinlich, daß die Kurorte Süd-

tirols, die, was Gärten und Pflanzenreichthum anbelangt, sich mit der reizenden Stadt des Küstenlandes kaum messen können, vornehmlich nur deshalb zur Blüthe gekommen sind, weil der Gast unter italienischem Himmel auffallende Spuren deutschen Wesens fand. Sprachen die Meraner italienisch, so wäre nie ein weltberühmter Kurort aus ihrer Stadt geworden. Das mußten sich die Goriziani, eidevant Görzer, merken. Doch nun zum Klima.

Karl Freiherr von Czörnig, der sich unter allen Schriftstellern am meisten um das Gebiet von Görz verdient gemacht hat, nannte diese Stadt Oesterreichs Nizza. Es schränkt zwar selbst die Geltung dieses Vergleiches hinreichend ein, gleichwohl ist durch denselben stets die Gefahr nahe gelegt, daß der Fremdling sich ein falsches Bild zusammenstelle. Die Landschaft von Görz hat mit der von Nizza gar nichts gemein. Dagegen ist ihre Aehnlichkeit mit der von Pau auffallend. Die Wärmeverhältnisse von Herbst bis Frühjahr sind für die beiden Orte nahezu dieselben. Auch der Anblick des Gebirges erinnert an jenes reizende Kranken-Asyl am Fuße der Pyrenäen. Der Unterschied besteht darin, daß Görz sich noch näher sowohl am Gebirge, als am Meere befindet, und daß der Gebirgswall im Norden und nicht, wie bei Pau, im Süden aufragt, so daß er in der That als eine Art von Schutzmauer gegen den Andrang des winterlichen Boreas zu gelten hat. Dagegen ist das Thal gegen Süden hin vollkommen offen und gestattet der laueren Meeresluft den Zutritt. Um das Klima von Görz zu würdigen, braucht man nur daran erinnert zu werden, daß der Dessenliche Garten, der heute zu einer prachtvollen Anlage herangewachsen ist, erst vor zwei Jahrzehnten angelegt wurde.

Jetzt gerathe ich auf mein wahres Leib- und Steckenpferd, das ich mir immer wieder hervorhole, wenn von schönen Orten

und milden Lüften in Oesterreich die Rede ist. Jeder Aufsatz über diesen Gegenstand muß mit einem *Caeterum censeo* abschließen. *Caeterum censeo* Abbazia bei Bolosca am Quarnero sei das Zukunftsziel für Reisen, welche unter dem von mir aufgestellten Zeichen unternommen werden. Dort, in den Lorbeerwäldern an der Fluth am Strande, wo die mächtige Eiche sich zum Delbaum gesellt, wird einst das Brighton Wiens erstehen.

Im Frühlinge unterscheidet sich die Wärme jener Bucht wenig von der des ligurischen Strandes. Während man aber dorthin eine fast dreitägige Reise zurückzulegen hat, erreicht der Reisende, der Wien Morgens mit dem Silzuge verläßt, noch am Abend des nämlichen Tages den Strand von Abbazia.

Ueber die Schönheit desselben giebt es nur eine Stimme bei allen Denjenigen, die ihn besucht haben. Ich habe mich an vielen Orten so ausführlich darüber geäußert, daß ich hier weitere Worte sparen kann. Doch will ich es mir nicht versagen, zur Darlegung des Klimas hier einige Ziffern anzuführen.

Der Delbaum, der in Bozen nur mühevoll fortkommt, dürftig gedeiht und kaum Früchte bringt, reicht noch dreihundert Meter über Abbazia auf die Hänge des Monte Maggiore hinauf. Die Feige hält sich noch bis hundert Meter höher. Der Wein erreicht seine Grenze bei 435, die Kastanie bei 670 Meter. Darüber hinauf sind Rothbuchen und andere Waldbäume. An der Riviera gestaltet sich das Verhältniß nicht wesentlich anders. Im Uebrigen verweise ich alle Diejenigen, die von diesem Pflanzenwuchse eine Vorstellung gewinnen wollen, auf den Anblick des Chorinsky'schen Gartens.

Die Anzahl Derjenigen, welche Abbazia gesehen haben, ist in Oesterreich keine so gar geringe. Eine kleine, aber kundige

Gemeinde ist schon in jenen Jahren hingepilgert, in welchen die Journale noch nichts von Abbazia zu erzählen wußten. Aber der Begeisterung über die Herrlichkeiten hinkt immer die Klage nach, daß es mit mancherlei Bequemlichkeit schlecht bestellt sei. Darüber läßt sich nun freilich, wegen der Verschiedenheit der menschlichen Ansprüche, nicht urtheilen.

Doch so viel steht fest, daß viele Sommerfrischorte unserer Alpenländer, insbesondere Kärntens und Tirols, nicht mehr bieten in dieser Hinsicht, als Abbazia.

Frau Tomasitsch hat ein Wirthshaus mit reinlichen Zimmern und guter Küche, und zu den Rosen, die seine Mauern umklettern, und den Nachtigallen, die in seine Fenster hineinsingen, gesellt sich der Duft süßen Weins. Wer mit seinen Angehörigen reist, findet Wohnungen zu billigstem Preis. Hier ist für Unternehmungslust ein viel versprechender Boden.

Wer in Abbazia baut, wird seine Rechnung finden. Am radikalsten wäre freilich geholfen, wenn einer aus dem Chorinsky'schen Waldpark am Meere und seinen Gebäuden eine Kolonie machte. Der Erwerb liegt auf der Hand, binnen zwei, drei Jahren kann der Gewinn nicht fehlen!

In anderer Weise wird er aber sicherlich noch weniger Demjenigen fehlen, der dort an der Salzfluth einige Wochen des Frühlings verträumt. Er wird ihn an allem dem verspüren, was solche Tage überhaupt dem denkenden und fühlenden Menschen zu spenden vermögen.

So weit schrieb ich im Jahre 1881.

Meine Worte sind nicht auf unfruchtbaren Fels gefallen. Die prophezeite Kolonie ist entstanden. Was daraus Alles späterhin geworden ist, wird der Leser an anderer Stelle dieses meines Buches finden.

Venzone.

(Eine Studie aus den Karnischen Alpen.)

An der Eisenbahn, welche von Udine nach Pontebba führt, liegt am linken Ufer des Tagliamento das von Wall und Graben umgebene Städtchen Venzone, nicht weit von der Stelle, an welcher Noreja, die alte Stadt der Taurischer, sich erhoben haben soll.

Gegen Norden, Westen und Osten erblickt man die kahlen Hänge der Kalkberge, gegen Süden aber dringt der Blick ungehindert ins Flachland.

Wenn man die Haltestelle der Eisenbahn verlassen hat, glaubt man sich einem verschlafenen und verzauberten Orte zu nähern. Im dicht bewachsenen Stadtgraben blühen Rosen, die verwitterten Mauern sind dicht mit Gras und Sträuchern bedeckt. Ueber die Brüstungen schauen Maulbeerbäume herüber und selbst auf den sechs eckigen Thürmen der Stadtmauer haben sich allerlei Sträucher, Münzenkraut und Wermuth angesiedelt. An manchen Stellen der Mauer wachsen auch Rebem und Feigen. Es giebt keinen Stein, neben oder in welchem sich nicht irgend eine Wurzel eingekieilt hätte.

Hat man das südliche Thor durchschritten, so befindet man sich in der Via Nazionale. Hier bemerkt man zunächst zur Linken die Pfarrkirche, einen wundervollen gothischen Bau des dreizehnten Jahrhunderts, aufgeführt von Maestro Giovanni.

Auf einem grasbewachsenen Platze nebenan steht eine runde Kapelle mit einem kleinen rundlichen Vorbau. Sechs Stufen führen zu ihm hinan. Dieses unscheinbare Bauwerk, welches mitten auf einem verwilderten, mit hohem Grase bewachsenen Friedhose steht, birgt die größte Merkwürdigkeit des Städtchens. Es wird alsbald davon erzählt werden.

Weiterhin erhebt sich über einer Loggia der Palazzo Publico, zu dessen erstem Stockwerke man auf einer gewaltigen Steintreppe emporsteigt. Links und rechts zweigen Seiten- (Sack-) Gassen ab, die in Gestrüpp und Wölbungen der Stadtmauer ihr Ende nehmen. Eine solche Sackgasse ist die Via Muffosa, nomen et omen, denn dies heißt so viel, wie: „schimmelige Gasse“.

Von der Piazza Palazzo aus gelangt man westlich an einem mit romanischen Fenstern und Fresken geschmückten Hause, dessen Schwelle von einem Nebendach beschattet wird, vorüber zur Kirche des heiligen Johannes.

Es ist ein graues Gebäude mit einem Vorhof, auf dem Maulbeerbäume stehen. Innen fällt rother und blauer Schimmer von farbigen Gläsern auf den Boden. Auf dem steilen Dache des Thurmes wächst Gras. Gegenüber im Gäßchen stehen die Trümmer eines Hauses, von dessen Stattlichkeit nur mehr die schönen Fensterbogen Kunde geben. Aehnlich schaut es in der Via Santa Catarina aus, die sich vom Platz östlich gegen die Stadtmauer hinanzieht.

Verfolgt man die Via Nazionale gegen Norden, so gelangt man zur Brücke, die über einen milchblauen Gießbach führt, der sich alsbald halb im blendend weißen Schotter, halb im Tagliamento verliert.

Rechts von der Brücke ist die Osteria — mit echt furlanisch undeutbarem Namen als die des „Scrosoppo“ bezeichnet.

In dieser Osteria ist es, wo unsere Geschichte beginnt.

Um ins dumpfige Gastzimmer zu kommen, stieg man damals eine Staffel hinab. Es befindet sich links, während die Küche, die nach wälscher Art mitunter auch Einheimische beherbergt, zur Rechten liegt. Im ersten Stock hatte der „Scrosoppo“ durch einige winzige und schmutzige Stuben den Titel „Osteria“ zu rechtfertigen gesucht.

Dort oben saß in einer Stube gegen die Gasse hinaus ein noch rüstiger Mann, den man hier und dort im Orte mit einem beweglichen Sessel und einer Staffelei gesehen hatte — offenbar ein Maler.

Auf der Gasse rührte sich in der schwülen, durchkochten Luft kein Wesen. Nicht einmal die Stechfliegen — die harrten unbeweglich auf ihre nächtlichen Blutmahlzeiten.

Nur in den kühlen Thorwegen sah man hier und dort einen Eingeborenen sitzen und sich des kaum merkbaren Luftzuges erfreuen, der dort sich hindurchbewegte.

Der Flügel eines vorüberflatternden Schmetterlings hätte ebenso abgefühlt, wie dieses lahme Lüstchen.

Eine Ausnahme bildeten zwei Müßiggänger (und es giebt deren nicht wenige im Dorfe), welche gerade unter der Sonnenuhr auf einer steinernen Bank saßen und sich gegen die Mauer der Osteria lehnten, welche durch die dünnen Rittel hindurch kühlte. Den Vormittag hatten sie auf der Bank gegenüber, an der anderen Häuserreihe zugebracht, dann sich der Eine ein paar Frühbirnen auf dem Platze gekauft, der Andere war zu seiner Polenta nach Hause gegangen, und jetzt, wo der Schatten sich herüber gewendet hatte, saßen sie auf dieser Bank.

Beide Burschen waren im Alter von etwa fünf und zwanzig bis dreißig Jahren. Der Eine mochte vor etwa zehn Jahren einem Murillo'schen Bettelbuben geglichen haben — jetzt noch sah er braun und fast bartlos aus, doch hatte ihn die beschränkte Diät mager gemacht. Der Andere hätte für einen Nordländer gelten können mit seinen blonden Haaren und aufgedunsenem Gesichte. Auch im Wuchse unterschied er sich sehr von seinem Gefährten. Der Braune war schlank und zierlich gewachsen, dieser aber untersezt und zudem schleifte er den Fuß nach, den er vor Jahren beim Fall von einem Baum, auf dem er Obst geplündert, sich verlegt hatte. Er kante an

einem Stück Johannisbrot, während der Braune die Hälfte einer dunklen Virginia-Cigarre zwischen den Lippen hin und her drehte.

„Kein Mensch weiß es,“ sagte der Braune in gedämpftem Tone, damit er nicht im oberen Stockwerk durch die Jalousien hindurch gehört werde, „was der dort oben treibt. Der Wirth sagt, er sei ein Maler. Aber noch Niemand hat ihn malen gesehen, wie die anderen Maler, die aus Venedig hierher kommen. So lang ich nur denke, kommt er alljährlich auf ein paar Wochen her, schlendert herum, redet und thut nichts. Ich glaube nicht, daß er hundert Worte spricht, so lange er da ist.“

„Kann mir's auch nicht denken, Pelope,“ erwiderte der Blonde. „Beklage mich aber nicht, daß er da ist. Habe schon manche Palanca* von ihm in die Tasche gesteckt, wenn ich ihm beim Ausfahren den Wagenschlag zugemacht oder beim Ankommen das Pferd gehalten habe.“

„Die anderen Maler haben ihn aber doch gern, wenn er gleich nichts redet,“ sagte Pelope. „Ich habe öfter zugehört, wie sie sich miteinander besprochen und ihm nur Gutes nachgesagt haben, vielleicht hat er viel Geld.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte der Sinkende. „Wenn's so wäre, so wählte er sich zu seinem Vergnügen einen anderen Aufenthalt, als Benzone.“

„Nu, Beppo, was verstehst Du wohl von den Capriccios der Herren?“ erwiderte Pelope, indem er mit einem Zündhölzchen an die Mauer rieb, um sich das zwanzigmal ausgegangene Feuer seines Krautes wieder einmal anzuzünden. „Begreifst Du vielleicht, was die Maler draußen abzeichnen? Felsen, Wasserlaken, alte Mauern — gibst Du Geld aus, um so was zu kaufen?“

* Kupfernes Zwei-Sousstück, 10 Centesimi.

Beppo antwortete nichts, sondern deutete auf zwei junge Männer hin, die eben über den Platz kamen. Der Eine trug eine große Kugel von Kautschuk, Beide hatten ihren rechten Vorderarm mit einem Leder umwickelt, das um den Daumen herum befestigt war — ähnlich wie man an den Beinen Gamaschen trägt, die durch ein unter der Fußsohle durchlaufendes Band gehalten werden.

Pelope und Beppo schauten unwillkürlich nach der über ihren Köpfen befindlichen Sonnenuhr, lachten sich aber an, als sie dieselbe im Schatten sahen. Das hätten sie wohl wissen können, da sie selbst unter ihr im Schatten saßen.

„Hätte nicht geglaubt, daß es schon vier Uhr ist,“ sagte Beppo. „Ohne die Boccie-Spieler merk' ich's nicht.“

Pelope antwortete nicht mehr, seine Aufmerksamkeit war jetzt, gleich der des größten Theiles der männlichen Jugend von Benzone, die jetzt urplötzlich, wie aus dem Boden emporgeschossen, auf der Piazza erschien, ausschließlich auf die Bewegungen der beiden Spieler gerichtet. Sie stellten sich auch auf der Schattenseite auf, die nun mit jedem Augenblick größer wurde, da die Sonne sich gegen die Berge des Thales von Sochieve neigte.

Jetzt traten sie auseinander, der Eine kam bis in die Nähe der Bank, auf der Pelope und Beppo saßen, der Andere blieb oben beim großen, mit rothen und blauen Vierecken bemalten Hause. Was sie trieben, bestand darin, daß der Ball, den Einer in die Höhe schleuderte, niemals wieder auf den Boden kommen durfte. Es war die Sache des Anderen, ihn aufzufangen und sofort dem Anderen wieder zuzuschleudern. Der mußte ihm entgegen- oder nachlaufen, wie er durch die Lüfte herabsaußte und ihn mit einem Schlage der flachen Hand oder des Armes abermals haushoch hinausschicken. Wurde der Ball verfehlt und stürzte er irgendwo zu Boden, so hatte Derjenige

verloren, der ihn hätte auffangen sollen. Es ist ein Ballspiel wie das der Kinder, nur ist der Ball kopfgroß und wird über die höchsten Häuser in gewaltigem Bogen hinaufgeschleudert. Oft fliegt er auf Dächer und bleibt auf ihnen liegen, manchmal zu einem geöffneten Fenster hinein, oder einem unachtsamen Zuschauer auf die Nase.

Diesmal geschah es, daß der Ball gegen die Fensterläden schlug, die das Zimmer des Malers gegen die schwüle Luft des Platzes verwahrten. Das Geräusch riß ihn aus seinem Hinbrüten. Er sprang auf, schaute durch die Zwischenräume auf den Platz und murmelte vor sich hin: „Schon wieder Abend!“

Dann öffnete er die Thür und ging hinab.

Mit Mühe wand er sich durch die vielen Zuschauer des Ballspieles. Manche schauten ihm nach, verwundert darüber, daß er den Zwischenfällen des Kampfes gar keine Beachtung schenkte. Er aber schritt eilig weiter, ohne auch nur die Menschen zu betrachten, durch deren gedrängte Menge er seinen Weg suchte. Diejenigen, die am äußersten Rande des Platzes standen, sahen noch, wie er die Via Nazionale hinabging.

Einer von diesen, es war Pelope, der sich von seinem Platze unter der Osteria entfernt hatte, um sich daheim eine neue Cigarre zu holen, machte gegen die Umstehenden eine Gebärde, die sagen sollte: „Dem Mann fehlt's da oben im Hirnkasten!“ Das war aber nur ein Augenblick — denn sofort wendete sich die Aufmerksamkeit wieder dem fliegenden Ball und dem Gebrüll Desjenigen zu, der die Zahlen der gemachten Pointen ausrief. — —

Drei Stunden später, nachdem der Maler durch das Geflapper der vom großen Gummiball getroffenen Fensterläden aufgerüttelt und zum raschen Gange nach irgend einem alten Mauerwerke neben der Kirche veranlaßt worden war, sprach man in der Aurora zu Venedig über ihn.

Die Aurora war damals eine seltsame Kneipe in der Riva der Slawonier. Das Wort Kneipe muß im weitesten Sinne begriffen werden — geradeso gut nennt man sie ein sauberes Hotel, eine Pension, ein Restaurant, ein Café, ein Logirhaus, Alles was ihr wollt. Für den unteren Theil paßte aber die Bezeichnung einer idealen Kneipe am besten; denn die Kunst hatte den Schein der Verklärung auf ihre Mauern geworfen. Manche ihrer Jünger, denen das Haus mit seinem Blick auf Lagunen und Inseln, auf Schiffe und glänzende Kuppeln unvergeßlich geblieben ist, haben sich selbst dort verewigen wollen, indem sie die Wände mit glänzenden Fresken bedeckten. Darum war die Aurora ein Wanderziel der Venetianer, insbesondere aber der Deutschen geworden, welche letztere dort nicht nur die leuchtenden Bilder betrachten, sondern auch Wein von Arqua (der nicht mit Naß aus dem Brunnen des Petrarca gewässert ist) und Conegliano-Rebensaft trinken, dunkelroth, wie Sammet-schleppen an Weiberbüsten in den Bildern des Meisters von Cadore.

Man sollte glauben, die Fresken in der Aurora stellten Abenteuer eben dieser rosenfingrigen Göttin vor, wie sie den wundervollen Knaben Orion entführt oder den herrlichen Titanos küßt. Nichts dergleichen. Es scheint, man hat nicht daran gedacht oder es nicht für schicklich gehalten, solche Excentricitäten, die man nicht einmal einer irdischen Dame verzeiht, an die Wand zu malen.

Dagegen war es einem Maler eingefallen, den Triumphzug der Meeresgötter darzustellen. Um das ganze Gemach herum wandern, schwimmen, schweben Nereiden, grünhaarige Tritonen, Delphine und Meerpferde, und Amphitrite mit Hummerscheeren auf dem lockigen Haupte. Denn Venedig ist die Königin der Meere und es ist billig, daß sich seine Kunst des Wogenpalastes erinnere.

Im hinteren Gemache, dessen Fenster auf einen kleinen Campo hinausgehen, in dessen Mitte ein Ziehbrunnen steht, hat ein anderer Maler, der von der Aurora nicht lassen konnte, Bilder vom Meeresgrund angebracht. In grünblauer, dämmeriger Fluth rühren sich Seesterne, Meerteufel, Rochen, Haie, Meerweibchen und sprossen rothe Korallenwälder. Dazwischen sieht man undeutliche Trümmer — vielleicht soll es die untergegangene Stadt Bineta sein.

An besagtem Abend saßen drei Maler in diesem kühleren Gemache, das auf den Campo hinaus geht. Die Hitze, welche den Sonderling zu Benzone so träumerisch gemacht hatte, bewog auch diese Gesellschaft, den Schatten dieses Raumes aufzusuchen, in welchen nie ein Sonnenstrahl drang.

Es waren drei Leute von sehr ungleichem Alter. Dem Ältesten, einem Italiener von sehr ausdrucksvollem Gesicht, graute schon mehr als ein Härchen im schwarzen Vollbart. Der Mittlere war ein blonder Deutscher mit Augen, in denen mehr Feuer lag, als man blauen Augen zumuthet; der Jüngste, gleichfalls ein Deutscher, ebenfalls blond und blauäugig, doch viel jünger, kaum in der Mitte der zwanziger Jahre; diese bildeten eine Gesellschaft, die sich fast täglich in der Aurora zusammenfand.

„Es ist eigentlich toll,“ begann der Jüngste, „daß wir bei der Hitze, die einen Stier rasend machen könnte, auch noch von dem schweren dalmatinischen Wein trinken, den der Albergatore gestern von dem morlakischen Kapitän gekauft hat.“

„Da sieht man, daß Du noch nicht lange in Italien bist, Warndel,“ entgegnete der Mittlere. „Für's Getränke gilt, was für den Mantel. Was gegen die Kälte gut ist, ist's auch gegen die Hitze. Nicht wahr, Fanti?“

Der älteste Genosse nickte bejahend und schaute schweigend in die Perspektiven des gemalten Meergrundes.

„Das begreift der Herodes,“ sagte Warndel. „Ich für meinen Theil läge schon wieder lieber im Wasser draußen.“

„Immer kannst Du ja doch nicht baden,“ bemerkte der Mittlere. „Oder willst Du vielleicht auf Darwinistischem Weg zu einem der Ungethüme werden, die Du hier an die Wand gemalt hast?“

„Du, Lobe,“ entgegnete Warndel, „treibst Deine Wasser-scheu ein wenig zu weit. Indessen mag's sein, daß das viele Baden matt und dumm macht. Lang halt ich's indessen auf keinen Fall mehr hier aus. Vor Mitternacht kommt man ohnehin nicht ins Bett, denn die Schwüle, die Zanzare, die Einen nicht schlafen lassen, das Baden und am Ende noch Eure Gesellschaft, bitt' um Entschuldigung, wollte sagen, der Tintenwein da — es geht nimmer.“

„Nun,“ sagte Lobe, „und wie willst Du dem entgehen?“

„Sehr einfach,“ antwortete Warndel, „ich mach's wie unser Freund Cesari und gehe irgendwohin in die Sommerfrische.“

„Fällt mir nicht ein,“ erwiderte Lobe, „ich bleibe hier — Venedig ist im Sommer schöner, als zu jeder anderen Jahreszeit. Wenn Du's nicht glaubst, so komme zu mir an den Traghetto San Samuele, und ich führe Dich in meine hängenden Gärten.“

„Ich danke,“ sagte Warndel. „Wenn ich nur wüßte, wo Cesari sich aufhält, ich ginge sofort zu ihm und würde mit ihm landschaftern.“

Diese Bemerkung war halb und halb an Fantti gerichtet. Schon vorher, als der Name Cesari genannt worden war, hatte eine Bewegung an ihm angedeutet, daß er sein Schweigen brechen wollte.

Jetzt sagte er: „Das weiß Niemand.“

„Du sprichst wie ein Orakel, Fantti,“ sagte Lobe lächelnd. „Indessen, wenn Du doch orakelst, so erkläre mir nur Eins.“

„Und was?“ fragte Fanti ruhig.

„Nun, Du weißt, was Cesari malt,“ fuhr Lobe fort. „Seiner Lebtag habe ich noch nichts Anderes von ihm gesehen, als Fresken, etwa wie die Meerergötter und die anderen Geschichten dort draußen im anderen Zimmer.“

„Nymphen, Bacchanten, ideale Landschaften,“ fügte Fanti hinzu.

„Nun wohl, welche Bewandniß hat es also mit der batavischen Jungfrau, wie er das sonderbare Bild nennt, das er in seinem Zimmer aufgehängt hat und das noch kein halbes Duzend Leute gesehen hat?“

Ehe Fanti antworten konnte, rief Warndel: „Das erste Wort, was ich höre! Was ist's mit der?“

„Jetzt kann ich auch behaupten, wie Fanti: das weiß Niemand,“ entgegnete Lobe. „Ich sage Dir — ein wundervolles Bild, weitaus das schönste, das er je gemacht hat. Ein Mädchen in langem weißen Gewand liegt todtenbleich mitten im Schilf eines Flußufers, ein junger Mensch beugt sich darüber hin. Am anderen Ufer sieht man einen Soldaten in antiker römischer Kriegertracht, der einen Bogen in der Richtung nach dem jenseitigen Gestade hinüber hält, so daß es aussieht, als ob das Mädchen von seinem Pfeil getroffen worden wäre. Die Komposition ist höchst einfach, aber seltsam ergreifend. Ich wette darauf, wenn er das Bild ausstellte, er würde einen fabelhaften Erfolg erzielen. Das ist seine batavische Jungfrau. Wenn man ihm aber davon spricht, so antwortet er keine Silbe. Ich selbst habe das Bild, das so hängt, daß man es nicht leicht entdeckt, nur einmal durch Zufall zu sehen bekommen.“

„Es ist wirklich sein bestes,“ sagte Fanti trocken. „Was aber das Mädchen anbelangt, so kann ich sagen, daß ich das Modell gekannt habe.“

„Das wird interessant,“ entgegnete Warndel. „Am Ende gar eine Liebesgeschichte?“

„Cesari und Liebeshändel!“ rief Lobe lachend.

„Wenn ich Euch gut rathen soll, so laßt niemals gegen ihn darüber etwas verlauten,“ sagte Fanti. „Er bleibt ja auch ganz aus dem Spiel. Ich sage, daß ich in das Mädchen verliebt war.“

„So, und was ist denn aus der Holden geworden?“ fragte Warndel.

„Das weiß Niemand,“ antwortete Fanti.

„Er ist köstlich heute, unser Fanti!“ rief Warndel.

„Man brauchte ihm nur eine schwarze Nase von Pappendeckel aufzusetzen und man hätte den Doktor von Bologna in der alten Posse,“ sagte Lobe.

„Alte Geschichten!“ seufzte Fanti.

In diesem Augenblicke kam der Albergatore herein und zündete die Lampe an. Draußen auf den höchsten Thurmspitzen lag noch blutrother Sonnenschein, wie Alpenglühen, aber in dieser Stube war es schon so finster geworden, daß keiner mehr die Gesichtszüge des Anderen unterschied.

Von der Riva drang das Geschrei der Verkäufer, die Rufe spielender Kinder und der Gesang einiger Matrosen herein, die neben Tauen auf dem Molo saßen.

„Jetzt zünde uns auch ein Licht an über die märchenhafte Schöne!“ sagte Warndel. „Wenn nicht, so gehe ich hinaus und bade.“

„Kühle Dich ab!“ antwortete Fanti.

Mehr war in der That nicht aus dem alten Maler herauszubringen.

Warndel hätte ihn vielleicht noch fragen mögen, aber Lobe, der den Brummbären besser kannte, winkte ihm durch Augenzwinkern ab.

Das Gespräch wandte sich nun, etwas gewaltthätig und holperig, abermals auf Cesari's Malereien und insbesondere auf die Gestalten aus dem Reiche Poseidon's in der Aurora. Dann fing Warndel wieder an, nach einer Sommerfrische zu jammern und zuletzt geriethen sie abermals auf die Frage des muthmaßlichen Aufenthaltes ihres einsiedlerischen Genossen.

Indessen so viel sie auch darüber hin und her riethen — sie waren schließlich so klug wie zuvor.

Mitten drinnen unterbrach sie Fanti. „Hörcht!“ sagte er.

Die Beiden schwiegen, sie hörten aber nichts als eine Drehorgel, die eine Arie aus dem „Liebestraut“ von Donizetti spielte. Nun begleiteten die Matrosen den Künstler und ihre Stimmen drangen gellend herein:

»Udrai nel mar che mormora
L'eco de' miei lamenti.«

„Sonderbar!“ murmelte Fanti vor sich hin, — „es ist wie damals.“

Er schritt hinaus, indem er den Vorhang zurückschob, der das Zimmer, in welchem auf Goldgrund die Meergötter sich über den Wogen schaukeln, vom Pflaster der Riva trennt.

Die Arie hörte auf. Der Künstler zog weiter. Es waren nur mehr lärmende Menschen da. Am Molo beschäftigte sich ein Mann damit, neben dem Bildniß der heiligen Jungfrau, das in der Nische eines hart am Ufer eingerammten dicken Holzpfales angebracht ist, eine kleine Ampel anzuzünden.

Vom Lido leuchteten viele Laternen herüber — es war eine blitzende Schnur von Lichtern.

Es wetterleuchtete durch den Abend und aus weiter Ferne hörte man das Meer, das der Sirocco aufregte, gegen den flachen Strand des Lido schlagen.

Die Beiden betrachteten Fanti verwundert. Der aber setzte

sich wieder schweigend an den Tisch, während jene in ihrem bisherigen Gespräche fortfuhren. Nach einer Weile rief Fanti: „Bottega, eine Lange!“ (Nämlich Cigarre!)

Lobe klingelte, denn er wußte, daß das Anbrennen einer „Langen“ bei Fanti nie ohne Bedeutung war und zumeist als Einleitung zu einer längeren Rede gelten konnte.

„Ich muß Euch doch erzählen, wie ich mit dem Modell der batavischen Jungfrau bekannt geworden bin,“ nahm der alte Maler das Wort, nachdem er noch eine Zeit lang wie verlegen umhergeschaut hatte, als ob er sich besinnen wollte oder in Zweifel wäre, wie er das Ding vorzubringen habe. „Mich drückt's heute — es ist mir zu Muth, wie seit langer Zeit nicht.“

Die Beiden schauten ihn erstaunt an. Fanti, meist so wortfarg, mußte wirklich seinen außerordentlichen Tag haben.

„Eine Flasche Wasser!“ fuhr er fort, eine Bestellung, welche die deutschen Freunde durch Rufe nach einer weiteren Ladung von dem schwarzen Dalmatiner beantworteten. „Also, Ihr wißt, ich bin von Termoli, dort weit unten zu Haus, wo die großen Wälder stehen und man auf den blauen Monte Gargano hinschauen kann. Da ich mit Gewalt ein Maler werden wollte und als ein solcher dort nichts zu suchen hatte, so ging ich, nimmer gar jung — und das ist auch der Grund, warum ich zu nichts Rechtem mehr gekommen bin — hieher auf die Akademie. Meines Vaters Bruder, zugleich mein ehemaliger Vormund, war froh, daß er mich vom Hals hatte und bot mir sogar seine Unterstützung an. Stellt Euch den Doktor Pilone Balanzoni in der alten Komödie vor, so habt Ihr den Mann, wie wenn er vor Euch stände. Die dreihundert Dukati,* die er mir ein- für allemal mitgab, habe ich

* Ungefähr 1000 Mark.

ihm heute wohl bis auf den letzten Centesimo zurückgezahlt — damals aber, wo meine Geschichte anfängt, war von einer solchen Rückerstattung noch keine Rede, ich hingegen froh, wenn irgendwo in einer Osteria der armseligste Tisch für mich gedeckt war. Ich verkaufte wenig, und manchmal behalf ich mich damit, daß ich dem einen oder anderen Dilettanten, dem ich Unterricht im Malen gab, ein Bildniß überließ, das er als das feinige ausgeben, nach Haus schicken, ausstellen oder Gott weiß was damit thun konnte. Ich wohnte im Rio Terra San Paternion — nun das Uebrige könnt Ihr Euch denken. Eines Tages erscheint der Briefträger und bringt mir ein so dickes Schreiben, daß ich Anfangs gar auf die Meinung gerieth, es möchte Geld darin sein. O diese Täuschung! Die Dicke rührte von dem groben Papier her, noch gröber aber war der Inhalt. Der Doktor Pilone Balanzoni von Termoli verlangte weiter nichts, als daß es einmal mit den Ratenzahlungen Ernst werden möchte, widrigenfalls u. s. w. Voll Wuth warf ich das Papier in den Kanal. Mein erster Gedanke war, daß ich dem niederträchtigen Filz unmöglich länger schuldig bleiben dürfe. Aber woher? Es war Hochsommer und von meinen nordischen Schülern kein einziger in Venedig. Zu verkaufen war nichts. Hätte der ehrenwerthe Herr Signore Shylock noch gelebt, ich hätte mich keinen Augenblick besonnen, wäre zu ihm gegangen und hätte ihm zu sechshundert Procent abgeborgt. Nichts dergleichen war zu hoffen. Wie's Einer schon so macht und fortrennt, als müßte ihm draußen irgendwo das Glück begegnen, so laufe ich hinaus, gleichviel wohin. Wunderlicher Weise stoße ich an der Ecke der Calle Malli Piero auf unseren Cesari. Er hatte damals irgendwo beim Traghetto San Samuele —

„Wo meine hängenden Gärten sind,“ unterbrach ihn Lobe.

„Irgendwo beim Traghetto San Samuele,“ fuhr Fanti

ruhig fort, „hatte er etwas mit einer Blumenhändlerin eingefädelt. Ich muß Euch daran erinnern, daß Cesari, obwohl viel jünger als ich, schon damals als Fresko-Maler seinen schönen Ruf hatte und ich deshalb auch gar nicht verwundert war, als er mit einer ganz unverhofften Eröffnung daher kam. Nachdem er sich freundlich nach meinem Befinden erkundigt, rückte er heraus und sagte: »Lieber Fanti, es ist gut, daß ich Euch antreffe. Ihr könnt mir wohl einen guten Rath geben. Ich muß übermorgen nach Belluno gehen, wo ich den großen Saal des Municipio und noch eine Villa mit Fresken auszuschnüden habe — ich gebrauche den Ausdruck des Auftraggebers. Die Zeit drängt und ich weiß mir keinen Gehilfen. Ihr kommt mehr unter den Malern herum, als ich. Denkt einmal darüber nach, ob Ihr mir Niemanden vorschlagen könnt.«

Ich war meiner Lebtag nicht übermäßig schlau — aber es hätte doch weit fehlen müssen in meinem Judicium, wenn mir nicht gleich aufgefallen wäre, daß Maestro Cesari keinen Anderen als mich selbst meine. Ich glaube heute, daß er mir meine Noth angesehen hatte — es ist ein Kerl von Gold.“

„Ja, das ist er,“ sagte Warndel. „Wenn ich nur daran denke, wie er mir an allen Ecken geholfen hat. Nehmen wir blos das Zimmer hier. Nie hätte ich meinen Meeresgrund zusammengebracht, wenn er nicht alle Augenblicke von seinen Tritonen und Meerergöttern hinweggegangen wäre und gesagt hätte: »Warndel, so geht's, und so —« gar nicht zu reden vom Nachschub bei wichtigeren Arbeiten. Und dabei thut er, als ob sich das von selbst verstünde, und wird ärgerlich, wenn man ein Wort von Dank sagt.“

Fanti nickte bejahend und fuhr fort: „Wenn ich auch im Zweifel hätte sein können, so hatte mich ein Blick in sein Auge, das mich mit einer Art von Ironie betrachtete, völlig über-

zeugt. Ich hatte Mühe, ein Lächeln zurückzudrängen und antwortete: »Signor Cesari oder Maestro Paolo, ich werde nachdenken, ob mir nicht Einer unter meinen Bekannten einfällt, der Lust hätte, nach Belluno zu gehen.«

»Und wann die Antwort?« fragte er weiter.

»Ich werde morgen in Eure Wohnung kommen,« antwortete ich. Er drückte mir die Hand, schaute mich noch einmal bedeutungsvoll an — und ging weiter gegen den Campanillo hin. Ich war überglücklich, denn jetzt konnte ich mich des Geizhalses von Termoli mit Würde entledigen. Sofort lief ich in mein Café, damals drüben auf dem Fondamento del Baccalao, wohin ich mich jedesmal flüchtete, wenn ich etwas zu schreiben hatte. Ich setzte mich dorthin und schrieb nach Termoli, daß mein Wohlthäter binnen wenigen Tagen seiner Schmerzen um das an mich gewendete Geld enthoben sein würde. Nachdem ich den Brief auf die Post geschickt, schlenderte ich, voll von Vergnügen, eine Weile herum, dann nahm ich eine Gondel und fuhr in die Kreuz und Quer durch ganz Venedig, um mir die Stadt, die doch meine Heimath geworden war — und es bleiben wird — noch einmal zu betrachten, bevor ich sie auf längere Zeit verließ.“

„Und dabei hast Du wohl verschiedene Abschiedsbesuche nicht vergessen?“ sagte Lobe.

„Ihr irrt Euch!“ entgegnete Fanti. „Ich war damals vollständig frei — ganz und gar gesund, nicht blos aller Liebesfesseln ledig, sondern auch — woran das viele Arbeiten schuld sein mochte — in Gedanken durch keinerlei Tändeleien beunruhigt. Deshalb ging ich um Mitternacht ganz ruhig von der Piazza heim und trat in aller Frühe meinen Gang zu Maestro Paolo an, der bei der Brücke der Unheilbaren auf den Zattere wohnte.“

»Nun also?« sagte der Meister ohne weitere Umschweife.

Ich begann etwas verlegen und stotternd, aber der Maestro Paolo ließ es nicht so weit kommen, daß ich mich selbst anbot.

»Lieber Carlo,« unterbrach er mich, »ich finde keinen Besseren, als Euch!« Als ich abwehrte, fuhr er fort: »Patti chiari, amicizia lunga!« Also setzen wir uns zusammen und fertigen einen Vertrag. Wenn Euch der genehm ist, dann können wir flugs an unsere Reise gehen.«

„Daran erkenne ich unseren Paolo,“ sagte Lobe. „Er hat gewiß sämtliche Punkte dieses Vertrages wie ein alter Schacherer durchgegangen und erörtert, damit Dir ja der Gedanke fernbleibe, als erweise er Dir eine Wohlthat mit seinem Auftrag!“

„So ist es,“ erwiderte Fantì. „Er stellte sich, als ob er seinen eigenen Vortheil nicht genug wahren könnte. Da gab es Bedenken hin und her und Disteleyen, die ihm fremd sind. Er täuschte mich denn auch nicht und ich werde ihm seinen Bartsinn nie vergessen. Nachdem Alles fertig war, sagte er, daß es ihm lieber sei, sofort allein aufzubrechen, um eine geeignete Wohnung zu finden, ich dagegen möchte ihm in einigen Tagen folgen. Und so geschah's. Ich trieb mich noch ein paar Tage, die mir sehr lang wurden, in der Stadt herum. Hier und da trat ich aus Langweile in eine Kirche, wie wenn ich noch in den letzten Tagen etwas lernen wollte, was ich bei unserer Arbeit in Belluno hätte brauchen können. Ich erinnere mich noch, daß ich den heiligen Lorenzo von Tizian und das Abendmahl von Bordone betrachtete. Schaffen konnte ich nichts mehr. Am vierten Tage litt es mich nicht mehr weiter in der Stadt, ich fuhr nach Mestre hinaus und pilgerte zu Fuß weiter bis Magliano, wo ich in einer kleinen Herberge über Nacht blieb. Am nächsten Tage gelangte ich durch die endlosen Pappel-Alleen bis Treviso, wo ich wieder eine Nacht Rast hielt. Am dritten Tage endlich sah ich gegen

Abend auf dem Hügel zwischen Piave und Ardo auf seinem Hügel das anmuthige Belluno und mit Vergnügen verweilte mein Auge an den Bergen Serva und Crepa, die sich hoch über die Stadt erheben. Es ist ein sehr weiter Weg von Treviso bis dorthin, ich war von Hitze und Anstrengung übermüdet, meine Nerven waren gereizt, ich befand mich in einem fast fieberhaften Zustande. Nur so kann ich es mir erklären, daß der ungeheure Engel, der auf dem Dome Palladios steht, langsam seine ungeheure Posaune emporhob und in dieselbe stieß, um mir ein Willkommen entgegen zu blasen. Auch die vielen Bildsäulen, welche auf der Attika des Theaters stehen und hoch über die Dächer der Häuser hinwegschauen, blieben bei meinem Einzug nicht gleichgiltig. Sie fingen an, ihre Arme zu bewegen und begrüßten mich, sich die Hände schlagend, mit einer wüthenden Beifallssalve, die freilich nicht klatschte, sondern klang wie Marmor, den man mit einem Hammer bearbeitet. Ich war so ergriffen, daß ich mich gegen eine Wand lehnen mußte.

So warm mich der Engel und die Bildsäulen begrüßt hatten, so kalt gingen die Menschen an mir vorüber. Nicht ein einziges Gesicht kam mir bekannt vor. Es dauerte nicht lange, so folgte der Ueberreizung eine bedeutende Abgeschlagenheit. Ich setzte mich, um ein wenig zu rasten, auf eine der Staffeln des Palazzo Municipale. Da fiel mir bei, daß Maestro Paolo ganz und gar vergessen hatte, mir anzugeben, wo ich ihn treffen konnte.“

„Das sieht ihm wieder einmal ganz und gar gleich,“ sagte Warndel lächelnd. „Ich wundere mich nur, daß er sich nicht im Namen der Stadt schon geirrt hatte.“

„Nun, so arg war's doch nicht,“ fuhr Fanti fort. „Trotzdem aber immerhin schlimm genug. Wo sollte ich bei der einbrechenden Nacht den Maestro finden? Indessen war zum

Glück meine Börse ziemlich gefüllt und so schritt ich dem nächsten besten Gasthause zu. Ich gerieth in den goldenen Löwen, aß, weil meine Müdigkeit mich hinderte, nur wenig zu Nacht, sondern suchte sofort mein Lager auf. In diesem goldenen Löwen aber war, wie ich am nächsten Tage bemerkte, nicht bloß das schildhaltende Thier über dem Eingangsthore echt vergoldet, sondern auch Speise, Trank und alles Uebrige. Ich würde also das Haus am nächsten Tage verlassen haben, auch wenn es nicht mein erstes Geschäft gewesen wäre, Maestro Paolo aufzusuchen. Als ich Morgens die Contrada Mezza Terra in dieser Absicht hinab schlenderte, rief mich eine Stimme aus der offenen Thür einer Apotheke bei meinem Namen. Es war der Gehilfe Ghecco Torradini, den ich von Venedig her kannte, weil er in der Nähe von Maestro Paolo's Wohnung auf den Zattere in einer Apotheke gedient hatte. Als ich ihm mein Anliegen vortrug, lachte er mir ins Gesicht und sagte: »Aber wo ins Himmelsnamen soll denn der Maestro anders zu finden sein, als im Palazzo Municipale, wo er malt?« Ich schlug mir mit der Hand vor den Kopf, denn jetzt sah ich, daß ich der Zerstreute gewesen war. Ghecco machte mir den Vorschlag, im geräumigen Hause seines Herrn, in welchem sich viele unbenutzte Zimmer befanden, Wohnung zu nehmen, was ich nicht sogleich annehmen konnte, da ich nicht wußte, was Maestro Paolo in dieser Hinsicht bestimmt hatte. In der That traf ich ihn im Municipio, wie er gerade mit der Aufnahme und Eintheilung des Plafonds und der Seitenwände beschäftigt war. Selbstverständlich hatte er es vergessen, für uns Beide eine Wohnung zu miethen. Er hauste noch im Gasthof zu den beiden Thürmen. Als ich ihm von der Einladung unseres gemeinschaftlichen Bekannten Ghecco erzählte, stimmte er sofort zu und beauftragte mich, das Nothwendige gleich in Ordnung zu bringen. So geschah

es denn, daß wir noch an dem nämlichen Abende im Hause des Apothekers Dezzan (so hieß Shecco's Herr) einzogen.“

„Man muß gestehen, Fantì, daß Du Deine Geschichte vorträgst wie ein Chronist,“ unterbrach den Erzähler der ungeduldige Lobe. „Was kümmert uns denn Dein Apotheker und sein Gehilfe? Wir haben geglaubt, Du wolltest uns etwas von Maestro Cesari erzählen.“

„Laß ihn nur,“ wehrte Warndel ab. „Wenn er einmal, was etwa alle zwölf Monate vorkommen soll, ins Sprechen geräth, dann darf man ihn nicht unterbrechen.“

„Wir befanden uns also bei Dezzan in zwei Gemächern, die durch einen langen Gang von einander getrennt waren. Eines von diesen ging auf einen hübschen Garten hinaus und ich hätte es gar zu gern genommen, da es aber Maestro Paolo ebenfalls gefallen hatte, so stand ich zurück.“

Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir die Einwohnerschaft des Hauses gefallen hätte. Der alte Dezzan war trocken wie ein gedörrter Fisch, ein süßlicher Pillendreher und eine Krämerseele, wie sie zum Glück des Menschengeschlechtes wohl selten auf der Welt vorkommen mögen. Sein Weib, der man aus einer nicht gar langen Vergangenheit allerlei Abenteuer mit den Offizieren der Garnison nachsagte, hatte sich dermalen dem Himmel zugewendet und es verging nicht eine Stunde des Tages, an dem nicht irgend ein Priester von einer der dreizehn Kirchen der Stadt aus- und einging. Zu ihrer Zeit mochte sie eine Schönheit gewesen sein. Ihre Augen glänzten noch immer, und ohne eitel zu sein, glaube ich, daß sie damals häufiger nach mir jungem Gast schielten, als man geglaubt hätte, wenn man die fromme Signora drei bis vier Mal des Tages im schwarzen Schleier und mit dem Gebetbuch in der Hand langsam zur Kirche gehen sah.“

Lobe und Warndel brachen in ein schallendes Gelächter

aus. Der Erstere sagte: „Ich wette, jetzt sind wir bei der Heldin von Fanti's Geschichte angelangt. Es war wohl der Mühe werth, uns durch die Apotheke durch zu dieser runzeligen Venus zu führen.“

Fanti fuhr mit unerschüttertem Gleichmuth fort: „So alt Dezzan war, so befand sich doch noch eine ältere Person im Hause, nämlich seine Mutter. Diese war schon ganz blöde und sprach meist nur in unzusammenhängenden Worten. Man behandelte sie schlecht und ließ es ihr fühlen, daß sie eine unnütze Last im Hause sei. Dies erregte mein Mitgefühl und ich unterließ es niemals, sie freundlich zu grüßen. In Folge dessen behandelte auch sie mich mit Wohlwollen.“

„Wieder eine Eroberung!“ rief Lobe.

„Außerdem befand sich im Hause einer der nichtswürdigsten Rangen, welche jemals als Plage ihrer Mitmenschen herum-liefen. Dezzan nannte ihn seinen Sohn. Gewiß aber war er der Sohn seiner frommen Ehegemahlin. Die Hauptbeschäftigung dieses Buben bestand darin, die alte Großmutter und noch eine andere Person zu quälen, die sich von Zeit zu Zeit vor uns sehen ließ. Es war dies ein etwa achtzehnjähriges Mädchen von wunderbarer Schönheit, Luigia geheißten. Sie hatte die prächtigsten schwarzen Haare in auffallend starken Zöpfen, hohen Wuchs und eine wundervolle Haltung. Dagegen war sie so geschmacklos und armselig gekleidet und trug ihren Kopf meist in schlechte Umhängtücher gehüllt, so daß der Reiz ihrer Erscheinung erst nach und nach zu erspähen war. Anfänglich hatte ich sie für eine Cameriera oder etwas dergleichen gehalten, nach einigen Tagen aber entnahm ich verschiedenen Worten der Großmutter, daß es eine arme Anverwandte sei, die man aus Gnaden ins Haus genommen habe.“

„Aha,“ rief Lobe, „Aschenbrödel taucht auf und unser

Freund Fanti ist der Zauberer Alcidor, der es entdeckt und auf den Ball führt.“

„Hätte ich's nur gethan,“ antwortete der alte Maler. „Zugleich erfuhr ich, daß man sie im Hause die Nonne nannte, denn sie sollte binnen wenigen Wochen in eines der beiden Klöster, die sich in Belluno befinden, und zwar in das der Dominikanerinnen eintreten. Ich dachte mir: Nun, wenn es überhaupt ein Frauenzimmer giebt, welches sich für diesen Beruf eignet, so ist es dieses verlassene und scheue Geschöpf. Sie erwiderte meinen Gruß kaum, huschte scheu durch den Gang, und nicht selten sah ich sie schnell ein Sacktuch verbergen, mit dem sie sich wohl die Thränen abgewischt haben mochte, welche aus ihr die Peinigungen des Sprößlings der frommen Signora Dezzan erpreßt hatten.

Während wir im Palazzo Municipale auf unseren Gerüsten standen oder zeichneten, kam die Rede manchmal auf die Einwohner des Hauses Dezzan. Maestro Paolo machte seine harmlos gutmüthigen Witze über den Geiz des alten Apothekers und den Rosenkranz seiner Frau. Von Luigia war nie die Rede gewesen, bis er eines Tages, während wir uns gerade an die Anfertigung des Kartons nach einer Skizze des Meisters machten, mir einen auf dickes Papier gezeichneten Kopf hinhielt, mit der Frage: ob ich mir wohl denken könne, wen das vorstellen solle. Ich brauchte nur einen Augenblick hinzusehen, um Luigia zu erkennen — nun, Ihr wißt ja, wie unser Paolo zu porträtiren vermag, wenn er will. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich manche Einzelheit, aus welcher ich ersah, daß sie unserem Paolo gegenüber sich nicht so schweigsam oder scheu verhalten hatte. So wußte er aus ihrem Munde selbst, daß sie in der Klosterschule der Dominikanerinnen erzogen worden war und wohl die Mauern des Klostergebäudes niemals verlassen haben würde, wenn nicht die Ordensregel bestimmte,

daß Novizen vor Ablegung des Gelübdes einige Zeit außerhalb des Klosters zubringen müssen.

Auf die Frage, warum sie ins Kloster gehe, hatte sie geantwortet, daß es gleichgiltig sei, wohin immer sie ihre Schritte wende, weil sich doch Niemand um sie annähme.

Wenn man ihr dagegen mit Hinweisung auf ihre Verwandten antwortete, so schwieg sie. Auch das hatte Paolo noch herausgebracht, daß sie das Haus niemals verlassen durfte, außer Sonntags, wo sie in Begleitung der uralten Großmutter in die Kirche ging.

Diese Mittheilungen trugen nicht wenig dazu bei, meine Theilnahme für die arme »Nonne«, wie man sie im Hause hieß, zu steigern. Ich unterließ es von nun an nie mehr, sie anzureden, wenn sie mir im Hause begegnete.

Nach und nach legte sie ihre anfängliche Scheu ab und antwortete mir freundlich auf meine Fragen. Als ich sie einmal darüber zur Rede stellte, wie sie sich das Leben im Kloster denke, antwortete sie: »Ich werde ganz gewiß glücklich sein mit meinen Schwestern, denn wohin soll ich sonst gehen, als ins Kloster?«

Ich weiß nicht, wie es mit meinem Gefühl für dieses arme Geschöpf bestellt war und ob ich es Mitleid oder Liebe nennen sollte. Mehrere Vorgänge gaben mir darüber Aufschluß.

Wir waren einige Wochen in Dezzan's Hause, als ich eines Tages durch ein wildes Geheul aus dem beginnenden Schlummer meiner Siesta geweckt wurde. Ich sprang auf den Gang hinaus und sah ein Tableau. Der gute Paolo, der keinem Kinde ein Haar krümmen konnte, hieb dem Bengel, welcher seinen Kopf durch die vorgehobenen Arme zu schützen suchte, ein paar kräftige Maulschellen hin, und wenige Schritte davon entfernt stand Luigia abwehrend, doch aber seufzend und mit Mühe die Thränen verbergend. Meine nächste Em-

pfündung war Eifersucht gegen den Maestro, weil ihm der Zufall eine Gelegenheit in die Hand gespielt hatte, der Luigia seine Theilnahme zu beweisen. Von dem Augenblicke an, in welchem ich diese Beobachtung an mir selbst machte, nahm ich mich in Acht — ich hielt es für Sünde, den Lebenslauf, wie ihn sich dieses arme Geschöpf vorgezeichnet hatte, durch Träume zu unterbrechen, welche niemals die Umrisse der Wirklichkeit annehmen konnten.

Ein anderes Mal nahm ich wahr, daß in einer der Fresken, welche wir aus den Denkwürdigkeiten der Stadt Belluno im Municipio malten, unter einer Schaar reichgekleideter Damen, die einen Dogen empfingen, als die am meisten geschmückte die Gestalt Luigia's auftauchte. Ich wagte es nicht, ihm darüber eine Bemerkung zu machen. Noch mehr aber überraschte mich, daß ich eines Tages im Zimmer des Maestro auf dem Tische einen Strauß von Georginen und Asters bemerkte. Er war kein Blumenfreund und hatte dieselben gewiß nicht selbst dort aufgestellt. Mit einem Mal fiel mir ein, daß ich wenige Augenblicke zuvor ähnliche Blumen in der Hand Luigia's gesehen hatte.

Ich muß gestehen, daß ich mich weit von dem Hause Dezzan's wegwünschte. Doch konnte ich den Maestro unmöglich verlassen. Schließlich wurde mir das Dableiben nach kurzer Zeit dadurch erleichtert, daß es eines Morgens beim Frühstück hieß: Die Nonne ist heute in aller Frühe ins Kloster der Dominikanerinnen gegangen, um ihr Noviziat anzutreten.

Paolo war zu dieser Stunde beim Frühstück nicht anwesend. Ich beobachtete ihn während der Arbeit den ganzen Tag über, aber ich konnte nichts Besonderes an ihm entdecken. Nicht einmal der fette Kanonikus, der mitunter im Hause speiste und der seinen Appetit bewundern ließ, gedachte des Mädchens mit einem Worte. Daß der alte Dezzan und seine lebenswürdige

Gemahlin kein Wort über die Verschwundene verloren, wunderte mich nicht.

Was ihn anbelangt, so war ich längst überzeugt, daß mit der Einsperrung dieses Mädchens im Kloster eine schmutzige Geldgeschichte zusammenhänge, in welcher der Farmacista der Gewinner und das arme Geschöpf das Opfer war. Und hinsichtlich der Frau unterlag es keinem Zweifel, daß die Entfernung des schönen Kindes aus dem Hause dem gefallsüchtigen Weibe inniges Vergnügen bereitete. Mit dem Fortgehen Luigia's blieb sie wie verschollen — kein Mensch dachte mehr daran im Hause.

Mittlerweile kam der Winter, und ich muß gestehen, auch ich dachte nur selten mehr an die schöne Eingesperrte. Auch bei Maestro Paolo nahm ich nichts wahr, was darauf hätte hindeuten können, daß er sich beunruhigt fühle.

Er arbeitete unverdrossen, sprach noch weniger als sonst und schien nichts mehr zu kennen und zu wissen, als seine Aufgabe. Wir malten Ereignisse aus der Geschichte Belluno's, insbesondere solche, die mit der tyrannischen Regierung des abscheulichen Gzzelino von Romano zusammenhängen.

Mitunter kam es mir vor, als wenn der Gegenstand, die Darstellung der Greuel, welche der Barbar in der trevisanischen Mark beging, unseren Maestro erfreut hätten.

Er lachte hie und da sonderbar und als er den Erzbischof Fontana von Ravenna malte, wie er an der Spitze des Kreuzheeres gegen den Menschenschlächter kämpft, hörte ich ihn in den Bart brummen: »Hätt's nicht geglaubt, daß Einem von denen da etwas Menschliches einfällt!«

Ich muß gestehen, daß ich vom Eifer unseres Maestro weit entfernt war. Selten verging ein Abend, ohne daß ich mich im Teatro Nuovo einfand. Es wurde zwar nichts Anderes gegeben, als Norma und die Sonnambula in Abwechslung

nacheinander, aber man konnte sich an den Melodien auch nicht satt hören. Was immer in der Stadt gesungen, gepfiffen, geträllert, getrommelt, gesummt wurde, war aus den beiden Opern. Mein ständiger Besuch hatte mich auch mit einer sehr artigen Persönlichkeit bekannt gemacht, nämlich der Näherin Fiammetta. Sie wohnte in der Vorstadt Prato, hatte die schönsten Augen und Haare, die man sich denken kann, trug keine Schminke, nur die Blässe des Gesichtes war durch Reispulver künstlich erzeugt. Alles Uebrige — Natur, die leuchtende Nonne war versunken und vergessen.“

„Bravo!“ sagte Lobe, „das nenne ich mir einen gesunden Geschmack. Nach der schmachtlappigen Luigia und der alten Bettel von Signora Dezzan thut es Einem wohl, einmal etwas von einem richtigen weiblichen Wesen zu hören!“

„Wenn die liebe Fiammetta nur nicht gar so schrecklich dumm gewesen wäre — natürlich Liebesangelegenheiten ausgenommen,“ fuhr Fanti fort. „Was sie mir oft für Fragen vorlegte, es war schon zum Todtlachen. Nun, es dauerte nicht gar lange, und ich war es satt, der Amorofo dieser schönen Puppe zu sein. So entschloß ich mich, Andere für ihre Ausbildung Sorge tragen zu lassen und wandte mich nützlicheren Beschäftigungen zu. In meinen Mußestunden, und deren gab es in den kurzen Wintertagen nicht wenige, verfiel ich auf eine industrielle Spekulation. Wozu war Shecco, mein alter Bekannter, ein Apothekergehilfe? Ich schlug vor, einige Säcke voll gepulvertem Zucker zu kaufen, die von irgend einem Burschen, den ich zufällig hatte kennen lernen, über die Grenze geschmuggelt worden waren. Damit wollten wir Rosoglio von allen gangbaren Sorten machen — die kleine Flasche, die uns kaum auf vier Kreuzer zu stehen kam, zu einem Zwanziger. Das Geschäft ging eine Weile vorzüglich und Shecco schwur mir ewige Freundschaft.“

„Eine schöne Erholung,“ sagte Warndel, „nach dem Kartonzichnen Schnaps brennen. Aber Ihr Wälsche seid einzig in Eurer Art. Jeder von Euch ist ein Bucherer, es handelt sich nur um den Grad.“

Fanti lächelte und fuhr fort: „Weiß Keiner von Euch gelehrten Deutschen, wie die alten Griechen oder Römer den Gott der Zölle, Mauthen, der Finanzaufseher u. s. w. nannten?“

„Einen Gott der Finanz?“ rief Lobe. „Wenn es nicht der den Dieben und Krämern gemeinschaftliche Gott Mercurius ist, so wüßte ich nicht, wen man dazu machen sollte.“

„Nun also,“ fuhr Fanti fort, „der beleidigte Gott der Schlagbäume und Zölle rächte sich an uns auf eine ebenso seltsame, als wirkungsvolle Art. Wir befanden uns noch im März, dennoch aber lag bereits eine sommerliche Schwüle über dem Thale. An einem Nachmittage kamen schwere Gewitterwolken die Piave heraufgezogen. Bald fing es zu blißen an und ich vermeinte jeden Augenblick den großen goldenen Engel, der mich beim Eintritte in Belluno so freundlich begrüßt hatte, von der Spitze des Thurmes herabgewettert zu sehen. Aber nicht diesem galt die Wuth der Blitze. Es schien nur auf unseren Rosoglio-Vorrath abgesehen zu sein. Denn plötzlich zuckte es in unserem Hause durch den Rauchfang herab und der Donnerkeil schlug in unser so lange verheimlichtes Laboratorium. Der kostbare Vorrath wurde in hunderttausend Scherben zertrümmert. Die Flüssigkeit ergoß sich in grünen, rothen und gelben Wasserfällen durch den Hofraum auf die Gasse. Es ist nur schade, daß der Regen in Strömen niederfiel und der Wind wüthete, so daß sich Niemand im Freien aufhalten konnte, sonst hätten wir unserer Straßenjugend ein wundervolles Fest gegeben. Ich habe vergessen zu sagen, daß mein Freund Ghecco, so jung er war, schon beinahe keine Haare mehr auf dem Kopfe hatte. Die wenigen aber, welche

er noch besaß, raufte er sich aus, als er den Rosoglio auf der Straße fortzuschwimmen sah. Mich dagegen belustigte dieser Schlag ins Komptoir außerordentlich. Als ich am Abend ins Kaffeehaus kam, hegte ich einen Bekannten dazu auf, daß er dem Ghecco Vorwürfe machen sollte. Er mußte ihm nämlich sagen, wir hätten unsere Fläschchen nicht mit Lack, sondern mit Bech siegeln sollen, weil der Lack das elektrische Fluidum viel zu stark anziehe. Ueber diesen Hohn wurde Ghecco so erboßt, daß ich mich ins Mittel legen mußte.“

„Du vergißt aber ganz und gar auf unsere Nonne,“ unterbrach Warndel den Erzähler. „Jetzt ist sie schon den ganzen Winter im Kloster und wir wissen nicht, wie es ihr darin gefällt und nach welchem von Euch Beiden sie schmachtet.“

„Nun ja,“ sagte Fanti ungeduldig, „das sind eben so Dinge, die mir aus der damaligen Zeit noch beifallen. Ich komme sogleich wieder zum romantischen Theil meiner Geschichte. Mit dem Frühling wurde es nunmehr Ernst, es kam der April, die Zeit der Blüthen.“

„Die ungefähr das vorstellt,“ sagte Warndel, zu Lobe gewendet, „was nach den Beschreibungen unserer deutschen Poeten der Mai sein soll. Allerdings die richtige Jahreszeit für Abenteuer.“

„Ihr müßt mich nicht jeden Augenblick unterbrechen,“ sagte Fanti, indem er in der Ungeduld des Erzählens gegen seine Gewohnheit eine neue Flasche bestellte. „Es ging, wie ich es mir nicht besser hätte wünschen können, denn ich mußte mit den ersten warmen Tagen eine Arbeit draußen vor der Stadt anfangen. Draußen in Ponte Dardo befand sich die Villa, in welcher unser Maestro seine Herstellungsarbeiten auszuführen hatte. Sie gehörte einem alten Conte, welcher sein Geschlecht bis auf die Familie der Cäsaren zurückführte. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde unser Maestro auf einmal diese Arbeit

nicht selbst ausführen wollte, sondern mich hinaus schickte. Mir konnte nichts erwünschter kommen. Erstlich gefiel mir mein Zimmer nicht, dann aber noch weniger der alte Dezzan, dieser Ritter von der traurigen Gestalt mit seinem lauernden Blick und den unsauberen Gebärden eines schäbigen Geizhalses. Die Kost wurde immer magerer und der Wein saurer. Wäre Ghecco nicht gewesen, so würde ich das Haus ohnehin schon längst verlassen haben. Was mich aber vollends hinaustrrieb, das waren die Ungezogenheiten des bösen Bengels, welchen Dezzan seinen Sohn nannte, sowie die feurigen Augen über der stets mit Tabak gefüllten überaus langen Nase der Signora Dezzan. Seit Luigia sich entfernt hatte, war diese dann von Tag zu Tag zärtlicher geworden.

Jetzt hatte ich mit einem Mal einen guten Vorwand, auf und davon zu gehen.

Ihr könnt Euch nichts Schöneres denken, als den Park, in welchem dieses Landhaus versteckt liegt."

„Du bist zerstreut,“ unterbrach ihn Lobe. „Es scheint, Du denkst nicht an meine hängenden Gärten.“

„Unmittelbar unter den Abhängen des Monte Serva zieht sich ein weiter Kastanienwald hin, der allein schon einen Gang werth ist. Mitten in diesem Wald umschließen halb verfallene Mauern und verrostete Gitter einen Park, so finster, wie Ihr Deutsche in Euren Märchen sie schildert und womit es bei Euch die nämliche Bewandniß haben wird, wie mit dem wonnevollen Mai Eurer Dichter. Also stellt Euch ein Gewirre von Fichten und Lorbeeren, von Buchen und Myrten, von Feigenbäumen und Taxis, von Platanen und Oliven, von Ulmen und Fichten dar und das Ganze überragt von vielen Pinien, deren Schirmdächer weit ins Flachland hinaus sichtbar sind. Dazwischen rieseln Bäche über Felsen in marmorne Becken hinab, an deren Rande viele weiße Götterbilder stehen, welche

die Zeit mit Moosen und Flechten gesprenkelt hat. In einem großen Teiche befindet sich eine Insel, auf welcher ein Tempel steht, welcher der Cythere heilig ist. Mitten im Baumdickicht befindet sich die Villa mit Loggien und Arkaden, die von einem Pietro Lombardo erbaut worden sein könnten. Allerdings giebt es hier in Venedig keinen Palazzo, der so weit herunter gekommen ist, wie jener. Seit Menschengedenken hatte sich kein Glied der Familie mehr dort blicken lassen und ich kann es nur der Pietät des alten Conte zuschreiben, daß er zeitweilig etwas für den verwitterten Prachtbau that. Der alte Mann mochte sich dort zu einsam fühlen, und sein Sohn, welcher der österreichischen Polizei verfallen war, zog in der weiten Welt herum, in England, in Amerika, Gott weiß wo. Im Mittelsaal, gerade unter jener Terrasse des Gartens, auf welcher eine Menge verwahrloster Rosensträucher standen, die bereits schwellende Blüthenknospen angefetzt hatten, befand sich am Plafond eine große Freske, welche die Ueberschreitung der rhätischen Alpen durch die römischen Legionen vorstellte — überhaupt bezogen sich alle Bilder auf die Geschichte Cäsars. Der ganze mächtige Saal war al fresco ausgemalt mit Helden und Koffen, nackten Knieen und Federbüschen, an denen mindestens so viel Verstöße gegen Zeit, Rüstung und Abzeichen wahrgenommen werden konnten, als Jahre zwischen den Tagen Cäsars und der europäischen Malerei der Rokoko-Künstler verstrichen sind. Durch Regen, der von oben her eingedrungen war, hatten die Helden, sowie die Götter und Göttinnen, von denen sie zum Kampfe angespornt oder beschützt wurden, viel gelitten. Meiner Wiederherstellungs-Arbeit hatte im vergangenen Jahr der Dachdecker vorgearbeitet, der die Lücken oben ausbesserte, jetzt war es an mir, Gesichtern und Waffen und Rüstungen zu ihrem alten Glanze zu verhelfen.

Doch vor lauter Malerei hätte ich bald vergessen, Euch

vom Verwalter Zanetto zu erzählen, der das wundervolle Schloß zu bewachen hatte. Er und seine Frau konnten mit nichts Anderem verglichen werden, als mit Philemon und Baucis. Obwohl Beide weiße Haare hatten, waren sie die Freundlichkeit und Munterkeit selbst. Ueberdies mußten sie von ihrem Herrn den Auftrag erhalten haben, den Künstler mit aller Rücksicht zu behandeln. Der alte Zanetto, halb bürgerlich, halb bäuerisch gekleidet, empfing mich mit offenen Armen und rief sofort seine Frau herbei, die nicht um ein Jahr jünger ausah, als er selbst. Ihr könnt Euch denken, daß ich mich sofort vor meine Aufgabe führen ließ und nicht wenig froh war, als ich erspähte, daß ich mich derselben wohl gewachsen glauben konnte.“

„Du würdest die alten Lümmel wohl besser gemalt haben, als der Anstreicher, der ihnen vielleicht österreichische Fahnen oder Schießprügel in die Hände gab!“ rief Lobe.

„Mag sein,“ erwiderte Fanti, „aber die Komposition und die Färbung waren nicht schlecht. Hier und da entdeckte ich etwas Verzeichnetes, doch im Ganzen waren es die Bilder werth, daß mein Genius sich daran machte, ihnen den schönen Schein des Lebens wiederzugeben.“

So machte ich mich denn an die Arbeit, nachdem mir vorher ein prachtvoller Fund geglückt war. Ich hatte nämlich zwei wundervolle Zimmerchen gegen Norden hin entdeckt, die mit allerlei Getäfel und Schnitzwerk verziert waren, die während des Sommers Kühlung versprachen und vor denen unter hohen Platanen ein Springbrunnen sein einschläfernd geräuschvolles Wesen trieb. Platz war nicht viel darin, denn das eine war nahezu von einem großen Bette, das andere von einem riesigen Bücherkasten, den geschnitzte Gestalten schmückten, ausgefüllt. Das taugte mir, denn ich kenne nichts Widerwärtigeres, als viel leeren Raum im Zimmer um mich herum

zu haben. Uebrigens war der riesige Bücherkasten mit den Meisterwerken der älteren französischen und italienischen Poeten angepfropft. Ich konnte mich also Abends aufs Bett legen, die Kühlung genießen, den Dichtern in den Labyrinthen ihrer Gedanken oder Gestalten folgen und dem Springbrunnen zuschauen, wie er die Blätter der Bäume ansprühte. Nie in meinem Leben habe ich gleich wundervoll gewohnt und gelebt.

Hie und da ließ sich Freund Paolo sehen, um nach den Fortschritten meiner Arbeit zu schauen, oder mir Geld zu bringen. Der Aufenthalt in Belluno schlug ihm nicht gut an, er sah übel aus und war noch übler gelaunt. So oft er kam, führte ich ihn in meine Gemächer, machte ihn auf die Schönheiten der Villa und des Parkes aufmerksam und drang in ihn, hier auf dem Lande zu wohnen. Er sah sich Alles lächelnd an, antwortete aber nichts — der Mensch schien völlig verändert, von dem alten Gesellschafter in der Speranza war so viel wie nichts übrig geblieben.“

Fanti trank ein Glas von dem starken Weine auf einen Zug. Lobe und Warndel schauten einander verwundert an, so hatten sie ihren Freund noch nie gesehen. Er riß die Augen auf, als wollte er die finstersten Geheimnisse der vom Meere bedeckten Stadt, welche Warndel gemalt hatte, durchschauen. Sein Blick hatte dann etwas so Starres, wie der der Seeungeheuer, welche Paolo's Hand in die krystallinen, dämmerig grün-blauen Tiefen hineingezaubert. Doch wollte sich Keiner einen Scherz erlauben, sie wußten, daß es in diesem Falle ein- für allemal aus gewesen wäre mit der Fortsetzung dieser wunderlichen Belluneser Geschichte, die in keinen rechten Fluß kommen zu wollen schien. Die Aufregung war bei ihm so weit gestiegen, daß er von Zeit zu Zeit während des Sprechens auf irgend eine der Gestalten, die sich in oder auf dem an die Wand gemalten Meere bewegten, hindeutete,



wie wenn dort etwas zu sehen gewesen wäre, was ihn an die Gestalten der Geschichte, welche er erzählte, erinnerte.

Lobe wollte ihn etwas ernüchtern und fragte: „Lieber Carlo, ich lobe mir Deinen Bücherschrank, Springbrunnen und Deine Platanen, aber verzeih's uns barbarischen Deutschen — wie war es denn in diesem italienischen Paradies mit Essen und Trinken bestellt? Ich erinnere mich, manche Pinien- und Lorbeergruppe angestaunt zu haben, schließlich aber schaut es in dieser Wunderwelt jammervoll mit den nicht poetischen Bedürfnissen der Menschheit aus. Ich hätte auf einen solchen Villen-Aufenthalt so wenig Zutrauen als möglich.“

„Beruhige Dich, Cimbri“, erwiderte Fanti, wie es Lobe erwartet hatte, durch diesen Einwand von seiner emphatischen Höhe etwas herabgezogen. „Signor Zanetto war nicht nur in seiner äußeren Erscheinung ein Galantuomo, so daß er, wenn man ihn in ein feines Staatskleid gesteckt hätte, ohne Weiteres den alten Conte selbst vorzustellen vermochte. Er wohnte im Dekonomiegebäude, sehr hübsch eingerichtet.“

„Hatte karrirte Hosen und Lackstiefel“, bemerkte Warndel. „Wir kennen das. Aber wir wollen wissen, ob in der Villa der Nachkömmlinge der Cäsaren ein anständiger Tropfen und ein genießbarer Imbiß aufzutreiben waren.“

»Altro,« erwiderte Fanti. „Die Küche —“

„Zugleich unser Salon“, neckte Warndel.

„Die Küche war prachtvoll zusammengestellt und der schwarze Nebenjaft, ein vorzüglicher Hügelwein, erschien nur maßweise. Zanetto's Braten und Fritturo — ich will sagen die seiner Baucis, genannt Margherita, waren prachtvoll, das Vorzüglichste aber sein Schinken und dieser so ausgezeichnet, daß selbst der melancholische Paolo, so oft er erschien, sich nicht vergeblich davon anbieten ließ.“

„Schinken mit Knoblauch“, sagte lächelnd Warndel. „Was

versteht denn Ihr unglückliches Kunstvolk von einem ordentlichen Schinken?“

„Paolo war er gut genug,“ sagte Fanti. „Es ist übrigens merkwürdig, was Ihr immer an unseren Sachen auszufinden findet. Da seht“ — und er hob sein Glas gegen das Licht in die Höhe, daß von der Wand her das Grünblau der Seetiefe hindurchschimmerte — „wo in Eurem vorgeschrittenen, überstudirten Norden treibt Ihr mir einen solchen Rebensaft auf? Ich trinke es aus auf das Andenken der Tage in der kühlen Klausen am Monte Serva, auf die Rosen und auf die Liebe!“

„Es war augenscheinlich, daß Fanti seiner Sinne nicht mehr mächtig war.

Gleich darauf fuhr er fort: „Das Hundsgestirn, die Hitze, die drückenden Tage — das Alles gab es nicht in der herrlichen Halle. Einmal aber wurde es mir doch lästig, daß ich nie ein fremdes Gesicht sah, und so entschloß ich mich an einem Augusttag, an dem es mir zu wohl war, wieder einmal in die Stadt hineinzugehen und alte Bekannte aufzusuchen. Warum ich nicht geraden Weges ins Kaffeehaus ging, weiß ich heute noch nicht — es ist manchmal, als ob das Verhängniß Einem einen Faden anhängte, der Einen verhinderte, da und dorthin zu gehen, vielmehr an einen anderen Ort zerzt, an den man nicht gedacht hat. So ging ich heute geraden Weges in die mir so verhaßt gewordene Farmacia.

Ich fand meinen ehemaligen Geschäftsfreund Ghecco nicht, dagegen entdeckte ich in einem Winkel die alte Großmutter Dezzan, die einen grünen Nasenzwicker trug, durch welchen sie mich seltsam anschaute. Mir kam es vor, wie wenn sie lächelte und gegen den Strumpf hin kicherte, an welchem sie sich strickend zu schaffen machte. Sie winkte mich zu sich heran und erzählte mir verschiedene Neuigkeiten der Stadt Belluno, Klatsch, wie

wie er von den Kunden in die Apotheke hineingetragen wird. Plötzlich aber schaute sie mich ganz starr an, so daß ich eine Cule vor mir sitzen zu sehen glaubte und sagte flüsternd: »Auf nächsten Mittwoch, als auf das Fest der Himmelfahrt Unserer Lieben Frau, ist die Einkleidung unserer Luigia im Kloster der Dominikanerinnen anberaumt, denn man hat ihr drei Monate vom Noviziat nachgesehen. Wenn Ihr Lust habt, dieser heiligen Handlung beizuwohnen, so werde ich Sorge tragen, daß man für Euch unter unseren Familiensitzen einen aufhebe. Denn ich glaube, es wird in der Klosterkirche ein ungeheures Gedränge entstehen.«

Mit einem Mal tauchte das Bild der sanften, schönen Luigia, welches die Zeit bereits verwischt hatte, in verlockender Frische vor mir auf.

»Ich werde kommen,« sagte ich. »Tragt Sorge, daß Ihr mir einen Stuhl aufbewahrt.«

Von diesem Sonntag bis zum Mittwoch schwand mir das Bild der Nonne nicht von den Augen. Ich arbeitete wenig, schlenderte im Park herum oder ging auch in den Kastanienwald hinaus, wo ich mich in den Schatten der großen Bäume hinlegte und die Piave hinabschaute, gegen San Gervasio und Castion hin. Die meiste Zeit philosophirte ich, indem ich an die Unnatur dachte, mit welcher unsere religiösen Meinungen und Sitten den Trieben einen greulichen Zwang auferlegen, der endlos viele Leiden und Jammer jeglicher Art in seinem Gefolge hat. Paolo ließ sich nicht sehen. Es war mir auch lieb, denn er hätte nichts zu loben an mir gefunden. Aber die Hitze —“

Hier machte Fantì eine Pause. Er blickte wie ängstlich und hilfesuchend umher.

„Die Hitze,“ sagte Barndel, „ja man kann sich denken, daß es im August nicht wenig hinzündet an die Felsabhängen

von Belluno. Da lob ich mir noch unser Benedig, Luftzug haben wir immer und schließlich springt man ins Wasser.“

„Ja, ins Wasser,“ sagte Fanti in einem sonderbaren Ton. „Da schaut einmal hinauf, wie der Sohn des Neptun und der Amphitrite sich in seinem goldenen Hause so wohl fühlt. Und dort schau — dort glättet Luigia das blaue Meer, daß sie es mit ihrem Muschelwagen befahren kann. Jeder Delfhin möchte über uns Narren lachen, die wir uns in Gluth und Staub abmühen.“

Adonis war flüger, der ist im Juni gestorben und war doch der Liebling dieses wundervollen Weibes — er hat nicht gewartet, bis ihn die Schwüle hinsiechen machte. Ja, auch die Myrte liebt den Rand der Fluth.

Blick mich nicht so an, Du tückisches, schönfüßiges Weib dort oben!“ (Er deutete zum Triumphzug der Venus auf den Wellen hinauf.) —

„Was aber unser Fanti heute für Unsinn schwätzt!“ sagte Lobe.

„Ich sah es voraus, der Argun-Wein hat ihm das Blut in den Kopf getrieben, und dann muß es auch mit der Nonne irgend welchen Haken haben,“ bemerkte Lobe.

„Eh!“ rief Fanti, „Ihr wollt mich nicht mehr hören — höre Du mich, die Du auf den Vorgebirgen wohnst, Akra.“

„Jetzt wird er homerisch,“ spöttelte Warndel. „Du, Fanti, komme, wir gehen in Lobe's hängende Gärten, dort ist es kühl.“

„Du hast Recht, die Hitze ist hier zu groß.“

Ohne ein Wort zu erwidern, fügte sich der seltsame Erzähler. Nach wenigen Augenblicken verließen sie die Aurora. —

Was Lobe seine hängenden Gärten nannte, war nichts als ein kleiner Hof, von welchem ein Theil des Bodens durch ein Mauerwerk unbekanntem Ursprungs um etwa eine Klafter über

den anderen Theil emporragte. Fünf oder sechs Staffeln führten vom oberen in den unteren „Garten“.

So klein dieser Hofraum war, so anmuthig war er mit allerhand Sträuchern und Bäumen bewachsen. Außer den herkömmlichen Lorbeerbäumchen befanden sich darin japanesische Spindelbäume, Magnolien mit großen weißen Blüthen, Cypressen und Oleander. Am grauen Mauerwerk rankten sich Passionsblumen empor und der Epheu gebieh so kräftig, daß es ihm gelungen war, einen Kirschbaum in seinen Umarmungen zu erwürgen.

Leblos stand der ausgesogene Stamm mitten unter den glänzenden Blättern des Klettergewächses. Wenn man mit einiger Kraftanstrengung über die Mauer schaute, so sah man in einen engen Kanal, durch welchen in langen Zwischenpausen hie und da einmal eine Gondel glitt. Im oberen Garten befand sich zwischen Mimosenstauden eine Ruhebank mit Tisch. Das war das einzige Anzeichen, daß sich Menschen um diesen blühenden und grünenden Erdenwinkel kümmerten. Denn im Uebrigen war Alles verwachsen und verwahrlost, mit Moos, Flechten und Gras bedeckt, ja auf einem der Bäumchen befand sich sogar ein Amfelnest, zu welchem die Thiere ungescheut aus- und einflogen.

In diesem Garten saß Lobe häufig und las in seinen Lieblingsbüchern, den italienischen Poeten des sechzehnten Jahrhunderts. Dort vergnügte er sich an den wundervollen Thaten Roland's, an den Liebeshändeln Tancred's und Clorinda's. Es war eben einer jener Orte, wie sie in Gottes weiter Welt nur am Strande der Lagunen gefunden werden.

Am Tage, nachdem Fanti in der Aurora die Erzählung seines Künstlerlebens zu Belluno auf eine so seltsame Weise abgebrochen hatte, war die nämliche Gesellschaft um den Tisch zwischen den Mimosensträuchern versammelt.

Den Mittelpunkt bildete wieder eine große Flasche, mit dunkelrothem Conegliano angefüllt.

„Heute haben wir, dem Himmel sei's gedankt,“ sagte Warndel lächelnd, „keine Seeungeheuer und Meerjungfrauen, die Dir das Concept verrücken können, lieber Fanti. Meine Mittel erlauben es mir sogar, jeglichen Stolz darauf wegzuleugnen, daß ich Dir mit meinen gemalten schwindelblauen Meerestiefen die Drehkrankheit in den Hirnkasten gezaubert habe.“

„Weiß der Kuckuck,“ erwiderte Fanti, „was gestern mit mir vorgegangen ist. Zuerst diese alte Melodie, die Hize, der Wein und diese teuflische Venus — es giebt Tage, an denen man an böse Bannsprüche glauben könnte. Im Uebrigen ist mir heute eine Ueberraschung zu Theil geworden, wie seit langer Zeit nicht mehr. Es ist doch Paolo, der die Venus gemalt hat?“

„Ja, und ich die wundervollen Meerestiefen,“ erwiderte Warndel.

„Nun, ich sage Euch, dieses heidnische Weibsbild ist Niemand anders als die fromme, christkatholische Nonne Luigia. Was ich seit Jahren nüchtern nicht gesehen, das ist mir gestern urplötzlich von einem verheerenden Augenblick wie eine Ahnung gekommen, und seit heute Morgen, wo ich mir das Bild noch einmal anschaute, weiß ich es ganz gewiß.“

Die beiden deutschen Maler schauten sich verwundert an.

„Also so steht's!“ rief Lobe. „Jetzt kann ich mir die Georginen und Asten erklären. Wir dürfen doppelt gespannt sein auf die Fortsetzung der Geschichte.“

„Es ist nicht mehr viel davon übrig,“ sagte Fanti, „und mag Euer Durst so groß sein wie immer, ihr Ende wird den Boden dieser Flasche nicht sehen. Ich habe Euch gesagt, daß ich von der alten Großmutter den Tag der Einkleidung er-

fahren hatte. Also gut, an dem bestimmten Tage ging ich über San Lucca, ohne die Stadt zu berühren, nach dem Kloster der ehrwürdigen Schwestern des heiligen Dominikus von Pruillo. Dasselbe liegt eine kleine halbe Stunde außerhalb der Porta Feltrina, etwas abseits von der Straße nach Bassano.

Ein Frauentag, und noch dazu eine Nonnen-Einkleidung — Ihr könnt Euch denken, wie viel Landvolk dazu herbeigelaufen war. Es ging zu, wie auf einem Jahrmarkt. In der Klosterkirche standen die Menschen dicht gedrängt. Ich hätte keinen Stehplatz mehr erhalten, wenn ich nicht zu den Sesseln der gefeierten Familie Dezzan geführt worden wäre, wo bereits der alte Bucherer im nagelneuen schwarzen Frack sich gleichsam als die erste Figur des aufzuführenden Schauspiels bewundern ließ. Er überfloß heute von Lächeln und Herablassung.

Indessen blieb mir keine Zeit übrig, diesen Kerl zu betrachten. Mein Blick fiel sofort auf die Nonne, welche vor dem Altare auf einem rothen Teppich kniete. Sie hatte die Hände zum Gebet gefaltet und schien völlig regungslos. Das Gesicht war bleich wie Marmor. Gegen die rothe Farbe des Teppichs bildete das Brautkleid von weißem Atlas einen grellen Gegensatz. Stellt Euch dazu vor das bleiche, edel geformte Gesicht und den Myrtenkranz auf den dunkeln Haaren. Das war nicht mehr die Luigia von der Contrada Mezza Terra — dieses wundervolle Opfer, welches man zur Schlachtbank führte, erregte in mir einen Sturm von Empfindungen, gegen den ich mit aller Gewalt ankämpfen mußte.

Es hätte nur einer Anzahl von Gleichgesinnten bedurft, um mich zu einem wahnsinnigen Streich hinzureißen und das arme Mädchen mit Gewalt fortzuführen. Dezzan mochte so etwas in meinen Augen lesen, denn seine Lippen zuckten spöt-

tisch und seine Dachsaugen funkelten vor Vergnügen. Jetzt begann das Orgelspiel und der Gesang der Nonnen. Nachdem die Messe vorüber war, hielt der fette Kanonikus, dessen Gefräßigkeit anzustauen ich so oft Gelegenheit hatte, eine Ansprache an Luigia, von deren Inhalt ich nicht das Geringste mehr weiß, wie lange es dauerte, bis zwei schwarze Klosterfrauen aus der Sakristei herauskamen und auf Luigia zuschritten. Die eine von diesen Frauen trug eine große Scheere, die andere ein Körbchen. Nunmehr erhob sich die Novize, ging einige Schritte weiter und kniete sich auf die unterste Stufe des Altars nieder, nachdem sie noch einmal einen Blick nach rückwärts geworfen hatte, der wie Abschied von der Welt aus sah. Zugleich bemerkte ich, daß tiefe Röthe ihr Gesicht überzog. Auch glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß sie sich nur mit Zittern auf die Kniee niederließ.

Jetzt ein Schnitt mit der Scheere, und ein Theil der schwarzen Locken fiel in das Körbchen. Im nämlichen Augenblick aber, gleichzeitig mit dem Klirren des Eisens, wurde ein gellender Schrei gehört und das wundervolle Mädchen lag ausgestreckt auf dem scharlachrothen Teppich.

Jetzt entstand ein allgemeines Geschrei nach Naphtha, Salmiakgeist und weiß Gott was für ätherischen Substanzen, um Luigia, welche wir scheinodt dalag, wieder zum Leben zu bringen. Es dauerte geraume Zeit, bis sich die Augen endlich wieder öffneten und es möglich wurde, das umgesunkene Mädchen aufzurichten. Ich verlor keine ihrer Bewegungen.

Am meisten fiel mir auf, daß sie einmal den Kopf jäh nach der linken Seite der Kirche wendete, als ob sie dort irgend etwas suchte. Es kam mir sogar vor, so weit ich das Antlitz, das ich nur zur Hälfte sah, in seinen Veränderungen beurtheilen konnte, als ob während des raschen Hinüberschauens das marmorne Gesicht sich plötzlich wieder geröthet hätte.

In diesem Augenblicke stand der alte Dezzan von seinem Sessel auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte zu mir in süßlichem Tone: »Nu, es ist kein Wunder bei der Hitze und bei dem erstickenden Dunst. Ich wollte, ich wäre draußen.«

Nichts konnte mir erwünschter sein, als diese Gelegenheit, um mich von dem erdrückenden Schauspiel los zu machen.

»Ihr habt Recht, Sigitor Dezzan,« sagte ich, nicht ohne einen Anflug von boshafter Ironie. »Mir ist auch nicht wohl. Ich habe genug an der gottseligen Handlung.«

Voll Wuth rannte ich zur Kirche hinaus, bis in die Stadt hinein. Wenn ich das Kloster hätte anzünden und sämtliche Kutteln unter seiner Asche begraben können, ich hätte es in diesem Augenblick gethan.

Wie ich auf den Marktplatz komme, höre ich jene verfluchte Arie des Donizetti. Die ist schuld, daß mir seit gestern Abend diese Geschichte nicht mehr aus dem Kopfe will. Dem Paolo muß sie wohl auch lange darin herumgegangen sein, denn ich bin jetzt mehr als je überzeugt, daß er die Luigia vor Augen gehabt hat, wie er die Venus in der Aurora malte.“

„Ja, ja, die A stern und die Georginen!“ sagte Lobe. „Wenn ich ihn wiedersehe, werd' ich ihn fragen, ob er es schon gebeicht hat, daß er eine keusche Braut Christi öffentlich als nacktes Weibsbild auftreten läßt.“

Fanti hatte seit gestern mehr gesprochen, als sonst in einem halben Monat. Jetzt war der Strom seiner Rede versiegt und er wieder zu dem schweigsamen Grübler geworden, als welchen ihn seine Freunde stets gekannt hatten.

Starr schaute er vor sich hin, zu den Passionsblumen hinüber und dem jungen Kirschbaum, der von dem alten Epheu erwürgt worden war.

Auch Lobe und Barnbel sprachen wenig mehr, vertieften

sich aber um so fleißiger in den dunkelrothen Conegliano, von dem ein Humpen nach dem anderen herbeigeschafft wurde.

Es war offenbar, daß diese einfache Geschichte ihnen Stoff zum Nachdenken gab.

Zulezt kam das Gespräch, wie es stets geschieht, wenn man abschweifen oder etwas Nichtssagendes reden will, auf das Wetter, d. h. auf die Hitze.

„Also, daß Du's weißt, Warndel, in drei Tagen mußt Du fertig sein. Ich will mit unserer Sommerfrische nicht mehr länger warten. Meine Lorbeerbäume und Magnolien sind mir schon bald so zuwider geworden, wie die Stechfliegen.“

„Gern,“ erwiderte Warndel, „wenn ich nur einmal weiß, wohin.“

„Dafür hat der Zufall gesorgt,“ entgegnete Lobe. „Gestern Abend noch begegnete mir der Doktor Pesamondi.“

Bei diesem Namen horchte Fanti auf.

„Dieses Gerippe von einem Rabulisten?“ unterbrach ihn Warndel. „Ich habe ihn manchmal mit unserem Paolo im Kaffeehaus zusammensitzen sehen und nie begriffen, wie die zwei zusammenkamen. Ich gehe dem klapperdürren Rechtsverdreher aus dem Wege.“

„Was kümmern mich seine Prozesse?“ sagte Lobe. „Im Uebrigen sei dem wie immer, gestern Abend, wie ich über den Campo San Salvador gehe, ruft mir eine feine Stimme nach. Ich sehe mich um und erblicke diese dünne Säule des Rechtes. Der Doktor Pesamondi fragte mich, ob wir keine Nachrichten von Paolo hätten. Ich war ganz erstaunt, zu hören, daß er von seiner Abwesenheit wußte. Noch mehr wunderte ich mich aber, als ich erfuhr, auf welche Weise der Proceßkrämer Kunde davon erhalten hatte. Die Geschichte sieht unserem Paolo ganz gleich. Wie er auf dem Bahnhof einsteigt, fällt ihm ein, daß er zu Hause ganz vergessen hatte, wohin sie ihm den Koffer

mit seinen Geräthschaften und Kleidern schicken sollten. Da sieht er den Doktor Pesamondi, der eben aus einem angekommenen Zuge ausgestiegen war, schreibt einige Zeilen auf ein herausgerissenes Blatt seines Skizzenbuches und giebt's ihm mit der Bitte, es in die Wohnung zu besorgen. Dem Doktor sagte er, daß er zum Lago di Cavazzo gehe, um dort Studien zu malen. Ich wußte nicht, wo der ist, bis mir der Doktor erzählte, er liege dort oben in den friaulischen Bergen.

»Il nostro bravo Paolo era sempre un poco sofisticico!« setzte Pesamondi hinzu, indem er sich auf die Stirn deutete, was, wie mir scheint, so viel sagen will, als er halte ihn für nicht recht bei Trost.“

„Natürlich,“ bemerkte Warndel, „was über die Beutelschneiderei hinausgeht, das ist für einen solchen Pifficone Narrethei.“

„Du thust ihm Unrecht,“ erwiderte Lobe. „Der Mensch nimmt an unserem Paolo ein ganz besonderes Interesse. Als er sah, daß wir über seinen Aufenthalt gar nichts wissen, besann er sich eine Weile, während welcher er mich scharf betrachtete, dann sagte er: »So viel ich gelegentlich von Paolo erfahren habe, wohnt Ihr da draußen irgendwo auf dem Zattero.«

»Ganz richtig, in meinen hängenden Gärten,« erwiderte ich.

»Es ist gut,« sagte er, »ich habe morgen dort draußen zu thun. Wenn Ihr in den Nachmittagsstunden zu Hause seid, werde ich bei Euch vorsprechen. Ich habe über den Paolo mit Euch zu reden.«“

»Per bacco,« rief Fantti auffahrend. „Da steckt etwas dahinter.“

„Wieso?“ fragten die beiden Maler.

„Ei, weil dieser Pesamondi zur Zeit, wo ich in Dezzan's Hause wohnte, Advokat in Belluno war. Gebt Obacht, für

nichts und wieder nichts kommt er nicht. Es ist kein Mensch, der viel unnöthige Worte macht.“

Während die Freunde überlegten, was Fanti damit gemeint haben konnte, klopfte es an der Thür, die vom Hause in den Garten führte.

Lobe öffnete, und über die Schwelle des dunklen Ganges schritt Niemand Anderer, als der Wolf der Fabel, der Advokat Doktor Pesamondi.

Dieser Advokat war ein dürres, mit höchster Eleganz gekleidetes Männchen. Aus seinem hageren Gesichte schauten ein paar listige Augen. Doch konnte man seine Physiognomie keine unangenehme nennen, denn wenn er lächelte, wie er es jetzt bei Begrüßung der Freunde that, so zeigte sich ein Zug des Wohlwollens über sie hin ausgebreitet.

Nachdem die Förmlichkeiten abgethan waren, nahm er ohne Weiteres am Tische Platz. Er nippte von dem Conegliano und wandte sich sofort an Fanti.

„Signor Carlo,“ begann er etwas hüstelnd, „es gereicht mir zur besonderen Genugthuung, Euch einmal wieder zu sehen. Ihr erinnert Euch doch meiner noch von Belluno her, he?“

„Das Vergnügen ist meinerseits,“ erwiderte Fanti kurz mit einer Verbeugung.

Der Advokat schwieg eine Weile, räusperte sich, zog seine Uhr hervor und sagte: „Zeit ist Geld beim Geschäftsmanne. Darum gehe ich gleich zur Sache über und sage den Herren, daß in je kürzerer Frist Paolo wieder daheim ist, desto besser für ihn. Bei seinem Herumrennen kann nichts Gutes herauskommen.“

„Und was wird der Herr Doktor zu uns sagen, die wir uns gerade anschicken, mit geraden Füßen ins Bagabundenthum hinüber zu springen?“ sagte Warndel lachend.

„Oh, meine Herren, Sie malen ja oder gehen spazieren —

das ist ein anderer Fall. Bacchus und die Musen werden Euch beschützen.“

„Und Paolo?“ bemerkte Warndel, auf das Höchste gespannt.

„Paolo malt so wenig wie ich,“ entgegnete der Doktor trocken.

Alle Drei stießen einen Ausruf der Verwunderung aus.

„Ihr selbst,“ entgegnete Lobe, „habt ihm ja die Koffer mit seinen Maler-Requisiten befördern helfen.“

„Ich schwöre, daß so wenig Delfarben, Firniß oder Pinsel darin waren, als in meiner Tasche,“ sagte der Advokat lächelnd, indem er dieselbe umgestülpt hervorzog.

Er schien sich an der Befremdung der Freunde zu vergnügen, denn erst nach einer Weile fuhr er in gemessenem Tone fort: „Ja, ja, ich fürchte, der gute Paolo steckt noch immer in einem schlimmen Handel. Es ist der Zweck meines Hierherkommens und Eure Aufgabe, ihn herauszuziehen. Wenn Ihr's nicht glaubt, so urtheilt nach drei Aktenstücken, die ich Euch vorlege.“

Damit langte er in seine Tasche. Die Blicke der Freunde folgten ihm neugierig. Was er aber hervorzog, waren keine Papiere, sondern eine Schnupftabakdose von Silber, aus welcher er eine ergiebige Prise nahm. Während ein ironischer Zug seinen Mund umspielte, fuhr er fort: „Erstes Aktenstück: Anwesend drei Personen, Schauplatz: der Park bei der schönen Villa, welche die Herren mit ihren unsterblichen Fresken geziert haben. Zeit: ein schwüler Sommernachmittag. Am Ufer des kleinen Sees ist eine Art von dichter Laube, von Lorbeer-gebüsch gebildet. Das Gespräch zweier Menschen, welche sich darin befinden, kann aus einiger Entfernung nur undeutlich gehört werden, weil das Geplätscher des Brunnens, welcher dort in eine steinerne Wanne fällt, es übertönt. Schreien aber die beiden Personen, so vermag es Derjenige zu hören,

der auf der steinernen Bank, zwischen den nächsten Cypressen sitzt, obwohl sich ein dichter Zaun von Rosen dazwischen hinzieht. Kurz, die Herren kennen ja die Geschichte vom ägyptischen Joseph und der schönen Frau Potiphar. Der zaghafte Joseph läßt gar nicht seinen Mantel zurück — denn es war zu heiß — sondern nur seine tiefe Verachtung, die er mit den Worten: »Abscheuliches Weib!« von außen in die Laube wirft, indem er davonstürzt. Und eine schrille Stimme tönt hinter den Lorbeerzweigen. »In fünfzehn Tagen ist die glatte Heuchlerin hinter den Klostermauern eingefargt. O glaube nur nicht, daß Du mich hinter das Licht führen kannst!« Der Jüngling war Paolo, die rachgierige Frau Dezzan's Ehegespons, deren fetter Kopf alsbald brennroth aus der Laube zum Vorschein kam, und der Zuschauer hinter dem Zaune war ich, der ich im Schatten rastete, bis Bonetto, der Faktor, bei dem ich ein Geschäft hatte, zum Vorschein käme."

„Wieder einmal die Astarte und Georginen!“ sagte Lobe, indem er seine Aufregung in einem Schluck Wein zu verbergen trachtete.

„Mir geht eine ganze Girandola auf,“ murmelte Fanti.

Der Advokat warf ihm einen etwas spöttischen Blick zu und fuhr fort: „Zweites Dokument: Die glatte Heuchlerin befand sich kaum vierzehn Tage bei den guten Dominikanerinnen, als ich eines Tages meinen braven Paolo schnurstracks gegen mich zukommen sehe, während ich gerade vor Santo Stefano stehe und mir die Mädchen betrachte, wie sie im Heimgehen mit einander lichern und flüstern. O, der gute Paolo, wie klug war er damals und wie unklug überhaupt. Wenn man aus Jemand etwas herausziehen will, braucht man ja nur mit einer weichen Feder seine Nase zu figeln und ihn anzupacken, wo er am schwächsten ist. Und meine Schwäche, Signori — jeder Mensch hat deren — sind alte Bücher und

Antiquitäten. Kurzum, was denkt Ihr, daß mich Paolo fragt? Signor Dottore, sagt er, Ihr seid eine Autorität, gebt Ihr mir Aufschluß, haben die Römer auf ihren Zügen über die Alpen Saumthiere gebraucht, oder haben sie sich mit Maulthieren begnügt? Was denkt Ihr über den Punkt, an dem Hannibal die Alpen überschritt? Und so ging es fort von einer Sache zur anderen und er antwortete immer wieder selber, obgleich er die Miene annahm, mich zu fragen. In meinem ganzen Leben habe ich in einer Viertelstunde nicht so viel gelehrte Brocken zu hören bekommen, wie damals. Ich gerieth ganz außer mir vor Erstaunen. Ich hätte den Wust gar nicht beantworten können, selbst wenn er mir die Zeit gelassen hätte. Als ich ein wenig Luft bekam, fragte ich: »Aber, bei der Madonna, wo habt Ihr denn all dieses gelehrte Zeug her?« — »D,« antwortete er, »nichts einfacher als das. In der Villa, in der ich male, ist eine prächtige Bibliothek. Dort sitze ich in den Mußestunden und hole mir von den schönen Bänden bald diesen, bald jenen herunter. Da ist Alles: Philosophie, Geschichte, Tragödien, Romane, Lebensbeschreibungen — doch,« setzte er heftig hinzu, ohne meine Antworten auf seine Fragen abzuwarten, weil wir gerade davon reden, da las ich jüngst eine Geschichte, über die Ihr als Rechtsgelehrter mir gewiß Eure Ansicht mittheilen werdet.«

Mir dämmerte eine Ahnung auf, was da kommen würde. Mit einiger Spannung sagte ich: »Nun, und was ist das für eine Geschichte?«

»Es ist nur eine Novelle,« erwiderte unser Paolo, »aber ich möchte wissen, ob die Thatsachen möglich sind oder nicht. Es war einmal ein sehr junges und wunderbar schönes Mädchen, welches von gewissenlosen Verwandten, die sich ihres Vermögens zu bemächtigen strebten, in ein Kloster gesteckt wurde — «

Ich hatte Mühe, mich zusammen zu nehmen, damit er auf

meinem Gesichte die besondere Theilnahme nicht wahrnehmen konnte, die ich dieser Geschichte widmete. Es gelang mir, er aber fuhr fort: »Das Mädchen hatte einen Geliebten, welcher ein angehender Advokat war und von ihr die ganze Intrigue erfuhr. Dieser denkt sich natürlich, daß ihm als zukünftigen Gatten dieses Vermögen besser ansteht, als den geldgierigen Verwandten, und er setzt alle Hilfsmittel seiner Wissenschaft in Bewegung, um die unfreiwillige Nonne aus ihrer Gefangenschaft zu erlösen.«

So weit war Paolo, als ich ihn mit den Worten unterbrach: »Wobei er natürlich seine Wissenschaft umsonst angestrengt hat.«

»D nein, im Gegentheil,« erwiderte Paolo, »der junge Advokat siegte vollständig. Die Nonne wurde aus dem Kloster entlassen und die schlimmen Verwandten mußten das ganze Geld an ihn zurückgeben. Jetzt leben die beiden jungen Leute herrlich und in Freuden.«

»So, und wie heißt denn der Verfasser dieser wundervollen Geschichte?« fragte ich.

Paolo stotterte eine Weile, dann nannte er irgend einen Namen, an welchen ich mich nicht mehr erinnere.

Ich weiß nicht mehr genau, was ich ihm darauf sagte, es war aber ungefähr Folgendes: »Mein lieber Paolo, wenn Eure ganze Bibliothek aus solchem Zeug besteht, so thut Ihr besser daran, in den Lorbeerlauben (ich betonte das Wort etwas) Eurer Villa zu träumen, als in diesen Scharfeken zu blättern. Der Autor der Historie hätte zuerst lernen sollen, daß ein Frauenzimmer, wenn es sich einmal eingekleidet in einem Kloster befindet, nicht mehr anders herauskommt, als über die Gartenmauer.«

Paolo sagte: »Ja, aber in der Novelle ist doch Alles so klar dargestellt. Man sieht die Dinge, als ob man dabei ge-

wesen wäre. Es geht so natürlich zu, daß man gar keinen Zweifel darüber haben kann, wie sich das Ganze entwickelt.«

»Hört mir mit der Entwicklung auf,« sagte ich zu Paolo. »Ich sage Euch, da ist nichts als Wischwasch und Phantasie. Diese Sache muß ich doch kennen, per bacco! Gott, was sind da für Hindernisse! Da ist der Beichtvater, die Oberin, der Kanonikus, der Bischof, der k. k. Gouverneur und wie die ganze Gesellschaft heißt. Wären wir in einem freien Lande, dann ja, aber in dieser Zwangsanstalt, die man Oesterreich nennt, müssen wir an diese und tutti quanti denken.“

Paolo schien betroffen. In seiner Verlegenheit stotterte er: »Nun, ich werde Euch das Buch schicken, dann werdet Ihr sehen.«

O lieber Gott, ich wußte ja längst, daß das Buch, welches er mich sehen lassen wollte, sein eigenes Schicksalsbuch war. Doch stand ich ihm damals nicht nah' genug, um ihm das sagen zu können. Ich begnügte mich also, zu antworten: »Ich brauche Euer Buch nicht. Ich will mir meine Zeit nicht verderben.«

„Ich sehe nicht ein,“ bemerkte hier Fanti, „warum Ihr ihn nicht aufgeklärt habt. Das konnte ja unserem Paolo von größerem Nutzen sein, als Eure verspäteten Sorgen um sein Wohl.“

„Weise gesprochen,“ erwiderte Pesamondi mit einer ironischen Verbeugung. „Ich für meinen Theil bin immer mit der Maxime am besten ausgekommen: Jeder für sich und Gott für Alle. Darum war mir damals wohl, wie mir Euer wackerer Paolo wieder den Rücken kehrte. Ich wußte nur zu gut, daß er in der Gesellschaft beim Capello verkehrte, welche damals das Stelldichein aller exaltirten Köpfe war. Es deuchte mir durchaus nicht angenehm, daß er mich mitten auf dem Platz von St. Stefano mit solcher Lebendigkeit anredete.“

Fanti winkte mit den Augen den Freunden verständnißinnig zu. Diese schienen es aber nicht zu bemerken, denn offenbar interessirte sie die Erzählung Pesamondi's mehr, als die Meinung, die Fanti über das Gebahren des Advokaten hegen konnte.

Pesamondi aber fuhr ruhig fort: „Jetzt kommt das dritte Dokument. Wenige Wochen später erfuhr ich von Doktor Zucca, daß die Nonne aus dem Dezzan'schen Hause sich im Dominikanerinnenkloster sehr unbehaglich gefühlt habe und über die Gartenmauer durchgebrannt sei, wo ein Liebhaber sie erwartete. Die Sache sei aber sehr schlecht abgelaufen, denn man sei durch eine Denunciation der Signora Dezzan unterrichtet gewesen und habe das schöne Fräulein kurze Zeit, nachdem es seine Freiheit erlangt hatte, wieder eingefangen. Jetzt befindet es sich, meinen Nachrichten zufolge, irgendwo in einem friaulischen Kloster. Doktor Zucca aber muß officiell behaupten, sie liege unpäplich zu Belluno. Das ist's eben, was mich unruhig macht, von wegen unseres Paolo. Stellt Euch nun vor, die fette Dezzan, der aufrührerische Capello, unser waghalsiger Freund — dann habt Ihr die ganze Pastete. Geht also hinaus nach Gemona, Osoppo, Benzone, Maggio — sucht das ganze Friaul ab und macht, daß Ihr ihn heimbringt, wenn nicht, dann verpfände ich Euch meinen Schwur, daß er binnen kürzester Zeit in Gradiska, Mantua oder sonst wo Muße haben wird, über seine Thorheit und die Saumseligkeit seiner Freunde nachzudenken.“

Lobe und Warndel schauten einander verblüfft an.

Fanti hatte aber als Italiener die Sachlage sofort begriffen und nahm, so schweigsam er sonst war, augenblicklich das Wort: „Dottore, Ihr habt Recht. Bis jetzt ist es mir nicht eingefallen, unsere zwei Deutschen zu begleiten. Von diesem Augenblick an bin ich bei der Partie, und Du, Lobe,

packe Deinen Koffer schnell! Zeit ist nicht zu verlieren. Wenn Ihr zögert, gehe ich allein voraus. Ich werde von Udine an den Weg schon zu finden wissen!"

Nach diesen Worten erhob sich Pesamondi, nahm noch einmal eine Priese Tabak und empfahl sich mit den Worten: „Es freut mich, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft der Herren gemacht zu haben. Ich wünsche unserem Paolo den besten Erfolg. Zählen Sie auf Ihren gehorsamsten Diener!"

Und ehe Lobe daran dachte, ihm die gebührenden Höflichkeiten zu erweisen, war er schon wieder über die Schwelle in dem finsternen Gang verschwunden. — — —

Wir kehren nun nach Benzone am Tagliamento zurück.

Am nächsten Tage Abends saßen die drei Freunde miteinander in einer Trattoria von Gemona, nachdem sie in einem Karren, den sie in der Via Nuova Lovaria zu Udine gemiethet hatten, durch Staubwolken dahin geschleppt worden waren.

Sie sprachen nicht viel miteinander, dafür beschäftigte sich Jeder um so mehr mit den eigenen Gedanken. Denn erst auf dem Wege, während ihnen die Sonne auf den Kopf brannte und sie vor sich nichts als weiße Wolken, welche den Athem hemmten und die mit Staub bedeckten Blätter der Maulbeer- und Feigenbäume, war ihnen eine Ahnung von den Schwierigkeiten aufgegangen, denen sie entgegen gingen.

Sie sahen ein, daß es nichts weniger als leicht war, Paolo aufzufinden. Frauenklöster befanden sich überhaupt gar keine in dieser Gegend und es schien ihnen eine ausgemachte Sache, daß Luigia in irgend welche andere Verwahrung gebracht worden sein müsse, wenn sie sich überhaupt in der Nähe der Ortschaften befand, welche Pesamondi mit so vieler Bestimmtheit als den Tummelplatz der gegenwärtigen Unternehmungen Paolo's angegeben hatte. Während sie einige zahme und zugleich lahme Reiter betrachteten, welche langsam im Garten der Trattoria

auf- und abgeschrieben, hielten sie in Gedanken Rath, was sie zunächst zu thun hätten, um Paolo einzuholen.

„Es kommt Einem gar nicht wahrscheinlich vor,“ nahm Fanti das Wort, „daß unser Freund dem wackeren Pesamondi genau den Ort auf die Nase gebunden haben soll, an welchem wir ihn zu suchen haben. Trotzdem aber ereignet es sich manchmal, daß Jemand im letzten Augenblick keine Zeit zur Erfindung mehr hat, sondern rein der Kürze wegen wirklich das sagt, was ihm im Kopfe herumgeht. Bleiben wir also bei dem Lago di Cavazzo stehen. Ich schlage vor, wir gehen bis Benzone, lassen uns dort über den Tagliamento setzen, gehen nach Bordano und Allezzo und halten dort überall Umfrage. Unmöglichkeit ist es nicht, daß er uns da irgendwo in die Hände fällt.“

Dieser Plan gewann den Beifall der Uebrigen. Man hielt sich in der Trattoria nicht länger auf und machte sich trotz der Hitze und des Staubes auf den Weg.

Von Gemona bis Benzone geht man etwa eine Stunde. Sie waren etwa dahin gekommen, wo heute der schöne Biadukt dei rivoli bianchi sich erhebt, als einige Männer an ihnen vorüber gingen, von denen sich Einer nach ihnen umdrehte und sagte: „Das sind auch Maler. Sie können gerade noch recht zum Rosenkranz nach Benzone kommen.“

Alle Drei hörten diese seltsame Bemerkung. Fanti aber war der Erste, welcher sie aufgriff.

„He, Landsmann!“ rief er, „wohl sind wir Maler, aber es liegt uns mehr an einem guten Wirthshaus, als am Rosenkranz.“

„Bei Eurem Kollegen in Benzone ist's anders!“ schrie dieser zurück, „der hat mehr den Weihwedel, als den Pinsel in der Hand.“

Bei den ersten Worten des Fremden hatte sich ihrer eine

freudige Ueberraschung bemächtigt, indem sie ihren Freund Paolo schon gefunden zu haben glaubten. Als sie aber von einem Maler hörten, der sich so viel mit der Kirche zu schaffen machte, verschwand ihre Hoffnung.

Den Mann weiter auszufragen, war unmöglich, weil sich derselbe rasch entfernte. Schon entzogen ihn einige mächtige Staubwolken, von vorüberkommenden Fuhrwerken aufgerührt, ihren Blicken.

Unter scherzhaften Reden, welche sich auf den frommen Maler bezogen, erreichten die Freunde Benzone und kehrten beim Scrosoppo ein, in dessen Fenster wir den Pallone hereinfliegen sahen.

Selbstverständlich verfehlten sie gleichwohl nicht, sich nach einem anwesenden Maler zu erkundigen. Die Beschreibung, die man ihnen von einem solchen gab, paßte völlig auf Paolo Cefari.

„Wo steckt er?“ riefen sie einstimmig.

„Er wird wohl in der Kirche sein,“ erwiderte der Padrone.

Lobe und Warndel brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der schweigsame Fanti aber verzog keine Miene.

Einige Augenblicke später schritten die drei Freunde über die Piazza, gerade der Kirche zu. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie in der That Paolo aus dem grünen Thor derselben heraustreten sahen.

Zubelnd schritten die beiden Deutschen auf ihn zu, während Fanti beobachtend zurückblieb.

Nichts war auffälliger, als der Gegensatz der jungen Leute, welche sich hier begegneten. So munter die beiden Deutschen ihren Genossen begrüßten, so verlegen und verstört antwortete dieser.

Warndel trieb den Muthwillen so weit, daß er ihn mit „Gelobt sei Jesus Christus“ begrüßte und dabei eine Panto-

mine machte, als ob er ihn mit Weihwasser bespritzte. Fanti drückte ihm die Hand, ohne ein Wort zu äußern.

Das Erste, was Paolo that, war, daß er sich erkundigte, auf welche Weise die Freunde hierher gekommen seien.

Fanti erwiderte: „Der Doktor Pesamondi hat uns hieher geschickt, um Dich mit heiler Haut nach Venedig zurückzuführen.“

Lobe unterbrach ihn: „Hätte er gewußt, daß Du mehr in der Kirche, als im Gasthaus wohnst, so hätte er uns die Angst erspart. Der schönste Austriacante kann nichts Gefinnungstüchtigeres thun.“

„Der Doktor Pesamondi?“ rief Paolo, offenbar peinlich überrascht.

„Es ist Zeit genug zu Erklärungen,“ sagte trocken Fanti. Damit nahm er den Arm des Freundes unter den seinigen und zog ihn ohne Weiteres dem Albergo zu.

Etwas zwei Stunden später saßen alle Vier in einem kleinen Fremdenzuhause des Albergo. Zwei Wachskerzen brannten und Früchte standen auf dem Tische.

„Ihr habt Recht,“ nahm Paolo das Wort, „ich darf nicht mehr schweigen. Pesamondi hat Euch erzählt, was er gesehen hat. Ich aber sage Euch jetzt, daß zwischen mir und Luigia kein Liebeswort, ja kein Liebesblick getauscht worden ist, bis ihr Haar in den Korb fiel.“

Die Freunde schauten sich bedeutungsvoll an. Sie erinnerten sich an jene Stelle in der Erzählung Fantis, in welcher derselbe von der eigenthümlichen Bewegung der Nonne nach der linken Seite der Kirche in dem verhängnißvollen Augenblicke berichtet hatte.

„Es ist wahr,“ sagte Paolo, „daß sich unsere Blicke begegneten. Dunkle Röthe überzog ihre Wangen und mich durchschauerte eine zugleich süße und schreckliche Offenbarung. Es war wie ein Blitz, der einen verborgenen Abgrund enthüllte.“

Ich konnte die Ceremonie nicht zu Ende sehen. Vor mir bewegte sich eine Flammenschrift: Dein auf ewig! Es waren die nämlichen Worte, welche aus ihren Augen herausgeleuchtet hatten. Ich stürzte ins Freie. Weiß Gott, welchen Weg ich einschlug. Das hat Euch freilich der Doctor Besamondi auch nicht erzählen können. Mir war zu Muth, wie Einem, der bei der Nacht in einen stockfinsternen Wald geht und dem auf einmal Wetterleuchten alle Einzelheiten des Weges zeigt, welchen er im Tasten zurückgelegt hat. Alle kleinen Ereignisse, von den Blumen an —“

„Ah, die Georginen,“ unterbrach hier Lobe mit seinem unvermeidlichen Wiß.

„Von den Georginen bis zu den Thränen,“ fuhr Paolo bewegt fort, „zeigten sich mir nunmehr in ihrer wahren Bedeutung. Einmal hatte sie eine Thräne verborgen, als ich sie in Schutz genommen vor der Mißhandlung eines ausgelassenen Buben im Hause Dezzan. Die Thränen hatte sie unterdrückt, aber ich höre heute noch ihre Worte, welche ungefähr so lauteten: »Wo soll ich hingehen? Ich habe Niemand mehr, mir bleibt nur das Kloster.«“

„Und Du hast nicht gemerkt, was sie damit sagen wollte?“ unterbrach ihn Fanti. „Zwar was rede ich? War ich um ein Haar klüger als Du? Hätte ich das innere Auge offen gehabt, so hätte ich sehen müssen, daß jene Blumen von Thränen beneßt waren.“

Paolo stand auf und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab. Manchmal fuhr er sich mit der Hand über die Augen, als ob er Thränen wegwischte.

Barndel erhob sich, faßte ihn beim Kopf, neigte denselben zurück und küßte ihn auf die Stirn.

Lobe aber schenkte sich ein Glas Wein ein, hielt es ihm hin und sagte: „Sei ruhig, Paolo! Es ist eine weise Vor-

sicht der Natur, daß man nicht zweimal den nämlichen Strom durchwaten kann. Die Wasser unserer Jugend sind hinabgeströmt. Fasse Dich!"

Nach einer Weile fuhr der Maler ruhiger fort: „Die nächste Nacht irrte ich in der Umgebung des Klosters umher. Die wilden Phantasien, deren Beute mein zermartertes Gehirn war, hatten kein anderes Ergebnis, als daß ich des Morgens krank in meine Wohnung zurückkehrte. Man holte den Doktor Zucca, aber trotz der Tränklein, Pillen, Decocte und Aderlässe, die er mir verordnete, gewann ich nach wenigen Tagen meine Gesundheit wieder. Meine Nerven erstarkten, das besonnene Nachdenken über die Thatfachen gewann Herrschaft über den Körper. Alle die wirren Phantasien des beginnenden Fiebers verschwanden und ich sah ein, daß vor Allem eins noththue: nämlich mich mit der Dertlichkeit, den Personen und allen übrigen Verhältnissen des Klosters vollständig vertraut zu machen. Die anderen Pläne, Luigia zu befreien, mußten, das stand nun klar vor mir, ohne diese nothwendige Grundlage leere Hirngespinnste bleiben.

Wenn einen Menschen das Mißgeschick auch noch so sehr verfolgt, so begegnet es ihm doch zeitweilig, daß ihm der Zufall entgegen zu kommen scheint. Es ist dies mit einem jener trüben Regentage des Spätherbstes zu vergleichen, an welchem sich ein traurig fahler Himmel über der Erde ausbreitet, durch dessen Dünste jedoch gleichwohl von Zeit zu Zeit die Sonnenscheibe sichtbar wird, jedoch nur, um die Hoffnungen der gedrückten Menschen zu äffen. So ging es mir damals.

Eines Tages erfuhr ich, daß Doktor Zucca — wie Du, Fantì, weißt, einer der geschwätigsten seines Standes — Hausarzt im Kloster der Dominikanerinnen war.

Nichts war leichter, als ihn zum Reden zu bringen, ohne daß er den geringsten Verdacht faßte. Er schwätzte in die

Kreuz und Quere über jeden Gegenstand, den man flüchtig erwähnte. Es giebt manche Glocken, die nicht mehr zum Schweigen zu bringen sind, wenn man an dem dazu gehörigen Drahte gezogen hat. Auf diese Weise erfuhr ich, daß die Novize Luigia sich erst am anderen Morgen von der Ohnmacht hatte erholen können, in welche sie an ihrem Einkleidungsfeste gefallen war.

Man hatte alsdann die feierliche Ceremonie im Refektorium des Klosters vorgenommen, wobei Niemand zugegen war, als der Domherr. Die junge Nonne hieß jetzt Mater Filumena. Sie sollte sehr munter und guter Dinge sein und nichts mehr an den Zustand der Schwäche gemahnen, dem sie damals unterlegen war.

Diese Mittheilungen flößten mir große Zuversicht ein. Für mich war es wesentlich, zu erfahren, daß der Gesundheitszustand meiner Angebeteten meinen Plänen kein Hinderniß in den Weg stellte. Darum hütete ich mich auch, weiter zu fragen und stellte mich an, als ob ich von jetzt ab für nichts mehr Sinn hätte, wie für die Aufnahme meiner geregelten Thätigkeit. Doch hielt ich es für angezeigt, dem lieben Doktor Zucca für seine herrliche Kur vier Louisd'ors in die Hand gleiten zu lassen, worauf er mit schallender Stimme sich für meinen unwandelbaren Freund für das ganze Leben erklärte.

Trotz der Ungeduld, die mich fast verzehrte, ließ ich eine ganze Woche vorüber gehen, bis ich mich in Belluno wieder zeigte. Selbstverständlich war mein erster Gang zum Hause des Doktor Zucca, um auszuspähen, wann derselbe etwa ins Kloster hinausgehen würde.

Hier gefiel es dem Zufall zum zweiten Male, sich mir wohlwollend zu erweisen. Wie ich um die Ecke des Hauses auf der Piazza delle Legue biege, wo der Doktor wohnte, sehe ich seinen Kutscher im Hofe an einem Einspanner waschen.

Der Mann kannte mich, ich trug also kein Bedenken, ihn gleichgiltig zu fragen, wohin denn der Doktor zu fahren gedente. »Nicht weit,« antwortete derselbe, »wir fahren nur hinaus zu den Klosterfrauen.«

Diesen Wink einer günstigen Gelegenheit benützte ich augenblicklich. Ich eilte so schnell als möglich vor die Porta Feltrina hinaus und trieb mich dort längs der Straße umher. Es dauerte nicht lange, so sah ich den Doktor Zucca in seiner nichts weniger als eleganten Equipage daherrollen. Als mich der unwandelbare Freund, der mich vier Louisd'ors gekostet hatte, aus der Ferne erblickte, hielt er sofort an und schrie mir zu, ich solle mit ihm fahren.

Ich antwortete mit höflichem Bedauern, daß ich baldigst in die Stadt zurückkehren müsse. »Wir brauchen keine Stunde, um wieder zurück zu sein,« erwiderte der Doktor Zucca. Ich that eine Weile, als besänne ich mich, dann sagte ich: »Nun, unter dieser Bedingung will ich mitfahren.«

Ich setzte mich auf und bald kamen wir bei einer kleinen Osteria an, ganz in der Nähe der Klostermauern, woselbst der Doktor sein Fuhrwerk einstellte. Meiner Begleitung, welche sich bis zur Eingangspforte des Klosters erstreckte, suchte ich den Anschein der Höflichkeit zu geben. Als das Thor von einer runzeligen Alten geöffnet wurde, sagte der Doktor zu mir: »Lieber Paolo, gehen Sie hier ein wenig auf und ab, oder betrachten Sie sich, wenn sie wollen, die Bilder der Kirche. Sie werden nicht lange zu warten haben, ich bin hoffentlich mit meinen Geschäften gleich fertig.«

Ihr könnt Euch denken, daß ich mich den Kuckuck um die Gemälde in der Kirche kümmerte. Was die Blicke keines einzigen Menschen beschäftigen kann, nämlich eine lange, weißgetünchte Gartenmauer, war dasjenige, was mich ausschließlich anzog. Ich maß dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung. Sie

umschloß sämtliche Gebäude des Klosters, die Kirche und den ganzen Garten. Dort, wo das Kloster an die Straße stieß, war das Eingangsthor, über dessen Schwelle ich den Doktor verschwinden gesehen hatte. Was mir anfänglich über dem Thore als eine Reihe von Fenstern erschienen war, erwies sich als gemalte Fenster, was mir wie ein Scherz vorkam, den sich die ehrwürdigen Frauen mit der Neugierde der Vorüberwandelnden erlaubten. Die Mauer war überall etwas über fünf Meter hoch. Wer darüber steigen wollte, konnte das ohne Leiter unmöglich durchführen. Hierüber blieb kein Zweifel übrig und deshalb begab ich mich sofort wieder vor die Eingangspforte, um dort den Doktor Zucca zu erwarten. Da kam mir plötzlich der Gedanke: wie wäre es, wenn du ins Kloster selbst hineingingest? Jrgend etwas auszuspähen mußte es doch geben. Mit jedem Augenblicke, welchen ich zögerte, wurde der Vorwand, der mir beifiel, begründeter. Ich wollte nämlich nach dem Doktor Zucca fragen, der sich noch immer nicht sehen ließ.

Gedacht, gethan. Die nämliche Alte öffnete mir die Pforte. Mit der süßesten Miene, die mir zu Gebote stand, fragte ich nach dem Doktor und merkte zugleich, daß die abgemessene Zeit mir nicht erlaube, noch länger auf ihn zu warten. Nicht minder freundlich lud mich die Alte ein, in das Sprechzimmer zu kommen, worauf sie das Weitere veranlassen werde.

Die Empfindung, welche mich nunmehr durchdrang, war die angenehmste von der Welt. Sie entsprang dem Bewußtsein, mich mit Luigia unter einem Dache zu befinden. Meine Sinne unterlagen dem Banne dieses Vergnügens. Zum Umherspähen wurde ich dadurch gänzlich unfähig. Ich kann mich kaum noch erinnern, was sich in jenem sogenannten Sprechzimmer befand.

Nur das weiß ich noch, daß eine Masse Heiligenbilder,

insbesondere die Wunder des heiligen Dominikus an den weißgetünchten Wänden hingen.

In einer der Wände hatte man ein vergittertes Sprachfenster angebracht, hinter welchem sich zu allem Ueberfluß eine Drehlade befand, welche, wenn sie geöffnet wurde, die Hälfte der menschlichen Gestalt erblicken ließ und zugleich jede Annäherung von Innen an das Gitter verhinderte.

Die Pförtnerin, welcher ich in der That die Meinung beigebracht hatte, daß ich auf den Doktor Zucca nicht mehr länger warten könne, beeilte sich, an dem neben dem Gitter angebrachten Glockenzuge zu zerren. Die Drehlade machte eine halbe Wendung und hinter ihr erschien ein Theil des Gesichtes einer ältlichen Nonne, die ich nun übel oder wohl nach dem Grunde des langen Ausbleibens meines Freundes, des Doktor Zucca, befragen mußte.

Ich erfuhr alsbald, daß sich der Doktor deshalb so lange aufhalte, weil die ehrwürdige Mutter Barbara soeben wieder einen ihrer Krampfanfälle bekommen habe. Es könne indessen nicht mehr lange dauern, bis derselbe zurückkehre, da er sich bereits niedergesetzt habe, um ein Recept zu schreiben.

Die Nonne war eines der geschwägigsten Frauenzimmer, welches mir jemals vorgekommen ist. Es schien, als trachte sie sich mit dem Besuche des Fremden für eine lange Enthaltbarkeit ihrer Zunge schadlos zu halten. Ohne daß ich irgend welche Fragen stellte, erfuhr ich fast die ganze Hausordnung der frommen Genossenschaft, die Stunden ihrer Hausandacht, ihrer Mahlzeiten, ihres Chorgebetes. Daß ich dagegen ausführlich angeben mußte, wer ich sei, versteht sich von selbst. Ich that es in aller Gewissenhaftigkeit, weil ich sicher darauf rechnete, daß die redselige Alte meinen Besuch nicht verschweigen und die Nachricht auf diese Weise mittelbar zu den Ohren der Schwester Filumena dringen werde. Dann wußte sie, daß ich

bestrebt war, mich mit ihr in Verbindung zu setzen, und ein weiterer Weg der Mittheilung war nicht mehr schwierig.

Doktor Zucca ließ noch eine geraume Zeit auf sich warten, und als er endlich zurückkehrte, war mir fast nichts mehr zu erfahren übrig geblieben.

Doch mußte ich dem Gerüchte von meiner Anwesenheit Zeit lassen, sich im Kloster zu verbreiten. Ich dachte, daß drei Tage hierzu genügen würden. Eine längere Frist als nothwendig anzunehmen, hätte mir meine Ungeduld nicht erlaubt.

Von dem, was ich aus den Reden der geschwägigen Nonne entnommen hatte, schien mir das Wichtigste die Zeitbestimmung der Hora zu sein. Bei derselben hatten nämlich alle Nonnen sich im Chor der großen Klosterkirche einzufinden. Sie wurde jeden Nachmittag um vier Uhr gebetet. Wenn ich mich dort einstellte und bemerklich machte, so mußte sich auf irgend eine Weise ein Mittel der Verständigung ergeben.

Am Abend des dritten Tages begab ich mich von der Villa weg unmittelbar nach der Kirche der Dominikanerinnen. Während ich auf der heißen Straße dahinschritt, hatte ich mich der Befürchtung hingegeben, daß vielleicht unter den Besuchern der Kirche mich der Eine oder Andere mit feinen Blicken verfolgen und meine Bewegungen erspähen könnte. Die Reihe von glücklichen Zufällen, die mich begünstigten, war indessen noch nicht abgeschlossen.

Zu meiner freudigen Ueberraschung fand ich die Kirche jedoch leer, kein altes Weib, kein Bettler war in ihr zu entdecken. Die Gegenwart der Nonnen im Chor verrieth sich durch die gedämpften Stimmen, mit denen sie ihre Gebetsformeln her sagten. Ich setzte mich auf eine Bank und wandte scheinbar meine ganze Aufmerksamkeit den allerdings hübschen Gemälden zu, welche den Hauptaltar, sowie einige Seitenkapellen zierten. Während des Herumblickens ließ ich trotzdem

die Gitterstäbe des Chors, hinter welchen die Umrisse der Nonnen nur sehr undeutlich zu sehen waren, nicht aus den Augen. So lange das Beten dort oben andauerte, dessen eintöniges Geräusch dem eines Wasserfalles gleich, konnte ich nicht daran denken, mich bemerklich zu machen. Endlich aber verstummte der Chor und jetzt schien mir der Augenblick gekommen.

Ich räusperte mich schnell dreimal hintereinander, nachdem ich mich gerade unter den Chor gestellt hatte. Plötzlich flog ein zusammengefalteter Zettel auf das Pflaster der Kirche herab. In einem Nu hatte ich zuerst den Fuß darauf gestellt, dann ihn in die Tasche gebracht und die Kirche verlassen. Ich öffnete das weiße Papier nicht eher, als bis ich hinter der Mauer bei der Osteria verschwunden war.

Ich will Euch den Inhalt jener Zeilen nicht mittheilen, obwohl ich sie hier an meiner Brust verwahrt trage. Doch muß ich erwähnen, daß ich aus ihnen erfuhr, Luigia habe bis zu jenem Tage noch immer das Ordensgelübde nicht abgelegt, sondern werde wie eine Gefangene im Kloster zurückgehalten. Sie erklärte mir, daß sie das Opfer einer habfüchtigen Intrigue sei und Alles daran setzen werde, zu entkommen. Dies sei nur durch den Garten möglich. Der Sakristan, so schrieb sie, welcher zugleich Gärtner war, verspäte sich häufig in der Osteria. Bis zu seiner Rückkehr bleibe die kleine Gartenthür offen und sie könne alsdann vom Kloster aus leicht in den Garten gelangen. In Bezug auf alles Uebrige müsse sie sich auf mich verlassen."

Während der letzten Worte traten Paolo Thränen in die Augen. Die Freunde thaten, als bemerkten sie es nicht und Keiner unterbrach die Stille, welche nunmehr eine Zeit lang im Gemach herrschte.

Es dauerte eine geraume Weile, bis Paolo sich gefaßt hatte und also fortfuhr: „Luigia forderte mich auf, in acht

Tagen um drei Uhr Nachmittags in die Kirche zu kommen und ihr Antwort zu bringen. Ich solle das Papier an einen Faden binden, den sie an der linken Seite des Chores herablassen werde.

Im Uebrigen sage ich Euch, daß, was Wärme der Empfindung und die Begeisterung leidenschaftlicher Eingebung anbelangt, ein solcher Brief niemals geschrieben worden ist.

Nach dem, was ich von unserem Doktor Pesamondi über die Rechtsverhältnisse gehört hatte, hegte ich keine Hoffnung mehr, meine Geliebte auf eine andere Weise, als auf die der Flucht aus dem Kloster zu befreien. Nach den Zeilen Luigia's konnte das durchaus nicht schwierig sein. Ich hatte nur eine Strickleiter mitzubringen und sie mit Hilfe derselben über die Mauer in Freiheit zu setzen. Sodann könnte ich ja Luigia beim guten Zanetto unterbringen, der mir unwandelbar freundlich gesinnt schien. Das Weitere würde sich dann bald finden.

So dachte ich damals in der ersten Stunde und malte mir es aus, wie ich es anstellen würde, um Luigia dann bald darauf heirathen zu können.

Am nächsten Tage jedoch, als es an die Ueberlegung der Einzelheiten ging, schossen die Schwierigkeiten jäh empor aus dem ebenen Gefilde meiner Phantasien. Zunächst mußten einige Kostüme beschafft werden, die zu dem Entführungsplan nothwendig waren. Vom verflossenen Karneval her besaß ich noch den Anzug eines Pilgers mit Muschel, Stab, einem großen Hute und einem künstlichen weißen Barte. Außerdem verschaffte ich mir aus der Vorstadt, in einem Gewölbe, in welchem man allerlei alten Kram feil hielt, den Anzug eines jungen Bauern und einer jungen Bäuerin, wobei ich der Vorsicht halber zu verstehen gab, daß ich damit einem armen Hochzeitspaare auf dem Lande ein Geschenk machen wolle.

Nachdem dies geschehen war, handelte es sich um die Fest-

setzung der entsprechenden Nacht. Selbstverständlich wählte ich dazu den Neumond, und zwar den nächsten. Ich schrieb also an Luigia, daß ich sie an dem bezeichneten Abende erwarten und daß ich die östliche Ecke der Gartenmauer erklimmen werde. Die Stunde setzte ich auf die Zeit zwischen halb zehn und zehn Uhr fest.

Nachdem die acht Tage vorüber waren, machte ich mich mit diesem Schreiben, in welchem sich freilich noch verschiedenartiger anderer Inhalt befand, auf den Weg nach dem Kloster.

Raum hatte ich die Kirchenschwelle überschritten, so sah ich an der Mauer die Schlangebewegungen des Fadens. Rasch band ich mein Schreiben an denselben an und sah es sofort hinter dem Gitter verschwinden.

Das war an einem Montage und am Abend des Donnerstags sollte das verhängnißvolle Abenteuer unternommen werden. Furcht hatte ich keine, weil ich das Gelingen des so einfachen Planes für sicher hielt.

Indessen wurde ich immer unruhiger, je näher der Zeitpunkt rückte. Die letzte Nacht schlief ich fast gar nicht und schon vor Sonnenaufgang war ich im Garten beim See der Cythere, um nach den gehofften Wolken auszuschaun, von welchen ich mir so gern den Himmel überdeckt wünschte. Leider that mir keine einzige den Gefallen, den heiteren Herbsthimmel zu verdunkeln. Meine Laune war schlecht.

Das Herabfallen vergilbter Blätter und der kühle Wind, welcher dem Aufgang der Sonne vorherging, schien mir von düsterer Vorbedeutung. Doch als die heraufkommenden Strahlen das Bild der Liebesgöttin auf der kleinen Felseninsel des Teiches trafen, so daß dieselbe einen Augenblick lang in rothiger Gluth dastand, rief mir eine innere Stimme wieder Muth zu.

Zunächst ging ich an meine Malerei, mit der es aber heute nicht recht weiter gehen wollte. Aus Unlust an der-

selben begab ich mich zum Frühstück, jedoch nur um dasselbe sofort wieder zu unterbrechen und abermals zu meinen Fresken zurückzukehren, die jedoch keine Fortschritte machten. Alle Augenblicke trieb es mich hinaus, um nachzusehen, ob sich der Himmel noch nicht bewölken wolle. Wohl hatte ich alle Ursache, mich um das Wetter zu bekümmern, doch glaube ich, daß es mehr innere Unruhe und das Bedürfniß war, draußen im Freien aufzuathmen.

Ich fieberte vor Ungeduld.

Endlich hörte ich von den Thürmen der Stadt her das Mittagsgeläute. »Endlich,« dachte ich, »geht der Tag abwärts, die Stunde naht heran!«

Um allen etwaigen Verdacht zu beschwichtigen, war ich, während ich mit Zanetta zusammen aß, niemals gesprächiger, als an jenem Nachmittage. Du, Lobe, oder Warndel, Ihr hättet, so weit ich Euch kenne, der unbehaglichen Empfindung mit Wein zugesetzt. Ich aber nahm aus Vorsicht keinen Tropfen und erklärte Zanetta, ich hätte Kopfsweh. Dieses angebliche Kopfsweh berechtigte mich auch zu dem Ausspruche, daß ich vor dem Schlafengehen in die Stadt gehen und in der Farmacia das gewohnte Mittel dagegen einnehmen würde.

Die Zeit zwischen dem Essen und der Dämmerung verbrachte ich auf meinem Zimmer mit Lesen. Es ging aber mit dem Lesen, wie mit dem Arbeiten, es wurde nichts daraus.

Nachdem ich unzählige Male ans Fenster getreten und ich weiß nicht wie viele Cigarren geraucht oder vielmehr gekaut hatte, ging endlich die Sonne hinter Monte Serico unter. Ich legte die Bekleidungen zurecht, jedes Stück für sich und mit einem Merkzeichen versehen, um in der Dunkelheit nichts zu verwechseln, prüfte noch einmal die Strickleiter und erprobte den eisernen Haken, indem ich mittels derselben an der inneren Saalthür auf- und niederstieg, und als die Dämmerung in

dunkle Nacht übergegangen war, machte ich mich, als Bauer verkleidet, mit dem Kleiderbündel, welches ich an einen Stod gehängt am Rücken trug, auf den Weg. Pontedardo umging ich in einem großen Bogen und betrat unweit des römischen Aquäduktes die Straße von Agordo.

Mehrere Landleute begegneten mir, andere überholten mich: »Guten Abend, gute Nacht,« Niemand kannte mich. Vor der Stadt angelangt, reizte es mich sehr, den Weg mitten durch dieselbe zu nehmen, nur die hell erleuchteten Laubengänge des Campidello, die ich hätte passiren müssen, schreckten mich ab; ich ging daher über die sogenannte Fravola um die Stadt herum und gelangte kurz vor Porta di Feltre auf die Hauptstraße, auf der es noch ziemlich lebhaft herging, denn viele Städter kehrten zu Fuß oder zu Wagen von den Campagnen zurück; ich sah bei Laternenschein manches bekannte Gesicht, meiner achtete aber kein Mensch, also ging ich fürbass und erreichte alsbald die Osteria nächst dem Kloster.

Dieselbe war ein gewöhnliches, ebenerdiges Bauernwirthshaus mit einem großen Hofraum, durch welchen man in die Küche kam, die als Schanklokal diente.

Da ich im Hofe Gäste vermuthete, war mir daran gelegen gewesen, durch jenes Thor einzutreten, welches nach der Stadt sah, um glauben zu machen, ich käme von dort her. Im Hofe befand sich jedoch Niemand, aber drinnen in der Küche, die durch eine Dellampe matt erleuchtet war, saß hinter dem Herde ein viereckiger Mensch in Hemdärmeln. Er hatte einen schwarzen Schurz um den Leib und trug eine dunkle Mütze auf dem Kopfe.

Er war damit beschäftigt, an dem bereits halb verkohlten Holzkloß mit einer Feuerzange herumzuarbeiten. Mir sagte er zum Willkommen nichts als: »He, Freund, da wäre noch Platz.«

Noch immer war ich nicht im Klaren, ob das mein Mann sei oder nicht. Der Kopf stimmte zu dem Aussehen eines Mefners, doch wollte ich meiner Sache sicher sein, bevor ich mich mit ihm einließ.

In diesen Zweifeln kam mir der Wirth zu Hilfe, welcher den ungeschlachten Burschen mit: »Sior Sagrestan« anredete. Ich ließ Wein auftragen und bald befanden wir uns mitten in einem lebhaften Gespräche, d. h. ich war es, der ihm vorplauderte, während er stumpfsinnig zuhörte. Ich erzählte ihm von Deutschland, woher ich angeblich eben zurückkam, nachdem ich dort als Werkführer von vierzig Mann und als Unternehmer bei einem Straßenbau theilhaftig gewesen war.

Es dauerte lange, bis ich den Mefner einmal zu Wort kommen ließ, der mich dann mancherlei fragte, wie es draußen mit dem Lebensunterhalt und mit anderen Dingen bestellt sei.

Mittlerweile hatten wir unseren Wein ausgetrunken, ich ließ aber sofort wieder einschenken, denn es handelte sich darum, den Mann um jeden Preis festzuhalten. Ich fuhr in meiner Erzählung fort und sagte ihm, daß ich morgen in Santa Giustina, meiner Heimath, zu sein gedächte, allwo ich sicherlich ein kleines Kind am Busen meiner Frau antreffen würde.

»Wer weiß?« sagte der Geselle in einem eigenthümlich hämischen Tone, so daß ich ihn überrascht betrachtete.

Ich konnte aber nichts Absonderliches an ihm bemerken. Er sah so stumpfsinnig in die Kohlen, daß er es gar nicht wahrte, wie ich ihn mißtrauisch beobachtete. Doch, ich muß es gestehen, kam mir der Mensch nicht mehr geheuer vor. Freilich erinnern kann ich mich nur noch, daß er sanft und gelassen sprach — etwa so, wie ein Pfarrer im Beichtstuhl. Da aber Mefner sich das von dem vielen Predigthören leicht angewöhnen, so hielt ich es nicht für die Art eines Heuchlers.

Trotz aller meiner Mühe gelang es mir nicht, ihn be-

trunken zu machen. Ein thönerner Krug nach dem anderen wurde aufgetragen, aber der Wein floß hinab wie in einen Schlauch, er brachte fast gar keine Wirkung hervor.

Schon war es halb zehn Uhr und ich begann ängstlich zu werden. Jetzt fing er aber doch an, mit seiner fetten Stimme ein Lied zu singen. Ich begleitete ihn eine Weile, dann aber benützte ich einige Augenblicke, während welcher er wegschaute, um schleunigst meine Beche zu bezahlen und zu verschwinden.

Nach wenigen Schritten war ich an der Mauer des Klostergartens. Ich hörte mein Herz klopfen, während ich den Anzug aus dem Bündel nahm und ordnete. Mit dem dritten Wurfe erst saß der Haken der Strickleiter oben am Mauerlande fest. Es war höchste Zeit, denn als ich mich emporgeschwungen hatte, erblickte ich Luigia, als Bauernmädchen gewandet, das Bündel mit den eigenen Kleidern und der Strickleiter unter den Arm genommen.

Wir schritten nunmehr kreuz und quer durch die Weingärten, um einen offenen Weg zu erreichen. Da es ziemlich sternenhell war und bei der noch nicht sehr vorgerückten Stunde allerlei Leute unterwegs angetroffen werden konnten, so beschloß ich, noch etwa eine Stunde vorübergehen zu lassen, ehe wir uns weiter wagten. Wir setzten uns auf einen umgesägten Maulbeerbaum und dort war es, wo mir das arme Mädchen in kurzen und aufgeregten Worten seine Geschichte erzählte.

Es war ungefähr so, wie ich es mir gedacht hatte. Sie war eine Waise, die man mit einem Erbtheil von so und so vielen tausend Lire ihrem weitläufigen Vetter und Vormund Dezzan übergeben hatte. Von dessen Frau war sie aus Eifersucht so gequält worden, daß sie sehr gern ins Kloster gegangen wäre, wenn nicht — nun Ihr wißt ja den Grund, und ich unterlasse es, Euch die Leidenschaftlichkeit zu schildern, mit welcher sie unseres ersten Zusammentreffens gedachte. Genug,

ich hatte Mühe, während dieser Erzählung meine Ruhe und Besonnenheit nicht zu verlieren. Der Blick, mit welchem ich sie während der Einkleidung betrachtete, hatte ihr Stärke des Entschlusses gegeben, diese Ceremonie sich niemals vollziehen zu lassen. Gegen Dezzan hörte ich kein Wort der Anklage oder des Vorwurfs.

Wir betraten den Dorfweg und konnten nun links oder rechts gehen, über St. Lucia, oder durch die Fravola. Ich entschied mich für den letzteren Weg aus dem Grunde, weil fast gegenüber dem Kloster ein Fußpfad von der Heerstraße zur Piave hinabführte und ich hatte schon früher mit Vorliebe daran gedacht, wie ich dort an einer leicht findbaren Stelle des Ufers die Nonnenkleidung meiner Geliebten hinterlegen wollte, um auf die Muthmaßung zu führen, sie habe in den Wellen des Flusses den Tod gesucht. Also gingen wir diesen Weg, den beiderseits hohe Mauern begrenzten. Wir waren nur etwa hundert Schritte über das Wirthshaus hinaus, als ich Jemand auf uns zuschreiten sah, und zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß es der Mefner sei. Hatte er nun ein zweites Gasthaus besucht, oder die Runde um das Kloster gemacht, oder sonst eine Promenade, um seinen Weindusel los zu werden, genug, er hielt dicht vor uns an und rief aus vollem Halse: »Oh, — oh! Pilger.«

»Gute Nacht, Herr,« erwiderte ich und wollte an ihm vorbei.

»Oh, — oh! Pilger, wohin, woher?«

»Nach Belluno, Freund, haben wir noch weit dahin?«

»Bleib da, Pilger, bleib bei mir, mit sammt Deinem Schatz, ja Schatz.«

»Berunglimpft mir das gute Mädchen nicht, das sich erboten hat, mir den Weg zu zeigen.«

»Ach so, so. Aber ich sage Dir, Pilger, bleib bei mir, ich habe eine weiche Matratze, siehst Du, gleich im Kloster

nebenan, und auch für diese da werd' ich sorgen, ja auch für diese da.«

»Also Ihr seid vom Kloster?«

»Das will ich meinen, ich bin der Sakristan.«

»Und Ihr treibt Euch noch um diese Zeit in den Straßen herum?«

»Ruhig, Pilger, das verstehst Du nicht. Aber bleib da, sag ich!«

»Ich werde Euer Kloster morgen besuchen und Eure Wachsamkeit der Oberin zu rühmen wissen.«

»Gut gesagt, Pilger, gut gesagt, ich verstehe Alles, an meiner Wachsamkeit hat's nie gefehlt und soll's nie fehlen.«

Mit diesen Worten trabte er in vollem Laufe dem Kloster zu.

»Mein Gott,« sagte Luigia erschrocken, »er hat mich erkannt, er hat mich gewiß erkannt.«

»Wenn auch,« entgegnete ich, »was will er machen zu dieser Stunde? Nur Muth, Theure, wir sind gleich auf der Heerstraße.«

Wozu erzähle ich Euch die lange und für mich entsetzliche Geschichte unserer Flucht? Genug — ich änderte meinen Plan ganz und gar, und wir wandten uns gegen die Gebirge.

Zuerst gingen wir im Thale der Piave aufwärts, dann überschritten wir die Höhen, die zum Tagliamento führen, und gelangten am achten Tage hierher in die unmittelbare Nähe von Benzone.“

Die Freunde schauten sich überrascht an.

Cesari achtete aber nicht darauf, sondern fuhr tief aufseufzend fort: „Als wir gegen Abend in den Riesauen drüben jenseits des Flusses angekommen waren, hörten wir hinter uns ein Geschrei mehrerer menschlicher Stimmen, und ein großer Fanghund, welcher geifernd daher kam, versuchte es, mich von hinten niederzureißen.“

Trotz des Schreckens hatte ich Besonnenheit genug, diese Bestie mit meinem Pilgerstab so auf die Nase zu schlagen, daß sie heulend sich wieder ins Gebüsch hinein flüchtete.

Es war unverkennbar, daß wir verfolgt wurden. Ich hatte gesehen, daß der Strom an dieser Stelle ziemlich seicht war und bedachte mich keinen Augenblick, ihn an irgend einer Stelle, wo das Gebüsch des Ufers besonders dicht war, zu überschreiten. Zudem trennt dort eine mit Nadelholz bewachsene Insel das Flußbett in zwei Theile.

Vielleicht bot diese Insel Schutz. Ich beschloß nun, Luigia durch den seichteren Arm bis zur Insel zu tragen. Ihr Schamgefühl sträubte sich dagegen, sie sprang, ohne mehr als einige Worte zu sagen, ins Wasser. Ich unterstützte sie, damit sie auf den harten und glatten Kieseln nicht ausgleite. Noch hatten wir die Insel nicht erreicht, als wir bereits die Verfolger am Strande bemerkten. Unter ihnen befand sich der Mesner, welcher drei Anderen als Führer zu dienen schien. Dieselben schrien uns aus Leibeskräften zu, wir sollten anhalten, sie würden Gewalt gebrauchen. Wenn es für mich noch eines Spornes zur eiligsten Flucht bedurft hätte, so war es dieses Gebrüll. Ich weiß nicht, wie wir auf die Insel gelangten. Eben, als wir ihren buschigen Rand betraten, sprangen die drüben ins Wasser.

Es konnte unseres Bleibens auf der Insel nicht sein. Das dichteste Gestrüpp bot uns keine Sicherheit. Der jenseitige Arm des Flusses war von einer tiefen und reißenden Fluth ausgefüllt. Wie betäubt drängten wir uns durch die dichten Aeste und das Gestrüpp der Insel, sicher, jeden Augenblick die Verfolger ankommen zu sehen.

Plötzlich entdeckte ich einen Steg, der aus zwei Pfosten bestand, welche an den Ufern auf großen Kalkblöcken, in der Mitte aber auf einem Cavaletto oder Holzbock auflagern und

auf letzterem festgenagelt waren. Hätte der Zufall unsere Verfolger ebenso begünstigt, so würden sie uns noch auf der Insel eingeholt haben. Sie fanden sich aber im Dickicht nicht zu recht und so hatten wir den Steg überschritten, noch bevor er von ihnen entdeckt worden war.

Als wir nun am rettenden Ufer standen, nahm ich alle meine Kräfte zusammen, indem ich mit übermenschlicher Anstrengung den nächsten Theil des Steges, den vorderen Pfosten, in den Fluß warf. An dieser reißenden und tiefen Stelle war ein Hindurchwaten unmöglich. Es konnte also von einer weiteren Verfolgung keine Rede sein.

Mittlerweile hatten auch die Schergen drüben den Steg gefunden, schrien mich mit Räuber und Verführer an und verlangten, daß ich stille halten sollte. Mit triumphirenden Augen ergökte ich mich an ihrer Wuth, als sie wahrnahmen, daß der vordere Theil des Steges fehlte.

Luigia war vor Aufregung über alle diese Dinge in die Kniee gesunken. Eben, als ich sie mit den Worten: »Steh' auf, mein Mädchen, folge mir, die Gefahr ist überstanden!« aufzuheben bemüht war, zuckte ein Licht auf, es schwirrte durch die Luft und sofort wurde ein Knall hörbar.

Luigia legte die Hand auf die Brust und sagte: »Habe Dank, in Deinen Armen ist der Tod leicht. Gott vergieb mir, ich sterbe!«

Sie war todt, die Schergen hatten den Sieg davon getragen."

„Und dieser Mord ist ungestraft geblieben?“ sagte Barndel.

In Fantì's Augen hingen schwere Thränen. Er verwischte ihre Spuren aber, ohne daß irgend einer der Freunde etwas davon wahrgenommen hätte. Wären sie gesehen worden, so hätten sie Dinge verrathen, welche niemals zur Kenntniß irgend eines Menschen gekommen sind. Denn Fantì's Zunge schien

nicht zum Reden geschaffen. Es fiel nicht einmal auf, daß er, bevor Cesari Warndel's Frage beantwortete, die Stube verließ. Auch Cesari gab keine Antwort.

Dagegen sagte Lobe zu Warndel: „Hast Du vergessen, Du, der von den Nachwirkungen vorsintfluthlicher Gewalten in Italien, der fremden Bajonette und der Priester nichts weiß, was seiner Zeit der Doktor Pesamondi sagte: »Da ist die Oberin, die Aebtissin, der Kanonikus, der Bischof, der Kardinal, der Delegat u. s. w.« Den Kerker hätte von der ganzen Gesellschaft Niemand zu sehen bekommen, außer der Ankläger.“

„Was geschah denn mit dem Leichnam?“ fragte Warndel.

„Leichnam!“ sagte Cesari, indem er wild in die Höhe fuhr und das vor ihm stehende Glas zurückschob, daß es über den Tisch hinabfiel und klirrend zerschellte. „Sie lebt ja noch, sie ist noch da, und Ihr könnt sie betrachten, so oft Ihr wollt. Kommt nur mit mir!“

Ohne die Abwesenheit Fanti's zu beachten, folgten die Freunde dem Erzähler über die Treppe hinab.

Auf dem Sonnenzeiger vor dem Hause lag ein röthlicher Abendglanz und der Schatten der eisernen Stange war nur mehr undeutlich kennbar.

Der Nonzolo (Küster) brach einige Trauben von der Weinlaube, die sich an die Kirchhofmauer lehnt. Rasch sprang er auf Cesari als auf einen alten Bekannten zu. Der Schlüssel knarrte in der Thür der Kapelle.

Als bald befanden sie sich in Gesellschaft von vierunddreißig Gestalten, die dort an der Wand herumstehen.

Ein Schauer bemächtigte sich der Eintretenden. Sämmtliche Menschen schienen aus Fell. Um die Fremdlinge zu ergötzen, klopfte der Nonzolo mit seinem Schlüssel auf Brust- und Bauchhöhle der Gestalten. Es klang wie von einer ungespannten Trommel.

„Alles ist hohl!“ sagte er lachend. „Hirn, Herz, Lunge, Leber — Alles ist verdunstet, nur Haut und Knochen sind zurückgeblieben.“

Bei Einigen hing noch die zum weißlichen Leder gewordene Zunge heraus. Manchen Männern war der Bart aus dem Gesicht noch nicht verschwunden. Zwei Geistliche trugen auf den braunen Schädeln die sechseckige schwarze Mütze. Einige Frauen bewahrten die Schamhaftigkeit, indem sie mit gelblichen Knochenhänden zerfetzte Tücher vor ihre Lenden hielten. Der „Bucklige“, ein Mensch, der schon seit zweihundertsiebzig Jahren da steht, dessen Kopf in die Brust und dessen Brust sich in den Bauch eingesenkt hat — gleich den Bügen eines Fernrohres — schien die Gesellschaft mit weit geöffnetem Munde auszulachen.

Das sind die »mumie« von Benzone am Tagliamento, in dessen Boden und Gräften die Körper der Menschen nicht verwesen. So ist es in den Gräbern um die Pfarrkirche, so in den Gräften des Monte Santa Catarina.

Ein Mädchen trug ein phantastisches Bauerngewand. Ihr Gesicht war gelblich, wie von Rauch geschwärzt, die Nägel der ausgestreckten Hände blühweiß. Sie schien damit Cesari festhalten zu wollen, der, mit der linken Hand sich gegen die Mauer stützend, wie ein Bahnhwiziger nach dem Schreine sah.

Die Südspitze der istrischen Halbinsel.

Südlich von Pola verflacht sich Istrien, indem es sich zur Gestalt des Dreieckes zuspitzt. Sowie man das Gelbe Thor hinter sich hat, welches einst die *Salvia Posthuma* ihrem Gemahl, dem Tribun *Sergius Lepidus*, errichten ließ, überschaut man platte Fruchterde, doch öde und baumlos. Es schaut aus, wie in der Campagna Roms, und wenn man im Hintergrunde die Arena und die Tempel sehen könnte, so wäre es eine Aehnlichkeit zum Verwecheln.

Doch nimmt man am Pflanzenwuchse wahr, daß die Meeresluft hereinschlägt, denn es stehen allerlei Sträucher und Struppwerk da, was nur im Salzwasserhauche gedeiht. Auch der Besenginster hat schon seine gelben Blumentrauben angefüllt.

Ringsum ist Ackerland ausgebreitet, aber es liegt zum größten Theile als Weidegrund verödet. Hinter Mauern schaut hier und dort das Gebäude einer Stanzia — in den grünen baumlosen Wüsten Neu-Kastiliens Estancia geheißen — auf. Manchmal deutet auch wellige Furchung im Boden auf ehemalige Pflugarbeit hin, jetzt aber sammelt dort der Hirt oder der Faulenzer zwischen Strauchwerk, Wachholder und Bohnenbaum Schößlinge wilden Spargels.

Oft fliegt ein Raubvogel über das Land, spärlich heben sich Menschen als dunkle Ausschnitte vom hellen Himmel ab. Hunderte von Familien vermöchten sich durch Bebauen dieser Flächen zu ernähren, auf denen nur Verwahrlosung wohnt. Ueberhaupt brauchten weder so viel Arme, noch so viel Diebe im südlichen Istrien zu sein — Ackergrund ist genug vorhanden.

Allenthalben tauchen Befestigungen am Gesichtskreise auf, mit ihren niedrigen Mauern und ihrer flachen Bedachung

einem auf den Boden schußbereit hingestreckten Vorposten zu vergleichen.

Ganz unten, an der Südspitze, zerfranst sich Istrien in Scoglien und Klippen. Die Wucht der Südoststürme mag die Arbeit der Ausnagung und Lostrennung besorgt haben. An einer Bucht steht das Dörflein Medolino, in seiner Mitte ein großer Maulbeer- und ein paar junge Zurgelbäume, und dort setzen wir uns hin, um zu warten, bis das Boot hergerichtet ist, welches uns ins Meer tragen soll.

Endlich sind die Männer bereit und die Ruder schlagen das Wasser. Baumlos ist der Felsstrand, eine Windmühle steht mit ihren Armen da, unbeweglich, wie die Stangen im Wasser, welche die seichten Gründe andeuten. Zwischen dem Geklipp erhebt sich ein Obelisk, zum Andenken an die gelungene Bergung des Inhaltes eines Dampfers, welcher auf diesen Felsen zerschellte, weil er den Leuchthurm von Porer mit einem anderen Lichte verwechselt hatte.

Leichter Scirocco treibt uns dünnen Schaum des Meeres entgegen. Dort am Felsen rüsten sich zwei alte Fischer, um gegen Abend mit ihren Fackeln hinauszufahren und Sepien zu fangen. Noch lauern die Kopffüßler auf dem schlammigen Grunde oder schwimmen wagrecht durch das Wasser, die morgen als schleimige Klumpen in der Dämmerung des Tages auf den Holzbänken hinter dem Tempel des Augustus zu Pola liegen werden.

Anderere Männer landen an dem flachen Scoglio Santa Marina, um nach Möven-Eiern zu suchen, die zwischen den scharfen Rippen versteckt liegen. Einige Möven schauen uns von ausgenagten, umbrandeten Kalkzähnen aus zu. Draußen, in der Ferne, leuchten die gelbrothen Segel der Chiozzoten auf. Träg schleicht eine „Finanzbarke“ längs der menschenleeren Ufer hin.

Drüben, bei der Punta Merlera, liegen noch Trümmer eines Lloydampfers. Bora und Scirocco, die ungleichen Brüder in Aeolus, sind in diesem Klippenmeere gleich unwirsche Gefellen. Beide nagen den Strand an, vertilgen bis hoch hinauf den Graswuchs und schlagen das Meer in die Felsenspalten hinein, bis sie sich Grotten durchgesägt haben. In einige dieser Grotten vermag man weit vorzudringen, und es geht von mancher der Durchhöhlungen die Sage, daß sie sich durch die ganze Spitze des Halbinsel-Dreiecks hindurchziehen.

Um flach gewölbte Inseln, um öde Scoglien brandet das Meer. Auf ihren Felsen steht nur eine niedrige Steinhütte, in welcher der Schafhirt sich vor winterlicher Bora birgt. Scoglio Cielo, Scoglio Finera — auf ihre messerscharfen Rippen fliegt der Schaum. Bleich, wie durch ein Milchglas gesehen, schaut aus der Trübung im Südosten der hohe Offero herein, dessen Gipfel einst dem wunderthätigen Einsiedler Wohnstätte war. Er erinnert mich an die Schlangensteine aus der Grotte des Heiligen auf der Kuppe, die mir das Papier beschweren, wenn ich daheim schreibe.

Nicht nur die Möve, die mitten unter den Wellen auf einer Signalstange sitzt, durch welche Untiefe angedeutet wird, hat uns längst gesehen, sondern auch die Männer des Leuchthurmes auf der Felseninsel Poror. Sie stehen auf den Klippen, den seltenen Gast zu empfangen.

Das Boot hängt auf der Höhe des ersten Stockwerkes aufgehängt. Rings um den Thurm ist von den Sturzseen der Fels zu kantigen Sägezähnen aus dem Glatten herausgearbeitet. Man hat nicht viel mehr Raum, als daß man gerade um den Thurm auf ihren Spitzen herumklettern kann. Die Hände strecken sich uns entgegen, der Hund bellt uns an, und die Wellen verabschieden sich, indem sie den Knöcheln des Herauspringenden nachzüngeln.

Kleine Tümpel sind vom Bogenschlage zwischen den Sägezähnen zurückgeblieben.

Das grüne Leben in Salz zu ersticken, ist gleichwohl dem Anpralle nicht völlig gelungen. In mancher weißen Furche gedeihen der fleischige Meerfenchel (*Crithmum maritimum* L.) und die kriechende Ufermelde (*Atriplex litoralis* L.). Diese ist aber vom Salzwasser theilweise angegriffen und geröthet worden wie Buchenlaub vom Herbstfrost. Vielleicht ist das jahraus, jahrein die ganze Flora der Insel, eine gelbe Flechte, eine *Berrucaria* ausgenommen, welche die Felsen sprengt.

Denken wir uns diese spärlichen Pflanzen hinweg, so ist der Felsen das Stück einer Mondlandschaft.

Pharus war einst ein Eiland im ägyptischen und ein Eiland im dalmatischen Meere. Vom Namen des letzteren hat sich in Hvar, welches in der Sprache der Slawen Vesina bedeutet, ein Nachklang erhalten. Einen Nachklang im Laut, denn in der Körperlichkeit stehen alle Leuchttürme, die ja, wie dieser, Pharus heißen, als Nachbildungen des Thurmes da, welchen der baukundige Knidier auf dem ägyptischen Wörthe aufrichtete. So haftet Ueberlieferung aus tiefem Süden der jonischen und kretischen See an diesem Felsen, wie Zosteren und Tange, die oft vom Südwinde und der Strömung von dort unten an ihn herangeschwemmt werden.

Der Faro von Porer wird nicht bedroht wie ein Eddy-stone, und das hochbusige Athmen der blauen Adria ist Schlummerbewegung im Vergleiche mit den grünen Bergen, die am Eddystone zerstäuben. Gleichwohl aber schlägt das Wasser oft in die Behausung hinein, und es mögen Wochen vergehen, bis eine Barke herankommen oder vom Felsen weg an den gelben Strand der Halbinsel gelangen kann.

Fünfundfünfzig Kilometer, dreihundert Stadien, leuchtete der Thurm des Knidiers in die Nacht hinaus, siebzehn Miglien

die Flamme von Porer. Wer über den Quarnero, den Strömungen und Winde verhaßt machen, aus dem Inselreiche Dalmatien herüberkommt, begrüßt den rothen Stern als Boten des heimathlichen Festlandes.

Viele sehnsüchtige Blicke haben an ihm gehangen. Wer ein völliger Neuling ist in Meerfahrten, der macht sich gern, wenn er das Licht aufblitzen sieht, zum Verlassen des Schiffes bereit. Aber das Licht narrt ihn.

Wie ein Johannismwürmchen durch den Wald, so schwirrt dieses Licht mit scheinbarer Bewegung über dem erregten Meere. Schon meint er, es zur Seite zu haben. Da erkennt er, daß es noch gleich weit von ihm entfernt tanzt. Mittlerweile ächzt das Schiff, von vielen Traufen übergossen, durch die Wallung des Quarnero. Den Tanz haben die Männer auf dem Faro mitten durch die Nacht durch wohl gesehen. Wie für den Seefahrer ihr Strahlfeuer, so blinkte hüpfend Jenen das Fünkchen der Mast-Laterne.

Auf hundertachtundfünfzig Staffeln steigt man zur Leuchte empor. Oben ist ein festes Feuer, nicht ein solches, welches ab und zu aufblitzt, während sich das Gestelle dreht, wie drüben auf der Galiola, die mitten im Quarnero glänzt, um die Straße zum ungarischen Emporium zu beleuchten. Allenthalben stehen in der Runde, sichtbar und unsichtbar, die Thürme und Laternen. Vor uns fällt in der Nacht ein rother Schein auf die „gefährliche Untiefe“ im Südost unter Porer — auch erkennen wir die Blitze der Galiola, die dreiundzwanzig Kilometer entfernt ragt. Gingen wir bis zu jener bleichen Punta Merlera vor, so fiel uns noch das Blinken des Zaglava-Feuers in die Augen, welches an den Felsen von Cherso steht. Auch das feste Feuer von Punta Nera würden wir dort sehen. Wie auf Kreuzstraßen die Wegzeiger, so deuten hier die Lichter auf die Pfade des pfadlosen Meeres.

Seltfam ist es, am Tage sich die blank gepuzte Krystallglashülle einer solchen Leuchte mit ihren siebenfarbigen Strahlenringen und die verzerrten Gesichter oder Hände der Menschen zu betrachten, die hinter ihr stehen.

Allerhand Zubehör mag den Blick anziehen: die Menge des Steinöles, welches aufbewahrt wird, um die Leuchte zu füttern; das alte unterseeische Kabel, das in einer Halle liegt; die Vorrichtung für das Nebelhorn, dessen schrille Schwingungen die Leuchte ersetzen sollen; das Stübchen, wo der Telegraphist klappert, um mit den Schiffen am fernen Gesichtskreise und den Häfen zu verkehren; der Backofen, aus dem sich die Kinder voll Verlangen das warme Brot holten.

An dem Tage, den ich für diese Zeilen der Erinnerung an den Leuchtturm festhalte, war Gründonnerstag. Allenthalben durch die Christenheit des Erdrundes hin hatte man den Heiland in sein Grab gebettet. Das war auch auf den umbrandeten Felszacken geschehen. Flaggen schmückten die Nische mit dem Bilde und Lichter glänzten. Die Weiber beteten vor der kleinen Gruft. Statt der Orgel summt vor dem Fenster das Meer am Felsen, und weiße Möven stießen Schreie aus, während sie, gleich Schneeflocken, aus der Ferne am Mauerwerk vorüberblinkten.

Aus dieser Stille stieg ich in ein kleines Geläß hinab, in welchem der gastfreundliche Hausherr einen Imbiß aufgetragen hatte. Damit man wisse, wie es dort mit einem solchen bestellt ist, so lasse ich die Thiere betrachten. Zuerst eine Krabbe mit rundlichem Körper (*Carcinus maenas*), roth gefotten. Alsdann einige lichte Heuschreckenkrebse (*Squilla mantis*), kleine wundervoll zweckmäßig ausgestattete Raubthiere. Zum Schlusse Muscheln (*Pinna nobilis*), tüchtig geölt und gepfeffert.

Dem Wein von Istrien werden die besten Eigenschaften nachgerühmt. Nirgends gedeiht er feuriger, als gegen die

Südspitze hin, und nirgends schmeckt er besser, als mitten im Salzhauch auf dem Felsen. Wer nicht so weit ins Meer hinausrudern will, der lenke seine Schritte wenigstens gegen Medolino. Dort wird er neben dem Maulbeer- und dem Zurgelbaum, die den Staub des Dorfplatzes beschatten, eine Schänke finden: »Andemo da Santo«. Dort trinkt er das Getränk in schmutzigen Krügen. Noch heißer rann es auf der Klippe durch die Adern.

Kommen wir zu den Höhlen.

Ist einer meiner Leser jemals an steiler istrischer Ostküste oder an manchem Riff Dalmatiens auf einer Barke vorüber gefahren?

Verneint er die Frage, so lasse er sich's gefallen, daß ich ihn zu einer solchen hinführe. Kleinere finden sich gegenüber dem Scoglio Solfovac am Ufer der Buchten unter Promontore. Er darf sich nicht vorstellen, daß er in Hallen hineingetragen wird wie die Vogelgrotte von Crozon in der Bretagne oder die des „durchlöcherten Berges“ (Monte Pertuisato) unter der Stadt Bonifacio in Korsika. Schön genug sind sie gleichwohl.

Ueber dem Eingange steht in hohen Stengeln blaublumiger Rosmarin, von Bienen besucht. Vögel fliegen aufgeschreckt über die Barke aus dem dunklen Innern. Es wälzt sich uns ein Wasserschwall nach dem anderen entgegen, der Rückprall der sich hineinzwängenden See. Jetzt sind wir drinnen, und Tropfen fallen uns von der Decke ins Gesicht. Wenden wir uns um, so sehen wir die bleichen Inseln fern im dämmernden Meere, vom Rundbogen zu einem Bilde ausgeschnitten, eingerahmt.

Wind, der durchzieht, weit durch das Berginnere in Klüften streicht, und der Anschlag des Meeres mit Rückklang von den Wölbungen der Decke stellen ein Gewirre von klagenden Tönen zusammen — eine Felsen-Meolsharfe, bei welcher der Grundbaß der Thalatta mitspielt. Kein Wunder, daß man in den Gesängen der Luftströme und der Wellen, die aus dem Dunkel

heraushallen, die Stimme des Teufels hörte. Manche der Schiffer erzählen von ihm. Das Widerspiel der Lichter draußen auf der wimmelnden Fläche zeigt am Gewölbe gekrümmte, grüngoldene Feuerlinien phosphorigen Scheines — als ob da Ritzen in den Wänden wären, durch welche das unheimliche Feuer der Teufelsbehauung im Innern der Erde durchsickert.

Auf einem platten Felsen, von dem fortwährend die Brandung abtriefet, lieft der böse Feind die „schwarze Messe“.

Die Griechen hätten vielleicht statt des Teufels hier die Amphitrite eingesetzt und die wilde Höhlung zu einem jener Säle gemacht, in welchen verborgen das schönlockige Weib mit Poseidon kost.

In Wirklichkeit mag aber nicht selten auf den triefenden Platten der Seemönch, die Robbe, rasten, der manchmal an diesen Gestaden sich sehen läßt. Dann stürzt er, wenn ihm rudende Männer nahen, mit heiserem Gebell in das tiefe, schäumende Wasser. Manche Gestalt, die wie ein steinernes Abbild von ihm erscheint, ist, halb von fallenden Tropfen gebildet, halb vom Drange der Wogen, welche waschen, ausgeweißelt, im Halbdunkel sitzend, zurückgeblieben.

Mittlerweile ist auch draußen die Helle gewichen. Rother Schein liegt noch auf der Hohen Utschka, aber im Meere unterscheiden sich die Wolkenschatten nicht mehr von der heraufsteigenden Dämmerung.

Ob und zu steht noch eine Möve auf dem Geklipp, das jetzt schwarz geworden ist, scharf ausgeschnitten vor dem rothen Westhimmel. Alles geht zur Rüste.

Die Schiffer aber schreiten, sobald sie den Strand erreichen, dem Kirchlein zu, um in der Abendstunde des heiligen Tages zu dem Heiland zu beten, der heute im Grabe liegt und in sonniger Frühe wieder auferstehen wird.

Von Cilli bis Sagor.

J. O. M. ist eine Inschrift, die man in der alten Claudia Celeja, heut Cilli, oft genug findet. Jovi Optimo Maximo, so stand es in die Steine der viereckigen Römerstadt eingemeißelt und so liest man heute noch, wo der Dampfwagen an der alten Hauptstadt des Noricum Mediterraneum vorbeibraust. Es giebt wenig Orte in Oesterreich, die gleich merkwürdig sind. Im Norden ragen Hochgebirge, die zu den bedeutendsten Schaustücken Europas gehören, im Süden sprudeln heiße Wasser aus den Höhlungen des Trias-Gesteines — allgegenwärtig ist Rebe und Wald und aus seinem Boden, den unbeachtete Säulen und Steinbilder bedecken, ließe sich so viel ausgraben, daß man ein Museum damit füllen konnte.

Ein warmer Fluß, ein unvergleichliches, helles Badwasser zieht in breitem Bett vorüber, und von den Tagen der Cäsaren an bis zur slawischen Einwanderung, dann weiter in die Zeiten feudalen Glanzes und so fort bis heute, wo im alten Schloß, im Zeichnungsaal unter den Deckbildern, die Türken Schlachten vorstellen, Maschinen-Modelle stehen, haben alle Wechselfälle des Landes in Statuen, Inschriften, Burgen und Kirchen hier ihre Denkmäler in Fülle zurückgelassen.

So oft ich Cilli sehe, erfreut mich Natur und die regsame, lebhafteste Stadt mit ihren Insassen. Gleichwohl aber kann der Gedanke daran nicht überwunden werden, daß es Dertlichkeiten giebt, die weniger begnadigt sind und von denen die ganze Welt spricht, während Cilli, das ein Fremden- und Badeort ersten Ranges sein könnte, immerhin außerhalb der benachbarten österreichischen Länder der Mehrzahl wohl nur als Name einer Eisenbahnstation in die Ohren geklungen ist.

Von Bad Neuhaus an der Abdachung des Sulzbacher Hochgebirges bis Sagor und Sava hinunter ist eine Fülle landschaftlicher Schönheit. Mit Recht preist der nüchterne Bädeler diese Strecke als den Glanzpunkt der ganzen Eisenbahnfahrt von Wien nach Triest — eine Fahrt, mit der sich doch so wenige Reisen auf anderen Schienenwegen vergleichen lassen.

Heute ist ein sonniger Decembertag. Ich will mir das Alles zu Fuß betrachten. Es kommt ohnehin so selten vor, daß ein Fußwanderer sich die Einzelheiten von Landschaften betrachtet, die von einem Schienenstrang durchzogen werden.

Zunächst sieht man, einmal hoch oben, die Trümmer der berühmten Beste Ober-Gilli. Da ließen sich geschichtliche Arabesken wie Epheu um das Gemäuer herumwinden. Auf den Blättern, zwischen den Ranken, saßen die Gestalten des mächtigen Grafenstammes, dem einst in den südöstlichen Gebirgen so viele Besten und Dörfer gehörten — Männer, die Bane von Kroatien und der Meeresküste waren, die über die Heere der Türken rühmliche Siege erfochten und in österreichischen Landen ihres Gleichen nicht hatten an Gewalt.

Ich unterlasse das dem Sinnlichen und Greifbaren zu Liebe. Vom glänzenden Himmel weht Scirocco. Der laue Wind raschelt im Laub der Buchen. Man erkennt wohl den milderen Himmel dieser Gegend, die dem Meere so nahe liegt.

Seit Tagen hielt der Nebel die Grenze fest, welche zwischen Ponigl und Pöltschach hinter dem Lippoglauer Tunnel als die zwischen dem Wasser der Drau und denen der Save bezeichnet. Hier, diesseits, hatte stets die Sonne geschienen. So tauchten jene, die von Nord nach Süd führen, urplötzlich in helle Luft, in satte Farben, welche der Dunst des warmen Windes hervorruft, welcher Wind Schatteninseln von feinen Wolken, die schwer und goldig wie Sommergewölk am tiefblauen Himmel hinziehen, über die Wälder und Hügel sich fortbewegen läßt —

wer aber von Süd gegen Nord reiste, der befand sich alsbald im Nebel, der ihm Bäume, Hütten und Hügel in grauer Trübung verschwinden ließ.

Es ist aber hier vor unseren Augen auch eine Grenze. Freilich war, vor dreizehn Jahrhunderten, Cilli neben dem vielen Anderen, was es seit den Zeiten der Moriker gewesen, auch einmal Hauptstadt eines kleinen Slawenreiches.

Davon ist heute in den Straßen wenig mehr wahrzunehmen — dagegen befindet man sich, sowie man die Sannbrücke vor Cilli hinter sich hat, alsbald wieder unter vollblütigen Slowenen. Die Häuser am anderen Ufer, welche als eine Vorstadt von Cilli gelten können, werden von Slawen bewohnt. Es ist dies eine Uebereinstimmung mit Klagenfurt, von dessen Bahnhof fünf Minuten entfernt sich eine windische Pfarre befindet, St. Ruprecht, auf deren Gebiet sogar der Kirchhof der deutschen Stadt liegt.

Die Bauart der Häuser, die Gewandung machen sofort auf die Volksthümlichkeit aufmerksam. Der Farbensinn der Slawen, der Grelles liebt, zeigt sich auch in den bunten Papierbändern und anderem scheckigen Flitterwerk, mit welchem sie die Kreuze behängen, die hier und dort neben der Straße aufgerichtet sind.

Das Thal wird alsbald eng. Im Frühjahr, wenn der Ruckuck aus den Bergwäldern ruft, liegen grüne Wellen, wogige Blattwipfel der Buchen über das Gebirge hingebreitet und verdecken die Falten des Kalkes. Jetzt ist das Alles braunroth. Zwischen den Hängen eingeklemmt rauscht die Sann und trägt Flöße, die mitunter aus Fässern gebildet sind. Die schwimmen die Save hinab weit nach Slawonien hinein, und wenn dort unten der Wein wohl geräth, so ereignet es sich, daß die Flößer ebenso viel Fässer mit Wein angefüllt erhalten, als sie den Bauern geben.

Bei der ersten Biegung des Thales erkennt man schon aus der Ferne die noch knappere Enge, in welche später die hellen Wasser des Sannflusses eintreten werden.

Hier aber ist alsbald Markt Tüffer erreicht, wo heiße Quellen hervortreten. Ein Hippogryph aus Zink grüßt den Ankömmling mit den Worten: *Laborantibus salutem!*

Zur Winterzeit kann ich mir kein größeres Vergnügen denken, als in warme Fluth hineinzuspringen, welche aus den Schlüften der Erde hervorquillt. Die Dämpfe, die mit ihnen zugleich ausströmende Luft, der Gegensatz der Wärme-Empfindung gegen die Rauheit, von welcher die Oberfläche der Erde heimgesucht wird, machen dieses Vergnügen zu einem ganz anderen, als das Baden im Sommer gewährt.

In früherer Zeit wurde das mehr gewürdigt, als heute. Es giebt noch viele Leute, die sich an die winterlichen Besucher von Gastein erinnern. Auch in anderen Orten, wo heiße Quellen in Bollbädern und Schwimmbecken gefaßt sind, kommen sonst in Wintermonaten Lebemänner zusammen und erquicken sich in der heilkräftigen Fluth — ein Sport, der dem Körper zuträglicher ist, als die herkömmlichen Zerstreungen der gleichen Jahreszeit in den großen Städten. Während der nebeligen Spätnachmittagsstunden, wo Dunkel und Schneegestöber eine scheinbar endlose Nacht einleiten, beleuchtete man die Schwimmbecken mit Lampen, deren Strahlen von dem klaren Wasser zurückgeworfen wurden.

In Räumlichkeiten nebenan stand Speise und Trank bereit. Ich glaube, wenn unsere Welt, die in immerwährender peinlicher Verlegenheit sich abmüht, dem Leben neue Eindrücke abzugewinnen, eine rechte Vorstellung von dem hätte, was sich während der kalten Winterszeit am Rande heißer Seen, in wohligen, duftwarmen Domen der Unterwelt, wie im Großen zu *Monsummano*, im Kleinen dort, wo wir auf unserem dies-

maligen Spaziergang später noch hinkommen werden, aufzuführen läßt, so würde sich eine ganz neue „Saison“ daraus entwickeln.

In Tüffer und Römerbad wäre derlei auszuführen. So wie es dormalen dort gehalten wird, ist jedoch selbst ein einfaches Bad in diesen herrlichen Wassern während des Winters kaum zu erreichen. Auch in der Grotte von Monsummano will man zu dieser Zeit nichts von Gästen wissen. Freilich kommt Niemand.

Der einzige Ort in ganz Oesterreich diesseits der Leitha, an welchem man vom November bis zum Sommer schwimmen kann, in würriger Fluth, die in perlenden Champagner-Graben aus weichem Kiesboden aufschäumt, sind die Becken im bescheidenen Warmbad Villach. Niemals verabsäume ich es, dort meine Eisenbahnfahrt zu unterbrechen und mich alsbald in die warmen Wellen zu stürzen — ein Vergnügen, von dem weder die Reisenden, noch die Reisebücher etwas wissen.

Heute wurde demnach nur im Tabaksqualm beim „Bräuer“ gebadet und alsbald der Weg nach dem acht Kilometer entfernten Römerbad, der teplica, der „warmen Quelle“ des mit-täglichen Steierlandes angetreten.

Jetzt knirscht die von manchem Scirocco angefeuchtete und halb in Traufe verwandelte, dann wieder von Frost gehärtete Schneedecke auf dem Boden der Viktoria-Laube, des Helenensitzes, des Theresien-Plateaus, der Grillparzer-Ruhe und des Charlotten-Blickes. Die Sann, auf deren Grund so viele warme Quellen aufsprudeln, dampft, es dampfen auch mancherlei Rinn-sale zwischen dem Schienenweg und dem Bad. Die Pappel-Allee schaut abgestorben noch viel langweiliger drein, als im Sommer.

Zwischen Römerbad und Steinbrück nimmt das Thal der Sann seinen Charakter an, welcher auch der Save bis zu ihrem Austritt aus der Laibacher Ebene bleibt — den eines

der verbreitetsten Reisehandbücher, allerdings im Gegensatz zu allen übrigen, einen einförmigen nennt. Selbst der theilnahmslose Reisende wird sich stets der seltsamen Thalsohle, die kaum von etwas Anderem als dem Strome gebildet wird, erinnern, wenn er sich den Ausblick bei der Station Steinbrück, bei welcher fast Jeder seinen Wagen des Essens halber verläßt, vergegenwärtigt. Es ist eine Reihe von solchen Landschaften, wie sie dem Dante vorgeschwebt haben, als er den Gang des Poeten von Lucifer weg bis zum Anfang des Fegefeuers schilderte. Aehnliches findet man in den Schluchten unserer Flüsse, wo sie sich gegen Italien hin Bahn brechen.

Solches sieht man in den Schluchten von Atzwang an der Brennerstraße oder im Bergell, wenn man sich Chiavenna nähert. *E proprio Dantesco* — die kahlen, steilen Halben mit einsamen schwindeligen Fußpfaden, auf welchen Derjenige, der sie wandelt, sich an mancher Stelle hüten mag, zum Strome abzublicken. Wohl stehen hier und dort Fichten über den abschüssigen Matten — meist aber liegt einsam der Sonnenschein darüber. Zwischen Sagor und Laase geht ein solcher Pfad, von dem aus einmal Schiffe auf der Save geschleppt wurden, an den grünen Steildächern der Kalkwälle hin, in welchen Myriaden von Farnen, Lykopodien und Palmen als pechglänzende Massen vergraben liegen.

Von diesen Begrabenen geben Kunde die schwarzen Wasser, die sich bei Sagor, aus der Schlucht der Kohlenflöze hervorbrechend, mit der hellblauen Save vereinigen — das Getöse der Karren, der pulverige Staub, die beruhten Gesellen, die fünfzehn Schenken unter den vierundzwanzig Häusern Sagors.

Noch etwas Anderes ist zu sehen, was in der Erscheinung als vorgeschobener Posten so vieler anderen gleichartigen Schaustücke betrachtet werden soll. Sowie man eine kleine Strecke von Trifail hinweg in der Richtung gegen Sagor hin sich ent-

fernt hat, erblickt man am linken Ufer aus der Halde urplötzlich einen stattlichen Mühlbach hervortreten. Jetzt war er mit Eis halb zugedeckt, das wie Muschelmarmor eine vielfältig irisirende Orgelpfeifen-Umhüllung darstellt, über welche sich der Dampf des Wassers erhebt, das wärmer ist, als die kalte Luft dieser Schluchten. Wer das gesehen hat, der hat den Ursprung unzähliger Ströme gesehen, die im „Karst“ ausbrechen — heiße nun dieser Karst das Gebirge von Istrien, Dalmatien, Albanien oder Morea. Ueberall dort »the streams issue from subterranean reservoirs.« Es ist die illyrische Flußbildung.

Noch seltsamer ist aber die heiße Höhle von Gallenegg, die man in zwei Stunden von Sagor ansteigend erreicht. Tausende von Menschen ließen sich dort, wenn Ableitungen und Ansiedelungen vorhanden wären, in den Tagen des ärgsten Frostes erwärmen. Was aber sonst noch aus diesem Tepidarium der Unterwelt zu machen wäre, das will ich in einem anderen Aufsatz erklären.

Die heißen Luftströme, welche über den eisbedeckten Abhang hinausdrängen, setzen nicht minder in Erstaunen, als die brühheißen Brunnen und die Dampffäulen, in und an denen zur Winterszeit in Gastein die Weiber des Dorfes ihre Sinnen und Geräthe reinigen. Nichts rückt dem armen Ansiedler der erkalteten Erdkruste sein parasitisches Dasein auf äußerster Peripherie der Kugel so nahe, als dieser glühende Hauch, der dem unbekanntem Herzen der Isis entquillt. Während die Bäume vor Frost bersten, taucht die Hand auf der Straße in brühwarmer Fluth und saugt die Lunge den Odem namenloser Höllen ein.

Veldes.

Der Veldeser See in Oberkrain wird von patriotischen Krainern als das „Juwel“ ihres Landes gepriesen. Nicht nur von Laibach, sondern auch von Villach, ja selbst von Klagenfurt aus werden Vergnügungszüge dorthin veranstaltet, und es dürfte unter denjenigen Leuten, welche in den beiden Nachbarländern Kärnten und Krain überhaupt Ausflüge machen, kaum Jemand geben, der nicht an irgend einem schönen Sommer- oder Herbsttage einmal sich eine Fahrkarte nach Veldes, dem Bledsko jezero, gelöst hätte.

Nachfolgend gebe ich meine eigenen Eindrücke. Eine nützliche Bemerkung schicke ich voraus. Durch diese wird dem Fremdling gerathen, nicht in der herkömmlichen Station Lees-Veldes, sondern in Zauerburg auszustiegen. Von Zauerburg gelangt man auf herrlichem Fußwege, am Rothweiner Wasserfall vorüber (den man auch vom westlichen Ende des Tunnels zwischen Madmannsdorf und Zauerburg aus im Süden erblickt) in zwei Stunden nach Veldes.

Wie beim Warmbad Villach die erste wirkliche Karstbildung auftritt — oben, auf der Hochfläche, die gleich hinter dem Badehause ansteigt, eine Bildung, die seltsamer Weise mit dem Auftreten südslawischer Volksthümlichkeit, von welcher sie bis zum Schwarzen Berg hinab unzertrennlich erscheint, in unerklärlichem Zusammenhange zu stehen scheint, so erinnern auch die Umgebungen des Veldeser Sees, des Bledsko jezero, an die lyrische Quintessenz südlichen Slawenthumes.

So ist der Ausruf gerechtfertigt: Hier ist südslawische Landschaft — der Kalk, der Laubwald, die Heide! Im Laubwald des Berges, der Planina, wohnt die „weiße Wila“ und begleitet durch Zurufe, tröstend, mahnend oder warnend das

Treiben der Menschen. Auf kahlem Kalk, dem „Brdo“, hausen Uskoken und Hajduken — über die wolksmilchbedeckte Ebene rast Marko, der Königssohn, der von Liedern gefeierte, auf seinem Zauberrosse.

So hätte die vorschnelle Einbildungskraft sich des Bildes bemächtigt. In Wirklichkeit ist es aber von der Wurzener Save und der Zelouca- oder Pokluka-Planina noch sehr weit bis zu den Schauplätzen des Heldenliedes, bis zu den Auen, wo Tamburica und Guzla klingen. Doch ist die Landschaft eine stimmungsvolle Einleitung zu der Poesie der südlichen Slawenwelt.

Manches Stück derselben sieht sich an, als ob es aus dalmatischem Felsgestade ausgehauen wäre, ein anderes dagegen erinnert an serbisches Waldgebirge, an die Ufer der Bosna oder Morawa.

Gegen dalmatische Kalkwand, löschpapierfarbiges Geflippe, zieht sich einer jener gelblichen Wege hinauf, von denen Jeder etwas weiß, der die Adria auf dem Triester Wege erreicht oder die Wüsten des Landes Dalmatien durchschritten hat. Es ist der rothe Weg, der »rumen pot« des Volksliedes, und Fels und Weg schauen geradese aus, wie die gelben Wege im Steingeklipp, auf welche der serbische Junak, der nach Türken auslugt, von seiner Kula hinabspäht.

Marko saß auf seiner hohen Stube,
 Schaute weit hinaus die gelben Wege,
 Sagte da zu seinem Weibe Marko:
 „Meine Braut, mein Schatz du, o mein theurer,
 Welch ein Staub ist das und Welch ein Nebel,
 Vor der Stadt dort auf den gelben Wegen?“

Vom Beldeser See sieht Derjenige, der ihm von der Eisenbahn aus zuwandert, zunächst nichts, als Bledski Grad, die

Burg, die ihn dreihundert Fuß überragt, und den Felsen Babin Zob, den „Altweiber-Bahn“, unter dem sich eine prächtige Grotte in den Kalkberg hineinzieht. Babin Zob ist durch die kleine Save, die Savica, die aus dem Wocheiner See herabkommt, vom Veldeser See getrennt.

Zu der Wurzner Save, dem blauen Kalkalpenwasser, die überschritten werden muß, geht man, die Straße verlassend, auf einem Blachfelde hinab.

Ueber dem Blachfelde liegt der Duft vieler Kelche und durch das kurze Gras huscht die blauhalsige Eidechse, unsere Bekannte aus dalmatischer Inselwelt. Auch das Cyklamen, das Bergveilchen, welches den Kalk liebt, steht da zwischen Wachholderbüschen.

Auf das schattenlose Feld brennt die Sonne. Gern möchte der Wanderer drüben im kühlen Walde Jelouca rasten oder in die helle, blaue Save tauchen.

Vor Zagorica, zu deutsch Auritz, giebt es Schatten. Dort steht hochstämmiger Forst. Das Dorf bereitet auf das Veldeser Idyll vor. Seine Bäume sind mit Früchten beladen, so, daß die Nester gestützt werden, überall grünt es von Gärten und Rasen, über denen der Schatten von Eichen und Nußbäumen liegt.

In geringer Entfernung aber heben anspruchsvollere Dinge an. Pappelreihen verkünden adeligen Landsitz, ein Schloß, einen Badeort oder Aehnliches. Hier ist es die Wiener Villegiatur auf halb slawischem Boden.

Jetzt blaut der See durch die Pappeln. Es gleißen Springbrunnen. Wir gehen durch Hecken und Blumen-Anlagen, Trauerweiden neigen sich über schön lackirte Bäume, in Hotels klingen die Eszgeräthe, wir sind in Veldes.

Wißbegierig schlagen wir irgend ein notizenreiches Buch auf. Dortselbst heißt es: „Der Veldeser See enthält 56 Foch und bildet ein unregelmäßiges Viereck, aus dessen grünem

Spiegel ein runder, grünbelaubter Fels sich erhebt. Seine größte Tiefe im südwestlichen Theil beträgt 100 Fuß. Er bekommt sein Wasser durch unterirdische Quellen und fließt in die Savica ab. Schon den Römern war er bekannt und hieß bei ihnen lacus auriaeus.“

Valvasor sagt: „Es liegt dieses Schloß auf einem mächtig hohen Felsen, so ganz gähe und fast als eine glatte Mauer sich empor gradet. Es ist zwar groß, aber auf die alte Bauart aufgeführt. Doch hat man von der ein Lust-reiches Aussehen auf den Belbeser oder Frauen-See.“

Mit solchem Wissensschatz beladen, pilgern wir neben den Willen am südöstlichen Gestade dem mit Beldes zusammenhängenden Dorfe Seebach, slawisch Mlino (d. h. Mühle) entgegen.

Die Uferhäuser stehen zwischen Obstbäumen. Hinter ihnen breitet sich der See aus. Jenseits des Sees erheben sich waldige Hügel, Staffelgebirg, immer höher und höher ansteigend, bis zur silbernen Pracht des Triglav hinauf. Diese verschleiert und entblößt sich oft — der hohe Gipfel ist ein Tummelplatz von Lichtern.

Der Triglav, zu deutsch der Dreikopf, mag vor Zeiten ein Göze der südlichen Wenden gewesen sein, oder wenigstens örtlich mit der Verehrung eines solchen zusammenhängen, sowie bei den Wenden des Nordens Triglav verehrt wurde, im hölzernen Tempel zu Stettin — wo das große schwarze Pferd mit dem Fuße seine Weissagungen von sich gab, nachdem es vom Priester eines der vier Tempel durch Reihen von Speißen hindurch geführt worden war. Drei goldene Köpfe hatte das Idol, welches jetzt irgendwo zertrümmert in römischer Erde liegt, nachdem es zum Sitze der siegreichen Apostelfürsten gebracht worden war, gleichwie man früher die Götter vom Euphrat und Nil dem Jupiter des Kapitols zuschleppte. Auch

dieser Triglav ist ein Dreikopf und auch er ist, wenn auch nicht weggeschleppt, doch in seiner Unnahbarkeit entweiht worden. Denn es vergeht im Sommer kaum eine Woche, daß nicht irgend ein Sportsman mit genagelten Schuhen einen der drei heiligen Köpfe auffchürft.

Der Triglav, im Vordergrund der Beldeser See, ist ein Landschaftsbild, das in den Alpen kaum wieder vorkommt. Vom Gipfel herab bis zu den Eichenwäldern und Blumen­gärten dieser Ufer herab, bis ins Wasser herein, welches die farbigen Lichtstrahlen aller dieser Gegenstände zurückwirft, fehlt vom Violet bis zum Roth keine der Schwingungen, die unsere Netzhaut reizen. Es ist oben der Eisblink da und unten ist tiefes Grün der Fluth.

Dort, am „Thore des Triglav“, wohnt der Winter, hier sind Rosen, der Apfel hängt roth wie sie am niedergebeugten Ast über dem See und Pflaumen über dem Rasen. Schatten aber, so duftblau wie Pflaumen, legen sich zwischen die Insel und das Wasser ein.

Nicht nur der Triglav erhebt sich dort, sondern noch manch anderes Horn. Keines erreicht seine Höhe oder auch seine Schönheit. Der Triglav, von hier aus betrachtet, gehört zum Beldeser See, sowie der Dachstein zum Gosau-See. Wer oben auf seinem Gipfel steht, der schaut in die Lagunen hinab, in denen Venedig aufgebaut ist, und auf der anderen Seite, gegen Norden, blickt er noch weit über die Gipfel hinaus, unter welchen Steiermarks Fluß, die Mur, zusammenrinnt.

Fast mitten im See, der von zahmen Schwänen belebt wird, erhebt sich die Insel. Während die leichte Welle gegen das Schiff schlägt, das uns dorthin bringt, zeigt sich der See in seiner Rundung. Dann thut sich seine Schönheit auf. Nahe erscheint, von großen Gewölben unterhöhlt, Babin Job, nahe auch die Burg Beldes mit ihren Thoren und Zwingern auf

dem hohen Felsen. Heinrich der Zweite war es, der „Vater der Mönche“, welcher die Landschaft um diese Feste Albuin schenkte, dem Bischofe zu Säben ob Klausen.

Wir landen an einer steilen Treppe, welche zum Heiligthum hinaufführt. Es ist eine Treppe, wie sie in den (gedruckten) Träumen norddeutscher Romantiker an Schlössern des Landes Italien hin gebaut sind.

Oben lehnen sich wenige Häuser an die Wallfahrtskirche von „Maria im See“.

Von der Kirche hinab zum See stehen Eichen, an deren Wurzeln die Wellen anshlagen.

Zur Wallfahrtskirche geht man durch ein ehernes Thor. An einem anderen Eingange sind die Worte angebracht: Blagor clovieku ki euje pri mojih vratih (Heil dem Manne, der an meinen Thoren wacht) und: Moje hisa je hisa molitve (Mein Haus ist ein Haus des Gebetes).

Mitten in der Kirche ist der von der Decke herabhängende Strick zu ergreifen und mit ihm die Glocke in Bewegung zu setzen, die alsdann über den See hin schallt. Es ist eine „Wunschglocke“. Es wird den frommen Wallfahrern empfohlen, bei ihrem Schall in Gedanken irgend etwas zu ersehnen, was sodann gewiß in Erfüllung gehen wird.

Diese Insel mag ein Sommeraufenthalt für Solche sein, welche Einsamkeit lieben. Wie ich mich bei manchem Besuche in verschiedenen Jahren überzeugt habe, ist sie auch in dieser Eigenschaft nicht unentdeckt geblieben. Stets weilen einige Bescheidene dort.

Es wird Abend. Die über die Kalkschrofen überhängenden Wolken zittern jetzt kupferig wiedergespiegelt im See. Die sonst so bleichen Grate werden roth und die Spitze des Triglav feuerig. Kirchenglocken hallen auf den See hinaus und die Fluth wallt leise.

Harzduft kommt aus den Uferwäldern, Vogelsang aus den Gärten. Schwäne rudern dem Strand entgegen und der See am Gestade erscheint schier röthlich braun von den zahllosen Fischen, die sich den Brotspenden der Gäste entgegen drängen.

Ich denke an den Frühlingstag, in dem ich mich vor vielen Jahren einst hier sonnte. Damals „sang der Ruckuck im Bergwald“, wie das slawische Volkslied sagt. Da schrieb Einer einen Vers ein in der Sprache des geheimnißvollen Südländes:

Le enkrat daj se, majnik zlati,
Da gledam zorni toj obraz;
Nebram se potem zaspati,
Zagrne naj me vecni mraz!

(Nur einmal noch, goldener Maientag, laß mich in dein morgenrothes Antlitz schauen. Ich scheue mich nicht mehr vor dem Entschlummern, möge mich dann das ewige Dunkel umhüllen.)

Wir haben den goldenen Mai wieder gesehen auf der seltsamen Pracht der Karstwüste und am nachtigallenreichen Ufer des Isonzo. Aber wir leben noch und hoffen abermals den Ruckuck zu hören im grünen Buchenlaub der Planina.

Krainer Schaustücke.

„Hier ist der Birknitzer See!“ sagte der Slowene, der mich an einem heißen Augusttage von der Bahnstation Rakel ans Gestade dieses Gewässers, eines Weltwunders, geführt hatte. Da war aber keine, auch nicht die geringste Ansammlung von Wasser. Ich sah einen welligen Boden, von kothigen Gruben unterbrochen. Den Boden bedeckten Stoppeln abge-

mähnten Schilfes und bleiches Sphagnum, eine Moosart. Mit einem Worte, der See war verschwunden. Im ganzen Becken, das etwa acht Kilometer lang ist, keine Welle.

Ein Spaziergang durch diesen Boden war durch die sengende Sonne zu einer Anstrengung gemacht worden. Gleichwohl gehört ein solcher zu den merkwürdigsten Dingen, die einem Menschen vorkommen können, und sicherlich wird ihn Niemand vergessen. Ich will zu Werk gehen, wie es ein Maler machen würde, der sich da herumtriebe und nach und nach, wie es die Reihe der Gegenstände giebt, sich seine Bleistift-Skizzen aufnahm.

Da ist, eine kleine halbe Stunde vom See entfernt, ein Dorf. Bis in dieses mitten hinein gingen im Frühjahr die Wellen des Sees. Dann zog er sich zurück und auf einmal lagen die Dorfgassen alle voll von Fischen, von denen jetzt noch viele geräuchert in den Kaminen hängen.

Bei den ersten Schritten im Seeboden sah ich Röhre und ihre Hirten. Die Röhre, mit welchen zu anderer Zeit gefischt wird, lagen auf dem grauen Boden. Inseln waren am grünen Strauchwerk kennbar. Manchmal begegnete uns mitten im See ein Mann mit einer Sense, der ausging, irgendwo Röhricht zu mähen. Auch hochschäftige Pflanzen hatten schon Zeit gehabt, sich zur Blüthe zu entwickeln, zum Beispiel das engblättrige, gelbblumige *Thalictrum*, das hohe Sumpf-Senecio — zu geschweigen manch anderer, die ich nicht kenne.

Ich sage es rund heraus: eine richtige Beschreibung dieses Weltwunders habe ich noch nirgends gelesen. Es giebt physikalische Erörterungen, topographische Auseinandersetzungen — aber das Reizende, das Einzelne, was auf die Einbildungskraft am meisten wirkt, weil es zumeist nicht eronnen werden kann, vermiße ich in den vorhandenen Texten. Ich versuche es, die Erscheinung anschaulich zu machen.

Was zunächst dem Wanderer auffällt, der auf dem Seeboden herumgeht, das sind Löcher im Boden, Trichtern ähnlich gestaltet, offenbar von Kalkfelsen gebildet, welche letztere aber zumeist vor Roth und Schlamm nicht gesehen werden. Mitunter scheinen die nach abwärts ziehenden Röhren verstopft — sie sind es aber nur scheinbar, denn wenn man hinabsteigt und mit dem Stock den einen oder anderen Rothklumpen wegschiebt, so dringt der Blick in Finsterniß, und je nach der Steilheit des engen Schachtes hört man nichts mehr von einem Stein, den man in ihn hineinwirft. Diese Trichter sind die „Sauglöcher“ des Sees. Durch sie bricht er wieder hervor, aus ihnen kommen die Wellen und die Fische heraus. In ihnen halten sich auch, wenn der See durch die beiden großen Höhlen, Karlouca genannt, die ich beschreiben werde, abläuft, noch Fische am längsten. Dann entsteht an ihren weichen Rändern ein Gedränge von Menschen, welche sie fangen wollen.

Diese Trichter, die auf dem ganzen Seeboden zu sehen sind — nicht minder aber auch in anderen Karstböden, mitten in Wald und Feld — haben Namen. Da ist die große und kleine Ponitva, die Bumbatscha (so genannt, weil aus ihr das Wasser mit besonderem Getöse hervorbricht) und viele andere.

Wir gehen über den See hinüber der Halbinsel zu, auf welcher sich der wildreiche Wald des heiligen Petrus (svetoga Petra las) erhebt. Wo Hechte und Krebse sich tummelten, da ist jetzt in den weichen Boden die Geleisspur der Räder eingedrückt, die gemähtes Schilf und Waldstreu fortbewegen. Eine deutliche Fahrstraße geht mitten durch den See. Die Ebene ist glatt wie ein Tisch, bald grau von Flechten, grün von kurzem Gras, weiß von Moospolstern. Sonnenflitter liegt über der Fläche, nur hie und da heben sich in weiter Ferne die dunklen Umrisse eines Menschen von dem Glanze ab.

Aus dem See werden zuletzt Bäche, die nach der Karlouca fließen. Ueber verschiedene solcher, jetzt trockener Bachgräben dienen darüber gelegte Rähne als Brücken. Jetzt sind es Brücken, bald aber wieder Fahrzeuge.

Das Ufer erkennt man nur an den Höhlungen seines Felsenrandes, welchen zeitweilig der Wellenschlag benagt.

Ein Schuß. Dort drüben mitten im Schilf, wo Enten, Gänse und Schwäne haufen, wird gejagt. Groß sind die Schaaren der Vögel, und viele, wie Möven und Meerschwalben, kommen auch von der Adria herauf. Es ist seltsam, alle diese Wasservögel auf trockenem Grunde zu sehen. Man möchte glauben, sie wüßten, daß unten, in der Nacht, unter der Decke des hohlen Bodens, die Fluth rinnt und die Fische schwimmen.

Wir landen jetzt. Cyflamen duften unter hohen Bäumen. Hier ist ein Walddickicht, wie man es — im Süden wenigstens — nur noch in slawischen Ländern vorfindet. Da haust Reh, Fuchs, Edelmarder, auch zu Zeiten Wolf und Bär.

Weit hinauf ziehen sich die endlosen Forste des Javornik. Alles ist still. Der Krainer Schneeberg zerfließt mit dem Sonnennebel des Mittags, aber die weißen Felder des fernen Schneeberges durchdringen ihn mit ihrem Glanz. Die Landschaft ist typisch südslawisch — es ist öd und schweigsam wie in der hohen Dinara, im menschenleeren Bosnien.

Das ist ein guter Grund für Jäger. Am seltsamsten geht es da im Winter zu. Es kommen die Jäger, um Schwäne zu erlegen. Da errichten sie sich Hütten aus den Eisschollen, die herumliegen. Auch ziehen sie sich schneeweiß an und verhalten sich unbeweglich wie die Baumstämme. Wer das malen wollte, der brauchte keine andere Farbe, als Weiß: Schwäne, Bäume, Eis, Hütten, Menschen, alles weiß.

Was mich anbelangt, so verließ ich das Walddunkel der Halbinsel Ottocic alsbald wieder, um trotz der Gluth, in der

Nähen und Fernen dämmerig verschwanden, das Westufer des Sees abzuwandern.

Eine flache Grotte, zu welcher der Zugang mit Trümmern und Blöcken bedeckt ist, die Suchodolca, ist gleichfalls einer jener Kanäle, durch welche der See wieder zum Vorschein kommt.

Besonders seltsam aber ist die Seelandschaft um die Große und Kleine Karlouca herum. Durch den Boden, der jetzt in der Hitze vor Trockenheit klappt, ziehen sich gleichwohl an manchen Stellen sehr klare, glasreine Bächlein. Sie machen es aber, wie viele andere Flüsse und Wasseradern in diesem Höhlenland: sie rinnen nicht aus den Bergen oder Felsen heraus, sondern fließen in diese hinein. So geschieht dies auch mit dem Quellbach, der, plötzlich da irgendwo auf ebenem Boden entsprungen, ruhig in die Große Karlouca hineinplätschert.

Gewiß ist er es, der mit geschwellter Fluth die großen Korridore, Säle und Bogengänge im Innern des Berges gebildet und weit davon entfernt im Thale von St. Kanzian durch Pforten aus der Nacht hervorbricht. In dieser unbekanntem Welt giebt es nur einen einzigen Eindringling, es ist der Verwegene, der, den Proteus zu fangen, sich in die Unterwelt wagt. Denn der Proteus und die augenlosen Käfer werden in der weiten Welt von Käusern gut bezahlt.

Dabei ereignen sich mitunter Abenteuer schlimmer Art. Manch solcher Proteusfänger ist halb verschmachtet in irgend einem der Gänge von nachsuchenden Freunden gefunden worden und manch Anderer in weiter Entfernung vom Orte seines Einganges durch ein Felsenthor ans Tageslicht gekommen. Der Roman dieses Lebens muß noch geschrieben werden.

Die beiden Karlouca-Höhlen sind die Kanäle, in deren unbekanntem Schlüfte und Ausbuchtungen der See sich zurückzieht,

um durch die Trichter und Sauglöcher wieder heraufzukommen. Dies ist Veranlassung zu einer örtlich ungeänderten Hero- und Leander-Sage geworden. Auf beiden Seiten des Sees befinden sich Trümmer von Burgen. In derjenigen, deren Ueberreste oben im Laubwald unweit der Karlouca stehen, brannte die Fackel dem Liebenden, der in der Nacht von jenseits herüberschwamm. Durch Nachsicht wurde sie einstmals über dem Schlunde der Karlouca angezündet. Der See war eben im Abströmen — die Fluthung zog den Schwimmenden ins unbekannte Innere der Bergwelt.

Es gewährt einen Eindruck, der nicht bald vergessen wird, am brütenden Mittag in der Karlouca zu rasten. Man hört nichts als das Rieseln des Baches, welcher der Unterwelt zufließt und dessen Lauf sich in Nacht birgt, und das langsame, metallisch klingende Aufklatschen der Tropfen, die von der Decke der Wölbung fallen, auf Felsblöcken — Pendelschwung der Ewigkeit, in der von den Tropfen die Stalaktite geformt werden. Und dann der Ausblick aus dieser Kühlung hinaus in das von Hitze bedrückte Becken des verschwundenen Sees, von dem die Oeffnung des Felsengewölbes ein Bild in Halbrund ausschneidet.

Neben dem Wasser, das unter dem großen Portale hereinkommt, blühen Bergglocken, daneben schreitet ein Mann, welcher den Krebsen der weichen Ufer nachstellt, über die großen Steine des Bachbettes.

Endlos im undeutlichen Gluthschein zieht sich die Fläche hin — sie endigt mit verdunkelten Stellen des Himmels, welche waldige Berge andeuten. In der Wölbung drin dünkt man sich der Welt entrückt und selbst die sichtbare Welt draußen scheint sich in Strahlen zu einer Vision verflüchtigt zu haben.

Mehr als einmal ist versucht worden, mit Rähnen in der Karlouca vorzudringen und auf den Windungen, acherontischer

Wasser die Tagesöffnung von St. Kanzian zu erreichen. Vielleicht — doch giebt es darüber keine sichere Kunde — ist einmal einem Proteusfänger der Weg geglückt — andere Menschen haben die Labyrinth dieser Unterwelt niemals überwunden.

Doch nun wieder hinaus unter die Sonne! Wohl ein märchenhafter Gegensatz zu der lautlosen Nacht, in welche wir geblickt haben, ist dort der Favornik, welchen Bär und Wolf bewohnt, mit seinem endlosen, summanden Wald und seinem Hochgipfel, von dem aus die Fläche des Meeres erblickt wird. Dort oben, in den weiten Gesichtskreisen, ist alles Auge und Licht — der Adler erspäht fernen Goldglanz der Adria: hier kriechen die Wesen, sind augenlos, wenige Klaster breit und hoch sind die Thäler mit ihrer unzerstörbaren Nacht.

Am Berghang, in den sich die Karlouca hineinzieht, ist das Gestade des Sees. Dorthin schlägt er seine Wellen, wenn er sich nicht unter, sondern auf der Erde befindet. Jetzt ist da nicht Schaum am Felsen, sondern ein silbernes Gewoge der Blattflächen von Weidengesträuchen. Hohe Königskerzen erheben ihre gelben Blüthenschäfte, und weiß, blaugrau, gelb stehen die Kalkrippen der angewitterten Schichtkanten der Karsthügel da.

Hier ist ein Felsenhügel, aus welchem Urnen und allerlei Geräth eines unbekanntes Volkes ans Licht gefördert worden. Man nennt die Stätte Terschischtje, was so viel als Marktort bedeutet. Wer weiß, was da für Menschen hausten, zur Zeit als das Laibacher Moor noch ein großer See, der Lugeon Helos des Strabo, war, als es in der Nähe die vielgenannte Handelsstadt Nauportus gab und das Thal von Planina sowie manch andere Weitung des Karstgebirges schiffbare Wasserbecken ausfüllten.

Wenn man in der Richtung gegen St. Orlwang und die Selsacher Säge weiter geht, so gelangt man bald zu einem

gewundenen, mit Gras bewachsenen Graben, einem ehemaligen Bette des Zirknitz-Baches. Auch er zieht sich in eine Höhle hinein, die gewiß tief im Berge, im wundervollen Wirrsal der von den Wassern geschaffenen Gänge und Säle mit der Karlouca, mit den hohen Domen im Erdinneren von St. Kanzian, mit der Grotte von St. Magdalena, ja vielleicht mit dem ganzen unterirdischen Krain in Zusammenhang steht.

Das Karstgebirge, welches von all diesen Flüssen unterhöht wird, ist gewiß im Allgemeinen baumarm und der Unverstand der Menschen hat das grüne Kleid in zahllosen Felsen herabgerissen, so daß oft nichts gegen den Himmel schaut, als die Blöße des nackten, grauen, leicht verwitterbaren Felsens. Aber doch ist an manchem Orte hochstämmiger Wald geblieben und insbesondere auf und um den Javornik herum schreitet der Wanderer durch tiefen, schwarzen Moder, muß sich mühsam durch die Dickichte helfen und zahllose umgestürzte Waldriesen überklettern, auf deren faulenden Stämmen sich längst schon Blumen und Strauchwerk angesiedelt haben. Zahllose Tollkirschen glänzen da unter den Fichten, Eichen und Buchen.

Urpötzlich bricht der Boden ab. Hier ist offenbar die Decke einer früheren Höhle, über welche sonst die Thiere des Waldes hin gingen, eingestürzt und der Pflanzenwuchs ist den Trümmern nachgefolgt und mit ihnen zur Tiefe gestiegen.

Man klettert thurmtief steil zwischen aufrecht stehen gebliebenen Wänden hinab. Endlich erreicht man einen Bach, der einstmals in der Nacht floß. Hier ist eine der wunderlichsten Dertlichkeiten, die es in der Welt geben kann. Im tiefen Schlund von dichtem Waldwuchs umdrängt, kommt dieser Bach aus einer ungeheuren Felsenpforte heraus, um alsbald wieder in einem hohen, finsternen Thore zu verschwinden. Die Unterwelt, zu der es Eingang ist, heißt Golobinka, d. i. die Taubenhöhle.

Man muß nämlich wissen, daß auf dem Karst, den die Thiere und Pflanzen des Mittelmeerbeckens bewohnen, sich die Stammart aller der Haustauben angesiedelt hat, welche in unseren europäischen Wohnstätten gezüchtet werden. Es ist die Felsentaube, die an allen steinigen Küsten der südlichen Meere haust. Und von solchen Felsentauben wohnen zahllose Schaaren in den stockfinsternen Schlüften, in welche hier der Bach hineinrauscht. Das ist aber noch nicht das Seltsamste.

Der Bach kommt, wie ich erzählte, aus einem großartigen Portal heraus und verschwindet nach dreißig oder vierzig Schritten wieder unter einem Riesenthore, das in die Unterwelt führt. Auf dem Grunde dieses Zwischenraumes stehen Trümmer eines Bauwerkes.

Mit Staunen vernehmen wir, daß dasselbe einmal ein Holzfägewerk war. Wohin — ums Himmels Willen — wird man fragen, brachten denn die Menschen die von ihnen zubereiteten Bretter? Wir selbst sind ja nur mehr rutschend als gehend durch einen mitten im Wald klaffenden Kamin da herunter gekommen. Es ist nur ein einziger Ausweg — aber auch er erscheint undenkbar — es ist der Weg, den der Bach rinnt, mitten durch das Thor, in die Nacht hinein. Ja, das war der Weg.

Nachdem man die Wasser eine Weile gestaut hatte, gingen die Flöße mit der geschwellten Fluth in jenen ungeheuerlichen Tunnel. Es mußte ein seltsamer Anblick sein, die Männer mit ihren Fahrzeugen kühn in der Finsterniß verschwinden zu sehen.

Und doch war die Fahrt nicht so grausig, als wir sie uns, dem Eingange nach zu urtheilen, vorstellen. Die Fortsetzung unseres Ganges lehrt uns das. Denn nachdem wir aus dem tiefen Schlund der Selscher Säge mit gewaltiger Anstrengung, uns an Zweigen und Wurzeln festhaltend, wieder emporgeklettert

sind und eine Strecke von etwa zwei Kilometern auf dem ebenen Boden des dichten Waldes zurückgelegt haben, weicht unter unseren Füßen abermals der Grund zurück. Da ist wieder ein Theil des Bodens ins unterirdische Krain abgestürzt. Wir treten an den Rand und werfen einen Theil des Karstgebirges in Gestalt eines Felsblockes, den Wurzeln und Regen in verschiedenen Brocken spinnenfußförmig zu zerklüften beginnen, in die Tiefe. Dann donnert und klatscht es. Er ist in den nämlichen Bach gefallen, der dort unten in der Golobinka verschwand. Hier sahen also die Flößer durch einen Tageshacht, welchen die Natur selbst aushöhlte, wieder den Himmel und das Sonnenlicht, freilich nur, um alsbald wieder in Nacht hineinzusteuern und erst weit entfernt an der Wiese Rakel zu landen. An Duzenden von Stellen im Walde gehen solche Schächte, von Wurzeln und Strauchwerk versteckt, hinab und gewiß wäre es nicht gut, denselben zur Nachtzeit zu durchwandern.

An anderen Orten, wie unmittelbar vor dem ungeheuerlichen Thore von St. Kanzian, welches von der Golobinka eine Stunde entfernt ist, vor jenem Thore, aus welchem die Wasser, die in die Karlouca hineinfließen, wieder zum Vorschein kommen, sieht man, in der Tiefe herumgehend, oben noch ein Stück von Felsenboden, der einst einstürzte, über den Abgrund herüber hängen. Er bildet alsdann natürliche Brücken frei in der Luft. Eine solche Brücke ist die unmittelbar vor dem Thore von St. Kanzian. Ein Gang über diese, von der aus man in die Finsterniß und die Stalaktiten des Tunnels hineinschaut, schließt würdig den Tag ab, welcher gewidmet war: den Wundern des Zirknitzer Sees.

Pfingsten in der Unterwelt.

„Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel und erfüllte das ganze Haus. Und man sahe an ihnen die Zungen, als wären sie feurig.“

Das hörten und sahen wir vor uns, als wir in der Unterwelt von Sanct Kanzian standen. In Nachfolgendem wird erzählt, wie sich das zugetragen hat, und was mit dem Brausen und den feurigen Zungen zusammenhängt.

Einer der unanfechtbarsten Sätze ist, daß die allgemeine Annahme irgend einer Behauptung genügt, um deren Wahrheit zu einer verdächtigen zu machen. So ist es mit dem Karste und seiner bleichen Dede, von der unzählbare Reiseberichte sprechen. Man gehe von Divatscha oder Sessana (in der Luftlinie zwei und eine Meile von Triest entfernt) gegen das Meer durch diese Wüste hinab, und man wird eingestehen, daß man mit jenen Spruchbildern betrogen worden ist.

Nirgends sinnen mehr Nachtigallen, als in den Baum- und Buschdickichten des Karstes, wo er sich zum Meere abdacht. Die Menge der blühenden Pflanzen, die in den Pfingsttagen duften, anzudeuten, ist möglich, nicht aber sie heranzählen, weil der Leser die meisten nicht kennt. Sie gehören fast alle dem Mittelmeer-Becken an, haben die flüchtigen Oele, die jenem Wachsthum zukommen, und die grellfarbigen Kelche. Jetzt sind die duftigsten aller Baumbliüthen, die der Mahaleb-*firsche*, fast schon verwelkt. Endlos glänzen ihre weißen Trauben über den Karst hin in der Sonne. Sie erfüllen das ganze Felsland mit Weichselhauch.

Die goldgelben Blüthen der Skorpionswicke, all die Spiraen und darunter die Päonien, Globularien, Winden — doch es ist unnütz, die Pracht auf Papier ausmalen zu wollen.

Von Divatscha aus gelangt ein Fußgänger binnen weniger als einer Stunde nach St. Kanzian. Wahrscheinlich geht er auf der ganzen Strecke über hohen Hallen. Der Bahnhof von Divatscha steht auf einer solchen und allenthalben öffnen sich die Thore abwärts. Vor wenigen Monaten hat die Gemeinde zu einem solchen die Felsenschwellen und Steil-Gänge beschreitbar gemacht. Ueber die weißen Mahaleb-Blüthen schaut noch weißer von Südosten der Krainer Schneeberg. Mit den Tönen des Nachtigallen-Gefanges vermengen sich die Rufe der Graudrosseln und Steinlerchen. Vom Meere weht es salzig herauf. Wir denken an die Nacht, über die wir hinweggehen, und die Augen erfreuen sich an den vielen Farben des Tages.

In der kleinen Häuseransammlung Matavun unterhalb der Kirche des heiligen Cantianus steht die Herberge, in welcher die Fremdlinge sich stärken. Dort wird ein Fremdenbuch verwahrt, dessen Blätter bis auf fünfzig Jahre und darüber zurückgehen. Wenngleich zu jener Zeit nur winzig wenig zu sehen war in Vergleichung zu heute, so kamen doch mehr Pilger. Jetzt führt die Eisenbahn sie vorbei und sie scheuen sich, der Größe eines Schaustückes zu Liebe etwas von der Entfernung zu opfern, die sie in den paar Stunden durchfahren könnten.

Die Herberge ist gut und eine Rast in ihr soll Jedem empfohlen werden. Ebenso verhält es sich mit dem „Fuchsloch“, das bei Divatscha an der Straße steht. Jeder braucht seine Kräfte.

Facilis descensus Averni, das trifft hier nicht zu. Darum möge der andächtige Waller, bevor er absteigt, falls es ihm seine klassischen Jugenderinnerungen gestatten, mit Muße an die nächtlichen Wohnungen der Kimmerier, an Styx und Hefate, an den Periphlegeton und die Nekyia denken, noch weniger es aber verabsäumen, sich vor dem Gange ins Schattenreich mit Flaschenbier oder (noch besser) mit Istrianer zu stärken.

Wenn Einer sich zur Vorbereitung verblüffen oder erschrecken lassen will, so gehe er ein paar hundert Schritte weit in der Richtung gegen die Kirche des heiligen Cantianus hin. Zur Rechten sieht er in einer Mauer neben dem Wege ein Loch und wenn er dort den Kopf durchsteckt, so geht es ihm wie dem Abdallah des Chamisso, dem der Derwisch die Augen sehend macht, daß sie in die Eingeweide der Erde blicken können.

Mit einem Male begreift er, wo er bis jetzt gegangen ist. Er vermeinte auf dem Boden einer Ebene zu schreiten und es schwindelt ihn bei dem Augenscheine, daß er über eine Decke dahin reiste. Denn hier ist ein Abgrund eingebrochen, aus dessen unsichtbarem Boden unsichtbare Wasser heraufdröhnen. Krähen stürzen, als ob sie Klumpen von Metall wären, in ihn hinab. Von der Pfingstzeit sind die Wände, die sich nach unten hin in Nacht versenken, geschmückt worden. Wo nicht die Hälfte einer menschlichen Fußsohle sich festzuhalten vermöchte, blühen Sträucher golden und roth und schneeweiß.

Unten ist zur Seite, von dem Felsboden, auf dem die Dörfer und Burgen stehen, überwölbt, ein kleiner See, zu welchem sich der unterirdische Fluß Neka ausgeweitet hat. Man erreicht ihn auf steilem Abstiege von dem Hause aus, welches dem erwähnten Loche in der Mauer zunächst steht. Auf diesem Felspfade gelangt man in die Mahortschitsch-Höhle, durch welche die Wasser brausen, und sieht alsbald den See vor sich. Er liegt nicht in völlige Nacht verhüllt. Auf ihm ist grüngoldene Dämmerung ausgebreitet und daß es nicht völlige Finsterniß ist, das kommt von eben jenem Abgrund her, über dessen Rand wir vorhin durch das Loch in der Mauer drei oder vier Thurmhöhen oben den Kopf vorgebeugt haben. Der Abgrund ist kreisrund und heißt *Ofroglica*, von *okrog*, welches einen Kreis bedeutet — *un grand cirque à gouffre absorbant*. Die *Ofroglica* ist ein *entonnoir*, ein Lichtschacht, durch welchen eine

Menge von Grotten, oft in bedeutender Entfernung vom Eingange. Kahnfahrten auf solchen Gewässern gehören zu den eigenthümlichsten Erfahrungen, zu welchen ein Reisender gelangen kann. Das Wasser ist so klar, daß er mit dem Kahne in der Luft zu schweben scheint, das Fackellicht hellt bedeutende Tiefen so auf, daß die kleinsten Gegenstände auf dem Grunde sichtbar werden. Dazu kommt der Widerschein der Lichter auf den hohen Gewölben und der seltsame Klang der Stimmen in den weiten, weltentrückten Hallen.

Ich schließe dieses Kapitel mit den Worten, welche ein sehr nüchterner französischer Beobachter einer anderen Stalaktiten-Grotte, der von Han in Belgien, gewidmet hat:

„Die erste Empfindung ist die mächtigste. Schon nach kurzer Zeit gewöhnt man sich an die unglaublichen Schauspiele, welche man vor Augen hat. Obwohl die Aufeinanderfolge des Einzelnen ungemein wechselvoll und mannigfaltig ist, so erscheint Einem doch das am schönsten, was man zuerst gesehen hat. Uebrigens gewinnt man noch ein anderes unvergeßliches Bild. Die Bewegung, die sich des Wanderers bemächtigt, wenn er nach langer unterirdischer Reise auf der Rückkehr wieder zum ersten Male den Sonnenschein auf den zerrissenen Wänden der Höhe wahrnimmt, ist unbeschreiblich. Alle Reisenden stimmen darüber ein, daß es keine Mühe und Gefahr giebt, die man nicht leicht vergessen möchte, einzig und allein, um diesen letzten Eindruck zu genießen.“

Wir selbst gehen über einen mit Eichen bewachsenen Gang südwestlich vor der Kirche in den Schlund der Großen Doline. Cantianus war ein Märtyrer der Kirche von Aquileja. Als er verschmachtend zum Tode geführt wurde, brach ihm zur Labung ein Quell aus der Erde. Darum sind seinem Namen in illyrischen Landen Heiligthümer geweiht, die an Orten stehen, wo unerwartet aus Schlüften Wasser sich hervorzwängen.

Welch ein Gang! Ich bin in der Laune, meinen Lesern eine Pfingstbetrachtung vorzulegen und sollte eigentlich eine kleine Epopöe niederschreiben. Denn hier hat allenthalben der Mensch mit der großen Wildniß gekämpft. Ich werde, wenn wir die Nacht und die Feuer der großen Halle dort unten erreicht haben, Einiges aus dieser Geschichte erzählen.

Hinunter. Bei der Riesenthorklamm donnert es, Wasser stürzt aus unsichtbarer Höhe. Man hat die Stelle als Bugeck, den im Wasserstaub gegenüberliegenden Vorsprung Guttenberg-Halle bezeichnet. Für beide Dertlichkeiten mußte den Füßen ein Boden mühsam geschaffen werden. Hierher bringt die Sonne.

Wer den Dante kennt, denkt vielleicht an jene Verse im achtzehnten Gesang der Hölle:

Dall' arco ove lo scoglio più sovrasta,

deutsch: „Der Grund war so tief, daß da kein Platz hinreichte, um zu sehen, ohne den Rücken des Bogens zu besteigen, wo die Klippe am meisten überragt.“

Wir befinden uns in der halben Höhe eines grauen, grün gesprenkelten Trichters, in dessen Wänden sich oben und unten schwarze Thore aufthun und innerhalb welcher aus einer Klamm Wasserfälle hineinstäuben.

Keines der Thore ist weiter als einen Pistolenschuß vom anderen entfernt. Sie heißen Keka-, Tominc-, Schmiedl-, Maler-, Enge (ozka spilja) Höhle, Pazzo-Fenster. Durch alle geht ein Summen und Dröhnen. Der Strom der Unterwelt

will durch diesen Schalltrichter seinen Siegeszug durch Nacht und Geflüst in alle Welt hinaus posaunen. Wilder ist es nirgends.

Durch blühende Büsche, an den Wänden hin, an denen Orchideen prangen, läßt man sich steil auf Treppen hinab zu einer Höhlung, welche von den Topographen dieser Klüfte „Natuschacht“ genannt worden ist. Wer in denselben hineingeht und sich mit der Hand an den Felsen anhält, verspürt, daß dieselben zittern. Es ist keine Täuschung. Das Wort seines Vorgängers vernimmt er nicht. Kommt er aus dem finsternen Natuschacht wieder ans grüne Licht, so faust ihm in der Entfernung von zwei Klastern vor dem Gesicht der Strom durch die Luft herab, ohne daß er Anfang der Umbiegung und Aufsprall am Boden der Tiefe zu erblicken vermag. Es ist ein Wasserfall in suspenso. Deshalb zittern die Felsen, durch welche er gegangen ist.

Wunderlich wirkt dieses Zittern, dieses Gestäube und Geschmetter gerade auf Denjenigen ein, der den Karst am besten kennt. Der Karst ist das Gebirge, auf dem kein Wasser rinnt. Und jetzt sieht er sich da inmitten solcher Fülle von fallenden Flüssen. Die Geister der Unterwelt haben alles fließende und quellende Wasser von der trockenen Oberfläche abgelenkt, um es da zu einem Strome zu vereinigen, der mit seinem Donner die Hallen durchdringen und die Unholde ergözen soll. Kein Bächlein dulden sie oben auf Blumenwiesen, Alles raffen sie zusammen, alle Tropfen müssen da zusammenfließen, damit sie mit dem Schwall ihr unheimliches Spiel in der von der Sonne abgewandten Erde treiben können.

Früher war es ein schlechtes Kriechen durch diesen Schacht, der vierzig Meter lang ist. Jetzt haben ihn die nämlichen Männer, welche seit einem Jahre mit den trotzigigen Hindernissen ringen, so hergerichtet, daß Jeder hineingehen kann.

Das grüne Licht, das Objectiv der Röhre, nimmt der Besucher, weil sie an ihrem Ende gekrümmt ist, erst im letzten Augenblicke wahr, wenn ihm schon der Schaum des Sturzes ins Gesicht schlägt.

Blendender scheint Pfingstsonnenglanz in die Augen, wenn man aus dem hohen Felscylinder tritt. Gerade gegenüber klafft das Tempelportal der Tominc-Höhle.

Unter dem Eingang dort liegt ein schlafender Löwe, eine Stalagmiten-Gestalt. Und darüber sieht man etwas, das in ähnlicher Weise überall vorkommt, wo es wild und menschenverlassen ausschaut. Der Rand des Portals ist mit herabhängenden Schlingpflanzen so wundersam verziert, so schön haften an der Decke das Laubwerk und die Blumenschnüre, daß kein Kokoko-Künstler seine Tuffstein-Nischen schöner auszubilden vermocht hätte. Das thut die Isis allenthalben, wo weite Entfernung vom Nutzen und damit vom „thierischen“ Willen gegeben ist. Sie schmückt die Hochmoore, auf denen kein Baum steht und in denen der menschliche Fuß versinkt, mit verwirrender Pracht von Kelchen, sie thut es auch mit grellen, unten nie in gleicher Farbenreinheit gesehenen Blumen auf den unbetretenen, mit Eis überlagerten Gipfeln des Hochgebirges, sie thut es in den Abgründen des Weltmeeres. Schönheit und Beziehung auf den Willen, auf die dem menschlichen Bedürfnis naheliegenden Dinge, schließen sich aus, und in dieser Wildniß, in welcher die menschliche Stimme überheult, der menschliche Fuß durch Steilwälle abgewehrt, das menschliche Auge von der lauernden Nacht der Räume zurückgeschreckt wird, da giebt es Zierden, wie nirgends auf Dorfäckern oder Gemeindewiesen. Geradeso sieht es drüben bei der Schmiedl-Höhle aus, geradeso bei hundert Wildthoren des Karstes, geradeso am Portale der Höhle von Balme, wo zahllose Gewinde gegen den ausbrechenden Strom herabhängen.

Jetzt gelangen wir erst zu unserem Ziele. Vor uns glänzt in der Sonne ein grüner See, ein in die Pfingstsonnen-Tonart übersehtes Gegenstück des dämmerigen Beckens der Jamca. Jenseits desselben geht es allenthalben in die Unterwelt hinein. Hoch oben klast das Thor des „Noé-Horstes“, unter ihm rauscht der Fluß durch die Reka-Höhle in die Nacht hinein und zur Rechten spannt die Schmiedl-Grotte ihren weiten Thorbogen, mächtiger, höher, als jede Pforte, die in Dome führt. Ueber dem Thore der Reka-Höhle haust eine Falkensippe, hoch über den Wassern an der Wand.

Allenthalben sind Auswaschungen, wie bei den „Bannen“ (caves) der Höhlenwelt von Sassenage in der Dauphiné. Die verlassenenen Höhlen deuten alte Flußbetten an. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie alle miteinander schließlich in das jetzige unterirdische Flußbett einmünden. Beim Noé-Horst haben es Hanke, Marinitch und Müller dargethan. Sie sind durch denselben bis zum Spiegel des Flusses hinabgedrungen.

Bevor wir in die Nacht hineingehen, um Pfingsten zu feiern, wollen wir uns hier am See noch einmal umschauen. Vor uns blinken die Stürze in der Riesenthorklamm, allenthalben umragen uns Wände mit grün eingesäumten Hochrändern. Wenn man ein mäßiges Gebirge in einer Thon-, Gyps- oder irgend einer Masse abgedrückt hat, so ist die zurückgebliebene Gießform eben die Umgebung, in der wir uns befinden, und zwar so, daß auch die Ströme umgekehrt sind und nicht aus dem Innern an die Bergoberfläche und in den Sonnenschein, sondern aus dem Tag in die finstere Tiefe hineinfließen — ein ganz vollkommener Abdruck, hart geworden und versteinert.

Den Pfad, der sich der Unterwelt hier über dem Flusse, wo er eintritt, nähert, haben sie die „Böse Wand“ genannt. Mit Unrecht, denn solches Wort schreckt Manchen ab und es

ist doch auf den Stufen keine Gefahr. Auf dem Umwege durch die Schmiedl-Höhle gelangt man in den Rudolfs-Dom, in welchen die Reka hereinstürzt.

Die Fackeln und Lichter sind angezündet, die Magnesiumstreifen, die, an eine Flamme gehalten, großen Glanz verbreiten, bereit. Die Wände der Schmiedl-Grotte verstärken den Donner des hereinbrechenden Stromes. Bald ist es völlig Nacht. Wir sehen nichts mehr, als rothe Sterne, durch welche die uns Vorauseilenden angedeutet werden.

Das Fackellicht fällt hier auf ein kleines Arsenal, auf die Seile, Stangen und Schiffe, die hoch zwischen Klippen eingezwängt liegen, um sie gegen angeschwellte Fluth zu sichern.

Jetzt zündet Einer unten in der Tiefe zwischen den Uferblöcken das Magnesium an. Wir erkennen alsdann, während er selbst von einem Glanzring umzittert wird, den nächsten Wasserfall am Silberschein des Schaumes.

So rast der Strom durch die Hallen in die Erde. Bis jetzt sind von den Schiffen sieben Wasserfälle überwunden, drei Dome durchfahren worden. Ohne Beschwerde ließen sich, um mit dem Strome in das Innere des Karstes vorzudringen, wo märchenhafte Säulenpracht des ersten Menschenblickes harret, Wege längs der Ufer, hoch über dem Wasser, anlegen, damit die Gefahren der Schifffahrt unnöthig würden. Ein solcher Weg, dessen Umgebungen wohl geahnt werden, dessen Ziel aber in unberechenbarer Finsterniß liegt, würde der Welt Schauspiele bieten, wie auf unserem Planeten kein zweiter Gang. Und da wollen wir einen Augenblick stehen bleiben.

Durch die Reka-Höhle kommt bald noch ein Schimmer von draußen auf die Fluth herein. Es ist der letzte vor der großen Reise, welche die Wellen zum Meere machen. Von diesem Schimmer zittern feurige Widerspiele bis zu unserer Wand her. Auch diese Unterwelt feiert auf solche Weise ihren Früh-

sommer. Denn zu anderer Jahreszeit fällt die Sonne nicht in den Bogenschwall des Zwang-Schachtes, dann schießen die Wasser bleiern herein. Jetzt aber lodern sie auf und verkünden, daß draußen die Büsche blühen und unter dem hellen Himmel Nachtigallen singen. Die feurigen Zungen des Abglanzes irren hin und wieder, sie steigen an den weißen Säulen der Seitenkapellen hinauf, sie gleiten über die marmornen Steilhänge, an denen neben dem Lichtkegel schwarzbeschattete Wellen nagen. Ich aber stelle mich auf einen der Kalkspath-Throne, die unter den darüber hin haschenden Lichtzungen glitzern, und halte an euch, die ihr dieses hört, folgende kleine Pfingstansprache:

„Wir sind nicht trunken, wie ihr wähnet. Hier ist vom Geiste, der die Welt durchdringt, ein Strahl ausgegossen mitten in die Finsterniß herein. Ihr sollt Gesichte sehen und die Träume eurer Aeltesten werden verwirklicht werden. Er wird Zeichen thun unter der Erde. Helfen wir Alle zusammen und bringe ein Jeder sein Scherflein, daß wir diese Wunder zu schauen vermögen!“

Will ich aus dem gehobenen Tone, den der Pfingstgeist eingiebt, in gewohnte Redeweise zurückfallen, so sage ich: Welche Mittel werden zu welchen Zwecken vergeudet! Hier ist Gelegenheit geboten, einen Weg zu eröffnen, wie ihn weder die Besucher der Mammuth-Unterwelt in Kentucky, noch von Antiparos, noch der Fingals-Gänge gesehen haben — in der eigenen Heimath, in unserem Oesterreich — und was geschieht? Schier stumpfsinnig wenden sich Solche von den Wundern ab, die für gleichgiltiges Zeug offene Hände haben. Schickt euren Obolus an den Vorstand des deutschen und österreichischen Alpenvereins zu Salzburg und ehe abermals Pfingsten in die Welt geht, werden wir aus Hallen, die jetzt noch in ferner Nacht liegen, durch die seit Jahrtausenden ungesehen der Strom

braußt, neue Kunde verlauten hören und Alle, die dies vernehmen, werden unbehindert über den Wassern mit ihnen durch die Unterwelt schreiten können.

Ich habe die Berichte der Pioniere alle vor mir liegen. Die drei Helden heißen: Anton Hanke, Joseph Marinitsch, Friedrich Müller, Obermünzwardein, Kaufmann und Ingenieur in Triest. Sie sind bis zum siebenten Katarakt vorgebrungen und haben drei Dome mit See-Hallen aufgefunden. Was sie gewagt haben, thut ihnen Niemand nach. Darum muß auch für Andere gesorgt werden. Jeder, den sein Weg über die Alpen führt, soll dies sehen können. Die Unterwelt von St. Kanzian muß so hergerichtet werden, daß es ebenso unmöglich erscheinen soll, die österreichischen Alpen ohne dieselbe besucht zu haben, als der Schweiz-Reisende eingestehen kann, nicht auf den Rigi gekommen zu sein.

Rehren wir in unseren Pfingsttag zurück.

Di pensier in pensier, di mote in mote

Wir sind beim „Belvedere“ stehen geblieben, zu dem man jetzt auf schönen Stufen hinabsteigt. Hanke hat sich seiner Zeit als der erste Eindringling auf der glasglatten Sinterfläche, die wie Fayence dort sich in die Finsterniß hinabwölbt, zum Strom gewagt, der unter ihm lothrecht ungesehen tobte. Jetzt glänzen die Flammen auf einer Plattform.

Weiter oben bligen wieder, wenn wir unseren Rückzug antreten, die Zungen herein, und für den Austretenden, dessen Auge sich nunmehr an Finsterniß, Fackeln und Magnesium-Feuer gewöhnt hat, verwandelt sänftigend der herandrängende Tag die oberen Wölbungen in Silber. Endlich schlagen die Schwingungen des Sommerlichtes wieder unbehindert gegen die Felsen des Einganges. Die Blumenschnüre und Gewinde, die von der Decke hängen, glänzen jetzt in hellerem Grün. Ueber das Gewirr von Buchen, wolligen Eichen und durch die

blumigen Neste des lorbeerblättrigen Seidelbastes schauen auch die Stürze der Riesenthorklamm blinkender als vorhin. Vom Heiligthum des Märtyrers oben, den einst die Wasser der Unterwelt labten, klingen wieder die Glocken, nicht mehr überhallt von den Stimmen der Unterwelt.

Jetzt kommt Oberon:

In wunderbaren Gestalten

Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsch versetzt, das aus den nackten Spalten
Herabnickt und im Widerschein
Als grünes Feuer brennt.

Der Falke fliegt aus seinem Neste zum Tag hinauf, und die Schmetterlinge bewegen sich, wie dort drinnen die feurigen Zungen, über den Orchis-Kelchen, die im feuchten Hauch des Stromes gedeihen, der vom Sonnenlicht Abschied nimmt.

Spätherbst im Küstenland.

Dem heiligen Martin gefiel es besser auf dem klippigen Eilande Gallinaro, als zu Mediolanum. Der Bischofswahl zu entgehen, versteckte er sich in einem Stall, und wäre nicht gefunden worden, wenn ihn nicht Geschrei der Gänse verrathen hätte — welcher Mangel an Bescheidenheit und Verschwiegenheit dafür am Erinnerungstage des Heiligen Millionen dieser Thiere seither den Kragen gekostet hat. Der heilige Martin kleidete sich in eine Kutte von Kameelshaaren, und faire la St. Martin heißt Völlerei treiben.

Das Alles steht in keiner Verbindung mit dem Meer von

Licht, in welches hinein ich den Leser führen will. Daß der Name des frommen Bischofs von Tours hierbei ausgesprochen wird, kommt vom Datum seines Gedächtnistages. Derselbe fällt in jenen Monat, den man sich gern in Verbindung mit Stürmen und lebensmüder Trübung denkt.

Jenseits der Alpen folgt meist jenem Datum die Art von Sommer, bei dem wir uns zunächst der schillernden fliegenden Fäden der Feldspinnen erinnern. Er verklärt die Erde so, wie keine andere Zeit des Jahres.

Die Menschen können sich vorstellen, sie seien auf einen der Sonne näheren Wandelstern versetzt worden. Sähe ich nicht den Schnee als weißes Feld auf dem Monte Cavallo, der nördlich von Vittorio und Bordenone den Conigliowald überragt, so möchte ich kaum an den November glauben, denn in den Rigen der Kalksteine blüht noch das Cyklamen. Auf der Oberfläche des Meeres springen Delphine, und der Kamphergeruch des Salbei weht von allen Hängen.

Wir wandern landeinwärts zu dem Taborberge, der in Krain zwischen St. Peter und Zagurje aufragt. In diesem St. Martins- oder indianischen Sommer haben die Dinge ein anderes Aussehen und es verlockt die Feder, demselben zu folgen.

Der Weg ist Divaca in der Steinwüste, Brem, St. Peter, alsdann das Martins-Kirchlein auf dem Taborberge. Er wird zu Fuß zurückgelegt, weil Gehen sowohl wie Athmen in solcher Umgebung zu selbständigen Genüssen werden, dann aber auch, weil im anderen Falle die meisten Einzelheiten dem Auge oder dem Gedächtniß entschwänden.

Eine Föhre kann man nicht für einen schönen Baum halten. Wenn sie aber zwischen Karststeinen und fahlem Buchenlaub steht, dann erscheint ihr Grün wohlthuend. So ist es auf dem Gefilde von Divaca. Im Herbst aber ist gresles Kahl

des Gesteines in weiter Runde vorherrschend. Die Dede schweigt und nur Rauchsäulen, vom Geäst des Wachholdergestrüppes genährt, deuten auf die Anwesenheit von Hirten. Die Landschaft hat einen großen, biblischen Zug. Darum wird sie von den flachköpfigen Herstellern der landläufigen Reisehandbücher als „schauerlich“ geschildert, und das gebildete Publikum, das dann und wann einen gelangweilten Blick darüber hingleiten läßt, glaubt es. Sie gemahnt vielmehr an jenen Osten, zu dem die Fläche des nahen Meeres hinüber geleitet. So, wie jener Berg, mag die Höhe Judäas aussehen, über welche Maria, des Herrn Magd, zu Elisabeth ging, oder Gilboa, unter welcher die Wahrsagerin den Geist des Samuel emporsteigen ließ. Zerstreute Palmen würden sich dem Bilde besser einfügen, als die Eisenbahn, die sich in Windungen hindurchmüht und deren Rauch stets in unversehrtter Richtung des Himmels erspäht wird.

In der Ferne scheinen sich Felsgebirge mit der Luft zu einem neuen, leuchtenden Körper unbekannter Art vereinigt zu haben. In der Nähe aber liegt schwärzester Schatten neben dem Glanz. An mancher Stelle mag die Erdrinde mit der Oberfläche des Mondes verglichen werden können. Auch die Rillen und Mulden erinnern dort an den kalten Begleiter. So stehe ich in Betrachtung vor einer Doline, deren eine Hälfte blendet, während die andere in Nacht eingetaucht erscheint. Plötzlich aber erhebt sich die alte, liebbekannte Gestalt eines Ochsen, der sich in der Tiefe einige Grasshalme gesucht hat, über den Rand des Kraters und flößt mir wieder tellurisches Heimathsbewußtsein ein. Regungslosigkeit im Licht — ferner Hahnenschrei.

Der Berg Bremsica, auf dem im Sommer die gelben Enzianen blühen, könnte in dieser Blendung mit einem mächtigen Schotterhaufen verwechselt werden. An seinem Fußgestell

zieht sich durch das Gestein über Einsenkungen und Anschwellungen des Bodens die Eisenbahn — ein Bau, der sich wohl neben dem Stege über die Schwierigkeiten sehen lassen kann, welche bei der Schilderung berühmter Schienenwege über Hochgebirge erwähnt werden. Sein Anblick kann auch den Schwärmern zum Nachdenken verhelfen, welche die Herstellung eines zweiten solchen als weitere, ganz unnütze Verbindung mit dem Meere predigen. Er müßte die gleichen Hemmnisse überwinden und würde zudem in der Entfernung von kaum ein paar Meilen neben dem vorhandenen herlaufen. Ein wunderlicher Einfall!

Münchener Landschaftsmaler und Malerinnen findet man hier nicht. Die Kunst geht nach Brot, die Karstlandschaft wird nie volksthümlich werden, also ist keine Nachfrage. Die Nachhilfe mit Nachschreibung des Wunderbaren wird sich gleichfalls als unwirksam erweisen. Gleichwohl rufe ich alle Diejenigen auf, die an bedeutungsvollem Ungewohnten eine Freude haben.

Jenseits Raklo bringt der Blick zum ersten Male auf die Reka, den Fluß, dessen Najaden die Finsterniß gewohnt sein müssen, wie den lichten Himmel. Die Hälfte seines Laufes setzt er an schweigsame Nacht der Unterwelt. Wie zum Sinnbild dessen fällt hier in den Riß, den er sich durch die Kalkwände eröffnet hat, halb Blendlicht, halb Kernschatten. Wie der Fluß, so auch die Steinplatten, die über dem Erdboden hin ausgesäet sind. Die eine Hälfte flimmert und ihr Glanz wird durch den Thau verstärkt, die andere ist nachtschwarz. Ein Campanile blendet so, daß die Cypresse neben ihm wie ein Gebilde von Säulen-Basalt steht.

Die Reka rührt sich nicht. So scheint es wenigstens, wenn man das apfelgrüne Wasser nicht scharf ins Auge faßt. Schwimmt nicht ein gelbes Herbstblatt auf der Fläche, so ge-

wahrt man schier keine Verrückung. Wie die zäh-träge Fluth das Mühlrad treibt, will fast nicht einleuchten.

Jetzt wäre beim Altweibersommer allerlei menschliches Figurenwerk im Vordergrund anzubringen. Es wird stets neben den Wegen irgend etwas davon aufgelesen. Zum Beispiel: Ein gelbgesichtiger Greis, an Hautfarbe nicht von dem Stoff zu unterscheiden, von dem er sich Gewand und Mütze gemacht hat, hinkt heran. Die Muskeln vermögen nicht mehr den Rumpf zu tragen. Er hat die Last von mehr als neun Jahrzehnten auf sich. Die Erde bietet ihm nichts, als eine Behausung, die er sich selbst aufgebaut hat. Sie besteht aus einer Art von Dach, einigen Pfählen und einem aus übereinander gelegten Findlingsteinen aufgerichteten Mauerwerk. Diese Behausung steht zu Skoflje. Im vorigen Jahrhundert noch haben sie ihn getauft und ihm den Namen Franz Krizman gegeben. Gehört dieser nicht unter die „zwölf Apostel“?

Uns wird ein Meteorstein nicht eindringlicher überraschen, wenn er vor uns niederfällt, als Jenen der Schluß Wein, den ihm der Martini-Sommer einbrachte.

Die schwarzen Tschitschen, die Kohlen („Karbun“) in die Stadt fuhren, wären andere Beispiele. Vielleicht auch die verblüfften Gesichter der Knechte in der Herberge zu Gorjena Brema, die ich in den finsternen Keller führte, um dessen Wände mit dem Sonnenglanz des angezündeten Magnesiumstreifens, der für die Höhlen mitgenommen war, anzuhellen — vielleicht auch Doch der Landschaftler giebt sich nur ausnahmsweise mit Figuren ab. Wenn er ein Begeisterter ist für sein Fach, gleich mir, so wird er vielleicht wie Claude Lorrain das Einzeichnen solcher Anderen anheimgen. Manchem Fabrikanten, der irgendwo in Norddeutschland mit schwerem Bemühen „Novellen“ ausschwitzt, könnte ich schockweise Figuren überlassen, mit denen ich nichts anzufangen wußte.

In weiterem Sinne aber gehört hoch oben das Wächterhaus herein, neben dem sich am steilen Hang des blendenden Berges der Schienenweg hinzieht. Die gelbe Linie darüber ist die lange Mauer, welche diesen und den Dampfwagen gegen die Bora schützt. Das Wächterhaus klebt daran, wie das Nest einer Goldamsel am Zweig.

Ueber all dem ist die tiefe Bläue des Himmels. Unten aber neben dem Flusse geht man durch keine grellhellen Felsen. Zwischen röthlichem Buchenlaub ist an mancher Stelle ein Rebendach aufgeschlagen und am kahlen Birnbaum drängt sich neue Blüthe weißlich aus den Knospen im Strahle dieses seltsamen Sommers.

Ganz anders schaut es aus, wenn man St. Peter, dessen Bahnhof 580 Meter über dem Meere steht, in südöstlicher Richtung gegen den Tabor ansteigt.

Hier haben die Hänge am frühen Morgen den weißen Reifüberzug, daß sie Schneehügeln gleichen. In der Reifkälte wird angestiegen. Wo aber die Sonnenstrahlen im richtigen Winkel auffallen, dort ist er alsbald verschwunden. Man geht deshalb über breite Bodenwogen, die auf der einen Seite blühweiß, auf der anderen vom Grase fahlgelb sind. Andere Wogen sind die der Nebel in den tieferen Thälern und die der dunkelblauen Berge, unter welchen am höchsten der Krainer Schneeberg sich aufreckt. Von den Höhen, die am Rande des Himmels gesehen werden, sind einige freilich auch weiß wie die morgendlichen Reifwiesen. So der Triglav und die Karawanken. Die meisten aber, wie diejenigen, die den Wall des Tschitschenbodens bilden oder im meerumrauschten Istrien stehen, gleichen an Farbe in der Frühe des St. Martins-Sommers der amethystblauen Blüthe des *Eryngium*, von dem sich noch mancher Spätling neben dem feuchten Gestein erhalten hat, auf dem der Reif zerfließt.

Sagenhaft sind diese Stätten. Allenthalben sieht man alte, verschollene Saumwege, halb mit Gras bewachsen, über die Höhen hinziehen. Wie schwimmende Mattern folgen sie den Wellen des Bodens. Man erkennt sie nur mehr an den aus Halmen hervorstehenden Steinen.

An Bergen klettern sie hinauf. Hier, wie überall in alter Zeit, haben die Straßen Höhen aufgesucht und sind den Bequemlichkeiten der Tiefe oder Ebene ausgewichen.

Vor Jahrhunderten kamen oft die Türken herüber und vernichteten, was sie an Menschenleben oder Besitz vorfanden. Die Annäherung dieser Unholde zu kennzeichnen, standen auf hervorragenden Stellen Späthürme, die mit ihren „Kreide“-Feuern ins Land hinausleuchteten — ein Sinnbild der Fackeln, welche alsbald Häuser und Hütten in Brand setzen sollten. In Scandinavien, auf dem Harze, auf Kuppen des Tiroler Mittelgebirges findet man häufig Steine im Viereck geschichtet, welche als Ueberbleibsel der „Kreide“-Thürme angesehen werden können. Ein solches Mauerwerk stand einst auch auf dem Tabor. Aber wir sind noch nicht so weit.

Statt der Feuer, welche Mord andeuten, steigt dort unten eine Rauchsäule aus dem Hohlweg, welchen das Pulver nicht in die Mauern einer friedlichen Stadt, sondern in den entgegengestemmtten Felswall der widerspenstigen Natur gebrochen hat. Eine glitzernde, wagrecht in die sonnige Luft hingelegte und weithin ausgedehnte Säule bezeichnet den Gilzug, der vor ein paar Stunden das Gestade der Adria verlassen hat und binnen wenigen anderen das der Donau erreichen wird. Eine andere Schlange, blau, ist die Poik, die in zögernder Windung der Unterwelt von Adelsberg entgegenstrebt. Das ist Alles tief unter uns.

Verschollene Wege, verschollenes Mauerwerk, verhallende Glocken aus Thälern, über welche die hellen Nebel-Ungethüme

hinziehen. Auch der Wald ist verschwunden, dessen Stämme einst auf diesen Hochstraßen zum Meere hinabgeschleift wurden. Verschwunden bis auf wenige Steine ist das Kloster auf jener Grasbühne. Es mußte seinen Insassen leicht werden, sich über die Welt zu erheben, da der körperliche Blick ihnen ein so ausgedehnter war. Auf Höhen gehören Klöster. Der „Pfad der Erleuchtung“, die *via illuminativa*, von dem die Gottbegeisterten eines verschollenen Zeitalters sprachen, wird von solchen Pfaden der Außenwelt dem Anklimmenden zugänglich gemacht.

Der Gipfel des Tabor ist ein Ort, wie man ähnlichen nicht oft zu sehen bekommt. In einiger Entfernung unter ihm quillt kaltes Wasser, in diesem Lande gesucht wie von den Heerden Indiens. Pappeln bezeichnen am Abschwing des Steilhanges den Springquell. In tiefer Mulde gehen Schafe herum, jetzt in der St. Martinssonne, helle Bliese, leuchtende Punkte. Sie sind von einem Halbkreis von Felsen umschlossen.

Da, auf der höchsten Kuppe, sind wir beim Trümmerwerk der Taborveste angelangt. Weniges steht noch. Hier ist die tiefe Cisterne. Ihr Steinkranz ist nach einem anderen Schlosse gebracht worden. Merkwürdiger als diese ist der Blick in irgend eine Oeffnung oder Lücke der Grasdecke, welche im Burghof grünt. Da schaut es schwarz heraus. Gräbt man hinein oder reißt etwas aus dem Grübchen mit dem Stocke heraus, so entdeckt man Weizen- und Bohnenkörner. Sie sind kohlschwarz. Die Bauern des Tabor meinen, dieselben seien durch die Brandfackel der Türken so geworden. Ich glaube jedoch, daß der Weizen, der hier, einmal von Flüchtlingen in Sicherheit gebracht, aufgestapelt wurde, allmählich verfault ist und die schwarze Farbe, obgleich sich die Form der Körner noch erhalten, die Rückkehr in die Gestalt von Damm-Erde andeutet. Verbrennung bleibt's immerhin. Klafertief ver-

möchte man unter dem Rasen noch Weizen herauszuholen. Die faulen Bauern holen das nicht als Nahrung ihrer Felder hervor, sondern lassen es ruhig darin weiter faulen. Solchen Ansammlungen von schwarzen Körnern begegnet man übrigens auch an vielen Stellen des Bodens im verwüsteten Aquileja. Gewaltig müssen die Vorrathskammern gewesen sein, welche die Bedrängten hier vor den Türken zu retten gedachten in dem festen Bollwerke. Aber die Vorräthe kamen Niemand mehr zu Gute. Die Armen wurden erschlagen und die Mauern stürzten zusammen.

Noch ist aus der alten Beste eine Glocke übrig geblieben. Das Verderben, welches diese von den Mauern nicht abzuwenden vermochte, unter denen sie geborgen war, scheucht sie dagegen jetzt von den Feldern. Kommt vom Meere herauf Gewitter gezogen, so wird sie von den Bauern, welche sie hüten, in Schwingungen versetzt. Alsdann verziehen sich Blitz und Hagel.

So steht das Bild der St. Martins-Sommers-Fröhe mir in der Erinnerung. Hie und da wandert eine Schatten-Insel von irgend einer kleinen Wolke über den grauen Manos; unter einem Nebelsee schlägt die Thurmuhre des zugedeckten Zagurje; ruhig steht die große Utschka in der blendenden Brandung; in ihrer Helle sonnen sich die weißen Wilas und schauen über die beiden Meere.

Die Bauern des Berges sitzen stumpfsinnig bei ihren Feuern und denken nicht daran, den schönen Grund des südwestlichen Berges zu bearbeiten. Faulenze und bete, damit du nicht arbeitest. Allenthalben stehen Krucifixe auf der Flur. Nur Weidevieh betritt dieselbe. Der Pflug naht ihr nicht. Nicht einmal Bäume werden angepflanzt. In Falten rauschen Wasseradern.

Des Gegensatzes wegen zwei Augenblicksbilder, das heißt

Bilder, die im nämlichen Augenblicke aufgenommen sind, in welchem wir da im Glanze standen. Zu Laibach ist ein trüber Wintertag, dessen Nebel den Blick über dreißig Schritte nicht vordringen läßt. Zu Triest scheint die Sonne schier heiß. Wir befinden uns dort in einem nordöstlichen Stadttheile unterhalb der Via Rigutti. Ein schwärzliches Wasser sickert über beschmutzte Steine. Aus Rothhausen steigt großstädtisches Guanin gasförmig in den Tag des St. Martins-Sommers. Am Meere blendet der Marmor des Municipal-Palastes. Das bleiche Kind dort trinkt aus dem Krug ein Aquarium von niederen Süßwasserthieren in sich hinein. Ein großer Lorbeerbaum an der Mauer beschattet trocknende Fegen und besudeltes Mauerwerk.

Entfliehen wir nun diesem scheußlichen Minnsal wieder, um in diese lichte Bergwelt zurückzukehren, so sehen wir dort unten den Strom hervorbrechen, der den Armen Heil bringen wird. Diesmal gilt es nicht, patrizischen Grillen zu genügen. Der Strom soll tränken und reinigen.

An den Hängen von Feistritz kommt die Bystrica, die „schnelle“, aus der Unterwelt, von der die Ansiedlung den Namen hat. An Sägemühlen, an Reihen von Wäscherinnen vorüber, die ihre Linnen eintauchen, gelangt man bald zum Ausbruch der Fluth. Wenn man allen Glanz des Stiles aufbieten wollte, mit dem jemals der Smaragd oder die Durchsichtigkeit von Wasser geschildert worden ist, würde man dem Anblicke der Quellfluth nicht gerecht werden.

In mehreren Armen, sofort in brausendem Abschwall, daß sie fünf Schritte von dem Befreiungsthore entfernt ein Sägewerk treiben, brechen die Wasser der Bystrica hervor. Buchenschatten und moosige Blöcke begrüßen sie bei ihrem Eintritt in die Welt. Hier soll der Aquädukt beginnen. Nicht unerheblich wird der Unterschied zwischen dem Anfang und dem

Ende der Laufbahn dieser Potamide umgestaltet werden. Wohl bleibt ihre Geburtsstätte, neben der kühle Sitz zur Rast einladen, bergduftig, aber ihr Ende findet sie nimmer in den erhabenen Schauern, in stalaktitenweißen Urwaldgewölbe-Säulen ungesehener Unterwelt, sondern in städtischen Kloaken. Diese herrliche Fluth soll Städtern ein Wanderziel werden.

Unter den Landschaften, welche ich in der Beleuchtung des küstländischen St. Martins-Sommers zeigen will, befindet sich der Monte San Michele, der mit seinen Nordhängen gegen Görz abstürzt.

Noch — und schon sind Wochen seit dem Tage des Heiligen dahingegangen — blühen die duftigen Saturejen, Schium, Centaurea, Melilotus und der Dianthus Tergestinus. Im Parke des Schlosses von Rubbia bilden noch Rosen jenen oft besungenen Gegensatz zum Dunkel der Cypressen, an welche sie sich anschniegen. Viele der noch offenen Blumenkelche blühen in Vierecken verschollener Bollwerke, gleich denen des Tabor. Wer ihre Insassen waren, weiß man so wenig, als wohin die Vögel gekommen sind, deren verwitterte Nester im Geklipp gefunden werden. Ueber Steinen, die klirrend vor dem Fuß zurückweichen, duftet die Fülle von hechtblauen Beeren der Wachholderstauden. Noch gedeiht schier auf der Berghöhe die Rebe, und ist der winterliche Nordsturm über das Wachstum dorthin vorgebrungener Delbäume nicht Herr geworden.

Zum Schlusse, da der Tag sich neigt, gehen wir auf den Gründen der zerklüfteten Höhlenwelt bei St. Polaj.

Allenthalben klassen die Oeffnungen von „Schläuchen“ oder Schlünden, die in den Kalk hinein bloßgelegt sind. An ihren Rändern grünen die hohen Wedelstiele des Zungenfarn oder Glockenblumen, deren Bläue noch immer vergilbt ist.

Da ist Leskouca, die Haselwald-Höhle. Wir steigen wie in einen Krater hinein. Die Umwallung bilden bleiche Wände,

an denen der Epheu zum Rand emporklettert. Auf rother Erde, die von den Wänden umringt wird, stehen kahle Weinstöcke, von deren Nestchen noch hier und da eine halb vertrocknete Beere herabhängt. An einer Seite öffnet sich schwarz ein großes Portal. Zu einem solchen mochte im wüsten Thal des arabischen Märchens der Fels auseinander geklafft sein, als der Magier die Zauberkörner in die Flamme warf.

Wir steigen über Trümmer durch das Thor hinab. Bald erreichen wir weichen Boden. Von den Gewölben hängen hohle Stalaktiten-Anfänge, Federkielen vergleichbar. Unter Steinen leben winzige, durchsichtige Krebse. Die Nacht wird von Magnesiumfeuer erhellt und wir erblicken in den Hintergründen fernere Schlüfte und Säulen, von den Wassertropfen der Neonen gebildet. Uns selbst erscheinen wir unter seinem Feuer als unirdische Körper. Auch das erste Tagesdimmern, das uns neblig bei der Rückkehr entgegenquillt, dünkt uns unirdisch.

Nun sind wir wieder draußen. Ferne Glocken erinnern an Gedanken, die sich von der Erde abwenden und auch der ungeheuerliche Ball des Westens, der in den Abenddünsten wie ein Stereoskop abgerundet und körperlich voll herabglüht, mahnt uns daran, daß wir uns öfter erinnern sollen, wie all dieses Blühen und Athmen, dieses Gehen und Sinnen blizjäh flüchtig sei, gleich dem Strahl, mit welchem wir vorher uns das Dunkel erhellten, daß wir arm und klein sind und unser Leben dahingeht gleich dem jener unbekanntem Wesen unter der Steinlast in der Tiefe.

Verlassene Römerstätten.

Wenige Dinge geben ein gleich vollwichtiges Zeugniß für die Abstumpfungs-Fähigkeit der menschlichen Natur, als die Gleichgiltigkeit, mit der sich Eisenbahn-Bedienstete auf den gewohnten Schienen bewegen. Diese Wahrnehmung ist in mehrfacher Beziehung lehrreich und läßt sich leicht auf größere Maßstäbe übertragen.

Sehr wenige Menschen sind eines Gedankens der Verwunderung darüber fähig, daß sie selbst, an eine Kugel angefestigt, deren Oberfläche zum größten Theile aus Wasser besteht, während das Innere derselben feuerflüssig ist, alltäglich nahezu drei Millionen Kilometer weit durch einen Raum fliegen, in dem nur Kälte und Finsterniß zu verspüren wäre, wenn man von einem anderen Standpunkte, als eben dieser Kugel aus, in ihn hineinschaute. Dennoch weiß jeder Schulknabe, daß es sich so verhält. Die Theilnahmslosigkeit, mit welcher wir uns dieses Schaustückes bewußt werden, rührt von seiner Alltäglichkeit her und dann auch von den Anforderungen der leiblichen Bedürfnisse, von welchen die Aufmerksamkeit nach der Richtung unserer Schmerzen hin abgezogen wird. Wir wissen das Alles längst und finden zu wenig Zeit, uns darum zu bekümmern, wir haben auch nichts davon, für die Befriedigung von Hunger und anderer Nothdurft ist es gleichgiltig, ob wir daran denken, daß uns eine Kugel auf ihren Wanderungen mit sich schleppt oder ob wir meinen, daß wir auf einer Art von strahlender Platte wohnen, an deren Ecken sich das Meer ausdehnt.

Faßt man dieses Verhältniß ins Auge, so kann man nicht mehr darüber erstaunen, daß alle Diejenigen, die viel mit der Eisenbahn zu thun haben, den Landschaften, durch welche die

weiten Wege führen, und den Veränderungen von Himmel, Luft und menschlichen Vordergrund, durch welche der Dampf sie hindurchschleift, nur sehr geringe Aufmerksamkeit zuwenden. Sechshundert Kilometer in einer Nacht sind freilich eine Null gegen jenen Weg der großen Kugel. Gleichwohl aber giebt es unter den Vorgängen, bei denen wir so oft ohne Lust oder Unlust mitthun, kaum etwas Packenderes, als den Uebergang, auf den ich sofort mit wenigen Worten anspiele.

Es ist einer jener abscheulichen Winterabende, die zur besonderen Ausstattung von Großstädten nördlich der Alpen gehören.

Draußen bedeckt ein schleimiger, dunkler, zäher Brei das Pflaster, unsichtbarer Rauch und Kohlendunst wird von der Luft, die mit Feuchtigkeit überladen ist, herabgedrückt. Schmutzgroth erscheinen die Gasflammen neben den elektrischen Monden der Bahnhof-Halle. Pelze, Roth, brustfeindlicher Anhauch durch die Portale her.

Zwölf Stunden später. Mit betäubendem Geräffel bewegt sich der Zug durch die braunen Kalkwände jenseits des Viaduktes von Nabresina. Mit einem Mal klappt eine Lücke durch den Felseneinschnitt, in welchen man den Schienenweg eingebettet hat. Da unten ist eine endlose blaue Fluthung, im Frühschein glänzen die hohen Uferfelsen von Duino und die weiten, flachen Strandräume der Lagune. Hier und dort tanzt eine flüchtige Dunstgestalt auf den Wellen, sie zerfließt vor dem sanften Winde. Dagegen rauscht es auf im weiten Delwald, der sich bis zu den „Zwei Schwestern“ hinabzieht. Sonnenlicht hebt sich die Wellen hinan und trieft von ihnen ab, und in blauer Ferne erscheinen die Masten eines großen Hafens über das Grün der steilen Riviera hin. Und wer sich hinausstellen könnte, außerhalb des Qualmes hin, den die Kohlenfeuer des Dampfwagens von sich geben, der würde von

einer Luft erquickt, die er nie gekannt hat. Mit dem Hauch des Meeres vermengt sich der der Salbei, des Melissenkrautes, der Satureja, des Rosmarin, die oben den zerklüfteten Hang bedecken.

Geschwindigkeit ist freilich keine Zauberei, doch werden Einem sechshundert Kilometer immerhin noch als eine viel zu geringe Entfernung vorkommen in Anbetracht des radikalen Wechsels von Koulisten und Soffiten. In der Richtung gegen Norden könnte der Reisende von dem oben berührten Pflaster aus noch viel weiter fahren, ohne auch nur einen geringen Theil solcher Verschiebung zu verspüren.

Diejenigen, welche geschäftsmäßig auf diesen Schienen hin und her fahren, betrachten sich die Adria, die plötzlich aus der Tiefe heraufblaut, und die weite Meerschaf mit ihren Ufern, die unbekannte Bäume bedecken, nicht anders als den Föhrenstand auf den mageren Gründen des Steinfeldes oder die Sumpfsgräben am Pragerhof. Die Gewöhnung bringt es so weit, daß ein Solcher, der da behaupten würde, es erweitere sich ihm bei derartigem Anblick das ganze Vermögen des Fühlens und Empfindens, wohl von dem, den sie schon gebändigt und herabgestimmt hat, für einen Phantasten erklärt werden könnte. Derjenige, dem es entweder von Haus aus an Einbildungskraft mangelt, oder dem dieselbe geschwächt worden ist, befindet sich immer im Vortheile. Was der Andere sieht, ist für ihn nicht vorhanden. Und da der größere Theil der Menschheit in dieser Hinsicht arm ist, so ist der Eindrucksunfähige in der Majorität, und die Majorität entscheidet über Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit. Auf nicht Wenige bringt es auch einen Anflug von Achtung gebietendem Eindruck hervor, wenn Jemand am Wunderbarsten wie an einem Erdäpfelacker vorübergeht.

Schade ist's, daß diese Fensteröffnung auf die Adria nicht

weiter als sechshundert Kilometer von Wien und noch dazu in Oesterreich liegt — schade für ihre Glorie. Wäre das in anderen Landen, so würde alle Welt davon gehört haben, wie der Dampfwagen hinausbricht aus den eingesprengten Felsengassen und mit einem Male seine Insassen geblendet werden von der unabsehbaren Fläche, die sich tief unter ihnen bewegt. Aber — wie es nun schon einmal vorhanden ist, so ist es nicht weit genug her.

Ich habe dort oben ein paar Jahre gewohnt und muß sagen, daß ich an den Ufern des Mittelmeeres (dazu ich hier ein für allemal die Adria beirrechne) jenen Höhen nichts an die Seite zu stellen weiß. Diejenigen, die niemals anders oben anwesend waren, als mit dem flüchtigen Blick, selbstverständlich aber Alles, ohne Einsicht gewonnen zu haben, viel besser kannten, als ich, der in vielen Mußestunden die Felsenherrlichkeit über der brausenden See durchstreift hatte, erklärten sich meine Abweichung von ihrer „Ansicht“, die wegen der Einschnitte zumeist auf verwittertes Gestein ging, damit, daß sie behaupteten, ich wäre um meinen Verstand gekommen. Schade um all die klugen Herren, sie haben ihren Beruf verfehlt, an ihnen sind Recensenten verloren gegangen. Man weiß ja, daß Solche, ohne Studien gemacht zu haben, Alles viel besser verstehen, als der Autor, den sie mißhandeln.

Wenn Einer gerade dahin, wo das große Adria-Fenster durchgebrochen ist, sich einen Stoß alter Klassiker bringen läßt, so kann er einen ganzen Tag mit dem Lesen von Stellen hinbringen, welche an die Vertlichkeiten anknüpfen, die hier sein Blick umfaßt. Von Virgil bis Martial, von Livius bis Sueton kann er blättern. Es wäre keine Schwierigkeit, hier einen Theil der Gelehrsamkeit auszulegen. In einer Entfernung vom Wiener Südbahnhof, die man zwischen Dunkel und Hell, zwischen einer Dämmerung und der anderen, zurücklegt, ist

man mitten in die Klassiker hineingesprungen, und der über Nacht daher Geschleppte sieht hier Gegenden in Verbindung mit Persönlichkeiten, die unter die gefürchtetsten Namen seiner Schulbank gehörten. Zum Glück sieht man die klassische Bildung allenthalben im Niedergange begriffen, und das junge Geschlecht, das von seinen Geschäften hier vorübergeführt wird, wird von den Reminiscenzen an Hexameter, Anapäste, Cäsuren und dergleichen gänzlich verschont.

Etwas jedoch wird auch die Aufmerksamkeit Derjenigen anregen, welchen der fortschreitende Realismus die Mühe erspart hat, ihr Lebensschiff mit einer Ladung zu belasten, durch welche dessen Schwerpunkt unter das breite Wasser gebracht wird. Er bemerkt hier, in der nächsten Nähe des Adria-Fensters, Schluchten und Thäler mit lothrechten Wänden. Diese sind augenscheinlich von Menschenhänden gegraben. Wer einmal die Latomien von Syracus gesehen hat, der erkennt sie augenblicklich wieder. Es sind Steinbrüche. Die Steine bestehen aus Schalen zweiflappiger Muscheln des Kreidemeeres, der Rudisten, und Berge von ihnen erheben sich mitten in Wien vom Schottenthor bis zum Dpern-Ring. Sie stecken in manchem Prachtbau, zwanzig Jahrhunderte vorher aber hat man aus diesen Gruben die Quader hervorgeholt, aus denen Aquileja aufgerichtet wurde. Der Nabresina-Marmor ist in Wien über der Erde, wie zu Aquileja unter dem darüber seither angelegten Boden aufgethürmt. Man nennt die größte dieser Aushöhlungen noch heute den „römischen Steinbruch“. Hoch am Steilrande der Adria rasselnd noch jetzt die Ketten, ertönt das Geschrei von Menschen und Thieren.

Wir kommen nunmehr zu einer anderen Betrachtung. Die Höhe, von welcher aus wir in die blaue See hinabblicken und das alte Kastell Duino mit seinen Erinnerungen an die Hohenstaufen, die Lagunen Grado's, von wo das Volk auswanderte,

um Venedig zu gründen, die Ebenen Italiens, blau gleich dem Meere, die Pinien an flachen, fernen Ufern, das Tiefland mit seinen Erinnerungen und das Exarchat von Ravenna, die Berge Istriens mit ihren Anklängen an Argonautenfahrt und Kreuzzüge, die hohen, weißen Alpen, die das italische Land von Noricum trennen, überschauen ist für uns nur etwas Sinnbildliches.

Die Natur gefällt sich in solchen Anspielungen. Es gemahnt uns das an den „Nabel der Erde“, als welchen man wohl in der glanzvollsten Zeit des römischen Reichs das Stück Erde betrachtete, welches man hier überblickt. Istrien und der Slavnik, und was darüber hinaus geht, rückt uns Illyricum und Pannonien ins Gedächtniß; dort ist Noricum, hier ist Italien und da ist die See, die ans Gestade des cisalpinischen Gallien und Umbrien schlägt. Hier war die Grenze zwischen dem west- und oströmischen Reiche, von hier war es gleich weit zu den Sarmaten, wie zu den Germanen. Alle Welt weiß, mit welchem Blicke das Römervolk begabt war, um Stätten herauszufinden, welche als Strahlungspunkte seiner Macht zu gelten hatten. Der Kirchturm, der dort aus der blauen Ebene emporragt, deutet den Grund an, auf dem sich das zweite Rom, Aquileja, erhob. Hier war die ungeheure Stadt, zu den Zeiten Trajan's so groß, wie heute Wien ohne seine Vororte. Hier war Bollwerk gegen die Barbaren, hier Blüthe lateinischen Lebens. Die Flüsse haben jetzt Schutt, Geröll und Dammerde angehäuft über die Via Aemilia, die in den Osten führte, und über all die Straßen, die im Bogen ausliefen gegen Rhätien, wie gegen Istrien hin. Hier landete Antenor, hier vernichtete Attila das Heer Ober-Italiens. Wie mag es da, wo jetzt der Südbahnwächter am Schragen steht, der die Ochsenfuhrwerke, welche Bausteine für Wien auf den Bahnhof zu schleppen haben, von den Schienen abhält, vor sechzehn

Jahrhunderten ausgehoben haben! Taurischer und Veneter begegneten sich da mit Halbwilden vom Odra-Walde und den stolzen Leuten in der Toga. Es war in der That der Nabel der Erde.

Ein Gedanke, welcher die Einbildungskraft schmeichelt, wäre, Aquileja wieder erstehen zu lassen. Einst gingen die römischen Beamten aus Afrika hierher in die Sommerfrische, einst wurde ^{h₁} Flur als ein Gefilde der Wonne gepriesen. Jetzt ist es ein Fiebergrund. Das wäre aber Alles zu ändern. Wenn wir nun¹ einmal eine andere Gesittung angeschafft haben werden, dann wird man auch Geld haben, um Länder zu schaffen. Endlos versumpfen sich dort unten die Flüsse und Wasseradern. — Das könnte Alles wieder so gemacht werden, wie es vor Jahrhunderten war, und ungezählte Menschen vermöchten da Nahrung zu finden, wo jetzt dort unten in der Tiefe das Fieber den Kolonen verschleucht. Lichtenberg sagt: „Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträte, bei dem alle Häuser mit scharf geladenen Gewehren behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre. Ist es aber mit den christlichen Reichen anders?“ Also — das Land dort unten bleibt naß und fieberig. Vielleicht kommt einmal eine andere Zeit.

Aber nicht nur der Taurischer und Veneter, der Dalmater und Umbrier begegneten sich auf der Höhe von Nabresina. Etwas, woran weder Attila, noch Odoaker etwas zu ruiniren vermochten, ist die Luft, die über der Höhe aufliegt, die zum Meer und zum ebenen Anschwemmsel von Aquileja abstürzt. Wie einst die Wege der Menschen sich hier kreuzten und die Lage der großen Stadt mit Klugheit als Mittelpunkt ausgewählt war zwischen Süd und Nord, Ost und West des Orbis terrarum; so ist noch heute ein Klima dort oben auf der herr-

lichen Höhe von Nabresina, das man ein Extrakt der europäischen Klimate nennen möchte, ihre höhere Einheit. Geradeso ist es mit dem Pflanzenwuchs und der Thierwelt.

Ein besseres Klima, als das am Rande des Karst-Absturzes giebt es nicht — wenn nämlich Reinheit und mäßige Wärme der Luft das gute Klima ausmachen.

Um das zu begreifen, muß man sich zunächst den Boden anschauen. Das ist trockener Felsgrund. Die Wege, die sich hier und dort über ihm hinziehen, erscheinen von Steinen wie gepflastert. Das Problem der Drainirung und Kanalisirung ist hier bereits gelöst, die Wasser rinnen alle in der Unterwelt, auf der Oberwelt giebt es keine feuchte Wiese, keinen Tümpel. Regensluthen verschließen sich augenblicklich in unbekannte, finstere Räume der Tiefe. Hier gedeihen keine Bacillen, überhaupt nichts von der Sippe. Nichts würde mehr Aehnlichkeit mit Wüstenluft haben, als diejenige, die auf dieser mit Steintrümmern bedeckten Fläche liegt, wenn sich nicht noch anderes Gasgemenge eindringte.

Zunächst hat eine große Kolonie aus der Flora des Mittelmeerbeckens von allen Felsenrigen Besitz ergriffen. Es sind dies jene an flüchtigen Oelen so reichen Kräuter und holzigen Sträucher mit den leberglänzenden Blättern, welche einen Hauch verbreiten, der unseren Getreidefeldern und Wiesen, so nahrhaft sie sind, völlig mangelt. Das Wilde und Grellblüthige steht eben allenthalben im Gegensatz zum Nutzbaren. Das Gedächtniß hält Gerüche fester als Namen oder Umrisse, und so wird es sich leicht ereignen, daß Jemand, der auf den warmen, am Meere gelegenen Gebieten des Karstes eine Wanderung in thauiger Sommernacht oder im Sonnenschein eines Wintermittages gemacht hat, sich den Duft der wüsten Fläche zu vergegenwärtigen vermag, während er Anderes vergessen hat. Niemals geben bebaute, sogenannte vegetations-

reiche Gegenden solchen Hauch von sich. Dieses beruht keineswegs auf vorgefaßter Meinung oder Sinnestäuschung, sondern ist von dem Verfasser dieses Buches ungezählte Mal empfunden worden, wenn er aus der garten- und aderreichen Niederung zu den Kräutern und dem Wachholder-Gestrüpp der Höhe emporstieg.

Die Wüstenluft ist bekanntlich etwas Gutes. Hierher haucht aber auch das Meer herauf, über dessen blaue Fläche man von dem einen und anderen Standorte aus eine Ueberschau gewinnt. Die Meeresluft ist gewiß auch etwas Wohlthätiges und Reines. Zum Ueberflusse strömt an manchem Tage von den weißen Häuptern, die vor den Augen des Spaziergängers stehen, den Alpen an den Quellen des Tsonzo und Tagliamento, frische Bergluft herab — das dritte Ingrediens der erquicklichen Mischung.

All dieses wird Niemanden dorthin locken, und soll es auch nicht. Gegen den modernen Kultus des „Luftsumpfes“ der sogenannten geschützten Lage und ähnlicher Vorzüge kommt ein solches Menu nicht auf.

Bleiben wir deshalb in unserer Rolle als Reisende, die am Winterabend Roth und Nebel verlassen haben und sich in der Frühe dem sonnigen Meere, dem Delwald der Küste und den duftigen Felshängen gegenüber befinden.

Während wir durch den Einschnitt in den Felsen gehen, sehen wir als Begleiter unsere Schatten-Silhouetten an denselben und erinnern uns vielleicht eines ähnlichen Aufzuges einer Laterna Magica von schwarzen, ausgeschnittenen Köpfen am Schneehang zwischen Spital und Semmering. Das Licht des Waggons hat sie erzeugt und wir haben sie gesehen, vorausgesetzt, daß es uns von den Mitreisenden gestattet worden ist, das überfrorene Fenster zu lüften. Hier ist es warm. Wir gelangen bald auf einen trockenen Weg zwischen Mauern,

die aus losen Steinen aufgeschichtet sind. Obwohl sie noch nicht lange bestehen, gedeihen doch schon in ihren Fugen Asplenium-Farne und sind die immergrünen Brombeerhecken, die in ihrem Schutze emporgewachsen, schon von den rothbeerigen Zweigen der rauhen Stechwinde überwuchert.

Wir widerstehen der Versuchung, uns den einen oder anderen Grotten Schlund näher zu betrachten, an dessen dunklem Thor uns der Pfad vorüberführt.

Derlei habe ich schon zu häufig geschildert. Neu und wunderbar bleibt es immer, aber Worte helfen da nicht viel, es muß Jeder selbst auf den Karst kommen und sich die Eingänge und Tiefen anschauen. Eben windet sich wie eine Andeutung der Geheimnisse, die sich dort unten verbergen, ein langes, weißes Reptil aus einem der Thore heraus.

Es ist aber nicht etwa ein Labyrinthodon, ein Paleoscyris oder Chirosauros, welcher dort unten sich um einige Millionen von Jahrtausenden verschlafen hat und sich jetzt plötzlich das aufgeklärte Jahrhundert anschauen will, sondern ein langer Dunststreifen, der aus der feuchten Luft der Grotten-Unterwelt wie Rauch herauszieht.

Wenn ich den Leser auch mit den Grotten verschone, so ist ihm doch dafür die Doline nicht geschenkt, in welche ich ihn jetzt hinabführe.

Die Dolinen sind jene Erscheinung des Karstes, von denen der Reisende am wenigsten etwas weiß. Ich setze, wie sich von selbst versteht, Eisenbahn-Reisende voraus. Denn der Anderen, die etwa da und dort aussteigen, sind so wenig, daß ihre Zahl, wenn man sie in Bruchform brächte, erst in der sechsten oder siebenten Decimalstelle zum Vorschein käme. Man weiß etwas von der Felsenwüste, von der Bora, hat vielleicht auch von den unterirdischen Flüssen und den großen Höhlen etwas gehört, aber die Dolinen haben es, wie gesagt,

noch nicht zu der Ehre gebracht, daß man sich im Waggongespräch mit ihnen beschäftigt.

Ich deute hier nur an, daß sie überhaupt dreideutiger Herkunft sind. Der Eine, welcher die mystische Geschichte der Erdrinde auslegt, giebt ihnen als Eltern Luft und Wasser. Er sagt, die Dolinen-Höhlungen seien aus dem weichen Gestein durch die Thätigkeit dieser beiden ausgewaschen worden. Ein Anderer erklärt sie für ehemalige Grottenräume, deren Decke eingebrochen sei, vergißt aber, uns die Trümmer dieser Decke auf dem Boden zu zeigen. Ein Dritter läßt durch den Schlauch, mit welchem viele derselben sich in unbekannte Nacht hinein fortsetzen, in all der Zeit des Teufels Hexenkessel emporbrodeln, und sagt, es seien ausgetrocknete Geysirs, von deren schwefellichem, heißem Wasser allmählich das Becken ausgeformt worden wäre.

Würde man eine Karte aus bedeutender Vogelperspektive aufnehmen, so fände man die Vergleichung zutreffend, welche irgend Einer gemacht hat, der den Karst als blattersteppig erklärte.

Die Narben sind die Dolinen.

Hier aber haben sie noch eine andere Bedeutung. Die Dolinen sind in diesem Theile des Karstes die Gärten und Parkanlagen. So Mancher, der auf der Bahn durch die Felseinschnitte gefahren ist, schwört darauf, er habe um Nabresina herum nichts Anderes als Steine gesehen. Dieser würde sich wundern, wenn man ihm, wenige Schritte von der Station entfernt, große Trichter zeigte, in welchen ein Baumwuchs wie im Prater seine Schatten verbreitet. Den Grund bedecken üppige Wiesen.

Diese Trichter halten die Feuchtigkeit länger zurück, als die offene Oberfläche, auf welcher Wind und Sonnenstrahlen ungehindert walten. Dieses Verhältniß verschafft uns jetzt

auf unserem Gange ein Schauspiel, welches auf den ersten Blick ein Räthsel dünkt. Ringsum oben ist sonnige, trockene Luft, hier aber rieselt es von den Bäumen ins trockene Laub auf den Boden hinab, wie wenn eine Gewitterwolke vorüberzöge. Das ist der Reif, der sich dort unten viel länger gehalten hat, jetzt aber zerfließend abtriefet. Ungezählte, farbige Lichter und Funken fallen mit den runden Prismen in die Tiefe — ein Hagelschauer von Diamanten, wie man ihn beim Regen nicht sieht, weil die Sonne fehlt, welche die Farben zerstreut und die Lichter anzündet.

Hier herab, auf den grünen Wiesenboden der Dolinen, dringt keine Bora. Sie können demnach als die Wintergärten der Bewohner des Karstes gelten.

An manchem Januartage bin ich, während oben über dem Rande das „Heimaths-Lüfterl“ in den Wipfeln rauschte, dort unten in unbewegter Luft umhergegangen und habe ein Stück Frühling vorweg gewonnen. Dieser Scherz wird durch manches Blümlein erleichtert, welches dort unten aushält. Stets reichen in den Dolinen das alte und das neue Jahr sich ein bescheidenes Sträußchen.

Jetzt gehen wir wieder hinauf und schreiten pfadlos durch die grauen Felstrümmer, die, zu verschiedenen Gestaltungen ausgegagt, sich über Kräuter und Gestrüpp erheben. Viele von ihnen sind durchlöchert, weil eine Hippuriten-Muschel, die im felsgewordenen Schlamm steckte, allgemach herausgewittert ist.

Man erkennt noch Spuren vom Abdruck ihrer Schale. Arme Leute sammeln zwischen den Felsen im Wachholdergestrüpp die schwarzblauen Beeren.

Einige der grauen Felsgestaltungen sind da und dort und von rundlichen, schmutzgrothen Flecken bedeckt. Es sind Warzenflechten, schorfähnliche Berrucarien (*V. purpurescens* Hoffm.), welche den Karststein lieben. Ihr Thallus ist so flach, daß

man ihn schier nicht wahrnimmt, und der einfältige Sinn des Volkes möchte sie leicht für abgeblaßte Blutspuren halten — Blutstropfen aus den zahllosen Kämpfen, in welchen hier an den Pforten des italischen Landes das Schwert der Barbaren sich mit dem der Römer kreuzte.

Wenn die Mitte des Februars gekommen ist, dann blühen oben die Mandelbäume, der Crocus, die Narzissen, das Sinngrün, unten aber in den Dolinen die Veilchen. Dann ist es wohl schön, im Garten der Station das Summen des Bienenvolkes zu hören, das mit dem Geräusch eines Wasserfalles um die weißen Bäume schwärmt — unter jenem Himmel, den der südliche Vorfrühling durchglänzt. Nicht minder schön ist es, von der einen Seite die langen Lastzüge heranbrausen zu sehen, auf denen der Schnee liegt, auf der anderen Seite aber über den römischen Steinbruch nach dem Streifen des Meeres und nach dem blauen Flachland hinabzublicken. Von dort ist menschliche Gesittung gegen jenen Norden heraufgekommen, den uns die schneebedeckten Wagen in Erinnerung bringen. Linde Lüfte wehen noch heute herauf. Dort, über den Birnbaumerwald her, jagen hoch oben die Wolken wie die Schaar der Einherier. Unten in dämmeriger Ferne mündet der Eridanus, in den Phaeton stürzte. So sagt uns Alles, daß wir auf der Schwelle zweier Welten stehen. In den Geschehnissen der Menschen, im Wallen der Lüfte und Sonnenstrahlen, in den Geschlechtern der Pflanzen, allenthalben sehen wir die Anzeichen verschiedener Kreise und Bereiche. Darum geben wenige Pfade so viel zu denken, als ein Gang über diese verlassene Römerstätten.

Am Nanos.

Die Lichter auf der runzeligen, durchfalteten, eingefurchten, aufgeworfenen, blatternartigen Erdkruste, die man den Karst nennt, sind um so mannigfaltiger, je tiefer die Sonne steht. Am wirksamsten erscheinen sie am frühesten Wintermorgen, nachdem das Gestirn über die Berge Bosniens emporgestiegen und am Abend, bevor sie in Rothgluth in den Lagunen der Chiozzoten versinkt.

Von den weißen Kalkblöcken, Rissen, ausgenagten, vorbringenden Gebeinen des Erdskelettes ist alsdann die eine Seite bleich, die andere so roth, als es durch eine Mischung der todtensblaffen Gesteinsfarbe mit dem Wiederglanz des unbeweglichen Feuers, welches den halben Himmel und das halbe Meer einnimmt, geschehen kann. Man möchte diese Steine alsdann für Sinnbilder des Todes selbst hinnehmen, welchen auf der einen Seite das Merkmal hinschwindenden Lebens eigen ist, während manches Auge auf der anderen die Hoffnung der Unvergänglichkeit festhält.

Derjenige Theil des Karstes, den man gewöhnlich den „wüsten“ nennt, entspricht der Strecke, welche der Schönenweg zwischen Adelsberg und Divacca durchzieht. Fahlgraue Dede, zertrümmerte Erddecke, Trichter, Dolinen, Menschenverlassenheit setzen ein Bild zusammen, in welchem sich der Eisenbahnzug wie ein Wunder ausnimmt. Gleichwohl aber steckt hier und dort in einer Falte der Erde, welche hier einem Stücke der blasigen Mondrinde gleicht, eine Ansiedelung. Man sieht sie nicht. Aber dennoch macht sie sich bemerklich durch Glockenhall, den die Dolinen und scharfen, knochenfarbigen Rippen, die hier einen Trichter vom anderen trennen, verstärken. Dem Auge aber werden sie faßlich durch blaue Inseln

von Rauch. Diese Inseln sind lang hingestreckt und erhalten sich unbeweglich. Der Scirocco drückt sie, sie haften in geringer Erhebung über dem Boden. Hier und dort legt sich auch eine solche Insel ringsförmig, gleich Brandung, um einen hohen Felskegel herum.

Die meisten Erhöhungen sind langgestreckt, zusammengedrückt-rundlich. Es ist die Bodenbildung von Istrien und der dalmatinischen Inselwelt. Sie gleichen den breitrückigen Wogen ruhigen Seeganges. Da, wo ihre Schwingungslinien zusammenstoßen, schaut durch die Lücke von Süden goldblendendes Gewölk hinein, wie eine Andeutung, daß dort, jenseits all dieser japydischen und illyro-tatarischen Einöden die thessalische Heimath der Götter steht, deren Thore sie selbst sind, diese Wolken mit ihrer Blendung.

Dem Fußreisenden brauche ich nichts zu sagen. Aber derjenige, der auf der Eisenbahn dahinfährt, möge daran erinnert werden, daß ihm zwischen den Tunnels, die einige Karstwellen durchschneiden, Einblicke auch in andere Gestaltungen des Landes gegönnt sind. Ich meine die Tunnels zwischen Divacca und Lesece und solche Gestaltungen, die fließendes Wasser, Wiesen und Wald zeigen.

Es giebt nicht viel offene Flüsse auf dem Karst. Auf dem größten Theile ihres Laufes gehen sie in der Unterwelt durch ein nächtliches Märchenland. Dort hinein haben sie sich abwärts durchgefressen, nachdem durch irgend welche Verschiebungen in der Erdrinde, welche neue Runzeln aufwarfen, der Lauf unter dem Lichte gehemmt war — Infiltrationen, Fistelbildungen des Wassers.

So erscheint zwischen den genannten Orten das grüne Thal der Poik, eines ruhigen, glatt dahin gleitenden Flusses, taciturnus amnis. Da stehen Bäume und grüne Gräser. Dem Wasser sieht es Niemand an, welchen Pfaden es ent-

gegen zieht. Später überschreitet es dunkle Pforten und don-
nert auf seinen Tagereisen durch Dome, die nie ein Mensch
gesehen hat. Es wird davon weiter unten Erwähnung ge-
sehen.

Aber auch das Gelände und die Raine am Wasser be-
schäftigen die Einbildungskraft. Diese langen Thal-Däsen er-
innern an die Zeit, in welcher noch mancher Eichenwipfel den
Boden beschattete, dessen Splitter jetzt in der Bora klirren.
Damals, vor zwanzig, dreißig Jahrhunderten, strömte der
Fluß halb in der Nacht der Unterwelt, halb in der Dämme-
rung des Urwaldes. An und in ihm hausten zahllose Biber.
Man findet heute deren Ueberreste. Es ist ein Leichtes, sich
die Bilder zusammenzustellen.

Aus dem Binnenteich, den sich die Thiere mittelst eines
Dammes mitten im fließenden Wasser schufen, schauten ihre
kuppelförmigen Wohnungen. Auf dem Ufer liegt eine Menge
von abgerissenen Zweigen herum und Stümpfe stehen zerschligt
zwischen den Farnkräutern. Die dazu gehörigen Stämme sind
nicht durch die Art des Menschen, sondern durch die Zähne
der Biber entfernt worden. So ist eine Lichtung entstanden.
In ihr treiben sich zwei Elche mit schwerem, schaufligem Ge-
hörn umher. Manchmal äugen sie nach den Bibern hinüber,
manchmal äßen sie an dem losgerissenen Bast einer Silber-
pappel. Dort ist die einzige Stelle, wo Sonnenschein den
Waldboden erreicht, und manchmal färben Strahlen die dunkel-
braunen Leiber der Elche heller . . .

Aber der Traum wird bald zerstört durch das Klappern
des Eisens in den Einschnitten des aschfarbenen Getrümmers.
Zudem ist das Flußbild rasch wieder verschwunden und die
Finsterniß des Tunnels, in welchen der Schienenweg als-
bald einmündet, mag dem flüchtigen Reisenden die hohen,
meilenlangen Wölbungen unter der Erde versinnbildlichen,

vor welchen die Wellen sich bald vom Sonnenschein verabschieden.

Das geschieht im Berge, auf welchem die zerstörte Beste Hochadelsberg steht. In jenen Wintertagen waren die Wasser durch die Regen hoch angeschwellt worden. Die Poik floß über Wehre und Ufer, das Thal von Planina war ein See. Der Förster von Haasberg, der gestorben war, mußte im Rahne nach dem Friedhose von Planina gebracht werden. Es macht schon unter gewöhnlichen Verhältnissen das Getöse einen Eindruck, mit welchem das Wasser in die Dunkelheit eindringt. Es ist, als ob ein solcher Fluß es mit Donnerstimme rufe, daß er bewußt der Nacht entgegenstürze. Es klingt wie eine Ode, aus der wir Wildheit und Freiheit heraus hören.

Hohe Wasser wirken viel stärker. Wundersam erscheint uns der Strom, welcher die Oberfläche der Erde verläßt. Nichts ist begreiflicher, als daß ein solches Schaustück von jeher die Neugierde der Menschen reizen mußte, nachzuschauen, wie es jenseits der Schwelle ausschauen mochte. Darum sieht man von der Poik-Brücke aus rechts über dem Fluß eine Oeffnung, einen Spalt, der vor Jahrhunderten als Eingang galt. Schwer, ja gefährlich, ist über die steil zum Wasser hinabstürzenden Platten, die von abfallenden Tropfen fast stets schlüpfrig erhalten werden, der Zugang. Jetzt ist er vermauert.

In der Adelsberger Gegend ist das auffallendste Gebirge der Manos, der südliche Vorpfeiler des Birnbaumer Waldes, eine von grauen Wänden getragene Weide-Hochfläche, breit sich auslagernd zwischen den Thälern der Wippach und der Unz. Er ähnelt dem Schlern, wie er auf den Castelrutten Böden aufzuliegen scheint, wenn man ihn vom Ritten aus betrachtet. Doch muß man den Maßstab des Landes Tirol vorher auf das Küstenländische zurückführen. Er ist das Wahrzeichen der Karstflächen zwischen dem Meere und der Zirknitzer Niederung.

Man erblickt ihn vom Lido Venedigs aus. Vielfach ist das Spiel der südlichen Lichter an seinen kahlen Wänden.

Ich führe nun den Wanderer ohne eigentlichen Weg von Adelsberg nordwestlich querfeldein, dem zwei Stunden entfernten Raubschlosse Lueg, slawisch Predjama, entgegen.

Jenseits der elenden Hütten von Groß-Otok gelangt man alsbald in einen Wald von Silber- und Schwarzpappeln. Hoch strecken sie von den dicken Stämmen die entlaubten Aeste in die Höhe. Mitten durch das Gehölz rinnt Tscherni Potok, der Schwarze Bach. Es ist ein dunkles, seltsames Wasser. Die darin gefangenen Krebse röthen sich, wie die Slawen der umliegenden Dörfer erzählen, nicht im heißen Wasser. Die Leute glauben, weil sie aus dem Schwarzen Bach kommen.

Indessen werden viele dieser Thiere niemals krebsroth. Der Schwarze Bach fließt gleichfalls in den Berg hinein und vereinigt sich in seinem Inneren mit der Poik, wahrscheinlich in jenen als „unbekannt“ bezeichneten Hallen, die auf der Karte zwischen dem Ende der „Alten Grotte“ und dem „Tartarus“ angedeutet sind.

Wohl sind Dörfer, Ansammlungen armseliger Häuser, in der Nähe, wie Sagon und Brinje. Aber die Landschaft verleugnet die schwermüthige Eintönigkeit und Verlassenheit nicht, die von den Thälern der südslawischen Karstgebiete kaum zu trennen sein mag.

Es sieht aus wie in Bosnien. Wohl stehen Obstbäume an den Hängen und gesellen sich dürstige Föhren oder Buchen zu. Aber der Wanderer begegnet Niemand, er hört keinen Laut, er geht durch die stillen Gründe fort, und nur der tiefgelbe Schimmer am winterlichen Südhimmel, der kahle Nanos und der wildreiche Javornik ziehen seine Augen an.

Jetzt gelangen wir an die Podnanosca, so genannt, weil sie unter dem Nanos hervorbricht. Sie vereinigt sich mit der

Poik. Da ist, wenn man nicht auf den Nanos und die grauen Kalkplattenhügel gegen Mittag schaut, ein norddeutsches Bild. Das hellgrüne Wasser fließt so träg, daß selbst in diesem lauen Winter sich eine schwanke Eisdecke darüber hinzudehnen vermochte. Sie ist so grün wie der Fluß. Auf den versumpften Wiesen, die hart sind, wo Bäume die Besonnung abhalten, pfadlos dicht daneben, gedeihen Gänseblümchen, und hier und dort neigt sich noch eine halb verwelkte Zeitlose gegen den Boden. Manchmal tönt ein schrilles Krachen durch die verlassene trübe Landschaft. Es ist Eis, das sich löst auf der Podnanosca.

Brinje — abermals eine der armseligen Ansiedlungen mit dunkeln Strohdächern, aufgehäuftem Roth und schwarzen Säuen, die, scheu vor dem Fremdling flüchtend, ihm flüssige Andenken entgenspißen.

Dahinter aber stehen die Faltenwürfe des grauen Gebirges. Mit einem Ruck ist die Wiesenlandschaft verschwunden, man schaut dem Wesen des Karstes ins Gesicht. Die Erde ist zertrümmert, und unten in den Zwischenräumen der in breiten Ruppen strogenden Kalkaufwürfe rinnen Wasser. Wohin? Abermals rauschen die Wellen dem Gebirge entgegen, der Bach geht in den Berg hinein.

Zugleich eröffnet sich der erste Blick auf die Beste Lueg, slawisch Predjama genannt, weil sie vor (pred) eine Höhe (jama) hingebaut ist. Ein solches Mauerwerk giebt es nicht wieder. Hier erscheint die Romantik der Raub- und Trutzburgen mit dem Hintergrunde der Höhle, der Wohnstätte des beutegierigen Thieres, ihrem Urbilde.

Der älteste Theil der Burg Lueg steht in einer Höhle, die ungefähr zweihundert Fuß über dem Boden an einer lothrechten Felswand ausmündet. Daneben und darüber sind fünf andere Mündungen; der Berg wird in neun Ebenen von Höhlen-Systemen durchschnitten.

Der eine oder andere der Korridore mündet weit oben auf den Hochflächen irgendwo im Buchenwalde, und solchen Ausgängen mochten es die Belagerer des Erasmus Lueger, des berühmtesten Inzassen, verdanken, wenn sie, in den Augenblicken, in denen sie ihren Widersacher ausgehungert glaubten, von demselben durch einen Regen von Blättern jungen Gemüses, frischen Kirschen und munteren Spanferkeln überrascht wurden.

Das Gesamtbild, von unten aus betrachtet, zeigt im Vordergrunde beim rothen Bildstöckl am Kirchlein über eine riesige Tanne hin, die man als ein wehmüthig stimmendes Denkmal des einstigen dunkeln Karstwaldes hat stehen lassen, hoch oben an den Abstürzen das alte Mauerwerk, hinter dem sich der Blick im Höhlendunkel verliert.

Unten aber im Abgrunde schiden sich die vereinigten Bäche Lokva und Grappa an, in die Nacht einzutreten. Die Burg und die Höhlen schauen darauf herab; das Gemäuer hängt über dem Schlund, in den die Wasser hineinrauschen.

Diese Rinnsale sind wohl einzig in unserem Erdtheile. Denn während die Einen sagen: diese Gewässer seien die nämlichen, die auf der Westseite des Nanos als Bipava (Bippach) aus einem Schlunde hervorgehen, behaupten die anderen: daß sie sich einen Weg durch die Unterwelt des Birnbaumer Waldgebirges hindurchgebrochen haben und mittelbar, durch Vermengung mit der Poik-Unz, oder unmittelbar, als namenlose Quellbäche, in der Gegend von Ober-Lairbach wieder ins Tageslicht kommen. Im ersteren Fall rinnen die Wasser zur Adria, im zweiten zur Donau.

Gewiß giebt es keinen anderen Fluß bei uns, dessen Wanderziel streitig ist. Schmiedl hält ihn für den „Kaltenfelder Arm“, der sich tief in der Nacht der Planina-Höhle mit der Poik vereinigt.

Die Burg besteht aus zwei Theilen. Der eine, viel größere,

neue, an dessen Architektur nichts Besonderes wahrzunehmen ist, steht vor den Höhlen und wurde 1570 von Hans Grafen v. Kobenzl, Komthur des Deutschen Ordens, kaiserlichem Gesandten zu Rom und Moskau, erbaut. In einem der Gemächer des Schlosses sieht man das Bildniß dieses vielgenannten Mannes.

Das alte Schloß, im Zusammenhange mit dem neuen, ist eine Anhäufung von Mauern und Gewölben, von winzigen Zugbrücken, Höhleneingängen, Felschlüften, Leitern, Kapellen, Schießscharten, Kerker und zugemauerten Nischen des Gesteins. Zu allerlezt erklettert man die Höhle, deren Raum den Hauptinhalt des alten Kastells darstellte. In ihr nisten zahllose Felstauben, deren Spuren man allenthalben bemerkt. Ganz seltsam ist der Ausblick aus dem finsternen Hintergrunde derselben auf Himmel und Erde. Andere Ausblicke gewinnt man, indem man über schlüpfriges Gestein oder festliegende Leitern zu höheren Mündungen emporklimmt.

Rechts vom Eingange der Haupthöhle befindet sich das Gemach, in welchem der letzte Vertheidiger des Raubnestes, Erasmus der Lueger, zu Grunde ging. Ein Verräther hatte den Belagerern mitgetheilt, daß dieser „Held“ sich zeitweilig Nachts dort hinein begeben, was am Schein eines Lichtes erkennbar sei. Diese nun ließen gleichzeitig ein paar Duzend Wallbüchsen und Feldschlangen auf diesen einen Punkt losbrennen. Kugeln drangen durch die enge Lichtöffnung, schlugen im Innern Stücke des weichen Kalkgesteins los und tödteten durch diese abspringenden Trümmer den Unbändigen. Das war im Jahre 1485.

Das Andenken an diesen Mann und seine Thaten und Unthaten ist nicht untergegangen. Von einem armen Burschen, der in einer Hütte nahe am Schlosse wohnt, kaufte ich eines jener „Volksbücher“, wie man sie auf unseren Jahrmärkten,

bei unseren Buchbindern und Hausirern findet. Es ist in slowenischer Sprache geschrieben und heißt: „Erasmus, der Lueger. Erzählung aus dem 15. Jahrhundert von S. Malavasjc. Dritter Abdruck. Mit einem Bilde. Laibach 1869. Verlag von Janez Giontini.“

Ich habe gehört, daß von diesem Heftchen auch eine deutsche Ausgabe vorkommt, konnte dieselbe aber nicht erfragen.

Die Umgegend dieses Gebietes, dessen Thaltiefen vor den weit sich vorlehrenden Böschungen der rundlichen Kalkwälle vom Blicke Desjenigen, der auf der bewohnten Höhe hingeht, nicht mehr gesehen werden — wo es summt von Wassern, deren Wanderschaft zum Meere verborgen bleibt, wo die Laune der Natur, unbewußt sowohl in den Schichtungen der Erdrinde, als in der scheinbaren Freiheit des Menschen, der sich in den Klüften seinen Schlupfwinkel „gewählt“ hat, nur in Bösem und Wildem sich verkörpert — diese Umgegend muß man im Abendstrahl eines südlichen Wintertages sehen.

Der Nanos brennt, und vom Himmel blendet's durch die Dornen todter Sträucher hindurch. Die Gestalten der Menschen werden roth, über Dürre und tiefen Schründen zeigt sich die Fackel des Lichterwandels. Tiefblau sind Wolken, lavaschwarz Felsen, die ins Abendroth ragen, und Stille liegt über der Erde. Versetzen wir uns eine Meile südwestlich, an den mittäglichen Absturz des Nanos, dorthin, wo Präwald liegt.

Schon die Namen dieser Ansiedlung bedeuten uns etwas. Slawisch heißt sie Razterto, das Zerrissene, und auch der sogenannte deutsche, das heißt bei den Deutschen übliche Name erinnert an Aehnliches. Prevaliti heißt Umwälzen.

Der Nanos, von manchem Ort aus mit der Gestaltung eines liegenden Löwen verglichen, erscheint hier als eine zusammenhängende Reihe steiler, kahler Riffe. Oben sind sie hier und dort mit Buchengestrüpp gesprenkelt.

Von Präwald nach Triest hat man acht Stunden zu gehen. Ich habe sie an einem Wintertage zurückgelegt und freue mich der Erinnerung.

Im Nordwesten tauchte manchmal das einzige Weiße auf, der Schnee auf den Häuptern des Fonzothales, die Gipfel des Monte Canin, des Mangart.

Neben dem Wege waren viele Karstbilder. Durch graue Wüste läutete es von einem unsichtbaren Heiligthum her, Kalkschotter und Gestrüpp mit vertrockneten Beeren klagten die Schändung an, mit welcher der Mensch dieses Land heimgesucht hat. Wie der Tod lag Stille unter dem wolkensternen Himmel. Die Wüste mit ihren graugelben Mulden und Trichtern erzählt von der Bora, Stöße lauen Windes von Mittag her verkünden das Meer.

Oft treibt die Natur in Spiegeln, in der Oberfläche der Wasser, in der Fata Morgana, in der Netzhaut der Thiere das Spiel der Selbstbeschauung. Die klarste aber entsteht im sinnbildlichen Schaffen der Nerven des Dichtergehirns. Ein solches Spiegelbild kommt in den Zeilen Martin Greif's vor:

„Der Karst ruht todtenstille,
Nichts rührt sich im Gestein,
Auf einmal mit Gebrülle
Die Bora fährt herein.

Ein Sausen von dem Meere
Erfüllt die Bergeswelt,
Bis wieder rings die Leere
In ihren Traum verfällt.“

Ja, wenn die burja hereinfährt über diese Steinwelt, über das »skalovje«, der Nanos-Vorstaffeln, dann durchzittert es jeden Nerv des Wanderers. Damals aber wehte der Meer-

wind und bannte den Winter auf die höchsten Warten der julischen Bergwelt.

Dort wo die Wege nach Divaca=Istrien und nach Triest sich theilen, ist große Wüste, am anschaulichsten bei einer Stelle, die mit dem Kilometer-Zeichen 764 (Entfernung von Laibach) bezeichnet ist. An jenem Tag aber fühlte sich der Wanderer auch dort nicht vereinsamt. Ein Kanonenschuß dröhnte herein, eine vom Südwind begünstigte Wellenbewegung des Schalles, der die gebogenen Wände der Felstrichter Brennpunkte waren — es ist die Kanone, die am Hafen gelöst wird, wenn die Sonne in den Meridian des noch fernen Triest eintritt. Bald auch, oberhalb Senojetich, drang das Pfeifen des Dampfwagens über die kahlen Hügel herüber.

Nicht die jämmerlichen Sträucher haben Ruhe, die Armuth des Menschen schneidet an ihrem Geäst. Nicht das Moos der Dolinen bleibt, der Karst-Infasse rauft es aus. Im Klirren der Steine vor dem Wind ertönt die Stimme der mißhandelten Natur. Wie verwitterte Baumwurzeln schlängeln sich die Kalkrippen durch den öden Grund.

Jenseit Sessanas, wo eingefriedigte schöne Gärten der Lustbarkeit des reichen Bürgers der Handelsstadt dienen, wurde die Luft milder und beim Obelisk von Dpcina erschloß sich in der Tiefe eine andere Fläche, das „wüste Feld“ der Volkslieder, das „graue Meer“ und in weitem Halbkreise des Gebirges das große Emporium.

Eine Legende vom Karst.

Vor vielen Jahren befand sich, eine halbe Meile vom Zirknitzer See in Krain entfernt, in einer tiefen Schlucht ein winziges Gebäude, von welchem heute nur mehr die Trümmer vorhanden sind. Man kann die seltsame Vertikalität wieder finden. Wir wollen mitten im Waldboden einem Manne zuschauen, welcher sich eben anschickt, in jene Kluft hinabzusteigen.

Der Mann war bis jetzt zwischen Fichten und hohem Farnkraut gegangen, welches ihm die Aussicht versperrte. Zeitweilig griff er in das Dickicht und raufte einen Ast ab, an welchem große Tollkirschen glänzten. Diese steckte er in einen Zwilchsaß, den er über der Achsel trug. »Norica, norica!« (O Tollkirsche!) pflegte er dann jedesmal auszurufen, als ob die Belladonna mit ihrem tückischen Glanze ein lebendiges Wesen wäre.

Plötzlich senkt sich der Boden und es thut sich ein enger und steiler Spalt auf, in welchem der Mensch beide Hände zu Hilfe nehmen muß, um sich an den scharf-rippigen, entblößten Kalkfelsen zu halten, während er abwärts klettert.

Es ist gefährlich, einen so abschüssigen Pfad zu gehen, in den von allen Seiten die Farnkräuter, die Baumwurzeln, die Fichtenäste hereinslangen und der überdies noch vom Thau des Morgens schlüpfrig war. Freilich ist es Mittag — aber in diesem finsternen Walde hält sich das Raß. Was will er da mit der weiten braunen Rutte machen — und noch dazu der Saß, in dem die weichen Beeren angehäuft sind? Den warf er immer einige Schritte voraus, denn überall blieb der Zwilch trotz der Steilheit im Gewirr liegen. Alsdann folgte er. So ging es mühsam in die Tiefe.

Endlich kam er an einen morschen Baumstamm, der eine steile Rinne mitten in diesem Felspalt überbrückte. Da war guter Rath theuer — denn der Mann mit der braunen Rutte vertraute sich dem morschen Stamme nicht an.

Jetzt rief er in die Tiefe. Dort unten aber schwirrte es so von den Wassern, dem Widerhall in den drei Höhlen und dem Sägewerke, daß die Stimme nicht gehört wurde. „O Gott!“ sagte der Mann, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß.

Aber es wurde ihm nicht geholfen. Der Stamm knirschte unter den Füßen des Mönches, Baum und Menschen zitterten, doch gelangte er an das andere Ufer der Rinne. Jetzt ließ er sich abermals steil durch Dickicht abwärts.

Nunmehr stand er vor drei Höhlen. Aus der mittleren, über welche die Felsen thurmhoch emporragen, kommt Wasser geflossen, das sich mitten im Gewölbe zu einem kleinen Teich erweitert. Zur Rechten steigt eine andere Höhle in den Berg an, zur Linken aber ist eine Höhle, in welche das Wasser aus der ersten einfließt. Vor der ersten war ein Sägewerk.

Der Himmel weiß, wie die Leute von hier die Bretter in die Höhe und in die Welt brachten.

Wenn wir es machen wie der Laienbruder, der sich mit seinem Sack überall verwundert umschaut, so erblicken wir nur ein Stückchen blauen Himmel. Das Uebrige sind Höhlen, Felswände und die Farnkräuter auf dem steilen Hang, über den der Bruder herabgeklettert ist. Auch erspähen wir so wenig einen Menschen, als dieser, so sehr er seine Stimme anstrengt und im Innern des Sägewerkes schreiend sucht.

Es ist ein spukhaftes Zeug. Wer arbeitet denn da, und für wen?

„He, Jurij!“ rief der Mann in der Rutte, nachdem er aus der Hütte des Sägewerkes wieder ins Freie getreten und über die moosbewachsenen Blöcke vor der großen Höhle näher

zum Wasser hingestiegen war, „wo schläfst Du?“ — Keine Antwort.

„Ich kann warten,“ sagte er halblaut vor sich hin, kletterte wieder zurück und ging abermals in die Hütte hinein, weil es dort kühler war, als draußen zwischen den Farnkräutern und Baumstämmen.

Der Laienbruder schien den Inhalt der Kammer, in welcher er sich auf einen niedrigen Stuhl hinsetzte, als sein Eigenthum zu betrachten. Ueber dem Herd hingen einige geräucherte Fische. Sie waren vor kurzer Zeit vom Zirknitzer See in der breiten Gasse des „Seedorfes“* zurückgelassen worden. Jetzt waren sie mit Schnürchen am Gebälk befestigt, um geräuchert zu werden.

„Eine geräucherte Schleie,“ sagte der Bruder halblaut vor sich hin. „Nicht zu verachten.“

Und alsbald zog er ein Messer mit hölzernem Griff hervor und machte sich daran, die rußigen Schuppen zu entfernen. Dabei irrten die Blicke unruhig auf den Brettchen, die in die Wand eingefügt sind, umher. Vielleicht forschten sie nach irgend einem Getränk, welches als Zuthat zur salzigen Speise genossen werden konnte.

Starkes Geschrei draußen — der Frater fuhr in die Höhe.

Als er vor die Thür trat, bedeckte er seine Augen mit der flachen Hand und schaute über die Farnkräuter nach der steilen Höhe hinauf, durch deren Dickicht er vorhin mühsam zu Thal gekommen war. Nichts war zu sehen — kein anderer Laut, als das scharrende Geräusch der Säge und das Rauschen des Wassers zu vernehmen.

Jetzt wendete er den Kopf zur Linken und erblickte einen fast nackten Mann, der auf einem Floße aus der großen Höhle zur Linken heraus kam.

* Vas Spodnji Jezero.

Dieser Mann schrie, um das Tageslicht zu begrüßen. Der Frater riß seine Augen vor Erstaunen weit auf. Das war also offenbar der Ort, in dem die Leute ihre Bretter weiter schafften. Einen andern Ausweg gab es nicht. Sie mußten durch die Nacht der unergründlichen „Wildtauben-Höhle“, der Golobinka, rudern, um jenseits derselben die grünen Wiesen bei St. Kanzians einsamer Kapelle und alsdann, über einen Hügel hinweg, die Flur von Rakel zu erreichen. „O, Golobinka!“ rief der Frater, der die seltsame Gewohnheit hatte, unbelebte Gegenstände, die ihm auffielen, mit ihren Namen anzureden.

Daß der Frater hierher kam, war so zugegangen. Als er draußen, zuerst auf dem jetzt ausgetrockneten Boden des Zirknitzer Sees, dann im Walde des heiligen Petrus und endlich dort oben im Dickicht Kräuter suchte, wie ihm der heilkundige Pater des Klosters aufgegeben hatte, bemerkte er, daß die Blechflasche, in welcher er den zu seiner Labung mitgenommenen Wein aufbewahrte, durchlöchert war und ihren Inhalt verloren hatte. Im trockenen Seebette sah er seinen Gang durch den Lauf des Zirknitzbaches gehemmt. Der ist nur stellenweise sichtbar, fängt hier und dort an und hört plötzlich wieder jäh auf, bis er mit einem Male wieder vor der großen Höhle Karlouca zu Tage tritt, in welcher er verschwindet. Manchmal hatte er, wenn in den Schilfstoppeln und in den Rissen des getrockneten Rothbodens kein Weiterkommen mehr war, sich mittelst der Fichtenäste über den Bach hinübergeholfen, mit welchen Hirten hier und dort das Wasser überbrückt hatten.

Dort befand sich eine Quelle wie Silber, kaltes, klares Wasser, von dichtem Gebüsch umgeben. Es war aber doch nur Wasser. Als er dort seinen Durst löschte, der von der flimmernden Hitze hervorgebracht war, welche über dem Seeboden, wie über der fernen Planina lagerte und sogar den

hohen Schneeberg nur wie einen undeutlichen blauen Schatten hervortreten ließ, klagte er seine Noth einem fast nackten Manne, der unfern von ihm im Schlamme des Baches nach Krebsen suchte, welche er in einen langen, schmutzigen Sack warf. Dieser Mann sagte: „Bruder, gehe hinab zur Sivska Zaga, die ist nicht weit von hier. Dort ist Jurij, der Sägeknecht, der wird Dich mit Wein laben.“

So hatte es der Frater gethan und nun befand er sich alsbald im Angesichte Jurij's, der ihn willkommen hieß. Die Flößer sind ein wildes Volk und in der Einsamkeit war Jurij nicht weltläufiger geworden. Ist es doch, als ob die Sivska Zaga — wie man den Ort mit den drei Höhlen und den seltsamen Wassern, die nicht aus dem Berge, sondern in ihn hinein rinnen, nennt — hunderte von Meilen abläge von den Stätten der Menschen. Auch hatte der Flößer gebührende Ehrfurcht vor dem geistlichen Gewande, wenn es auch nur, — wie er auf den ersten Blick erkannte — das eines Laienbruders war. Denn das Kloster von Thurm Lak war weit und breit berühmt und wer ein Anliegen hatte, pilgerte zu den wohlthätigen Vätern.

„Daß ich so dumm wäre und den Wein stehen ließe,“ sagte Jurij trocken zu den Klagen des Fraters. „Damit jeder Wurzelgräber, während ich in der Höhle bin, mir meinen Borrath wegtrinken kann.“

„Kommen Wurzelgräber daher?“ erwiderte der Mönch.

„Betrachte Dich selbst,“ erwiderte der Flößer ruhig. „Und die vielen Wachholderstauden oben hast Du wohl auch gesehen?“

Nach diesen Worten ging er zu einer geschlossenen Truhe, spergte sie auf und entnahm ihr eine große, gläserne Flasche, welche mit einem der Körner beraubten Maiskolben verschlossen war.

Der Frater labte sich und schickte sich eben an, seinen Gastfreund hinaus zu begleiten. Dieser wollte den leeren Floß, den er soeben durch die Höhle zurückgesteuert, nachdem er ihn auf der St. Kanianer Wiese seiner Bretterlast entledigt, an einem Pfahle zwischen den Blöcken festbinden, damit ihn die leichte Strömung, welche aus der mittleren Höhle gegen die Golobinka sich hinzieht, nicht von der Stelle fortbewegte. Der Frater wollte dabei sein und sich auch den Eingang der Golobinka betrachten.

Jurij ging voraus und der Mönch folgte ihm in der Entfernung weniger Schritte.

Plötzlich, nur ein paar Schritte von der Säge entfernt, blieb Jurij stehen. Er fragte den Mönch, was er in seinem Zwilchfacke, der roth gefärbt war, herumtrage. Der Frater sagte: „Ich habe die Wolfsmuth, die Teufelskirichen, gesammelt.“ Der Flößer schüttelte den Kopf. Der Frater aber fuhr fort: „Es ist das ärgste Gift. Wer weniger nimmt, verliert den Verstand. Wer ganz wenig als Heilmittel nimmt gegen den Biß eines wilden Hundes oder Wolfes, oder wer traurig im Gemüth ist, dem hilft's, so sagt Pater Euphemius. Und der weiß mehr, als alle Väter zusammengenommen.“ Der Flößer schnitt eine ungläubige Grimasse. „Gift ist's,“ sagte er, „man sollte die Stauden alle mit der Wurzel ausgraben und sie in die Rakel-Grube* werfen.“

„Ich werde es dem Pater sagen, daß er bei Dir in die Lehre geht,“ erwiderte der Frater.

Es wurde kein Wort mehr gewechselt und der Mönch schritt hinter dem Flößer einher. Ein Schwarm Tauben flog gurrend aus der Höhle und wandte sich dem gegenüberliegenden

* Ein tiefer Felspsalt, dessen Boden von Wasser ausgefüllt ist. Dasselbe hält die Volks-Ueberlieferung für unergründlich.

Felsenthore zu. Der Frater hob den Kopf empor und schaute ihm nach. Sein Blick streifte die Säge. Jetzt blieb er wie festgewurzelt stehen. An einem kleinen Fenster zeigte sich eine in Weiß gehüllte Gestalt. Ein blasses Gesicht und dunkle Augen — dann war Alles wie ein Blitz verschwunden, die Tauben und die Erscheinung. „Jej! Sa-te!“ rief der Mönch.

Der Flößer kümmerte sich nicht darum und schritt weiter. Der Genosse holte ihn alsbald ein und fragte ihn um die seltsame Gestalt.

Die braune Haut des Menschen, der sein Leben im Wasser, im Wald und in den Höhlen zugebracht, färbte sich röthlich. Er betrachtete den Fragesteller unmuthig und brummte.

Mittlerweile waren sie beim Floße angekommen. Jurij bückte sich, wie um eine Verlegenheit zu verbergen.

„Das Weiße, was Du gesehen hast,“ sagte er zum Mönche, „ist das Gewand, welches im Winter der Fürst in unserer Hütte ließ. Er zieht es an, wenn er auf dem See Schwäne schießen will. Dann steht er in einer aus Eisschollen gebauten Hütte. Die schwarzen Augen aber, das sind Tollkirschen. Du siehst heute nichts, als solche Beeren vor Deinen Augen flimmern.“

Der Frater schaute Jurij noch eine Weile zu. Zu trinken gab es nichts mehr — es rückte die Zeit heran, wo er in seinem Kloster zurückewartet wurde.

Er verabschiedete sich von Jurij und warf noch einen neugierigen Blick nach dem Fensterchen. Nichts war zu sehen. Trotz Hitze, des jähen Trunkes Wein und der Tollkirschen zweifelte er nicht an der Wirklichkeit von dem, was sich ihm hinter dem Rahmen gezeigt hatte.

Bevor er den steilen Spalt erkletterte, durch den er sich herabgesenkt hatte, bekreuzigte er sich. Vielleicht trieben sich hier in den unheimlichen Klüftungen Gespenster am hellen Tage umher.

Auf dem Rückwege hatte er die grünen Matten der hohen Sliwenza vor Augen, auf welcher in mondhellen Nächten Wilas tanzen, die weißen Waldweiber. War in der Hütte eine solche gewesen? Gewiß nicht, denn die Wilas verlassen den Mondschein nie.

Doch ließ sein Auge nicht von den wenigen weißen, kleinen Wolken, die durch die Wälder der Sliwenza, wie durch die des hohen Jawornik hindurchzogen. Der Ostwind kühlte ein wenig den heißen Luftsee, der über dem jetzt trockenen Boden des verschwundenen Zirknitzer Sees sich auflagerte. In ihm zuckten weißlich die Blattrückseiten vieler Weidenbäume am Strande auf — wo er hinschaute, war eine Bewegung schnee-schimmernder Flächen. Jetzt kam er am Hügel Terschischtje* vorüber. Das ist eine rundliche Kuppe ganz nahe am Strand, den jetzt nicht die Welle, nur Roth bedeckte. Dort stand einst eine große Stadt der Heiden. Es vergeht kein Jahr, in welchem nicht Graburnen, thönerne Ringe, erzene Waffen aus seinem Grunde zu Tage gefördert wurden. Die Geister der verfluchten Heiden verlassen ihre Gräber und gehen auf den weiten Mooren umher. Jetzt war nichts zu sehen, als der stumme Hügel im Sonnenbrand. Viele Königskerzen und andere Blumen blühten zwischen den blaugrauen und gelben Kalkrippen, zwischen dem dustigen Gestrüpp. Wieder bekreuzte sich der Mönch. —

Zwei Stunden später erreichte er die Zelle des Pater Euphemius. Das war ein schöner, ernster Mann. Noch drang das Feuer der Jugend unter den schwarzen Augenlidern hervor. Mit milder Stimme forderte er den Laienbruder auf, ihm die Beute seines Ganges zu zeigen. Dieser öffnete den kirschroth beschmutzten Sack, aber so viel er auch hineinschaute

* So viel wie „Marktort“.

und so oft er das Unterste zu oberst kehrte, konnte er doch darin nichts entdecken, als einige Blätter.

Jetzt fiel ihm seine durchlöchernte Blechflasche ein. Er schlug sich vor den Kopf, wie um sich zu vergewissern, ob er die Tollkirschen nur geträumt habe. Gewiß war der rothe Saft nichts Anderes, als der verlorene Wein und die Kirschen, wie die weiße Gestalt waren teuflische Gaukeleien, die ihm der Zauberwald von Terschtschtje angethan hatte.

Pater Euphemius lächelte, während der bestürzte Bruder ihm seine Geschichte erzählte. Mit Wohlwollen, dem ein wenig freundlicher Spott beigemengt war, ruhten die dunkeln Augen auf dem Frater.

„Gehe in Frieden, Frater Josefus! Es wird für ein ander Mal sein!“ sagte er ruhig und wandte sich dem großen Folianten des Peter Severinus *Idea Medicinæ* zu, der auf dem eichenen Pulte aufgeschlagen war.

Seine Ruhe wurde sofort wieder gestört. Er hörte die Glocke des Klosters heftiger in Bewegung setzen, als es die Unwohner von Thurm Lak gewöhnlich wagten. Einige Augenblicke darauf näherten sich Schritte. Es wurde an der Pforte geklopft und der Frater Januarius erschien mit einigermaßen verstörter Miene. Nach dem herkömmlichen Gruße *Benedicite* sagte er, daß ein Sägeknecht von Sivska Zaga an der Pforte stehe und die Hilfe des Pater Euphemius verlange.

In jenen Tagen gab es außerhalb der Städte keine Aerzte. Wer krank war, wendete sich an heilkundige Weiber, an erfahrene Besitzer von Kräuterbüchern, am liebsten an gelehrte Mönche. Oft wurde Euphemius gerufen und nie entzog er sich einer Bitte. Diesmal war es etwas Besonderes. In der Säge befand sich ein rasendes Weib, aus dessen Magen und Unterleib der Satan herausbrüllte, wie Jurij, der Knecht, dem Prior erzählte.

Als bald machte sich Euphemius auf den Weg. Es dunkelte, als die Beiden in der tiefen Schlucht ankamen. Auf schlechtem Bette lag ein Weib, dem Schmerz und Angst die Spuren der Schönheit verwischten.

Als es den Pater sah, schrie es laut auf. Die dunkeln Augen funkelten, wie die des Luchses, der im Zawornikwalde nach einer Beute springt. Dann sank die Frau, von Krämpfen stumm gemacht, auf ihr Lager mit gefalteten Händen nach vorwärts zurück und Blut drang ihr aus der Nase.

Pater Euphemius war so blaß geworden, wie die Kranke. Er hielt sich an einer vorspringenden Büste des Getäfels. „O Gott,“ seufzte er, „womit habe ich dieses verschuldet?“ Es verging geraume Zeit, bis die zitternden Hände eine Arznei bereiteten. Alsdann ging er hinaus und beorderte Jurij, daß er sie der Kranken mit Gewalt eingab.

Während dieser Augenblicke, in welchen ihn das Gestöhn verfolgte, trat er vor die Thür und schaute über die ungeheure Felswand hinauf, in deren Nacht die Höhle sich hineinzieht. Dort war ein Stern zu sehen und der kleine See in der mittleren Höhle spiegelte ihn wieder.

Als Euphemius in die Hütte zurücktrat, lag die Kranke wie starr da. Er fragte Jurij um Alles, was sich heute hier ereignet hatte. Des Fraters Anwesenheit blieb nicht verschwiegen. Beide Männer wußten jetzt, daß die Kranke des Fraters Tollkirsch verzehrt hatte, während der Sack einige Augenblicke unbewacht in der Hütte lag. Keine Wiene verrieth irgend welche Ueberraschung des Mönches, dagegen war Jurij auf das Aeußerste erstaunt, daß er nicht gefragt wurde, wer dieses Weib sei und auf welche Weise es in diese Hütte gekommen war.

Abermals schrie die Kranke laut auf. Zuckungen krümmten den Körper, dann sank sie ächzend wieder zurück. Die Regeln

des Ordens erlaubten dem Mönche nicht, länger zu bleiben. Er gab Jurij die Aufträge, die nothwendig waren und versprach, mit dem frühesten des Morgens wieder zu kommen.

In der That lag noch der Nachthau über den Farnkräutern des Schlundes, als Pater Euphemius zurückkehrte. Die Kranke war gerettet. Ihr Gesicht hatte einen anderen Ausdruck, als gestern. Ihre Schönheit war nicht mehr verborgen und verzerrt. Sie streckte verlangend die Arme nach dem stillen Manne aus, während ihr Thränen über die bleichen Wangen rannen.

Euphemius sagte, daß sie Gott versucht habe. Sie antwortete, daß sie nicht mehr leben werde, wenn Euphemius ihr nicht verzeihe. Der Mönch wandte sich einen Augenblick ab, um zu verbergen, was in ihm vorging. Als er seinen Kopf wieder gegen die Frau richtete, überraschte er um ihren Mund einen Zug, der nicht zu der vorher gezeigten Miene gehörte. Sofort aber flog wieder der Ausdruck der Demuth, Liebe und Hingebung über das Gesicht.

Euphemius sagte: „Es ist genug!“ Mehr wurde von ihm nicht gesprochen. Ihren Bitten und Thränen setzte er Schweigen entgegen. Endlich antwortete er: „Nicht deswegen vergesse ich Dich nicht, weil Du mich tödten wolltest, sondern weil ich an Dir lernte, daß die Welt lieblos ist.“ Die Frau weinte laut auf. Als sie aber den Mönch unbeugsam sah, wandte sie sich von ihm ab und sagte höhnisch: „Er ist doch abgekühlt durch seine Höhlenfahrt.“

Euphemius hatte aber diese Worte nicht mehr gehört. Schon befand er sich vor der Thür. Dem Jurij bedeutete er, wie er heute noch einige Arznei zu bereiten und Wein zu holen habe. Es werde der Kranken von jetzt ab nichts mehr zustoßen.

„Es ist härter, als ich dachte,“ sagte Euphemius zu sich

selbst, während Thränen sich über seine Lider senkten und Lippen und Hände sich zusammenpreßten.

So stieg er hinauf. Oben aber nahm er nicht die Richtung gegen das Kloster, sondern ging auf Waldwegen dem See zu. Oft mußte er über Stämme klettern, die vor Zeiten der Wind umgeworfen und auf denen sich blaue Glockenblumen angesiedelt hatten. Manchmal rastete er auf solchen. „Lange hat es gedauert,“ sagte er auf einem solchen Stamme, „bis sich Leben regte auf dem umgestürzten Baume. Jetzt blüht es blau auf ihm — das Sinnbild der Klarheit.“

Eine heitere Ruhe lag in den Zügen des Mannes mit den sanften Augen. Er sah aus, wie ein Krieger, der siegreich aus der Schlacht heimkehrt und den die geretteten Bürger begrüßen. Gemach setzte er seinen Weg fort.

Auf der Fläche des Sees schritten Mäher mit ihren Sensen dahin, die einzigen, dunkeln Gestalten der öden, sonnigen Fläche. Der Boden war eine Wüste, denn zumeist bedeckten ihn graue Flechten und Torfmoose. Die Mäher aber gingen nach entlegenen Gründen, dorthin, wo hohes Schilf steht und die Welt im gleißenden Nebel zu verschwinden schien. Mitten im Schilf standen allerlei Pflanzen, dort, wo vor zwei Wochen noch hohe Wellen sich bewegt hatten. Schirmblüthige Wasserviolon, die schwefelgelben Dolden schmalblättriger Wiesenrauten, Sumpfkreuzwurz, alle auf hohen Schäften, wurden vom Morgenwinde bewegt. Es war wie ein Wunder — aus ödem Schlamm, aus der Stätte trüber Wasser waren heilkräftige Pflanzen entsprungen. Meeresschwaben und Möven, die sich an die Fluth erinnerten, flogen erschreckt über den trockenen Grund.

„Ich muß mich stählen,“ sagte Euphemius, indem er mit der Hand seine Stirn berührte. „Das Uebel möchte wiederkehren.“

In vielen Höhlungen des welligen Bodens sind Trichter zu sehen. Ihre Fessenschlülste waren von dichten Schlamm überlagert, den die Sonne bereits getrocknet und mit breiten Rissen durchlüftet hatte. Durch diese Löcher hatte sich der See nach der Unterwelt zurückgezogen, der Tage harrend, an welchen er durch die nämlichen engen Röhren wieder emporsteigen würde.

Euphemius näherte sich den zernagten Kalksteinen des Ufers. Hier dufteten Alpenveilchen und in weiter Ferne zeigte sich als weiße Wolke der Schnee des Triglav. Euphemius schaute jugendmunter umher — der Frieden dieser einsamen Stätten war über ihn gekommen.

Jetzt erreichte er einen Bach, der in die Höhle Karlouca hineinfließt. Wie Schauer fuhr es ihm durch die Glieder. Er sah zu einem Felsen im Walde hinauf. Sein Gesicht nahm nun wieder jenen Ausdruck an, wie vor der Hütte unten, als er geweint und die Hände geballt hatte. Aber es kam keine Thräne. Nur von der flachen Felsendecke der Höhle tropfte es still und langsam ab; es war, als wäre hier eine Uhr, die in der großen, sonnigen Stille, in die Weite hinaus, die regungslos in Hitze dalag, die Augenblicke andeuten wollte, den leisen Gang der Fluth, welche das Menschenherz dem Tode entgegenführt, das All in Ewigkeit bewegt.

„Ja, da war's!“ sagte Euphemius, indem seine Augen in die finsternen Gänge eindrangen. Ueber mächtigen Blöcken liegt dunkles Sphagnum, es ist, als ob jeder Felsen mit einem Bahrtuche bedeckt wäre.

Draußen im Schilf stand jetzt, wie plötzlich hineingezaubert, eine Reihe grün schillernder Ibiße. Sie hielten sich unbeweglich und schauten gegen Süden. Dort war der heilige Nil, dort erhob sich das Grabmal des Adymandjas mit dem großen Goldring. Wie träumend blickten die Fremdlinge in den Mittag.

Der Mönch aber barg sein Angesicht in den Händen. Plötzlich fuhr er zusammen. Ein polterndes Geräusch hallte aus der Finsterniß der Karlouca. Jetzt drang Lichtschein dorthier. Ein in Lumpen gekleideter Mensch kam, eine Fackel, die aus kleinen zusammengebundenen Stäben bestand, in der Hand haltend.

Euphemius warf einen Blick auf ihn und sagte halblaut: „Er ist's!“

Der Mann, den das ihm, vielleicht nach langer, unterirdischer Wanderung entgegen dringende Tageslicht blendete, vermochte ihn jetzt noch nicht zu sehen. Wenige Schritte aber noch und er gewahrte den schwarzen Schattenriß des Mönches mitten im hellen Thor.

Jetzt löschte er die Fackel. Sie zischte im Wasser.

„Gott sei's gedankt, Ihr seid hier!“ rief der Mann und eilte auf den Mönch zu.

Schwierig war es zu sagen, wer von den Beiden sich mehr über die Erscheinung des Anderen wunderte.

„Diesmal aber werdet Ihr nicht wandern?“ fragte der Ankömmling.

Euphemius schüttelte den Kopf und beschaute sich das längliche, hölzerne Fäßchen, welches der aus der Nacht Gekommene nach Art der Fischer über dem Rücken hängend trug.

„Ja, da habe ich sie, die Krebse und Skorpione ohne Augen,“ sagte der Höhlenwanderer, „aber einen solchen Fang habe ich niemals gemacht, als in jener Nacht.“

„Gott hat es gewollt, Lovre,“ sagte Euphemius. „Ich habe Dein Geheimniß bewahrt. Du bist noch immer der einzige Mensch, der die Unterwelt zwischen der Karlouca und dem unteren Karste kennt und der vom Zirkniß-See bis zur Felsenpforte von St. Kanzian die schaurigen Pfade findet. Gäbe es die augenlosen Thiere nicht, durch deren Einsammlung Du

Dir verdienst, was Du zum Leben nöthig hast, so wäre ich in der Nacht verkommen, denn Du wärst nicht dagewesen, mich aus der undurchdringlichen Finsterniß zu befreien.“

„Damals trugt Ihr ein anderes Gewand,“ sagte Lovre, indem er sich ermüdet auf einem mit bereits trocken gewordenen Sphagnum bedeckten Blocke niederließ.

„Ich werde kein anderes mehr tragen,“ erwiderte Euphemius ruhig.

Lovre hatte offenbar zu viel Scheu, um den Mönch um Weiteres zu befragen.

Mit einem Male durchzuckte ihn ein Gedanke der Ueerraschung. „Wußte ich doch die ganze Zeit nicht, was ich Euch mitzutheilen hatte!“ rief er. „Jetzt hat es mir unser Herrgott wieder eingegeben. Kommt mit in meine Hütte, ich habe Euch etwas zurück zu erstatten.“

Euphemius schaute ihn verwundert an. „Ja, ja,“ fuhr Lovre fort, „was ich Euch zu geben habe, kann nur Euch gehört haben. Der Weg ist nicht weit; ich bitte Euch demüthig um die Gnade!“

So gingen sie denn fort und fort, bis sie auf die Fahrwege im See kamen, deren Räder Spuren die Fluth von neun Monaten nicht verwischt. Wo sie jetzt gingen, da schwammen noch vor Kurzem die Kinder zur Halbinsel auf die Weide hinüber. Jetzt begegneten sie einem Hunde, der sich ohne Jäger aus dem Röhricht eine junge Wildente geraubt hatte und mit seiner Beute scheu über die Stoppeln abgemähten Schilfes lief.

Jetzt kamen sie auf die Halbinsel, die vom Wald des heiligen Petrus bedeckt ist.

Dort stand des armen Lovre Hütte. Er nährte sich vom Einfangen der Edelmarder und Füchse im dichten Walde, sowie vom Fangen wunderlicher Thiere der Unterwelt, die er

nach Laibach trug, wo er sie an einen gelehrten Medicus verkaufte, der mit vielen weisen Männern Deutsch- und Wälschlands in Verbindung stand.

Als sie in der Hütte angekommen waren, übergab Lovre dem Mönche ein in rothes Leder gebundenes Büchlein. „Das,“ sagte er, „habe ich vor wenigen Monaten unweit der Stelle, an der ich Euch damals in jener fürchterlichen Nacht begegnete, zwischen den Felsblöcken mitten in der Höhle gefunden. Unsere Fußtritte waren noch kennbar, nur Ihr könnt es verloren haben, denn bis dort hinein ist noch Niemand gekommen, außer ich und Ihr.“

Euphemius Mienen zeigten die höchste Ueberraschung. Ja, das war das Buch, dem er einst Alles anvertraute und in welches er Alles eingezeichnet hatte, was er wahrnahm und dachte.

„Ich habe es an dem Tage verloren, an welchem der alte Mensch starb,“ sagte Euphemius.

Er öffnete es und bemerkte, daß das eingedrungene Wasser und die feuchte Luft des unterirdischen Reiches die Schriftzüge nicht unkenntlich gemacht hatten. Hätte er auch irgend etwas zu verschenken gehabt, Lovre hätte nichts von ihm angenommen. Er machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und verließ die Hütte.

In der rothen Gewandung des Buches steckte ein anderer Mensch, als in dem braunen, härenen Gewande. Jener war verschwunden wie ein Irrlicht des Seebodens. Euphemius trat den Rückweg nach seinem Kloster an. Die Bäche, welche damals flossen, als er die letzten Zeilen in das Büchlein eingetragen hatte, waren mit Gras bewachsene tiefe Furchen. Ueber ihre Ränder frei schwebend in die Luft hingelegt, diente jetzt der Rahm, der damals Fischer trug, als graue Brücke. Euphemius rastete auf einem solchen und las: „In Malica

sind zwei Naturen verborgen, eine gute und eine unheimliche. Heute, als sie sich an mich schmiegte, während wir von der Schloßmauer auf den See und zu den Wassern hinabschauten, die gegen die Karlouca schlugen, glänzte der helle Stern aus ihren Augen. Ihr anderer dunkelrother, Unheil verheimlichender Stern schien aufzuzücken, als ich mich von ihr verabschiedete. Warum ist sie auf den wunderlichen Einfall gerathen, daß ich meine Liebe zu ihr auf eine so unerhörte Art beweisen soll? Heute, in der finstern Nacht des Neumondes, soll ich zu ihr hinüberschwimmen. Sie wird mir Leuchten anzünden auf den Mauern. Ich fühle das Gewitter, welches kommen wird. Warum wage ich so Vermessenes? Sie lacht und höhnt, sie verheißt Bonnen. Ich werde die Nacht und den See nicht scheuen“

So weit war in dem Buche zu lesen.

Euphemius saß auf der wunderreichen Haide des verschwundenen Sees einsam. Er starrte hinaus und wie ein Traum hob es sich aus den Schlüften.

Alte Liebe unter den Eichen des Hanges, süße Worte schwirrten — dann eine Gestalt, liebhauchend wie ein Engel und höhnisch wie ein böser Geist, Malica, das Doppelweib. Und wie der Blitz, der ihm in der Gewitternacht, als er über die finstern Wasser schwamm, Malica und ihren Geliebten gezeigt hatte, wie sie hinter den Fackeln oben standen — über der Höhle Karlouca, in welche der See abströmt, und ihm zuschauten, wie er in die dunkeln Schachte des Todes hineingewirbelt wurde — hinter den Fackeln, die sie über dem Eingang zur Unterwelt aufgestellt hatten, gegen den ihn die allmächtige Strömung trug, so hörte der Verlassene und Verrathene jetzt aus den Stimmen flüchtiger Vögel in den Schilf-Einöden das Hohngelächter, das ihm in die Thore des Verderbens hinein nachgeschallt war. — Es fieberte in ihm.

Und jetzt sah er sie wieder, wie sie im satanischen Vertrauen auf ihre Macht über ihn sich in der elenden Hütte barg. Der böse Geist in ihr trachtete, ihn dem Frieden seiner Mauern zu entreißen. Der Geist hatte viele Gewalt. Nicht einmal die Gefahr des Gistodes konnte das Weib abschrecken, ihn abermals zu verstricken. Reue, Eitelkeit und unerklärbare Lust gaben ihr die todbringenden Beeren in die Hand — sie wollte bemitleidet, gerettet und abermals geliebt werden. Es war vorbei.

Schon war es Nacht, als Euphemius heimkehrte. Als er am Hügel von Terschischte vorüberkam, glänzten die bleichen Karstrippen wie Leichensteine. Auch dort war viel Lust und Leben begraben, wie in ihm. Er aber hob sein Auge zu einem hellen Stern empor und schritt langsam den Tönen der Klosterglocke entgegen. Waren Freude und Lust todt, so war es nicht die Hoffnung. Für alle Brüder und Schwestern auf dieser Erde soll die Hand der Barmherzigkeit werththätig sein. Dies sei die Rache an ihr und an dieser Welt, aus deren Erdenchooß sich solche Wesen erheben.

Und der Mond leuchtete fort auf den weißen Steinen und der feurige Stern loderte in den Tiefen des Himmels.

Deutsche und Slawen im Küstenlande.

Ich bin von einem weiten Ausfluge heimgekehrt, den ich bis über das sächsische Erzgebirge hinüber ausgedehnt habe. Mit Freuden begrüße ich, den Penaten mich nähernd, die Fläche des Meeres mit den weißen Segeln. Alle Gegenstände, die ich von meiner Schreibstube aus erblicke, sind mir fast neu, gewiß aber werthvoller geworden. Die herabhängenden

Festons der Lineria Cymbalaria, welche die gegenüberliegende Wand zieren, erscheinen anmuthiger als je. Die Nachtigallen auf dem Karste, deren Lied sich oberhalb der Steilküste des alten Felsenschlosses Duino mit dem Summen der Brandung vermengte, verkündeten, wie mir deuchte, niemals eindringlicher die Schönheit dieses Küstengebietes.

Wie verlockend wäre die Gelegenheit, an den auf dem Büchertisch liegenden Aufsatz des Herrn von Hartmann anzuknüpfen, der Triest von Berlin aus für eine slawische Stadt erklärt! Merkwürdig, welche Sinnestäuschungen aus der optischen Entfernung entstehen. Von uns, die wir seit Jahren da wohnen, weiß Niemand etwas von solchem Sachverhältniß. Wir finden, daß der Slave eine höchst untergeordnete Rolle spielt. Freilich, eine ethnographische Farbenblindheit, welche den damit Behafteten veranlaßt, sogar Wien für das nächste Jahrhundert als slawische Stadt vorauszusehen, oder das Vorkommen der deutschen Sprache in der alten bajuwarischen Ostmark nur mehr als ein „inselhaftes“ zu erblicken, kann durch Worte ebenso wenig gehoben werden, wie jede andere Farbenblindheit. Ich für meinen Theil finde, daß diese Retina durch den Gebrauch von Druckschwärze stark überreizt ist, und daß man in den zwei Hauptstädten des Küstenlandes, Triest und Görz, in Handel und Wandel sich ebenso der deutschen Sprache zu bedienen vermag, wie der französischen in den vlämischen Provinzen Belgiens.

Die Haut des Deutschen in Oesterreich wird zu früh verkauft. Noch immer ist Wahrheit im Spruch des alten Uhländ, welcher die Adria rauschen zu hören vermeinte, wenn er den Wortklang eines Oesterreichers vernahm.

Heute steckt sogar mehr Sinn in seinem Satz, als vor siebenunddreißig Jahren. Wozu wären denn die Schienenwege da, welche die Alpen überspannen, wenn sich das Vor-

bringen jenes Elementes, welches im Besitze des politischen Vorranges sich befindet, nicht verspüren ließe. Lassen wir die Redensarten, die aus Zeitungsschnitzeln zusammengelesen werden, und vergleichen das Triest von heute mit dem vor zehn Jahren. Jeder, der Beides aus eigener, nicht flüchtiger Anschauung kennt, wird sofort sagen, daß die Geltung der deutschen Sprache greifbar, augenscheinlich zugenommen hat.

Ja, heißt es, aber die Zeitungen sprechen doch von Irredentisten und Umtrieben, von Demonstrationen und zeitweilig sogar von Petarden und Bomben. Sehr richtig. Denn die Zeitungen erzählen von dem, was auffällt, nicht von dem, was an der Tagesordnung steht und gewöhnlich geschieht. Wenn man in Triest hundert unruhige Individuen, die nirgends gut thun würden, auf den Schub setzte und an die Grenze brächte, so wäre, trotz allen Notizen-Heißhungers, auch von dem erwähnten gar nicht mehr die Rede. Der Notizenfahmler in der Studirstube bekommt immer ein falsches Bild, wenn er die Anschauung nicht zu Hilfe nimmt. Es wäre überhaupt gar nicht der Mühe werth, bei solchen Zerrbildern zu verweilen, wenn sie sich nicht, wie das Beispiel von Hartmann's zeigt, in Köpfen festsetzen, bei welchen Einem unrichtige Vorstellungen leid thun. Nach dieser Richtung hin wirken die Zeitungen, ohne es zu beabsichtigen, weit mehr verwirrend als belehrend.

Mitunter liegt der Grund, warum Zerrbilder entstehen, auch in der mangelhaften Folie. Es fehlt an der ethnographischen oder geschichtlichen Vorbildung. Viele meinen, weil Oesterreich einmal zum deutschen Bunde gehörte, sei es seiner Zeit ein deutscher Staat gewesen. Wenden wir diese These auf das Küstenland an, so müssen wir uns aber doch zugehen, daß von einer ursprünglich festhaften, deutschen Bevölkerung niemals die Rede sein konnte. Es ist allerdings

richtig, daß unter Metternich und in der centralistischen Periode der fünfziger Jahre, wo weder die anderen Nationalitäten, noch die Deutschen selbst sozusagen schnaufen konnten, ein Anstrich von Bureau-Germanismus, von k. k. Amts- und Armee-Deutsch über viele Dinge hin aufgepappt war, von denen er jetzt heruntergefallen ist. Das war ein Pseudolack, der die wirkliche Außenseite der Dinge für jedes schärfere Auge nothdürftig versteckte.

Ich bringe eine Analogie bei. Vor einiger Zeit fragte ich einen Mann, der aus irgend einer untergeordneten Stellung, die er in Mostar bekleidet hatte, herüber kam, wie es jetzt in der genannten Stadt ausschaue. Er antwortete: „Das ist jetzt eine ganz deutsche Stadt geworden.“

So „deutsch“, wie jetzt Mostar, schauten in der „deutschen“ Zeit Oesterreichs so manche Dertlichkeiten aus. Diese Art von Deutschthum ging aber durchaus in keine Tiefe. Görz beispielsweise war zu der Zeit, in welcher die Bezeichnung der Straßen noch in unserer Muttersprache an den Ecken zu lesen waren, weniger deutsch als heute, wo die letzteren durch italienische Aufschriften verdrängt worden sind.

Diese Behauptung erscheint paradox, wird aber von Jedem als wahr anerkannt werden müssen, der über Unwesentliches hinwegschaut.

Wenn wir jetzt im Süden und im Osten des österreichisch-ungarischen Gebietes in Handel und Wandel nicht nur keinen Rückschritt, sondern eine Ausbreitung der deutschen Sprache wahrnehmen, so ist solches nicht auf Otkroyung oder auf die Leistung einer Art von „Bach-Husaren“ zurückzuführen. Vielmehr entspricht das Vordringen derselben dem der modernen Kultur überhaupt, das heutige Deutschland vertritt insbesondere dem Süden gegenüber die moderne Welt im Gegensatz zur Romantik oder zum Mittelalter. Wer sich einen Lastenzug

der Eisenbahn beschaut, sieht immer Maschinenbestandtheile oder überhaupt große, der entwickelten Industrie des Nordens entstammende, in die Augen fallende Erzeugnisse, welche den Semmering oder den Brenner überschreiten. Ein Heer von Technikern, Ingenieuren, Maschinenbaumeistern, Monteuren und dergleichen überfluthet von jenseits der Alpen kommend das italische Land. Die Beziehungen und Berührungen Triests mit Deutschland sind viel wichtiger als zur Zeit, da diese Stadt dem deutschen Bunde angehörte. Das dormalen zu erkennende sich Geltendmachen der deutschen Sprache ist organisch begründet, steht in Wechselwirkung mit dem Wesen der modernen Bewegung und hat mit der Art von Deutschthum, die früher von amtlichen Schreibstuben und Kasernen ausging, nichts zu schaffen.

Ich begreife nicht, wie es möglich ist, von einer slawischen Stadt Triest zu reden, wo den Slawen, deren Bauernbevölkerung rings um ihre Mauern herum wohnt, nicht einmal irgend eine höhere Unterrichtsanstalt eingeräumt ist. Solche Anstalten, höhere und niedere, aber haben die Deutschen, die hier gar nicht autochthon sind. Das Nämliche ist in Görz der Fall. Wo wohnt am Fsonzo ein deutscher Stamm? Gleichwohl ist das Staatsgymnasium ein deutsches, ein Norddeutscher steht an seiner Spitze und auch die beste der dortigen Staatsvolkschulen ist deutsch. Wer übrigens trotz alledem dabei nicht sehen will, der beherzige die ununterbrochenen Klagen, welche in den Zeitungen der anderen Völkerschaften über „Germanisation“ angestimmt werden. Der Wahrheit soll man aber auch aus Patriotismus nicht ins Gesicht schlagen.

Mit dem Gejammer über die „Verwälschung“ der deutschen Südmärken hat es überhaupt eine eigene Bewandniß. Es giebt wohl wenig Deutsche, die nicht hier und dort gehört hätten, daß beispielsweise im südlichen Tirol deutsche Weise

seit einer Reihe von Jahren zurückgewichen sei. Dies ist für einige Dörfer der Seitenthäler allerdings richtig, im Hauptthal, dem der Etsch, ist aber wenig oder nichts davon zu verspüren. Ja, es läßt sich ohne Weiteres darthun, daß von Bozen abwärts bis Salurn, wo immer die Sprachgrenze war, das deutsche Wesen sich seit einigen Decennien ausgebreitet und gefestigt hat. Bozen selbst ist heute deutscher als vor dreißig oder vierzig Jahren. Gleichwohl giebt es in der Ferne eifrige Patrioten, welche unablässige Klagelieder anstimmen, ohne daß Diejenigen, die an Ort und Stelle wohnen, merken, warum und wozu. Solche Eiferer wirken schädlich, weil sie mit all ihrem guten Willen unseren Gegnern, wenn wir solche haben, in die Hände arbeiten.

Kommen wir auf das Küstenland zurück.

Daß Oesterreich im Stande sein würde, aus den Küstengegenden, an welchen Antenor landete, wo sich am Timavus der Serapis-Tempel erhob, wo Denkmal auf Denkmal an die antike Civilisation mahnt, deutsche Gebiete zu machen, konnte Niemand voraussetzen. Am Mittelmeerbecken wird das lateinische oder romanische Element in irgend einer Gestalt immer festwurzeln. Insbesondere hätten solches Jene nicht voraussetzen dürfen, welche zusehen oder eingestehen müssen, daß in anderen Gegenden des deutschen Besitzes der Deutsche sogar vor dem Polen zurückweicht. Hier, im Küstenlande, bieten Klima, Ueberlieferungen, gesellschaftliche Einrichtungen und vor Allem die Formen der lateinischen Gesittung Hindernisse, welche wohl ernsthafter zu nehmen sind, als die Aufhebungen slawischer Dorfgeistlichen in den Regionen der Weichsel oder Passarge.

Triest steht auf der Stätte des alten Tergeste, welches unter Vespasianus zur römischen Kolonie erklärt wurde. Auf ebener, blauer Fläche gelangen seine Insassen nach dem Ufer von Picenum und Apulien, in die jonische See hinab. Ringsum

wohnt, wie ein Blick auf die ethnographische Karte Karl's von Czörnig darthut, auf dem Karstgebiet, bis in die Vorstädte von Triest hinein, ein zum Theil italienisches Slawenvolk, welchem seine „slawische“ Nationalität erst in neuester Zeit von außen her zum Bewußtsein gebracht worden ist. Auf diesem Boden nun sind das hervorragendste Staatsgymnasium deutsch, der tonangebende gesellige Verein „Schiller-Verein“ deutsch, die Vorstände des Lloyd deutsch, die einflussreichsten Geschäftshäuser deutsch und die Eisenbahn stellt keinen Wagenschieber an, der nicht dieser Sprache mächtig wäre. Daß Einer in fast jedem öffentlichen Lokal deutsch verstanden und angesprochen wird, ist gleichfalls eine Thatsache. Wo bleibt aber da die slawische Stadt, wie sie sich im Kopf des Herrn von Hartmann darstellt?

Unter fünfhundert Anschlagzetteln (die doch immer zur Beurtheilung der landesgeltenden Sprechweise gute Belege bieten) giebt es vielleicht einmal einen einzigen, der in slawischer Sprache gehalten wäre. In den Theatern wird vorherrschend italienisch, manchmal auch deutsch, gespielt. Von einer slawischen Vorstellung habe ich nie etwas gehört. Gesellschaftlich steht das slawische Element allenthalben im Hintergrunde und es läßt sich wohl denken, daß die meisten Besucher Triest's überhaupt nichts von demselben wahrnehmen.

Das gleiche Verhältniß wird in Görz wahrgenommen, nur daß hier deutsches Wesen noch weit mehr an der Oberfläche sichtbar ist, als in Triest. In Görz ist das Deutsche durchwegs Sprache der guten Gesellschaft, ebenso giebt es keinen Geschäftstreibenden, der es nicht spräche.

Der Deutsche im Küstenland befindet sich dem Verhältniß zwischen Slawen und Italienern, das kein freundliches ist, gegenüber in einiger Verlegenheit. Faßt er die Frage vom weltbürgerlichen Standpunkt auf, so fühlt er sich mehr zu den

Italienern hingezogen, welche über eine größere Summe von geistiger Kraft und Bildung verfügen. Als Freund des österreichischen Staates dagegen werden ihm die Slawen dieses Küstenlandes näher stehen, weil diese der deutschen Sprache und Literatur, sowie dem deutschen Einfluß überhaupt sich hingebender zeigen. Der Italiener befindet sich eben im Besitze einer eigenen, alten, nationalen Kultur, die dem anderen Stamme, welcher den Südosthang der Alpen bewohnt, abgeht. Kann es unter diesen Umständen freilich niemals gelingen, aus dem pri-morsko der Adria („am Meere“ das heißt Küstenland) gleich dem baltischen po-morju (germanisirt Pommern) der alten Wenden ein deutsches Land zu machen, so kann doch der deutsche Gast überall in seiner Weise sprechen und leben und sowohl in Gaststätten als auch sonstwo ganz und gar so verkehren, wie in jedem anderen Lande des Kaiserstaates.

Als einen Beleg für den „Rückgang des Deutschthums“ in diesen Gegenden hat man mitunter die Thatsache angeführt, daß es in einzelnen slawischen Landgemeinden früher „deutsche Schüler“ gegeben habe, die jetzt nationalisirt worden sind. Dies ist allerdings in gewisser Weise richtig, aber als Freund der Kinder kann man, wenn man gerecht sein will, das Aufhören des früheren Zustandes kaum bedauern. Es wurde nämlich das Bauernkind, das bis dahin kein deutsches Wort gehört hatte, in der Schule wie ein deutsches Kind behandelt. Der Unterricht, der in deutscher Sprache erteilt wurde, konnte keine Früchte tragen, weil ihn das Kind nicht verstand. Das Einzige, was man erzielte, war, daß der Schüler eine Menge von deutschen Wörtern gleich einem Staar oder Papagei zu sagen wußte, ohne von deren Bedeutung einen Begriff zu haben. Unter solchen Voraussetzungen war die Schule eine Verdummungs-Anstalt. Jetzt ist das Deutsche nach wie vor obligater Unterrichtsgegenstand, nur wird es in der Haus- und

Muttersprache der Kinder gelehrt. Wer das für einen Rückschritt erklären will, möge es immerhin thun.

Daß es mit dem Schulwesen dormalen nicht so übel bestellt ist, zeigen die vielen Klagen seiner Feinde. Ich aber möchte den Deutschen, der das Gestade der Adria besucht, beispielsweise an irgend einen Ort des Territoriums führen, in welchem kein einziger ansässiger einheimischer Deutscher haust. Gehen wir nach Santa Croce, einem eine Meile von Triest entfernten Dorfe, das hoch über die Adria hinausschaut. Dort steht im Angesichte des Meeres ein Schulhaus, wie es wohl jeder meiner Leser sich als stattliche Villeggiatur wünschen möchte. Der freundliche Lehrer wird den Gast durch den Garten führen und ihm seine Zöglinge zeigen. Sie lernen alle deutsch. Dies ist die Volksschule von Santa Croce.

In Görz giebt es eine deutsche Staats-Volksschule, ein deutsches, vortrefflich geleitetes Gymnasium, eine deutsche Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Außerdem hält sich die protestantische Gemeinde eine eigene deutsche Volksschule. Mit der „Slawisirung“ hat es also seine guten Wege. Wenn man bedenkt, daß es ein im wirklichen Sinne des Wortes einheimisches Deutschthum dort nicht giebt, so kann man wohl nicht behaupten, daß den Interessen unserer Sprache und Gesittung Eintrag gethan wird. Denn die dortigen Deutschen bestehen aus den Familien der Beamten und Militärs, aus den wegen des milden Klimas und der anmuthigen Gegend dort weilenden Pensionisten und fremden Gästen, aus einiger Aristokratie und mehreren bedeutenden Industriellen. Gleichwohl findet man Niemand, der einen guten Rock an hat und nicht Deutsch verstünde.

Auf drei Seiten ist die Stadt Görz von einer kompakt wohnenden slawischen Bevölkerung umschlossen, während sie im Westen an das romanische Sprachgebiet grenzt. Man sollte also doch glauben, daß man beispielsweise zeitweilig

wenigstens eine öffentliche Ankündigung in slawischer Sprache zu sehen bekommen müsse, oder daß schriftliche Spuren dieses Idioms sich dem Fremden in irgend einer Weise bekanntlich machen. Dies ist nicht der Fall. Ich für meinen Theil würde es den Slawen gar nicht verargen, wenn sie, denen die Ueberlegenheit an Zahl zukommt, sich über die absolute Nullität beklagten, zu welcher ihre Volksthümlichkeit im öffentlichen Leben dieser Stadt verurtheilt ist. Von den Aufschriften des Bahnhofes an bis zum Zettel, der einen verlorenen Regenschirm anzeigt, wird man niemals auf ein Anzeichen stoßen, welches an die Sprache des Primorsko erinnerte.

Der Slavismus an dieser Küste ist nicht so stark, wie etwa nach der Anzahl der Menschen, welche das Slowenische sprechen, geschätzt werden könnte. Im Ganzen und Großen machen ihre politischen Bestrebungen einen kläglichen Eindruck. So haben diese Slawen einen Abgeordneten in den Reichsrath wählen müssen, der kaum die nothdürftigste Bildung hat.

Vom Deutschen weiß er nicht viel, wenn er italienisch spricht, wird er ausgelacht und bei einem vor Kurzem in Istrien abgehaltenen „Tabor“ hatte er sich vor seinen Landsleuten wegen seiner mangelhaften Kenntniß der slowenischen Sprache zu entschuldigen. Ohne einige Stänker, die von Laibach aus ihre Handwerk treiben, würde man von einer „Bewegung“, soweit sie politische Bedeutung haben soll, überhaupt wenig oder nichts verspüren.

Man wird nun fragen, wie es geschehen kann, daß bei so klar daliegenden Verhältnissen doch im benachbarten Deutschland, welches nur durch wenige Bergreihen von der Adria getrennt ist, falsche Meinungen auftauchen. Der Grund liegt darin, daß wenn irgendwo eine wirkliche oder vermeintliche Gefahr entsteht, derselben auf zweifache Art entgegengetreten wird.

Die Einen machen es wie der bekannte Strauß der Legende, der den Kopf in den Sand steckt, die Anderen können gar nicht genug Gefahr sehen und halten den Schatten für den Raubvogel selber.

Beiden Auffassungen gegenüber möge man das kalte Blut behalten. Zu leugnen, daß in diesem Staate dem deutschen Wesen noch immer die Suprematie zukommt, ist eine Verdrehung der Wahrheit, zu fürchten, daß sie ihm entwunden werden könne, eine Kleinmüthigkeit. Sich vor derartigen Feinden, wie sie da unten herum sein sollen, zu scheuen, gar vor diesen Slawen, die in Bezug auf Bildung, Wohlstand, Gesittung unter den Stämmen, welche das südliche Europa bewohnen, wohl die letzte Stufe darstellen — einem groben Bauernvolke, das von nichtigen Persönlichkeiten zu nichtigen Zielen sich gängeln lassen soll, ist Ueberfluß an Vorsicht.

Das Schlimmste, was diesem slowenischen Stamme widerfahren könnte, wäre, wenn es seinen Führern gelänge, die Absichten zu verwirklichen, welche ihm vorgespiegelt werden. Dann würde unfehlbar eine Selbst-Korrektur eintreten.

Soweit verlockte mich die Ungeduld, nachdem ich den Aufsatz des Herrn von Hartmann gelesen. Soweit hinein mußte ich ihm folgen in der politischen Ethnographie. Nunmehr aber lasse ich die Bücher gehen, die während der Abwesenheit auf den Tisch gelegt worden sind und schaue in die Landschaft hinaus, die sich schneller verändert hat, als sich die Farben der Völkertarte verändern.

Seither ist der südliche Sommer ins Land gezogen. Die Feigen gehen ihrer Reise entgegen und die Rosen ranken sich an den Bäumen hinauf. Die helle Sommerluft, welche die Länder am Mittagshang der Alpen begnadigt, hüllt Berge und Meer in Glanzflitter. Dazwischen fluthet der blaue Sjonzo zwischen Cypressen dem Meere entgegen.

Es mag Einen Wunder nehmen, daß die Felsgegenden um das Meer herum vergleichungsweise wenig von Gästen aus dem deutschen Reiche besucht werden. Sie kommen denselben zu fremd und zu entlegen vor. Was das Befremden anbelangt, so habe ich das Nothwendige oben angeführt. Mit der Entfernung ist es nicht so schlimm. Wenn man von München nach Duino eine Linie zieht, so ist man im Iseltal bei Windischmatrei schon halbwegs. Von diesem Meerstrande aus erblickt man den Ampezzaner Antelao. Wer auf ihm stünde, sähe den Benediger, dessen Gipfel von der Bavaria aus erspäht wird.

Auf wenigen Strecken, die mit Schienen belegt sind, gewahrt auch der flüchtig Durchreisende von seinem Wagenfenster aus so vielen Wechsel der Landschaftsbilder: die Dolomite des Pusterthales, das Hochgebirge von Tarvis und Oberfrain mit dem wunderreichen Karste oder, wenn er längs der Fella fährt, die gewaltigen Felsenpforten Italiens, die den Pontebbaner-Paß umstehen, schließlich aber das weite Meer im Glanze des Sommers. Gewiß thun die deutschen Landsleute gut, wenn sie auf ihrer Reise in die Berge auch einmal in diesem Bogen nach Osten hin ausgreifen.

Aus einem Kärntner Schlosse.

In wenigen Ländern des Kaiserstaates stehen so viel Schlösser, als in den breiten Thälern jener sanften Kuppengebirge, welche den größten Theil des Landes Kärnten nördlich der Drau einnehmen. Fast an allen diesen hasten Sagen, nicht solche, welche zur Biedermannszeit von sinnigen Schönggeistern erfunden und in blumiger Prosa wie in Balladenform

auf Löschpapier gedruckt worden sind, sondern Sagen, mit welchen sich das leibhaftige Volk beschäftigt. Ich habe einmal gesagt: „Von den alten Schlössern Kärntens strahlt der Glanz einer reichen, anziehenden und inhaltvollen Geschichte. Mit sehr geringen Ausnahmen hat das Nachbarland Tirol keine Geschlechter gehabt, die so wirksam mit den Schicksalen Oesterreichs verflochten sind, als die Nuffensteine und Kraiger, die Ortenburger und Colniger, Rhevenhüller, die Herren von Treffen und Dietrichstein. Was alle diese Namen in den Staatsaktionen und in der langen Schlachtengeschichte Oesterreichs bedeuten, das zeigt jedes Schulbuch. Was es aber nicht zeigt, das ist die Sagenwelt, die sich um das Thun und Treiben dieser Geschlechter rankt, gleich den wilden Rosensträuchern um altes Mauerwerk.“

Solche Burgen, wie, um Beispiele anzuführen, die Frauenburg oberhalb Unzmarkt, die Trümmer von Neubegg und Grafenberg, von Petersberg und Geiersberg oder dem Bluthurm in Friesach, Hoch-Osterwitz oder Landskron kennt Jeder, der einmal nach Kärnten gefahren ist, weil sie unmittelbar neben dem Schienenweg stehen. Etwas Anderes ist es mit solchen Kastellen, welche in größerer oder geringerer Entfernung seitwärts zwischen den Wäldern verborgen liegen. Das Schloß, von welchem ich sprechen will, ist schon deshalb versteckt, weil es ursprünglich nicht etwa eine jener Raubburgen war, von welchen aus an den Heerstraßen Wegelagerei getrieben, sondern seine Mauern ursprünglich aufgerichtet wurden, um scheue Nonnen vor den Blicken der zudringlichen Männerwelt des zehnten und elften Jahrhunderts zu verbergen. Geht man von der Station Launsdorf, die nicht gar weit von Klagenfurt entfernt liegt, in nördlicher Richtung über einen waldigen Hügel, so gelangt man binnen eines Stündleins an das Gestade eines schön ins Grüne eingebetteten Sees, des Längsees.

Es ist eine ziemlich ansehnliche Wasserfläche, und Derjenige, der sich in solchen Maaßen auskennt, kann eine Vorstellung davon gewinnen, wenn ihm schon hier mitgetheilt wird, daß seine Oberfläche 168 Foch und seine Tiefe 9 Klafter, seine Länge 1289, seine Breite 967 Meter beträgt. Vor 900 Jahren sah es da freilich anders aus. Für das Klösterlein mußte im Dickicht des Uferwaldes, der Bären und Wölfe beherbergte, mit der Art Raum geschaffen werden. Allzu weit freilich war die Einsiedelei nicht von den Verkehrswegen der niedergetretenen Karantanen, Noriker und Tauriker entfernt. Nicht allzu entlegen waren die Trümmer von Virunum und auch um Neumarkt herum mochte noch manches Ueberbleibsel aus der Römerzeit unter dem darüber emporgediehenen Wald wahrzunehmen sein. Gleichwohl aber wird der Heilige Otwin in der Nähe der Völkerstraße nicht leicht eine verdecktere Bildniß haben auffinden können, um sein Werk zu gründen.

Dieser fromme Mann lebte zu einer Zeit, in welcher es zum guten Tone gehörte, sich eine Rutte anzuziehen, nachdem man ein Leben voll von Abenteuern hinter sich hatte und altersmüd sich irgendwo ausruhen wollte. Eine geschriebene Chronik des Längsees, die ich eingesehen habe, sagt von diesem andächtigen Stifter Folgendes: „Dieses Frauenkloster Ordinis Sancti Benedicti wurde vom Grafen Otwein zu Görz und Pfalzgrafen in Kärnten, mit seiner Gemahlin Wigburg gestiftet, und reichlich begabt Anno 1000. Liegen auch Beide dort begraben. Nachdem dieser Graf alles sein Besizthum vertheilt, hat er eine Wallfahrt nach Palästina und nachmalen nach Rom gethan. Bei seiner Zurückkunft aber hat er sich unweit vom Kloster auf einen Berg, vor Zeiten Portenerberg, jetzt aber Otweiner Berg genannt, begeben, allda er wie ein Eremit heilig gelebt, selig gestorben und zu St. Joergen allhier begraben worden. Bei welchem Grab viel Miracula sollen

geschehen sein, als Blinde sehend, Krumme gerad, auch drei todtte Kinder wiederumb lebendig worden. Auch solle dessen vorhandener Hut die Kopffschmerzen und seine Kleider unterschiedliche Krankheiten stillen. So ist sein heiliger Stab oben mit einem silbernen Knopf beschlagen zu sehen. Dieser hat siebzehn Schnitt nacheinander und bedeutet, daß er siebzehn Jahre als Eremit lebte und alle Jahr einen Schnitt darein gemacht hat.“

Damals aber stiftete dieser kärtnerische Pfalzgraf eine kleine, düstere Klause oder Zelle am Waldsee. Versetzen wir uns nun in einen sonnigen Sommertag des 19. Jahrhunderts, so sehen wir über langen Reihen von blühenden Orangenbäumen einen hohen Springquell glitzern. Wer das anschaut, möchte wohl leicht hin auf die Vermuthung kommen, daß er sich nicht im Norden, sondern im Süden jener weißen Kuppe, des Triglav, befinde, die am Gesichtskreise ihr eisiges Haupt erhebt. Es duften die Lindengänge, die in den nahen Wald führen, in den Sälen glänzen bunte Fresken, aus irgend einer Laube tönt Zitherklang.

Wie hat sich nun diese Umwandlung aus der Romantik des zehnten in die des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen? Wir werden es sehen.

Vorher aber möchte ich noch ein paar Kleinigkeiten beibringen, die ich aus dem Archive des Domstifters Gurk ausgehoben habe. Sie ähneln den Anekdoten aus vielen anderen Klostersgeschichten, aber man muß sich doch dergleichen vergegenwärtigen, weil sie zum Bild des Kleinlebens jener Zeiten gehören.

Eine sagenhafte Ueberlieferung berichtet, daß vor Zeiten von dem am Südwest-Ufer des Sees gelegenen Dorfe St. Peter eine hohe Brücke, unter welcher das dunkle Wasser fluthete, zum Stifte des Hl. Georg geführt habe. Die Geschichte weiß

davon nichts zu erzählen. Dagegen berichtet sie, daß im 13. Jahrhundert unter dem kärtnerischen Herzog Ulrich III. ungarische Räuber ins Land kamen, welche die Behausung der frommen Schwestern niederbrannten. Dasselbe hätten im 15. Jahrhundert die Türken gethan, wenn nicht die Reifigen von Hoch-Osterwitz gekommen wären und sie verjagt hätten. Doch wollten sich diese Unholde von der Gnadenpforte nicht trennen, ohne sich ein Andenken mitgenommen zu haben, und zwar in Gestalt des Mönchleins Petronilla Pfercherin. Im Jahre 1529 sind die Türken über Krain wiedergekehrt, haben aber diesmal nichts mehr zum Mitnehmen vorgefunden. Darauf zogen sie gegen Gurf. Bevor sie aber noch den alten Bischofssitz erreichten, sind sie alle blind geworden, weshalb jene Dertlichkeit noch heute Finsterbach heißt.

Auch im Jahre 1683 waren die Türken da. Ich habe eine Aufschreibung des Dompropstes Wolfgang Andreas von Gurf gesehen, in welcher er anmerkt, daß er am 26. Juli obgemeldeten Jahres auf der Straßburger Höhe 16 Klosterfrauen von St. Georgen mit ihrem Beichtvater begegnet sei. Dieselben trugen ihre Habseligkeiten in Säcken und flüchteten sich vor den Türken in das feste Schloß Straßburg, wo der Bischof von Gurf hauste. Am nächsten Tage besuchte er sie dort in Begleitung des Serenissimus. Am 11. Oktober aber kehrten sie mit ihren Säcken wieder ins Kloster zurück.

Während des 16. und 17. Jahrhunderts muß St. Georgen ein sehr fashionables Kloster gewesen sein, denn man findet dort als Aebtissinnen Damen mit den glanzvollsten Namen des Adels, wie die Gräfinnen Rechbach, Plaz, Erolödy und andere. Auch Wallensteins Tochter, die durch unsern Schiller unsterblich gewordene Thekla, hat in diesem Kloster gelebt.

Neben der Erinnerung an solche Staatsaktionen finde ich Aufzeichnungen, welche in ihrer Weise nicht minder bezeichnend sind.

Beispielsweise bittet die Aebtisse Gräfin Staudach 1571 um lärchene Schindeln, weil die Waldungen von den Türken niedergebrannt seien. 1598 will Herr Volkhart von Willstätter, Herr zu St. Lorenzen im Pusterthal, seine kärntner Besizung gegen die der Nonnen bei Sonnegg im Pusterthal vertauschen. Im Jahre 1599 droht die Aebtissin eine große Wiese zu nehmen, weil ihr eine Hube von den Zehentleuten des Propstes genommen worden sei. Dagegen wird 1631 eine andere Aebtissin verklagt, weil ihre Unterthanen im Domstiftsberg um 200 Dukaten Holz gestohlen hätten.

Es ist auch von einer namhaften Geldunterstützung die Rede, welche einem frommen fahrenden Schriftsteller, dem Ulrich von Volkenhausen, im Jahre 1609 geleistet wurde, damit derselbe in das Heilige Land reise und eine Beschreibung davon herausgeben könne.

Zu den erwähnten Türkengeschichten wäre noch nachzutragen, daß man auch auf der herrlichen Beste Hoch-Osterrich bis heute ein „Nonnenstübchen“ sieht, ein Gemach, in welchem die Chorfrauen von St. Georgen zeitweilig vor den Türken Schutz fanden.

Genug jetzt dieses Notizenkrames. Das Kloster wurde immer reicher und mächtiger, immer größer und glanzvoller. Die ursprüngliche Gründung des Pfalzgrafen von Kärnten verschwand ganz und gar inmitten des Palastes, welcher nach und nach entstand. Sie befand sich, wie auch das Bild Balvasors zeigt, im nordwestlichen Theile des heutigen Schlosses.

Die Zeiten änderten sich und Kaiser Joseph II. fand, daß die Damen auch wo anders leben könnten, nachdem sie sich weder mit Jugendunterricht, noch mit Krankenpflege befaßten. Die Einkünfte wurden dem weltlichen Damenstifte Kärntens zugewendet. Das Kloster wurde vom Grafen Egger erworben und befindet sich jetzt, nach mehr als hundert Jahren, noch immer im Besitze seiner Familie.

Der kärntner Adel hat sich immer durch geistige Rührigkeit und Sinn für einen Lebensgenuß ausgezeichnet, der durch die Hereinziehung künstlerischer Elemente und wissenschaftlichen Treibens verfeinert wird. Diese Bemerkung läßt sich mit besonderer Betonung auf die Familie Egger anwenden. Es läßt sich denken, was ein kunstsinziges und wohlhabendes Geschlecht aus einer solchen Anhäufung von Bauwerken zu machen wußte. Zunächst wurde durch tausend Oeffnungen Luft und Sonnenglanz in das asketische Halbdunkel hineingeleitet. Es wurden Mauern durchbrochen, es entstanden lange Fluchten heiterer Säle und Gemächer. Es war im Handumdrehen wie ein Umschlag aus dem Mittelalter in die Renaissance. Bald sprudelte das Wasser in allen Zimmern und ein englischer Park verbreitete dichte Schatten um die Mauern. Im Innern entstand ein großes Museum. Viele Adelige legen sich ein solches an, dieses ist aber dadurch besonders merkwürdig geworden, daß es durch Schenkung den Grundstock abgab zum großen Museum des Landes Kärnten, welches heute als die schönste Zierde seiner Hauptstadt gilt.

Bei der Anlage des Parkes wurde im englischen, bei der Gründung der Orangerie dagegen im französischen Geschmaç verfahren. Man wird in unseren Alpenländern nicht leicht eine solche Reihe von Orangenbäumen finden, wie am Längsee.

Ein Dichter neuer Metamorphosen möchte vielleicht sagen, daß all die frommen Frauen aus der Nacht ihrer Zellen entrückt und in Bäume mit schneeweißen Blüthen verwandelt worden sind. Unverwandelt dagegen ist der weite Kranz von Bergen geblieben. Im Süden, vor dem Triglav, stehen die Karawanken, von deren kahlen Hängen am Abend der rothe Widerschein des Sonnenglanzes wie in breiten Strömen niedertrief. Anders schauen die Willacher und die Fladnitzer Alp

aus, wieder anders der Mangart und der Eisenhut, der Züribizvogel und die Koralpe.

Nun, wird der verehrliche Leser fragen, warum hat sich der Verfasser dieses Aufsatzes gerade das in ein großes Lustschloß umgewandelte Stift St. Georgen zu einem Spaziergang in die Vorgeschichte sowohl als in das duftige Waldland Kärntens gewählt und kein anderes der umliegenden zahlreichen Rastelle?

Die Antwort ist kurz gegeben. Weil es Ritterburgen genug giebt, auch Schattengärten herum, Wälder, Seen und Drangenhäuser, aber nur sehr wenige, die der Sommergast nicht nur bewundern, sondern auch bewohnen kann. Denn es ist abermals ein freundlicher Geist dort eingezogen, Jeder findet Obdach und Bewirthung, wie in einer der allerbesten Gaststätten des Landes.

Daß sich ein derartiges Haus durch so Vieles vor anderen auf den Tagesnutzen hin ausgeklügelten, zusammengestellten und bewirthschafteten Gebäuden auf das Angenehmste unterscheidet, das bedarf wohl keiner Ausführung. Man wohnt nicht allenthalben in einem Schloß wie in einem Gasthaus und findet dabei die Verpflegung, die man aus der Großstadt her gewohnt ist.

Wer hat nicht schon Ankündigungen in dem bekannten abgehackten Kellnerstil, der aus der Schweiz herübergetragen worden ist, gelesen: „Bäder, Rahnfahrten, Fischfang, Jagd u. s. w.“ Was das Letztere anbelangt, so läßt sich das allerdings mit Fug behaupten, daß man schließlich überall auf irgend ein Thier schießen kann, sogar in der Umgegend von Payerbach und Reichenau, wo die Auerhähne bekanntlich angebunden sind. Derartige Hoteliers geben ihren Gästen eine Angelruthe oder eine Jagdflinte in die Hand und schicken sie hinaus auf die „guten Standplätze“ und „Wechsel“, wo die Wahrscheinlichkeit,

rgend eine Beute anzutreffen, ungefähr so groß ist wie der Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen. Wenn die Verwaltung von St. Georgen derlei verspricht, so gewinnt aber die Sache ein anderes Ansehen. In dem See, der die Thal mulde einnimmt, ist seit Menschengedenken nicht erheblich gefischt worden. Die Nonnen verstanden es nicht und die kunst sinnigen Grafen kümmerten sich nicht um die Bewohner dieses Gewässers. Man weiß, daß, wie überall im Donaugebiet, auch in Kärnten und seinen Seen Ungethüme von Wallern (Welsen) zu Hause sind. Wie sie in den Längsee hineingerathen sein mögen, weiß ich nicht, aber Thatsache ist, daß der „deutsche Walfisch“, wie ihn der alte Naturhistoriker Gessner nennt, massenhaft in seinen Tiefen haust.

„Nun wirst, mächtiger Wels, Meerthier, auch du mir gepriesen,
Der, als wäre der Rücken mit attischem Del dir gesalbet,
Du ein Fluß-Delphin mir bedünkst, so gewaltig den Strom durch-
Ziehst du, schwer fortschleppend die Massen des wichtigen Körpers,
Bald von niedrigen Furchen gehemmt, bald wieder von Flußschilf.“

So singt Aufonius. Nicht minder aber wüthet darin derjenige, welchen er den „Erbfeind klagender Frösche“ nennt, der Hecht, man hat schon Riesenstücke dieser Räuber gesehen. Da ist also Neuland für den Angelfischer. Um sich dagegen vom Wildreichthum einen Begriff zu machen, müßte man die Jagdgesellschaften sich anschauen, welche sich an Tagen des Vorwinters hier zusammenfinden.

Nach meinem Geschmack haben die Kärntner Sommerfrischen das vor jenen voraus, welche am Nordabhange des Hauptwalles der Alpen liegen, daß man dort neben dem Landaufenthalt auch einen Sommer hat. Dadurch wird der Genuß so mancher köstlichen Abendstunde gerettet, welcher in den kühleren Regionen des Salzkammergutes und seiner Nachbarländer verloren geht. Die Sommer des Drauthales sind nicht

kühl. Ein Anzeichen davon haben wir schon in den Nachrichten über den Weinbau, welcher zu Zeiten des Klosters in der ganzen Umgegend betrieben wurde. Es fallen da jene Tage weg, an welchen so viele Städter nicht wissen, ob sie sich hinter den Ofen setzen oder zu ihren Penaten zurückkehren sollen.

Die Umgegend wird am besten dadurch gekennzeichnet, daß ich einerseits auf die Spuren der Römerstraßen und auf verschiedene, in jüngster Zeit aufgedeckte römische Mansiones, wie die von Stammersdorf, andererseits auf zahlreiche Burgtrümmer hinweise, welche heutzutage, wie die der benachbarten Kraigereschlöffer zu Wohnungen von Füchsen, Eulen und Geiern geworden sind. Die Wälder bergen klassische und romantische Spuren nebeneinander und über allen gedeihen die Fichten und die Farnkräuter, wie sie sich einst mit ihren Wurzeln in den Schutt unserer Städte einklemmen werden. Um das Krappfeld herum stehen Basiliken, die tausend Jahre alt sind, und in seinen Schänken klingen Lieder, die irgend ein lustiger Bursche vielleicht erst gestern bei seiner Zither erfunden hat.

Eine Gegend, in welcher es so viele „Gnadenorte“ giebt, wird stets von Freunden schöner und eigenthümlicher Landschaften besonders aufgesucht werden. In ihrem Geschmack haben die Wunderthäter und Einsiedler des Mittelalters Vorgänger und Nachtreter gehabt. Vorgänger waren die Römer und noch frühere Völker, die, wie beispielsweise auf dem benachbarten Magdalenenberge, in dessen Boden sie so schöne Kunstgegenstände zurückließen, ihre Heiligthümer auf jenen lichten Höhen ansiedelten. Nachtreter aber sind wir, die wir wissen, daß allen solchen Orten ein besonderer Reiz inne wohnt. Ein solcher war auch der bekannte Naturfreund König August von Sachsen, der auf jenem Magdalenenberge ausrief: „So Herrliches kann es wohl nirgends geben.“

In des Waldes tiefsten Gründen liegt das Ziel zahlreicher Wallfahrer, Maria Wollschart. In den Kellern des Tagenbrunner Fallthurmes, die sechs Stockwerke tief sind, ließ am Ende des dreizehnten Jahrhunderts der fromme Erzbischof Konrad den Herzog Ludwig von Kärnten zehn Monate lang fasten. In den tiefen Kellern von Silberegg aber liegt das Bier, welches Denjenigen erfrischt, der sich durch einen Waldgang oder an der Gluth der Treibacher Hochöfen erhitzt hat.

So schließt sich ein Ring von allerhand Denkmälern um die waldbigen Seehöhen. Aus der Wellenbewegung der Geschichte sind Anschwemmsel zurückgeblieben, und die vorgeschichtlichen Tage, wie die der Römer, dann die der Ritter, Pfaffen und Türken haben ihre Niederschläge zurückgelassen bis zu den heutigen Montan-Gesellschaften und Aktien-Brauereien. Aus dem eiskalten schwarzen Wasser des Kraiger-Sees steigt der Wassermann empor, der Herr der Nixen. Der Omnibus aber fährt in einer halben Stunde nach dem Bahnhof, von wo die Schienen nach allen Richtungen ins Land Kärnten hinauslaufen.

Nicht minder schön aber mag es sein, sich unter die Drangen hinzusetzen und im Angesichte der weißen Spitzen des Südlandes irgend ein gutes Buch zu lesen, das man sich in den hohen Sälen der Bücherei entlehnt hat. Denn die Grafen von Egger haben nicht nur Münzen und Statuen, Waffen, Inschriften und Käfer gesammelt und Kiebitze oder Sperber-tauben ausstopfen lassen, sondern auch reiches literarisches Gut aufgehäuft: Dieses Gut, welches mit den Vorräthen unserer Leihbibliotheken oder gar dem zusammengelesenen Lieferszeug, das in unseren Gasthöfen herum liegt, nichts gemein hat, steht zur Verfügung. Es ist nicht die geringste Zierde dieser echt adeligen Behausung.

In der Adelsberger Höhle.

Alljährlich, wenn im Buschwerk des Karstes die Heckenrosen blühen und unten am Meerstrand, in den Gärten der Riviera von Triest der Feigenbaum seine grünen Büsche ansetzt, dampft an einem bestimmten Tage Zug auf Zug gegen ein nicht gerade einladendes Städtchen hin, welches weder innerhalb seiner Mauern, noch im äußerlichen Anblicke der Umgebungen etwas Merkwürdiges zu bieten scheint. Der Tag ist der Pfingstmontag und das Städtchen heißt Adelsberg, im Herzogthume Krain gelegen.

Von der waldigen Steiermark und von der großen Stadt an der Donau, aus Ungarn herüber und von den Ebenen Venetiens herauf, besonders aber aus den heißen Gassen Triest's kommen ungezählte Schaaren.

Sie wollen das Fest in jener Unterwelt mitmachen, welche man die Höhle von Adelsberg nennt. Diesem Feste lacht nicht Pfingstglanz. Elektrische Leuchten über den ärmlichen Kerzen leuchten statt der Sommer Sonne, nicht Strahlen, die durch junges Buchenlaub brechen. Dort unten giebt es keinen Wechsel des Jahres und die endlose Flucht der Zeit macht sich in weißen Steingebilden wahrnehmbar, die von absickernden Tropfen des Kalkwassers erzeugt werden. Daß es Leben und Bewegung giebt auf unserer Kugel, künden dort unten nur der Widerhall nächtlicher Wasser und die träge Regung augenloser Kerze und Wolke. Gleichwohl giebt es auf der weiten Welt kein Fest, das sich in seiner Wirkung auf die Einbildungskraft mit diesem vergleichen könnte.

Schauen wir uns zunächst, auf dem Bahnhofe angekommen, um. Da sind im Norden grüne Waldkuppen, die unbekannte Höhlen bergen, welche vielleicht diejenige, der das Fest zuge-
dacht ist, an labyrinthischen Wundern übertreffen. Denn wo

immer man dort zwischen den Tannen und Fichten herumgeht, klaffen im Kalkboden Spalte und Trichter und man sieht in dunkle Tiefen. Mit den nothwendigen Mitteln ausgerüstet, fände man allenthalben Zugänge in die Grottenwelt dieses Landes.

Gegen Süden hin werden einzelne Hügel bemerkt mit grauen Kalkplatten überlagert, von knochenfarbigem, scharfrissigem Gestein unterbrochen. Das ist der Karst von Senojetsch und jenseits desselben fluthet die Adria, das sine morje, das „graue“ Meer der Slawen. Wer diese Kuppe gesehen hat, hat die vorherrschende Bodengestaltung von Istrien, Dalmatien, Albanien gesehen. Ueberall Kalk, zertrümmerte Anschwellungen der Erdrinde, mit grünen Schönplästerchen von Wachsthum. Im Buschwerk dort, das mit lederglänzenden Blättern der Dürre troht, ruft der Kuckuck und über das bleiche Geklipp schreitet die „weiße Wila“, das einsame Waldweib der Volkslieder.

So schaut's in weiter Runde aus. Im Ganzen macht die Landschaft keinen heiteren Eindruck. Sie wird nicht vom Wasser belebt und die Höhenzüge des Karst verschwimmen mit dem weiten, fast nirgends vom Hochgebirge abgegrenzten Gesichtskreis zu einer gleichförmigen, fast düster stimmenden Umwandlung.

Groß ist das Geschwirre der Stimmen, das Gedränge der Menschen. Auf dem Wege zur Stadt, neben welchem die Telegraphenstangen zum Schutze gegen die winterliche Bora dreifach gestützt sind — einzelne Menschen können alsdann kaum fortkommen — erhebt sich eine einzige langgedehnte Staubwolke, aufgewirbelt von Wagen, die sich ohne Unterbrechung folgen. Selbgesichtige Istrianerinnen, die schwarzen Schleier Benedigs, die koketten Gestalten Wiens berühren sich. In Tausende von Vergnüglingen, die mit deutschen, slowenischen,

italienischen und friulanischen Lauten in die staubige Luft hinein lärmten, drängen sich Hunderte von Betriebsamen.

Stumpfsinnig dreinschauende Buben der Karstbörfer radebrechen ihren Zuruf vom Grottenbüchel, das sie in der Hand halten — eine einfache Beschreibung des Wunders.

Buben von der Küste verkaufen Meer-Igel und Muscheln, Seepferde und allerlei Echinodermen. Straßensängerinnen von Triest martern ihre Gitarren, begleitet von der Ziehharmonika rothmütziger Bagabunden. Und daß es Gewandte giebt, welche von dem Dämmerlichte zaubervoller Grottengänge Gewinn hoffen, zeigen die groß gedruckten Warnungen: „Taschendiebe!“ »Occhio ai borsajuoli!«

Der Andrang in den Wirthshäusern ist groß. Man thut vielleicht am besten, eine Erfrischung in der kleinen Gaststätte bei der Grotte aufzusuchen, in unmittelbarer Nähe der Hütte, welche die Maschine beherbergt, durch welche die elektrischen Lichter in der Unterwelt erzeugt werden.

Von einem Fest als solchem ist wenig zu verspüren. Dazu eignet sich der slowenische Stumpfsinn nicht. Es ist nichts als ein Zusammenkommen von Menschen, die sich wechselseitig beengen. Auch innerhalb der Grotte ist es nur die großartige Beleuchtung, die alljährlich nur an diesem und am Peter- und Paulstage stattfindet, die als festliche Erscheinung ausgegeben werden kann. Denn das Bischen Tanzen und Biertrinken wird einen Festtitel kaum beanspruchen.

Vielleicht wird Mancher auf den Gedanken gerathen, er wolle gern bei spärlicherer Beleuchtung sich die geheimnißvolle Welt betrachten und dabei des menschlichen Gedränges entbehren. Doch ich habe hier das „Fest“ zu beschreiben.

Gewaltig ist um die angegebene Zeit das Gedränge gegen den Eingang und vielsprachig die Verwünschungen der Eingezwängten. Dem zu entgehen, steigen wir ein wenig nach

links hinab, dorthin, wo der Poik-Fluß durch ein Thor, durch welches kaum Jemand zu schlüpfen vermöchte, in das Innere des Berges einströmt. Ich zweifle nicht, daß durch diesen Anblick die Menschen zuerst auf den Gedanken an eine Höhlenwelt dort drinnen gebracht worden sein mögen. Es ist wohl ein seltsamer Anblick — die Fluth, die nicht von der Felswand abtriest, sondern von der Ebene her dem Berge entgegen plätschert, um durch ein flaches Thor in ihm zu verschwinden.

Hier ist der Eingang für das Wasser, aber nicht für die Menschen. Der Strom dieser Letzteren zwingt sich durch einen rechts davon gelegenen Spalt.

Die Höhle besteht aus einer endlosen Anzahl von thurm hohen Sälen, niedrigen Felsstuben, gewölbten Gängen, Abgründen und Bergen, Fluß- und Seethälern, von welchen offenbar nur ein Theil dem Fuße des Menschen zugänglich gemacht worden ist.

Die übrigen liegen noch in schweigsamer Nacht, vertheidigt durch Steilwände und Blockwirrsale, durch Abgründe und Spalten.

Tausende von Lichtern glänzen über dem Strome, der nur dadurch erkennbar wird, daß sie aus seinen, in unschätzbare Tiefe durch Schlüfte ausbrechenden Wellen zurückgeblitzt werden.

Oben brennen Lichter und gehen geisterhafte Züge von Menschen — weit unten in Gängen des Abgrundes auch, sie gehen auf strahlenden Felsenbrücken, sie kommen an glitzernden Wänden wieder zum Vorschein und verschwinden in Tunnels. Es ist der Trichter, es sind die treppenartigen Wände, es sind die Stufen der Dante'schen Hölle.

Die Luft ist aber keine Höhlenluft. Man sieht in ihrer Kühle die Wasserbläschen des Athems — doch erfrischt sie durch wohlige Reinheit, und alle die Menschen und Lichter

können nicht im Geringsten ihre Aehnlichkeit mit dem Hauche verwitterter Hochgebirgskuppen verbergen. Die Reinheit der Luft wird als Beweis eines vorhandenen Zuges betrachtet. Man darf annehmen, daß diese Räume mit entfernten anderen zusammenhängen, die ihrerseits mit der Luft der Oberwelt in Verbindung stehen.

Ich werde es den anderen Beschreibern nicht nachthun und alle die ungezählten Stücke schildern, in welchen die schaffenden Gewalten mit Kalksinterstoff ganz ähnliche Gebilde erzeugten, wie oben im Sonnenlicht mit belebter Zelle: Palmenbäume, Löwen, Schildkröten, Elephantenköpfe, Schwämme u. s. f. Es ist dies das nämliche tändelnde Spiel, durch welches sie Wolken und Eismassen auf flüchtige Stunden in gleiche Umrisse bannten, und es kommt solchen Spielsachen, die, wie alles Geschaffene, ein Traum der Erde sind, nicht mehr, aber auch nicht weniger Wesenheit zu, als den Gestaltungen, nach denen sie von der Einbildungskraft des „f. f. Grottenamtes“ getauft worden sind.

Durch viele Gänge, von deren Decken steinerne Wasserfälle herabstürzen oder deren Wölbungen von Säulen jeder Ordnung getragen werden, kommt man allmählich zu noch glänzenderen Räumen, aus welchen seltsame Töne verworren hervorhallen.

Verworren und verblüfft steht wohl Mancher vor den glitzernden Kalkspathflächen, den pfeifenröhrigen Draperien und den moosartigen Zusammenhäufungen dieser Säulen jeder Ordnung. Fußgestelle, Kapitäle, Triglyphen, Wülste, Hohlleisten, Metopen sind hier, wie an den Säulen der Tempel, die Menschen bauten. Art itself is nature — es ist auch das gleiche Wollen, welches, hier sicher, dort nur scheinbar, unbewußt die Hallen und Zeltgewölbe schuf.

Aus solcher Betrachtung wecken die Töne. Es glänzt heller, die Menge staut sich, die Stimmen scheinen lauter zu werden.

Wir haben den Tanzsaal erreicht, in dem große Bogenlichter und Monde leuchten. Hier, wo ungezählte Jahrtausende hindurch die mattfarbigen Lurche in der Nacht hausten, wo nur das Wachsen der Stalaktite den Säkularschlag des Zeitenpendels darstellte, schlagen Pulse der Menschen. Die Jugend folgt den Schwingungen der Töne und tanzt auf dem Boden des weiten kühlen Raumes.

Aus lustigen Tönen quillt ein Weiß-nicht-wie,
 Indem sie ziehen, wird alles Melodie.
 Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt —
 Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.

Neben Pilastern, welche der in Nacht hinabgesunkene Strom vor Neonen glättete, quillt Bier, die Fässer liegen vor den Pfeifen einer Orgel. — Wie leuchten dort mitten im Gedränge die Augen einander entgegen! Jetzt macht die Hand ein Zeichen — wo ziehen die Gedanken hin? Gewiß hinauf in die Oberwelt — sie fliehen durch die Felsendecke hindurch, durchdringen die Erdschichte und werden dort oben zu Jasmin und Liebe bedeutenden Rosenkelchen.

Groß sind die Eingangsgewölbe, wo die Lichter aus Felshöhen und aus tiefem Strome glitzern, aber wunderbarer erscheint der Tanzsaal. Hier ist der Markt der Unterwelt, die Mitte des Lebens. Dort unten, im Poikstrom, bewegen sich die augenlosen Lurche, hier erfreute und begehrende Menschen — dort rauscht die Melodie umnachteten Wassers, hier wallen hinter den kleinen Flämmchen hervor schöne Klänge.

Jetzt beginnt eine neue weite Wanderung, durch Täuschungen der Kalkgestalten, durch enge und breite Gänge, über weite Plätze hin, an Wänden her, von denen der Blick in Abgründe dringt, welche nur an wenigen Lichtern bemerkbar werden, die ein Berwegener in irgend eine Falte ihrer Tiefen getragen hat.

Manchmal öffnet sich ein schwarzes Seitenthal, aus dem kein Licht glänzt — es ist durch ein Geländer verwehrt und seinen Boden bedecken haushohe Blöcke — wohl wäre es eine schlimme Wanderung, eine halsbrecherische Entdeckungsfahrt dort hinein. Aber gewiß führt es auch zu Ebenen, zu Domen.

Mit geisterhaftem Lächeln werden dort einst die schaffenden Zwerge den ersten Strahl, der sie jemals erreicht, die allererste Botschaft, die ihnen jemals davon gebracht worden ist, daß es andere Welten giebt, als die des Schweigens und der Nacht, begrüßen. Gerade so wie jenen Steingestalten wird es späten Geschlechtern der Oberwelt gehen: auch sie werden einst von Fackelträgern wunderfame Kunde erhalten und sich unser erinnern, die von den Trägern nicht mehr erreicht worden sind.

In denjenigen Gewölben und Gängen, welche man die „neue“ und die Franz Josephs- und die Elisabeth-Grotte nennt, stehen viele kleine Steinkobolde neben, an und mitten auf dem Wege. Im undeutlichen Schein flackernder Kerzen scheinen sie, aus der Entfernung betrachtet, manchmal sich zu bewegen, zu schweben, mit den Stalaktiten-Händen an der Wand zu arbeiten.

So sieht der Mothsognir der Edda uns — der Steinzwerge König, und der Widerhall menschlicher Stimmen, der in der Entfernung zum Flüstern wird, klingt als Zwergensprache.

Hoch windet sich der Weg zum Kalvarienberg auf, inmitten des Waldes abgebrochener Säulen, welche man als die Zuschauer des Kreuztodes betrachtet, der oben auf lichterstrahlendem Gipfel durch drei seltsame Gebilde versinnbildlicht wird. Hinter unserem Rücken nehmen wir die Tiefen des wasserdurchrauschten Thales, das Tartarus heißt, nicht mehr sehr deutlich an den Lichtern wahr, welche uns schon zu winzigen Punkten geworden sind. Ueberhaupt giebt es hier kein anderes

Maß der Entfernung, als die Größe der Flammen. Erst allgemach lernt das Auge Abstände von Thürmen und Klippen zu bemessen.

Da oben auf den Hochflächen, die den Kalvarienberg umgeben, münden wieder hohe Gänge von oben und unten her, aus allen Wänden. Die Korridore durchbrechen das Gebirge, wie Gänge der Maden den Apfel. Von einem Mittelpunkte aus betrachtet, scheinen diese hellen Röhren, wenn man in ihre gekrümmte Flucht hineinschaut, wie phosphorescirende Arme, die irgend ein dunkles Ungethüm des Meeres ausstreckt.

Nach ermüdendem Gange abermals der Tanzsaal — dann wieder einsamere Wege, wieder Fluß und die über ihm schwebenden Lichter und endlich grünliches Taglicht, dann voller Sonnenschein.

Jetzt sind wir wieder in Hitze und Staub — Saltimbanchi's tanzen auf dem Jahrmarkt des Lebens, Bettler klagen und der Hochmuth rauscht in Seide.

Ist es ein krankhaftes Gefühl, das uns wie Heimweh nach dem stillen Reiche ergreift? Wer wollte es verneinen oder bejahen? Vielleicht aber ist es kein anderes, als dasjenige, welches den Müden am Abend sich nach Schlaf sehnen läßt, den Greis nach dem Rasen des Friedhofes, und die Welt selbst zur endlichen Ruhe zieht.

Eine Karst-Studie.

Der Vorhang geht auf. Am Meeresufer herrscht Aufregung im Delwald. Die Bora faust durch seine Wipfel. Noch ist für uns die Sonne nicht aufgegangen, aber Segel weit draußen sind von ihren Strahlen getroffen. Hastig fliegen wellenwimmelnde Dreiecke ins Meer hinaus. Jetzt dringt Sonnenlicht auch über den Strand her und alsbald fallen die Dampfballen der Lokomotive, die stöhnend den Karst anfeuchtet, wie Goldklumpen ins blaue Meer.

Lassen wir uns dieses Bild verlöschen und das Licht der Laterne auf ein zweites fallen, so erblicken wir, etwa eine Stunde in der Luftlinie von dem ersten entfernt, eine Landschaft, die im Winter einer Wüste gleicht. Nördlich von Monfalcone, gegen den Rothensteiner See hin, ist nichts zu sehen, als hohes, abgestorbenes, gelbes Gras und graue, von den Kräften der Luft und der Wasser zugescharfte, durchbohrte, angefressene, durchlöchernte Karstrippen. Hier und da windet sich ein von Hirten betretener Fußsteig durch die Klippen. Wie in der Steiermark oder auf anderen grünen Gebirgen die Fußwege durch die Wiesen hin sich durch den kürzeren, aber gedrängteren Graswuchs bemerklich machen, der sie als dunkelgrüne Bänder in der hellen grünen Fläche kennzeichnet, so sind sie hier roth. Unter den Füßen ist der Stein zerklüftet worden, dann verwittert und der Rückstand desselben ist die rothe Erde.

Die Bora schwirrt in den gelben Halmen und die rothen Bänder winden sich auf und ab.

Wir gehen von Monfalcone aus gegen Nordosten, ohne Weg und Steg. Wir lassen die rothen Schlangen und folgen der Magnetnadel über die Wellen des Karst. Als bald er-

spähen wir zwischen zwei grauen Steinwogen eine blaue Wasserfläche. Es ist der Rothensteiner See.

Zunächst zeigt der erste Blick, daß er im Bett eines verschwundenen Flusses liegt, möge dieser nun die jetzt in der Unterwelt strömende Reka oder irgend ein anderer Wasserlauf gewesen sein. Der See ist keineswegs von hartem Gestade deutlich abgegrenzt, sondern hat gelbe Fortsetzungen, schilffahle Sümpfe, in denen helle Wasser rieseln. Dieser strohfarbene See, der den blauen umgiebt, zeigt das verschwundene Flußbett.

Das ist nun freilich ein seltsamer See. Wenn Regen die Flüsse schwellt, so geht ein Theil der Wasser, welche im Norden die Wippach enthält, in eine uns unbekante Unterwelt. Aus dieser quellen sie weiterhin hinauf in den See von Doberdo und von diesem fließen sie durch das Ballone in den von Rothenstein.

Zur Zeit der Neu- und Vollmonde, oder wenn sich die Nachbarugel in ihrer Erdnähe befindet, wenn Springsluthen sich gegen den Strand anbäumen und die heißen Brunnen von Monfalcone höher aufwallen, dann dringt Meerwasser aus Höhlen in den Rothensteiner See.

Wäre die Zeit um einige Wochen vorgerückt, so erblickten wir das Gestein mit Krokus und Primeln bedeckt. Die purpurrothen Blüthen der Zehnlinie und die schwarzblauen Kelche der Berg-Anemone stehen dann zwischen den scharfen Felsrippen. Keine Matte der Hochalpen ist im Juli reicher geschmückt, als der arme, wilde Boden.

In den Dolinen, den trichterförmigen Vertiefungen, gedeihen jene Pflanzen, die mehr Feuchtigkeit zu ihrem Fortkommen bedürfen, als sie die verwüstete Oberfläche des Karstes bietet. Man kann mit Rudolf Baumbach sagen, der Anblick des Wachstums in diesen schattigen, feuchten Gruben sei eine Hinweisung auf das, was auf dem Karst gediehe, als derselbe von den verschwundenen mächtigen Laubholzwäldern beschattet

war. Wie aber die Durchbohrung und Durchlöcherung nicht nur im Großen an dieser Stück Erdoberfläche, sondern auch an einem Steine bemerkt wird, den man vom Grunde aufhebt, so auch wird das verschiedenartige Wachsthum im Kleinsten wahrgenommen. Hat ein Karststein eine Einhöhlung, eine Vertiefung, einen winzigen Behälter für Thau und Regenwasser, eine Doline so groß wie ein Guldenstück, so gewahrt man oft darin Moos, welches außer solchen Zufluchts winkeln nicht gedeiht.

In diesen Rothensteiner See schaut von Osten her, jetzt verschneit, der Manos herein. Der giebt eine besondere Tönung für den Hintergrund dieses Bildes, in dem nicht nur die Menschen, sondern auch die Thäler, Höhlen und Flüsse eine wechselreiche Geschichte bis auf den heutigen Tag haben.

Ihm schreibt die Sage, übereinstimmend mit dem, was sie von so mancher Klippe und manchem Mauerwerk berichtet, jene eisernen Ringe zu, an welchen in unvordenklicher Zeit ein verschwundenes Geschlecht seine Schiffe befestigte. Heute ragt die Wand einige Tausend Fuß über das Salzwasser. Solche Ringe werden im Volksmund unter den Leuten der Hohen Tauern genannt und vieler anderer Gegenden der nordischen Berge.

Alsdann bändigte den Manos die Straße, die von Aquileja nach Aemona angelegt wurde. Eherne Bildsäulen des Jupiter, der Viktoria, des Mars standen an den Wänden des Kastells Ad Pyrum. Das war in der Nähe des heutigen Dorfes Grusice an der jetzt von Görz nach Laibach führenden Straße, auf der Höhe des Birnbaumer-Waldes unter dem Belki Brh.

Dann erzählt das Geschichtsbuch eines Mannes, der hier daheim ist, denn er wurde zu Cividale geboren und lebte zu Aquileja, Folgendes: „Als König Alboin an die Grenzen Italiens kam, bestieg er einen dort aufragenden Berg und betrachtete sich einen Theil Italiens, so weit er zu blicken ver-

mochte. Aus diesem angeblichen Grunde soll der Berg von da ab »Berg des Königs« genannt worden sein.“ So schreibt Paulus Diaconus, und von allen Bergen, die man nachträglich auf diesen hin deutet, hat der breite Rücken, weil die Straße über ihn hinweg ging, das meiste Anrecht darauf, als jener Mons regis betrachtet zu werden.

Jetzt liegt der See in einem Thal, dessen Sümpfe den alten Flußlauf andeuten. Dieser Fluß ist aber gegen Westen, dem Isonzo zu gelaufen, während die Wasser, die heute noch durch Röhricht und Kresse rieseln, ihren Weg gegen Osten nehmen. Wenn man in dieses Thal, zu dem die Bora kaum Zugang findet, über Felsblöcke hinabsteigt, so gesellt man sich bald zu Hirten, die ihren Schafen durch das gelbe Gras folgen, oder einem Waldaufseher, der die Rehe, die sich im Buchengestrüpp zwischen den Seen von Rothenstein und Doberdo aufhalten, vor Wilddieben schützt, und die seltsame Mundart des Bisiacco spricht.

Nordwärts steigt man eine zweite Bodenwelle an. Zur Linken erblickt man den Höhenzug von Ronchi, früher arm-seliges Weideland — jetzt, seit der Grund vertheilt ist, schön mit Wald überwachsen. Als bald aber erblickt man in der Tiefe, das Thal zwischen zwei hohen Steinwellen ausfüllend, den See von Doberdo. Die Länge mag anderthalb, die Breite einen halben Kilometer betragen. Ich denke aber, der Blick wird sich nicht lange mit Messen aufhalten, sondern an einem sonnigen Wintertage sich diese Farben einprägen.

Die Felsen sind kahl und grau, manchmal schwimmt langsam eine dunkle Insel, der Schatten einer Wolke, über sie hinweg. Schauen wir vor uns hin, so sehen wir die schnee-weißen Alpen den Raum zwischen den Wellenlinien einnehmen. Schauen wir zurück, so ist im flitternden Südhimmel ein pech-schwarzes Stück, das Kastell Dietrich's von Bern, die Rocca

von Monfalcone. Es sind dies aber unheimliche und öde Gewässer. Man möchte an Frevelthaten und versunkene Wohnstätten, an verfluchte Gestalten denken, welche den Felsstrand durchirren.

Es ist aber nicht so schlimm. Wäscherinnen sind am Ufer. Diesen ist im wasserarmen Gebirge ein solches Becken Gold werth. Auch wächst auf rother Erde hier und da eingefriedigt Getreide und Obst, und ein sehr bequemer Weg führt zum Dorfe Doberdo hinauf.

Doberdo wird Niemand aufhalten. Herumlaufende Schweine, verstümmelte Bäume, ein Ziehbrunnen, knochendürre Hunde, eine Ostria ohne Proviand, das sind so die Ausstattungsstücke eines slowenischen Karstdorfes. Gegen Süden aber blinkt das Meer herein, so hell wie die Eisdecke eines Teiches, auf welchen Märzen-Mittagssonne fällt.

Wir wenden uns jetzt diesem entgegen zurück.

Wer von Doberdo in der Richtung gegen Ronchi oder Monfalcone geht, gelangt bald an Stellen, die sich ihm handgreiflich als die ehemalige Grenze von Land und Meer vorstellen. Plötzlich hört das buckelige Felsgestaffel des Karstes auf und es beginnt ein Land eben wie ein Brett, das am Gesichtskreis mit dem Meere schwimmt. Es ist augenscheinlich, daß letzteres einmal bis an den Fuß dieser Felsen reichte. Bei entsprechender Beleuchtung, wie an diesem Sonnentag, möchte man dieses Flachland aus einiger Entfernung noch heute für das Meer halten. Es ist eben und verblaut wie das letztere. All das platte Land, das glatt wie die See unter uns liegt, hat das „weiße Wasser“, der Fsonzo, und was neben ihm und um ihn herum fließt, dahergetragen. Nirgends erscheint der Anschwemmungs-Charakter der venetianischen Ebene so deutlich, wie von einem Felsen oberhalb Ronchi aus.

Man sieht aber auch noch andere Anschwemmung, Stein-

haufen, welche die Wellenbewegungen der Völkerschicksale zurückgelassen haben. Ich rede nicht von den Thürmen von Aquileja und Grado, die wie ferne Mastbäume auf diesem blauen, festen Meere stehen. Dort unten auf dem Sumpfboden in der Gegend des Hafens von Rosoga erheben sich Trümmer, von Epheu zugedeckt. Sie sind namenlos, und es steht der Einbildungskraft ganz frei, sich dieselben als einen Ueberrest aus jenen Tagen vorzustellen, in welchen den Römern der späteren Kaiserzeit dieses Stromgebiet zwischen Fels und Meerfluth als ein zweites Bajä erschien. Vielleicht war es ein Nymphäum, in dem sich Sommergäste im Hauche der Springbrunnen erfrischten; vielleicht ein Tempel des Vergnügens, in welchem der aufgeregte Archäus der Begierde seine Befriedigung erhielt; vielleicht ein Badepalast, denn ringsum wallen heiße Schwefelwasser aus der Erde. Nebenan liegt ein morscher Nachen im Schilf und hängen Netze zwischen Stangen. Man kann sich an seiner Stelle eine cäsarische Trireme der Flotte von Ravenna denken, die dort mit ihrem Kiel aus Pinienholz in tiefem, kunstvoll gebautem Kanal vor Anker liegt, zur Verfügung des Imperators, der von hier aus durch seine Feldherren Krieg führt mit Japyden, Norikern und Tauriskern, den Insassen der Berge, deren Weiß sich im ruhigen Wasser des Kanals widerspiegelt.

Der Name Ronchi (von *roncare*, ausrotten, ausjäten), welcher dem oberdeutschen Reute, Ried und dem niederdeutschen Rode entspricht, deutet, wie der so vieler anderer Berglehnen Wälschlands, beispielsweise der Ronchi von Brescia, auf einen zerstörten Wald. Das steht im Einklange mit vielen Ueberlieferungen alter Zeit, die andeuten, daß zur Zeit des Glanzes von Aquileja hier breitschattige Wipfel auf dem Felsboden standen. Es war eine Villenstadt mit manchem Park von Pinien und immergrünen Eichen. Denkmäler derselben sind Mosaikböden und Säulenschäfte, auf welche der Spaten des

Ackerbauers stößt. Auch eine römische Brücke wurde im Grunde aufgedeckt, auf einer Flur, die heute kein Wasserlauf durchzieht.

Nonchi ist weit über die Ebene hin verzettelt. Die mehr als bescheidene Herberge beim „Falconer“ ist so öde wie all die Häuserreihen. Hier und da schaut ein Lorbeerbaum über morsches Mauerwerk. Zwischen einzelnen Häusern sind oft Fluren gegen die Straße hin durch einen aus Binsen gefertigten Zaun gehütet.

So einsam wie dieses Städtchen steht draußen die Kirche zum heiligen Nikolaus mit ihrem Friedhofe. Eine Straße mit Bäumen, deren Wipfel gestutzt sind, so daß sie Stangen mit einer daraufgesetzten Kugel gleichen, führt dorthin, und wunderbar erscheint in ihrem Hintergrunde die Klippe von Duino, um welche das Meer braust und deren Wein einst Livia, des Augustus Gemahlin, trank.

Die Gräber sind nach der Sitte Wälschlands alle verwahrlost, dagegen erheben sich prunkvolle Denkmäler. An einem Kreuz klirrt eine Gesichtsmaske von verrostetem Eisenblech — eine Hinweisung auf die Vergänglichkeit des Menschen, der unter ihr liegt.

Zwei Freunde, die ihr Leben miteinander hinbrachten, beschlossen, im gleichen Grabe auszuruhen. Der Eine drinnen wartet noch auf den Anderen. Er hat an die Thür des Mausoleums anschreiben lassen: „Wenn vierzig Jahre, die ich mit Dir verlebte, kurz waren, so wird diese Gruft uns für immer vereinigen.“

Es ist hier Alles ein Kirchhof und die vielen Cypressen in den Gärten stehen über Trümmern und verschollenen Menschen. Leicht mag sich, trotz des Sonnenglanzes, beim Anblick der dunklen Bäume, die zum Himmel weisen, eine Stimmung einschleichen, die weher thut als das Gefühl, welches viele

Menschen in finsterner Nebellust überkommt. Dieses regungslose Licht mit den starren Gewächsen, in denen kein Vogel singt, die keinen Schatten spenden, der einförmige Gesang von Glocken in der Ferne und das öde Meer lassen das Gespräch mit dem befreundeten Wandergenossen stocken.

Auf dieser Straße häufte Attila Leichen und Brandstätten an, als er gegen Aquileja zog. Bitternd sah die große Stadt dem Barbaren entgegen. Brüllend umlagerten die zweibeinigen Raubthiere jene Ringmauer. Als das Blut wie ein Bach floß, freute sich der Selbstherrscher auf dem Berge Medea, der dort östlich vom Natifonefluß aufragt, des Brandes.

Aus diesen Mordnächten ist Benedig entstanden. Dort schlug das Leben nach der Ausrottung dieses Stockes neuen Wurzeltrieb. An der Stelle der verschwundenen Eichen steht jetzt der Delbaum und auf der Straße, welche die Hunnen zogen, liegt der Schienenweg, der befreundete Völker verbindet. Alle Nymphäen und Willen sind verschwunden und auf dem Grunde, wo sie waren, blüht jetzt die Trauben-Hyacinthe, ein Vorzeichen, daß nach vierzehn Jahrhunderten, die seit den Todesgreueln jener Tage vergangen sind, immer und immer wieder neue Frühlinge anbrechen.

Von Karfreid nach Cividale.

Unter den vielen überraschenden Dingen, welche der Sturm jener Völkerbewegung an die Oberfläche bringt, die man den Kampf der Nationalitäten bezeichnet, ist eines der seltsamsten das Verhältniß, in welchem die Slawen Italiens zu dem Staate stehen, dem sie nunmehr dauernd angehören.

Erstaunt wird mancher Leser sich die Frage vorlegen, wo diese Slawen zu finden seien. Darauf ist zu antworten, daß sie im östlichsten Theile des Königreichs wohnen, in den Gegenden nordöstlich von Cividale längs der Wasserläufe des Natisone, der Reka, der Rosica. Es sind dies die nordöstlichen Thäler von Friaul. Die Slawen, die dort hausen, sind ganz und gar der nämlichen Sippe und Sprache, wie diejenigen des benachbarten, bei Oesterreich verbliebenen Fsonzothales, waren zuerst Unterthanen der Patriarchen von Aquileja, sodann der Republik Venedig und theilten alle Schicksale, welchen die Landschaft Friaul im Laufe der Jahrhunderte unterlag, bis auf den heutigen Tag.

Der freundliche Leser hat nicht zu besorgen, daß er in den nachfolgenden Zeilen mit der Erzählung eines jener Streitverhältnisse gelangweilt wird, wodurch sich jetzt winzige, an Zahl und geistigem Gewicht belanglose Volksstämme gegen das Medium einer überlegenen Nation, in welche sie eingeschlossen sind, interessant und breit machen. Die slawische Propaganda, welche in Istrien und Dalmatien den Italiener bekämpft, hat niemals in diese Berge hinaufgereicht.

Wir haben hier das merkwürdige Schauspiel vor uns, daß sich Slawen unter eine ihnen fremde und überlegene Volksthümlichkeit unterordnen und sich in dieselbe einfügen, ohne zu murren. Etwas Aehnliches findet nur noch, in so lange

die klerikalen und panslawistischen Heger ihr Ruhe lassen, unter der wendischen Bevölkerung des historischen Herzogthums Kärnten statt. Auch jene lebt mit ihren deutschen Landesgenossen ohne Reibung zusammen, eignet sich ihre Sprache an und verwirft jeden Gedanken an Zwietracht.

Soweit freilich haben es auch die Kärntner Slawen noch nicht gebracht, wie die italienischen, daß sie ihre Heimath als deutsches Land im slawischen Lied verherrlichen. Das haben aber die italienischen Slawen gethan, und noch ist aus dem Jahre 1848 ein Gesang vorhanden, welcher so anfängt:

»Predraga Italija
 Preljubi moi dom
 Do zadne moje ure
 Jest ljubi te bom.«

Was in ungebundener deutscher Rede sagen will: „Theures Italien, theure Heimath, bis zu meiner letzten Stunde werde ich dich lieben.“

Durch diese Gefügigkeit gegenüber dem italienischen Wesen unterscheiden sich die Slawen, die längs der Straße zwischen Cividale und Karfreid, sowie in den östlichen Seitenthälern wohnen, nicht wenig von den Slawen östlich des Grenzflusses Judrio, die unter österreichischer Herrschaft stehen. Bei diesen Letzteren ist vielfach entschiedener Widerwillen gegen den Italianismus wahrzunehmen, welcher Widerwillen indessen dem Deutschen keineswegs zu gute kommt. Wenn der Slawe des österreichischen Küstenlandes sich ablehnend verhält gegen italienischen Einfluß, so betrachtet er nichtsdestoweniger den Deutschen nicht nur mit Abneigung, sondern auch mit Neid, welcher dessen Stellung innerhalb der Monarchie gilt. Der Deutsche hat also weder bei dem Einen, noch bei dem Anderen auf wirkliche Sympathie zu hoffen, und wenn in jüngster Zeit von

den Slawen des Küstenlandes in Schule und Gesellschaft das deutsche Element etwas mehr betont wird, so geschieht dies, sozusagen, als ein Gegengift gegen die mächtige Einwirkung, mit welcher Sprache und Gesittung des westlichen Kulturvolkes das Slawenthum bedrohen.

Anders gestaltet sich das Verhältniß bei den wenigen Slawen Italiens. Diese führen unter sich ein häusliches Stillleben, und es fällt ihnen ebensowenig ein, eine politische Sonderstellung anzustreben, als sich die Regierung bemüht, ihrem slawischen Wesen zu nahe zu treten.

Die Stellung dieser Slawen ist zu vergleichen mit derjenigen der Deutschen in den Thälern des Monte-Rosa-Gebietes. Es ist möglich, daß sich diese Volksthümlichkeit erhält, aber die Wahrscheinlichkeit, daß 37 000 Menschen, eingeschlossen in das Staatsgebiet einer einheitlichen Nationalität von 27 000 000, eine Sprache, die literarisch nicht einmal fixirt ist, nicht allgemach verlieren, muß als eine ziemlich geringe angesehen werden. Günstiger stünde die Sache für sie vielleicht, wenn es mit der slawischen Kultur im angrenzenden Küstenlande um so vieles besser bestellt wäre, daß deren literarische Seite einen Stützpunkt zu bieten, eine Anziehungskraft auszuüben vermöchte. Dies ist indessen keineswegs der Fall. Da die österreichische Regierung das oben erwähnte Gegengift in offenbar viel zu geringer Menge spenden läßt, so haben sich selbst die küstenländischen Slawen Oesterreichs mit Haut und Haar gegen den vordringenden Italianismus zu wehren.

Jeder, der den Triestiner Karst kennt, macht die Wahrnehmung, daß seit einem Decennium unter den slawischen Bauern desselben die Kenntniß der italienischen Sprache sich weiter verbreitet hat. In manchen Fällen ist es sogar schwierig, das Wie nachzuweisen. Solche Dinge scheinen mitunter in der Luft zu liegen, scheinen wie ein Kontagium zu wirken. Es ist

das die alte Geschichte verengerten und erweiterten Arbeitsmarkts. Eine so winzige Nation wie die Slowenen, die noch dazu in verschiedene Provinzen aufgetheilt ist, von welchen drei durch eine nichtslawische Bevölkerung mitbewohnt werden, während in zweien eben diese nichtslawische Bevölkerung an Zahl weit überlegen ist — ein solches Völklein muß unter allen Umständen mindestens zweisprachig werden, wenn es sich wirthschaftlich behaupten will. In der Nähe des Meeres, im Fonzothal und anderen Vertlichkeiten des Südabhanges der Julischen Alpen sind sehr viele Slowenen sogar dreisprachig, indem sie durch die Schule, durch den Zusammenhang mit dem österreichischen Staat, durch die Nähe des deutschen Kärnten sich auch noch die Uebung deutscher Zunge aneignen.

Bei solcher Nachbarschaft ist für die Handvoll Slaven in den paar armseligen Thälern des östlichen Friaul das benachbarte Slowenenthum in Oesterreich, welches trotz seiner Abneigung gegen das italienische Wesen doch immerfort von demselben in sich aufnimmt, nur eine sehr zweifelhafte Stütze.

Selbstverständlich fehlt es diesseits der Grenze, auf österreichischem Boden, nicht an gewissen Patrioten, welche sich für die slawischen Brüder in Italien „interessiren“. Man darf es bezweifeln, ob sie ihnen damit einen wesentlichen Gefallen erweisen. Jedes Volk besitzt innerhalb der Machtspähre anderer Staaten gewisse losgesprengte Theilchen seiner selbst in der Diaspora. Dieselben sind einem unausweichlichen Schicksale verfallen. Doch finden sich selbstverständlich allenthalben Chauvinisten, welche den armen Leuten mit ihrer Zudringlichkeit das Leben sauer machen, schließlich im Uebereifer an der eigenen Sache noch mehr verderben, als gut machen. Es ist unnöthig, Beispiele anzuführen.

Gehen wir nun auf die Namen der Vertlichkeiten ein, aus welchen die „Schiavonia“ besteht, so finden wir acht Gemeinden

mit dem Hauptort San Pietro am Natifone. Die übrigen sieben Gemeinden sind folgende: Tarcetta, Robba, Savogna, Greniacco, Drenchia, Stregna, S. Leonardo.

Wenn nun viele der Ortsnamen sich ohne Weiteres aus dem Slawischen erklären, wie beispielsweise Savogna aus *Za vodnjak*, d. h. jenseits des Wassers; Gabrovizza aus *gabr*, d. h. Hainbuche; Stregna aus *sriednje*, d. h. in der Mitte; Zellina von *jelen*, d. h. der Hirsch; Driecuje von *orehvoje*, d. h. der Nußbaumwald: so hat doch der Advokat Carlo Podrecca von Cividale, welcher soeben unter dem Titel: »*Slavia Italiana*« in letztgenannter Stadt bei Fulvio Giovanni ein interessantes Werkchen veröffentlicht hat, weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn er seine slawische Ortserklärungs-Methode unbarmherzig auf alle möglichen Bezeichnungen ausdehnt. So gehört beispielsweise die Ableitung des Namens Vernasso von *Var nas*, schütze uns, oder Elenia von *Tle ni je*, hier ist nicht, sodann gar Cicigulis von *Cece-gulis*, schinde die kleinen Mädchen, zu jenen berühmten Errungenschaften der ethnographischen Linguistik, von welchen wir aus dem benachbarten Kärnten in Millstatt und *mille statuae* ein so herrliches Exempel besitzen.

Der eben genannte Advokat schwärmt für die Sprache seiner Landsleute und Klienten. Er führt dieselbe auf die Gestaltung des Slawischen in seinen ältesten Formen zurück. Als Gewährsmann citirt er auch den Professor Boudoin de Courtenay, von welchem er sagt, daß er die slawischen Sprachen in Polen, Böhmen, Serbien, Kroatien, Kärnten, Illyrien und in der *Resia* (ein hier zum Lande gestempeltes elendes Thal, welches von Osten her auf die Pontebba-Straße ausmündet) studirt habe. Eben dieser berühmte Professor von Kasan habe auch alle Thäler des Bezirkes von San Pietro durchwandert und sich schließlich dahin geäußert, daß, abgesehen von einigen

venetianischen und furlanischen Beimengungen, von allen slawischen Mundarten und Sprachen diese hier sich am meisten dem Altflawischen nähere. Der Professor habe auch hinzugefügt, daß sich diese Mundart ohne Weiteres als die Muttersprache des Slawischen bezeichnen könnte, wenn sie von etwa zwei Millionen Menschen gesprochen würde. Der Herr Professor erklärte aber, daß er einen solchen Unsinn niemals gesagt habe.

Das Lithauische, welches heute räumlich sehr beschränkt ist, stellt trotzdem den Zustand einer Sprache dar, wie sie war, ehe das Germanische und Slawische sich differenzirten, läßt also in gewissem Sinn noch deren ursprüngliche Einheit erkennen, ist demnach werthvoller für die wissenschaftliche Betrachtung, als andere arischen Idiome, die von Millionen gesprochen werden. Was nun aber den archaisitischen Gehalt dieser slawischen Mundart vom Nativone anbelangt, so ist er offenbar nicht größer und nicht geringer, als derjenige der anderen Mundarten, denen man jetzt allgemach die sogenannte slowenische Schriftsprache substituirt. Jeder, der sich mit ihnen beschäftigt hat, weiß, daß sie in grammatischer Hinsicht sich sehr viel Alterthümliches bewahrt haben. So besitzen sie beispielsweise noch für Nomen, Pronomen und Verbum vollständig durchgeführt den Dual, von welchem in den übrigen modernen slawischen Sprachen nur mehr bruchstückweise Anwendung vorkommt. Auch der Wortschatz bezeugt die uralte Erbschaft, wenngleich, um das Slowenische zur Literatur-Sprache zu machen, wegen der geringen Kulturstufe der Bevölkerung bedeutende Anleihen bei anderen slawischen Sprachen vorgenommen werden müssen. In der Lautlehre zeigt sich allerdings der Einfluß starker Abwitterung. Im Ganzen aber läßt sich wohl behaupten, daß das Slowenische in der damaligen Stufe seiner Erhaltung hinter keiner anderen

slawischen Sprache zurücksteht, sich den alten Schatz besser erhalten hat, als viele derselben, namentlich die westslawischen.

Herr Podrecca hat uns durch Mittheilung einiger Texte zu größerem Dank verpflichtet, als durch die etwas konfuse Vermengung von panslawistischer Schwärmerei und italienischem Chauvinismus, welche so viele Seiten seines Buches kennzeichnet. Ich wenigstens kann mir es nicht zusammenreimen, wie Jemand in einem Athem seinem Haß der ehemaligen österreichischen „Fremdherrschaft“ über Friaul Luft mache, und das große Slawenthum, welches sich vom Eismeer bis zur Adria erstreckt, verherrlichen kann. In dieser Hinsicht wird Niemand aus dem Buche klug werden.

Dagegen ersieht man aus den mitgetheilten Proben von Texten, daß allerdings engste Verwandtschaft besteht zwischen verschiedenen Mundarten von Krain, Küstenland und demjenigen, was er als das »pretto vernacolo di S. Pietro« bezeichnet.

Eine solche Probe ist folgende:

Ta zadnja viceri
O juba je leta! —
Bozime dikleta,
Jest muorem iti.

Na priden vic tode
Ne o zime, ne o liete:
Bozime o diete!
Jest muorem iti!

Pod oknu napriden
Vic pieti veselu,
Kir o drugu dazelu
Jest muoren iti.

Diese Strophen lauten in deutscher Uebersetzung:

„Dies ist der letzte Abend, o meine Geliebte, dieser da.
Mit Gott, o Kind, ich muß fortgehen.“

„Ich komme nicht mehr hierher, weder im Winter, noch
im Sommer. Mit Gott, o Kind, ich muß fortgehen.“

„Unter das Fenster komme ich nicht mehr, ein lustiges
Lied zu singen, weil ich in ein anderes Land gehen muß.“

Aus diesem Texte ist zu ersehen, daß die Abweichungen
von anderen slowenischen Mundarten nur gering sind. Es
wäre etwa zu erwähnen, daß in der ersten Person Einzahl
des Verbums *m* zu *n* abgewittert ist, sowie, daß das Pro-
nomen der ersten Person Einzahl statt *jaz* *iest* lautet.

In verschiedenen Gegenden Oesterreichs ist eine Zukunfts-
karte des „serbischen Kaiserthums“ zu sehen, welches im Nord-
westen bis zum Großglockner reicht, der dort *Veliki Bvon* heißt
und zu welchem auch Klagenfurt, Villach und der Millstätter-
See gehören, welche dort als *Celovac*, *Belak* und *Milstatko-
Jezero* aufgeführt sind.

Selbstverständlich gehören auch diese Theile Italiens zum
„*Serpsko carstvo*“. Udine heißt als Provinzstadt des serbischen
Kaiserreichs *Bidem*, *Cividale Cevdat* oder *Staro mesto*, *Gemona*
ist *Glimona*.

Das „serbische Kaiserreich“ besitzt aber auch eine Provinz
im Süden Italiens als Enklave. Dies ist der Bezirk von
Molise im neapolitanischen Apennin, in welchem sich seiner
Zeit Flüchtlinge aus Dalmatien und Bosnien angesiedelt haben.
Wenn man Texte in den Mundarten von S. Pietro und
Molise miteinander vergleicht, so bemerkt man keine andere
Verschiedenheit, als die, welche im Allgemeinen zwischen dem
Slowenischen und dem Kroatischen besteht.

Bekanntlich hat die römische Kirche verschiedenen katholischen
Gemeinden in Istrien, den Inseln des Quarnero, Dalmatien

und theilweise Görz den Gebrauch der altslawischen, kyrillischen Liturgie gestattet. Auch hier finden sich noch Spuren dieser Liturgie, indem sowohl bei der Feier der Taufe als des Abendmahles gewisse Sätze slawisch gesprochen werden. Auch die Predigt ist slawisch und auch der Katechismus ins Slowenische übersezt.

Wenn man sich nun nach der Herkunft dieser Slawen erkundigt, so scheint es, daß dieselben in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts in den Fußstapfen Alboin's aus dem südlichen Noricum hervorbrachen.

Anfangs wurden sie von den Baiern aufgehalten. So vermochten sie nicht, sich in der Ebene festzusetzen.

In Bezug auf jene Zeiten findet sich bei Paulus Diaconus folgende Stelle: „Nach dem Tode seines Vaters wollte Warnefrid den väterlichen Herzogstuhl von Friaul einnehmen. Da er aber die Gewalt des (Lombarden-) Königs Grimoald fürchtete, flüchtete er sich zum slawischen Volke in Carnuntum, welches verderbt Carantanum (Kärnten) hieß. Als er darauf an der Spitze der Slawen zurückkehrte, um mit ihrer Streitkraft das Herzogthum zu erobern, traten ihm die Friulaner bei Kastell Nemas (Nimis, westlich von Tarcento an der Pontebba-Linie) entgegen und tödteten ihn.“

Nördlich von S. Pietro, an der Straße, welche nach Karfreid führt, liegt das Dorf Brischis. Auch diese Dertlichkeit spielt unter dem Namen Brozas eine Rolle in der Geschichte der slawischen Invasionen.

Nach dem Tode des Warnefrid war Vectaris Herzog von Friaul geworden. Die slawischen Horden in den Bergen wollten seine gelegentliche Abwesenheit zu Ticinum (Pavia) benützen, um das Forum Julii (Cividale) zu überrumpeln. Das bekam ihnen aber schlecht. Vectaris kehrte unverhofft von Ticinum zurück und erfuhr, daß die Slawen eingebrochen

seien. Da er seine Comites schon entlassen hatte, blieben ihm nur fünfundzwanzig Mann übrig. Mit diesen ging er den Eindringlingen entgegen, die sich bei Broxas gelagert hatten. Die Slawen verhöhnten die kleine Schaar mit dem Zurufe: „Da kommt der Patriarch (von Aquileja) mit seinen Pfaffen.“ Da nahm aber Vectaris, der kahlköpfig war, bei der Brücke (von S. Quirino) den Helm ab und zeigte sein Angesicht den Slawen. Als diese ihn erkannten, schrien sie: „Vectaris! Vectaris!“ und trachteten sich zu flüchten. Von den fünftausend Mann aber konnten nur sehr wenige entkommen.

Die fünfundzwanzig Mann des Vectaris werden wohl ein Schreibfehler des Chronisten sein.

An dieses Gemetzel erinnern, wie Podrecca erzählt, vielfache Funde von Waffen und Knochen, die bei der Brücke von S. Quirino, dort wo der Weg sich auf das linke Ufer des Natifone hinüberzieht, gemacht wurden. Aber auch eine Gedenktafel an der öffentlichen Loggia des Borgo Brossana von Cividale erwähnt dasselbe:

Non procul hinc Broxas est in finibus Antri
 Qui nomen tibi Porta dedit Broxana vetustum,
 Dux ibi finitimos percussit Vectaris hostes,
 Cum galeam abjecit currens in praelio calvus,
 Teste Natiso et rubicondi sanguine montes.

Paulus Diaconus erzählt von Kämpfen zwischen Longobarden und Slawen, die nahezu ein Jahrhundert dauerten. Der letzte Kampf, dessen er erwähnt und mit welchem die Einfälle dieser Barbaren endgiltig abgeschlossen zu sein scheinen, wird in das Jahr 739 verlegt. Damals drang Rathis (der späterhin König der Longobarden wurde) als Herzog von Friaul auf der Verfolgung der Slawen in Krain ein, erschlug deren eine große Menge und verheerte das Land.

Späterhin, nachdem Friaul durch unaufhörliche Kriege und Krankheiten einen großen Theil seiner ländlichen Bevölkerung verloren hatte, ließen sich die germanischen Feudal-Herren, die Besitzer geistlicher Pfründen, die Äbte und Klöster aus den Gebirgen slawisches Volk als Arbeitskraft ins Hügel- und Flachland herabkommen. Diese slawischen Arbeiter vermengten sich allmählich mit den Ansiedlern anderen Stammes. Aus dieser Zeit sind die slawischen Bezeichnungen verschiedener Dertlichkeiten außerhalb des Gebirges übrig geblieben, so beispielsweise: Gorizia (Görz), Gradisca, Sela, Belgrado u. s. w.

Aus jenen Tagen der Vermischung von angefessener Bevölkerung und zugewanderten Slawen sind auch Bezeichnungen übrig geblieben, wie Romans und Slavons, zwei Dörfer nahe bei Pordenone.

Indessen scheint es, als ob die Slawen von den übrigen Injassen Friauls immer als eine inferiore Rasse betrachtet worden wären. Sogar der Gleichklang des Namens Slavi mit Schiavi spielt bei dieser Auffassung eine gewisse Rolle. Dazu kommt ihre wirthschaftliche Botmäßigkeit und das augenscheinlich geringere Anpassungsvermögen an überlegene Kulturformen.

In dieser Beziehung erscheinen einige Stellen lehrreich, welche Podrecca mittheilt. Die eine derselben betrifft Klagen, welche zu Beginn des neunten Jahrhunderts gegen den französischen Herzog Johannes, welcher die Einführung von Slawen begünstigte, von den istrischen Küstenstädten erhoben wurden. Es heißt dortselbst:

»Insuper, Slavos super terras nostras posuit, ipsi arant nostras terras, et nostras roncores, segant nostra prata, et de ipsis nostris terris reddunt pensionem Joanni.«

Im Placitum des auf Befehl Karl's des Großen im Jahre 804 an den Ufern des istrischen Flusses Risano abgehaltenen Landtages wird gesagt:

»Mittamus eos (Sclavos) in talia deserta loca ubi sine vestro damno valeant remanere Advenae homines qui in vestro recederint, in vestra sint potestate ubi aliquam damnietatem facient, nos eos eijciamus foras.«

Man sieht daraus, daß die Slawen in Friaul und im Küstenland mehr oder minder als Fremdlinge angesehen wurden.

Nach und nach aber änderte sich dieses Verhältniß. Nachdem sie unter die Herrschaft der Patriarchen von Aquileja gerathen waren, fühlten sie sich mehr und mehr festhaft und begannen das Land als ihre Heimath anzuschauen. Sie nennen dasselbe deshalb auch dom, domovina, ócetnjava, ogniske und dazela, welches wörtlich übersetzt heißen soll: Haus, häusliche Heimath, Vaterland, Herd und Land. Im Jahre 1420 unterwarfen sich die Slawen der Republik, deren Schicksale sie fortan theilten.

Es scheint, daß sie unter der Regierung der Serenissima nicht besser und nicht schlechter fuhren, als andere derselben unterworfenen Bevölkerungen. Doch wird darüber geklagt, daß die verschiedenen Verwaltungsorgane der Republik, die provveditori, gastaldi, abbocatori und wie sie alle heißen, sich fortwährend anstrebten, die Privilegien der Schiavoni zu unterminiren. Aber sie waren stets gleich bei der Hand, an den Dogen zu appelliren und ihr Recht zu verlangen.

Der Verfasser des Buches »Slavia Italiana« weiß, um die italienische Gesinnungstüchtigkeit dieser Slawen in das wünschenswerthe Licht zu stellen, nicht Worte genug zu finden, mit welchen er die Hingebung derselben für die italienische Sache schildern will.

Raztargi te kjetne

Obrisi suzó

Gor uzdigni bandiero

Treh farbih lepó.

Zu deutsch: „Zerreiße die Ketten, trockne die Thräne und halte hoch die schöne dreifarbigte Fahne!“ sollen sie im Jahre 1848 als Freischärler gesungen haben.

Dem Dichter dieses schönen Liedes ist es freilich begegnet, daß er das Wort für Kette aus der Sprache der deutschen Fuhrleute an der Straße und das Wort für Fahne aus seinem geliebten Italienisch nehmen mußte.

Schier komisch klingt es, was Podrecca über diese Heldenthaten zu erzählen weiß:

„Am Charfreitag 1848 gelang es einer Compagnie von 397 österreichischen Jägern, die Gefahren der Strada del Pulfero (die von Cividale nach Karfreid führt) zu überwinden, die Wachsamkeit der Unrigen zu täuschen, die Grenze über das Gebirge hin zu überschreiten und sich auf dem pyramidenförmigen Gipfel von S. Martino, Gemeinde Greniaco, zu befestigen.

„Bei der unverhofften Erscheinung dieser Truppe wurde sofort allen Kirchen des Thales das Sturmläuten anbefohlen, die Guardia Civica zusammengerufen, Munition vertheilt, der Berg umringt und die Vorposten so weit auf den Berg vorgeschoben, daß sie schon mit der Jäger-Kompagnie Flintenschüsse wechselten.

„Aber dieser Berg ist das slawische Osoppo (ein auf einem Felsenfegel im Thal des Tagliamento gelegenes Fort, welches sich, von Venetianern vertheidigt, längere Zeit gegen die Desterreicher hielt). Dies wußten die Desterreicher wohl. Denn ungestraft konnten sie von dort aus Abends die Raketen steigen lassen, welche das Signal zum Bombardement Udine's, des Brescia von Friaul, gaben.

„Da befahl das Kommando der Guardia Civica, daß das slawische Heer die ganze Nacht unter den Waffen bleiben, sich in Schwadronen abtheilen und daß sämtliche Abtheilungen große Feuer anzünden sollten, um andere Feinde fern zu halten

und der bedrohten Hauptstadt anzudeuten, daß die Slawen für sie wachten.

„Mit Tagesgrauen wurde beschlossen, gegen Udine zu marschiren und unter seinen Mauern zu siegen oder zu sterben. Da kam ein Eilbote, welcher zugleich die Trauernachricht, daß die Stadt sich übergeben habe, und den Befehl brachte, daß sich auch die Slawen unterwerfen sollten.

„Da entstand ein wildes Geheul, wie es die Slawen seit mehr als tausend Jahren nicht ausgestoßen hatten, und einen Augenblick lang wollte man sich dem Befehle widersetzen. Bald aber siegte die angeborene Achtung vor der Pflicht, und eine Handvoll hochherziger Männer, worunter der verstorbene Geistliche Don Giuseppe Blanchin von Biacis, übernahm von der aufgelösten Guardia Civica die dreifarbigte Fahne, brachte sie schweigsam zum Pulfero und hielt sie dort während der erneuerten österreichischen Okkupation verborgen bis zum Tage der Erlösung.“

Das war die Heldenthat beim slawischen Osoppo.

Eine weitere Heldenthat wurde ausgeführt im Jahre 1864, in welchem „vierundzwanzig slawische Jünglinge in Garibaldiner-Uniform vor der Kirche des heiligen Ranzian oberhalb Vernassino paradirten.“

Von Desterreich weiß Herr Podrecca gar nichts. Er kennt nur, wie verschiedene Italiener, die »vicina Slavia«.

Bei solchem Enthusiasmus für die italienische Sache darf man sich nicht wundern, daß im Jahre 1866, nach der Abtretung Venetiens, beim Plebiscit die slawischen Bergbewohner, denen es doch frei stand, für die »vicina Slavia« zu stimmen, welche „ihnen winkte“, bis auf eine einzige Stimme folgendes Botum abgaben: „Wir erklären unsere Vereinigung mit dem Königreich Italien unter der konstitutionellen Monarchie Vittorio Emmanuele's II. und seiner Nachfolger.“

Dem Verfasser dieses Kapitels kommt es seltsam vor, daß er von der Begeisterung für das junge Königreich, wie sie der furlanische Autor schildert, bei seinen verschiedenen Wanderungen durch jene Berggegenden, bei den Slawen niemals eine Spur aufzufinden vermochte. Vielmehr trifft man unter dem gemeinen Volk durchaus nur Sympathien für die alte österreichische Herrschaft. Der Verfasser wurde keineswegs für einen Deutschen gehalten, so daß solche Aeußerungen etwa ähnlich aufgefaßt werden könnten, wie die mancher Tiroler Wirths, welche es einem bayerischen Gast gegenüber mitunter für angezeigt halten, von „der großen Dummheit von 1809“ zu reden. Die „zerbrochenen Ketten“ werden, wie mir scheint, längst nicht mehr besungen.

Wundern kann man sich darüber gar nicht, wenn man die Auseinandersetzung liest, die der italienische Patriot an einer anderen Stelle vorbringt, welche wahrer zu sein scheint, als verschiedene Behauptungen seines Buches, und die offenbar nicht nur für das slawische Friaul gilt.

Er sagt: „Wirdest du denjenigen reichen Mann einen Wohlthäter nennen, welcher einem zerlumpten Bettler ein seidenes Gewand schenkt, ihm aber die Polenta, an welcher er kaut, wegnimmt? Und solches thut, wie mir scheint, die vaterländische Regierung mit allen Proletariern des Königreichs, also auch mit den armen Slawen.“

„Wir haben den Luxus eines französisch-italienischen Civil-Rodes, der kasuistisch bis zur Kleinlichkeit ist und dennoch immer wieder neuen Erörterungen Raum läßt, ein von allen möglichen Garantien umgebenes, dabei für den Gläubiger verderbliches, für den Schuldner scherzhaftes Proceßverfahren. Ein Beispiel genüge.“

„Nachdem Gläubiger und Schuldner auf der Suche nach Gerechtigkeit über Cividale, Udine, Benedig, vielleicht bis nach

Florenz spazieren geführt worden sind, meint der naive Gläubiger, sich an dem einzigen Stück Feld, welches ihm vielleicht noch unter dem wohlfeileren österreichischen Verfahren als Hypothek überlassen worden ist, bezahlt machen zu können. Ganz gut, nur wird es dem Gläubiger, welcher es endlich dahin gebracht hat, sich in den Besitz des Feldes zu setzen, sofort klar, daß er für die Exekution allein das Dreifache vom Werthe des Grundstückes zahlen muß. Einmal wurde diese Ungeheuerlichkeit, die sich in den Bergen Friauls fühlbarer macht als anderswo, von einem früheren Deputirten angeregt, es blieb aber Alles beim Alten in diesem Italien, in welchem Sitten und Gebräuche auf das Procrustes-Bett der Gesetze gelegt werden. Was ist die Folge? Unter dieser, einst gegenüber den Gesetzen so fügsamen Bevölkerung werden die Akte der Selbsthilfe, der Verschleppung von gepfändeten Gegenständen und noch Schlimmeres immer häufiger.“

Mit dieser Stelle und ähnlichen anderen wäre zu beweisen, daß selbst nach der Ansicht der für Italien schwärmenden Vorkämpfer der slawischen Sache, es heutzutage mit der Begeisterung für die Institutionen des Königreichs nicht allzu weit her sein kann.

In der That erscheint bald darauf der panslawistische Pferdefuß. Es wird vom angeblichen Wortführer dieser Slawen nicht mehr und nicht weniger verlangt, als daß man in Cividale für slawische Sprache, Literatur und Kulturgeschichte einen Lehrstuhl errichte, mit dem Hinweise darauf, daß auch in Paris ein solcher bestehe!

Als Gründe dafür werden angeführt, daß dies zunächst ein homöopathisches Mittel wäre gegen panslawistische Anwendung der Furlaner Slawen, sodann die Nothwendigkeit für die Italiener, daß sie sich mit der slawischen Sprache bekannt machen müßten, wenn das große Slawenreich an der Adria

entstehen würde. Denn, so wird gesagt, ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Slawen und Italienern ist wahrscheinlicher, als ein gespanntes, der Genius der russischen Nation sei zur Harmonie mit anderen Nationen viel geneigter, als jener der deutschen.

Auch heißt es, daß die Entwicklung der russischen Literatur in den letzten Jahren fruchtbarer und bedeutsamer gewesen sei, als die der französischen.

Es ist nun auf das Gerede eines solchen Wortführers nicht viel mehr zu geben, als auf das Geschwätz so vieler Bauern auf dem Triestiner Karst und in anderen Gegenden von Küstenland, Krain und Süd-Steiermark, welche, von ihren Priestern und Schullehrern betrogen, behaupten, daß sie über kurz oder lang Russen werden würden.

Doch als Symptom vulgärer Auffassungsweise sollen auch derlei Dinge registriert werden. Man kann sich denken, wie trotz des angeschlagenen italienischen Patriotismus die Italiener über derlei Bestrebungen der Slawen herfallen. So nennt ein Journal diese italienische Slavia einen Mikroben. Ein anderes italienisches Blatt hat vielleicht einmal die, übrigens ganz vernünftige, These aufstellen hören, daß die österreichische Regierung, um sich vor gewissen Umtrieben im Küstenlande Ruhe zu verschaffen, weiter gar nichts Anderes zu thun hätte, als etwa hundert Individuen nach dem Lande ihrer Sehnsucht hinüber zu schaffen. Diesen Satz verschweigt es natürlich, wendet ihn aber sofort auf die italienischen Panlawisten an, indem es der italienischen Regierung anrath, die 37 000 Slawen nach den Ufern des Don oder der Wolga zu schicken, und ihr Land Ansiedlern aus den Apenninen, aus Savoyen oder den Abruzzen einzuräumen, falls jemals diese Slawen mit den angedeuteten Ansprüchen Ernst machen zu wollen sich anschickten.

Wir haben in diesem einfachen Advokaten von Cividale

gewissermaßen ein Zeichen der Zeit vor uns. In den Tagen, in welchen der Haß Italiens gegen Oesterreich am stärksten war, in den Tagen des Centralismus, wäre es niemals einem einzigen Italiener eingefallen, so glatt über die Existenz des Kaiserstaates hinweg Pläne zu schmieden, wie es in einem solchen panslawistischen Libell geschieht. Italien ist mit Oesterreich ausgesöhnt, und in Oesterreich selbst wird die Ausöhnung der Völker von oben herab durch Statthaltereie-Erlasse betrieben. Gleichwohl ist bei vielen Italienern gegenüber Oesterreich in der jüngsten Aera statt des Hasses Geringschätzung getreten, und das Stadium der Versöhnung innerhalb des Reiches selbst braucht nicht weiter geschildert zu werden.

Dem Oesterreich eines Metternich, Schwarzenberg, Bach gegenüber wäre die Idee einer italienischen Slavia niemals hervorgetreten. Das wird wohl Jeder zugeben, gleichviel, wie er im Uebrigen über die Stellung der heutigen österreichischen Staatsgewalt gegenüber den vereinzelt slawischen Stämmen denken mag.

Um auf ein unterhaltenderes Thema zu kommen, wollen wir es uns nicht versagen, diese Slawen oder vielmehr das Spiegelbild, welches uns ihr Vorkämpfer giebt, auch nach der Seite der Gefittung hin zu betrachten.

Podrecca meint zwar, daß ihnen ein starker Theil Sinnlichkeit innewohne und erzählt als Beleg dafür die wunderbare Geschichte, daß Oesterreich ihnen aus diesem Grunde kleinere Tschakos (!) habe anfertigen lassen. Doch wird weiterhin mitgetheilt, daß die Frau gegen den ihr bestimmten Mann sich vollständig gleichgiltig verhalte. Er erzählt, daß sich Slawen aus dortiger Gegend, die sich im Kaukasus ansiedelten, aus der Heimath Mädchen kommen ließen und diese Letzteren sich vor ihrer Ankunft an Ort und Stelle in keiner Weise um ihre zukünftigen Männer erkundigten. Dieser Zug ist aller-

dings ein Charakteristikum der Süd-Slawen. Bei diesem Volk spielt das Weib vornehmlich die Rolle eines Lastthieres. Dahin gehört auch die mitgetheilte Anekdote, daß, nachdem zwischen einem Paare unmittelbar nach der Hochzeit Streit wegen der Mitgift entstanden war, der Mann zwei Jahre lang die Frau nicht berührte, bis endlich die Verwandten bezahlten.

Die dort herrschende Proceßsucht haben sie mit den Bauern anderer Rassen gemein. Ein erfreuliches Gegenstück dazu ist aber ihr Zusammenhalten gegenüber Fremden.

Ein solcher kam eines Abends in einem Dorfe an und handelte mit einer Wittve wegen einer Kuh. Sie wurden einig und es wurde ausgemacht, daß die Kuh am nächsten Morgen bezahlt und fortgeführt werden sollte. Während der Nacht aber überkam den Fremden die Reue über das abgeschlossene Geschäft. Um sich demselben zu entziehen, ging er vor Sonnenaufgang auf und davon. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn etwa eine Meile vom Dorfe entfernt wurde er von sämtlichen Bauern eingeholt, die, ohne ein Wort zu sprechen oder ihm eine Unbill anzuthun, ihn beim Arm nahmen, zur Wittve zurückführten, zur Zahlung des Geldes nöthigten und ihm nach Uebergabe der Kuh höflichst glückliche Reise wünschten. — — — — —

Es giebt Leute, welche dem Süd-Slawen eine geringere Fähigkeit der Anpassung an die Kulturbewegung zuschreiben, als den übrigen europäischen Rassen, von denjenigen ganz zu schweigen, welche ihm dieselbe gänzlich abstreiten.

Viele Wortführer der Süd-Slawen schrieben gewisse Symptome, welche auf eine rohe und unbewegliche Naturanlage hindeuten, der Ungunst der geschichtlichen Verhältnisse zu. Solche Symptome sind beispielsweise der gesellige Ton, der unter ihnen herrscht, die eigenthümliche Vermengung von Unreife und Korruptionsfähigkeit, die man ja auch so vielfach bei den

Russen wahrnimmt, und die insbesondere bei dem kroatischen Beamtenthum der okkupirten Länder Bosnien und Herzegowina dormalen eine traurige Rolle spielt, der Mangel einer Literatur bei den Kroaten und Aehnliches. Das Alles soll nun angeblich durch die Türkenkämpfe zu erklären sein, in welche das Land Jahrhunderte lang verwickelt war. Diese Erklärungsweise aber muß bei näherer Betrachtung als hinfällig erscheinen. Bedeutende Bruchtheile des Süd-Slawenthums wohnen schon seit Jahrhunderten geschützt unter dem Adler Oesterreichs, sind jedoch unter politischen Verhältnissen, die sich von denen der österreichischen übrigen Völker wenig unterscheiden, nicht um ein Merkliches weiter gekommen, als die Serben, denen es erst vor wenigen Jahrzehnten gelang, dem Türken seinen Laufpaß zu geben. Im Aussehen einer Ansiedelung auf dem Lande in Bosnien, Kroatien, Serbien, dem slawischen Istrien und theilweise auch Krain, giebt es weit mehr Aehnlichkeit als Unähnlichkeit. Es ist eine *fera gens*.

Diese Wahrnehmung ist schon oft gemacht und ausgedrückt worden.

In Bezug auf die Slawen Friauls hat ihr auch der udinesische Geschichtschreiber des siebzehnten Jahrhunderts, Enrico Palladio, Worte gegeben:

»*Slavi propriam habent linguam Illyricorum cognatam, corpora procera, solubria, laboribus assueta, quae sola ferme senectus dissolvit, mores vero barbaros deprehendas, quibus nullum finitimorum commercium aut exemplum humaniorum sensuum adhuc invexit.*«

Was unter den gegebenen Verhältnissen die künstliche Fortentwicklung einer Volksthümllichkeit, die im heutigen Italien keine andere Rolle zu spielen berufen ist, als seiner Zeit die jetzt im Deutschtum aufgegangene Bevölkerung von Hintertödi in Oberösterreich, dieser Bevölkerung selbst nützen soll,

ist sehr schwer einzusehen. Um so leichter begreift es sich dagegen, daß die öffentliche Meinung in Italien von slawischen Italienern nichts wissen will. Das Beispiel des benachbarten Oesterreich ist belehrend genug, um sich die Anschaffung auch nur eines einzigen Wespennestes zu verbitten.

Die geringe Opportunität einer »Slavia Italiana« konnte selbstverständlich Herrn Podrecca nicht verborgen bleiben. Er ist deshalb gezwungen, um seine Ideen kursfähig zu machen, sich das hochzeitliche Gewand des reinsten italienischen Patriotismus anzulegen. Wir dürfen übrigens überzeugt sein, daß die italienische Regierung den ersten ernsthaften Schritten, derartige Zukunftsträume in Wirklichkeit zu übersetzen, einen unverrückbaren Riegel vorschoben wird.

Die Slavia am Natifone.

Es giebt eine slowenische Ueberlieferung, welche sagt: „Es war einmal eine Königin, die wollte Brot machen und hatte kein Mehl.“

Unter dieser Königin ist nicht eine allegorische Figur verstanden, etwa der Genius der südslawischen Literatur, sondern eine leibhaftige Königin, wenn sie auch nur in der Sage lebt. Sie hauste als Herrscherin des Slawenvolkes in einer Höhle über dem Flusse Natifone, der aus den karnischen Alpen herabkommt und sich unten in der Ebene mit dem Torre und dem Sfonzo vermengt.

In dieser Höhle vertheidigte sich die Königin — doch was rede ich jetzt schon von diesen alten Geschichten? Ich will lieber einen Besuch schildern, den ich ihrer alten Behausung abgestattet habe.

Es ist freilich lange her, daß die wilden Hunnen, welche der armen Königin nachsetzten, sich in das Waldthal vorwagten. Damals rasteten Eber und Hirsch unter den Wipfeln der Eichen und Tannen. Klare Bergbäche stürzten durch Moos und Farnkräuter herab. Jetzt dagegen giebt es dort keinen Baum, den der Mensch so gelassen hat, wie er gewachsen ist. Alles ist mißhandelt worden, Alles geschnitten, verstümmelt und von der Willkür des Menschen verkrüppelt. Auf dem dürren Berghang deutet nur mehr ein breiter Streifen von Steintrümmern den alten Lauf des Baches an. Der Natifone schleicht verdroffen in seinem tiefen Bett herum, als wüßte er nicht, wohin er sich wenden soll. Auch die Fische haben ihn verlassen.

Hier und dort brannten damals auf Waldfuppen die heiligen Feuer an den Festabenden der alten Götter, jetzt steht Mauerwerk dort oben, zusammengedrängte Häuserklumpen, Madonnenkirchen, zu welchen zeitweilig ein armseliges Volk wallfahrtet.

Unten, wo jetzt eine weiß-roth angestrichene Brücke den Natifone überspannt, wateten die Hunnen durch den Bergstrom. Was es aber mit dem Mauerwerk für eine Bewandniß hat, welches noch jetzt über die Kastanienbäume von Biacis emporragt, das hat noch kein Geschichtschreiber weder der Longobarden, noch der Slawen ergründet.

Unter den Bäumen ist ein Dorf mit Strohdächern, welches fast niemals von einem Fremdling heimgesucht wird.

Dagegen ist Sorge und Noth dort der tägliche Gast.

„Ja,“ sagte ein Mann, dem als österreicher Soldat vor Königgrätz ein Schuß das Gesicht zerrissen hat, indem er durch die Baumwipfel hinaufdeutet, „von dort oben ließe sich viel erzählen, wenn man's nur wüßte. Dort, wo die Mauern stehen, in dem Thurm dort, da war einmal ein König, halb Hund, halb Mensch. Der hat den Thurm aufgebaut und sich

eine Straße dort hinüber angelegt, wo die alte Königin in ihrer Höhle hauste. Das ist aber Alles vergessen. Zu wünschen aber wär' es, daß noch die Leute von damals als Herren im Lande schalteten. So unbarmherzig mit dem armen Volk wären sie sicherlich nicht gewesen, wie heutzutage die Italiener, die Einem nicht einmal ein Glas Wasser gönnen, wenn er es nicht bezahlt. Wer noch jung wäre, der könnte es freilich erleben, daß die österreichischen Generale wiederkommen und diese Leuteschinder hinausjagen. Ich aber werde es nicht mehr sehen."

"Wenn sie wiederkommen, so zeige ich ihnen die Wege," sagte ein Anderer.

"Wir Alle!" rief es ringsherum im Chor.

Ich aber zog ein Büchlein aus der Tasche, welches der Advokat Podrecca in Cividale geschrieben hat und worin es von diesen Slawen da heißt, daß es keine begeisterteren Patrioten des italienischen Vaterlandes gebe, als eben sie.

Da sagte ich so für mich hin: „Wer mag sich wohl wundern, wenn die Bilder der Königin da droben und ihres Volkes so verwischt und verdunkelt sind, daß man keine Umrisse mehr davon zu erkennen vermag, wenn schon die Zeichnungen von den Tagen, in welchen wir leben, alle mit Lügen überkleistert werden. Lieber noch glaube ich die Geschichte von der Gestalt dort oben, die aus zweierlei Geschöpfen zusammengesetzt war, als daß ich an den Slawen-Garibaldiner glaube.“

Die Slawenkönigin, welche dort oben in der Grotte hauste, war allerdings von Attila und seinen Hunnen so bedrängt, daß sie sich selbst die Weizenkörner in einem steinernen Mörser zerstoßen und im Ofen das Brot backen mußte. Im Uebrigen aber litt sie keine Noth. Ihr Schicksal hat manche Ähnlichkeit mit dem des Erasmus Lueger, welcher in seiner Höhlen-Festung zu Lueg oder Podjama bei Adelsberg die Belagerer

verhöhnte. Denn, während sie im schneereichen März jener Wildniß ihn eng umschlossen hielten, warf er ihnen frische Blumen hinab, die er während der Belagerung unten in der warmen Ebene oder am Meer geholt hatte. Die Höhle zerflüstet sich vielfach durch den Berg hin, und Niemand kennt ihre weit entfernten Ausgänge.

Gerade so gut hatte es diese Königin. Schon glaubten die Hunnen, daß der Hunger sie zur Uebergabe zwingen würde, als sie eine Menge von Weizenkörnern in die Tiefe hinabwarf und sagte: „Wenn Ihr mich auch so viele Jahre hindurch belagert, als da Körner sind, so werdet Ihr nichts erreichen. Denn ich bekomme meine Nahrung durch Gänge, die Ihr nicht finden könnt.“

Ich stieg unter Kastanienbäumen, an welchen die reifen Früchte hingen, über Wiesen, auf welchen die Zeitlose blühte, den steilen Pfad zu den Heiligthümern empor, hinter denen sich jene Höhle befindet, welche von Chronisten „das Bollwerk der Slawen“ genannt worden ist. Trauben hingen über den Weg von Nestern herab, aber sie waren mir, wie dem bekannten Fabelthiere, zu hoch.

Zuerst erreicht man die Kirche des heiligen Johannes, dann zieht sich der Weg in eine Schlucht hinein, zu welcher der Bach aus verborgenen Wölbungen der Grotte herausstürzt.

Es ist dies allerdings ein seltsamer Ort und augenscheinlich einer von denjenigen, welche zur Scheu vor bösen Geistern oder Göttern mahnen. Beim ersten Anblick dieser unheimlichen Höhlungen und ihrer Wasser ahnt man schon, daß die alten Völker hier sich irgend welchem Dienst hingaben, in dessen Erbschaft die Kirche eingetreten ist. Zuletzt geht es am Abgrund über hundert Steintreppen hinauf. Als bald erreicht man ausgesprengte Thore, Felsenöffnungen und Höhlen neben- und übereinander.

Allerdings sind es nicht neun Reihen von Grotten, von denen die eine sich über die andere hinzieht, wie zu Lueg. Es sind nur ein paar Gänge, die schließlich zusammenmünden, dann sich aber in das Innere des Berges hinein fortsetzen, bis wohin wegen der Wasser und Abgründe durch die Nacht hin noch Niemand vorgedrungen ist.

Ich zündete ein Magnesiumband an und ließ es leuchten. Es warf seinen Schimmer weit hinein in die Hallen. Fledermäuse kamen ihm unwillig entgegen.

Dann ging es in das Innere. Mitunter begrüßten uns kurz ausgestoßene Rufe von Tauben, welche, durch die nie gesehene Erscheinung erschreckt, eiligst nach dem Ausgange trachteten.

Bald erkannte ich, daß die „Beste der Slaven“ mit ihren Hallen schwerlich, wie behauptet wird, Ausgänge westlich in der Gegend von Prestento, sondern — wenn überhaupt — einen oder mehrere solche in der Richtung gegen Norden hin haben müsse. Denn die Wasser rinnen hier mit dem in gleicher Richtung sich abflachenden Gebirge von Nord nach Süd, nicht in anderen Richtungen, und auch der Bach, der von der Grotte zur Schlucht vorbricht, kann aus keiner anderen Himmelsgegend kommen. Zudem deuten die Gewölbe solches an.

In nicht bedeutender Entfernung vom Eingange war über tiefes Wasser nicht mehr hinüberzukommen. Man müßte Fahrzeuge heraufschleppen, um die Strömung zu überwinden.

Dorthin, wo das Tageslicht noch einfällt, sollte man eine Anzahl von Archäologen und Epigraphikern schicken, welchen man die Erklärung all dieser Zeichen und Inschriften aufgeben könnte. Dieselben scheinen dem zwölften Jahrhundert anzugehören.

Es sind da verschiedene Kapellen, welche der Sage nach mitunter auch anderen Zwecken gebient haben. Heiligenbilder

stehen herum, und eine Kanzel ist an der triefenden Grottenwand befestigt.

Wie alt das Mauerwerk, welches an mancher Stelle den Felsen verdeckt, sei, weiß Niemand. Doch sagt eine Ueberlieferung, daß die Grotte auch schon zu einem Gefängnisse eingerichtet war.

Als solches beherbergte sie der Sage nach Bemmo, den Herzog von Friaul, welcher den Patriarchen von Aquileja, Callistus, in einen Kerker hatte werfen lassen. Wegen der Unthat soll ihn der Longobardenkönig Luitprand in diese Grotte verwiesen haben.

In vielen alten Chroniken wird diese Grotte jenseits Biacis, hoch über dem Flusse Natisone, nördlich von Cividale, als eine hervorragende Dertlichkeit bezeichnet. Man kann sie geradezu ein Wahrzeichen von jenem winzigen Theile des slawischen Volkes nennen, welches unter die Herrschaft Italiens gerathen ist. Sie spielt ohne allen Zweifel in der Geschichte von Friaul eine Rolle. Auch zu Cividale ist in einer Inschrift auf der Loggia des Borgo Brossana ihrer gedacht.

Das Völklein, welches man in der neuesten Zeit zu slawischem Bewußtsein galvanisiren will, lebt in mäßigem Hunger sein Dasein zwischen jenen Bergen fort und lacht ebenso über die Rolle einer Vormauer des Slawenthums, als über die patriotische Begeisterung für Italien, welche man ihm in den Schriftstücken lokaler Historiker und Schöngelister zuschreibt. Die Männer suchen zumeist als Hausirer, Salamivverkäufer und Kastanienröster in Oesterreich ihren Unterhalt, und es dürften sich nicht allzu Viele zusammenfinden, welche, wie der Advokat Podrecca meint, sich beim ersten Rufe des Vaterlandes um die heilige Tricolore Italiens schaaren und vor Begierde brennen, den nordischen Eindringling zurückzuweisen. Dieses nämlich glaubt der oben besprochene Verfasser des Buches: »Slavia Italiana« von den „Schiavoni“ am Natisone erwarten zu dürfen.

Unweit von der Grotte sind die Engpässe von Brischis und des Pulfero, die in Zusammenhang mit dieser Grotte den Schauplatz abgeben für die wenigen romantischen Seiten der Geschichtsbücher dieses Völkchens. Es ist da immer von Zeit zu Zeit gekämpft worden, wie auf allen Alpen-Uebergängen. Auch jetzt noch bemerkt man — trotz Tripel-Allianz — auf dem Gange durch den Engpaß des Pulfero mehrere viereckige weiße Steinplatten in den Felsabhang neben dem Wege eingemauert. Es sind dies die Eingänge zu den Minenkammern, welche die königlich italienische Kriegsverwaltung hat anlegen lassen, um den Heeren des Nachbars den entsprechenden Empfang zu bereiten, falls sie den Weg durch diese „Slavia“ hindurch einschlagen sollten.

Bei Brischis fand im Jahre 670 jene Schlacht statt, von welcher Paulus Diaconus in seiner Geschichte der Longobarden berichtet. Dort wurden die Slawen von Vectaris, Markgraf von Friaul, vernichtet. Ueber den Pulfero her kamen vermuthlich jene Slawen gezogen, welche zeitweilig in den nord-östlichsten Theil Italiens einbrachen und schon, wie seine Briefe beweisen, das Gemüth Gregor des Großen mit Trauer erfüllten: »Conturbor, quia jam in Italiam intrare coeperunt.«

Kam es nicht zu Kämpfen zwischen den Heeren, so schlugen sich wenigstens die Schmuggler mit den Zollwächtern. In einem solchen Bericht heißt es: „Als fünf venetianische wohl bewaffnete Zollbeamte in den Engpaß am Natisone kamen, erblickten sie vor sich einen dichtgedrängten Haufen bewaffneter Slawen. Als sie ihre Augen rückwärts wendeten, sahen sie einen zweiten, welcher ihnen bereits den Weg verlegte. Zu gleicher Zeit hörten sie von den Bergen herab das Geschrei vieler Männer, Weiber und Kinder, welche sich mit Steinen versehen hatten und ihnen auf slawisch zuriefen: »Nieder mit Euch! Wir bringen Euch um!« Dies waren zum größten

Theil Leute von Tolmein und anderen österreichischen Orten. Sie selbst aber, die venetianischen Zöllner, waren durch verrätherische Spione, welche ihnen etwas vorgelogen hatten, in diesen Hinterhalt hereingelockt worden. Als die fünf Männer bemerkten, daß es kein Entrinnen gebe, so baten sie die wüthenden Schaaren kniefällig um ihr Leben.

„Nachdem sie sahen, daß das nichts helfe, griffen sie zu ihren Pistolen und Arquebuzen. Sie wurden aber mit Waffen, Eisenstangen, Sensen, Feuerbränden, Holzscheitern und Steinen angegriffen und gingen alle miteinander elend zu Grunde. Der letzte davon, zugleich der älteste, wollte sich noch halb todt kriechend über einen Berghang hinauf retten. Ein Weib aber wälzte ihm einen großen Felsblock entgegen und zerschmetterte ihm damit den Schädel. Darauf wurden sie alle miteinander bis aufs Hemd ausgezogen, auf einen Karren gelegt und zu S. Pietro auf dem Kirchhof eingegraben.“

Von so grimmigen Thaten weiß man freilich jetzt nichts mehr. Dagegen ließe sich vielleicht von den italienischen Zöllnern noch immer Manches erzählen, wovon sich der gewöhnliche Unterthanenverstand nichts träumen läßt.

Auf dieser großen Alpenstraße, die von Karfreid im österreichischen Küstenland nach Cividale, der Hauptstadt der neu entdeckten Slavia führt, darf seit ungefähr drei Jahren von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang kein Wagen mehr die Grenze überschreiten. Umgekehrt ist dieselbe immer offen. Das Merkwürdigste dabei bleibt, daß sie auch Niemand hinauslassen. Hätte Oesterreich jemals etwas Aehnliches gethan, so wäre ein Schrei der Entrüstung über die »poliziotti austriaci« von den Alpen bis zum Meer hinunter gehört worden. Oesterreich aber läßt sich das von den italienischen Zöllnern ruhig gefallen.

Auch das ist merkwürdig, wofür die Nachfolger des „Ca-

valliere“ und seiner »ufficiali«, die einst in der Pulfero-Schlucht erschlagen wurden, manche Bienenstöcke anschauen. Es giebt nämlich viele Bienenväter, die mit ihren Völkern stets wandern, weil die Blüthen sich hier erschließen, wenn sie dort noch in Knospen stecken, und hier schon verwelkt sind, wenn sie dort ihre Kelche noch in sommerlicher Pracht entfalten.

— Darum kommen fortwährend Bienenhäuser mit ihren Inzassen, die in Italien weiden sollen, über die Grenze gezogen.

Ist ein solches Bienenhaus schlicht und unbemalt, so gewährt man ihm freien Eingang, hat es dagegen ein ländlicher Künstler, dem bunten Aussehen zulieb, mit grellen Farben bedeckt, bemalt, so wird es als „feine Manufakturwaare“ betrachtet und zahlt den entsprechenden Zoll.

Verloren hat Oesterreich nicht viel, indem es auch noch dieses slawische Thal des Natifone „zum Uebrigen“ warf, als es Venedig weggab. Zwischen Stupica und Robie zieht sich der Fluß durch eine graue Steinwüste, die Grenzpfähle stecken in Schutthalden und allenthalben starren die entholzten Hänge von dem mageren Flusse hinauf. Wenn aber unsere Nachbarn die Abtretung des Landes auf Grund der italienischen Volksthümllichkeit verlangten, so hätte man es behalten können.

Dadurch, daß in jüngster Zeit Alles, was irgend eine der zahlreichen slawischen Sprachen redet, in Oesterreich sich bemerklicher macht, als früher, gewannen auch einige phantasiervolle Köpfe drüben Muth, eine kleine slawische Frage aufzuwerfen. Die Leute selbst nennen derlei zwar bedastvo, pazzia, eine Narrethei — aber das hindert nicht, daß in Wort und Druck schon für eine Sache gearbeitet wird, von der ein paar Monate vorher kein Mensch irgend welche Notiz nahm. Zum wahren italienischen Patriotismus gehört auch die Begeisterung für dieses „Vollwerk gegen den Fremden“, wie der Advokat Podrecca sagt, ebenso wie sie in Oesterreich zum wahren Oester-

reicherthum gehört. Sechshunddreißigtausend Insassen sollen es sein, sie reden aber alle neben ihrer Mundart auch noch Furlan oder Italienisch, viele Männer auch Deutsch, so daß an manchem Ort vier Sprachen durcheinander summen, wie ich es hier und dort in Gaststätten gehört habe.

Der Poet Prati hat seiner Zeit vorgeschlagen, man solle in Italien die „illyrische“ Sprache aus Dankbarkeit pflegen, weil die Illyrier alle Italienisch lernen. Die jetzigen Wortführer verlangen una cattedra di lingua e di disciplina (!) slave in Cividale. Auch wird als Motiv geltend gemacht, daß durch gute Kenntniß des Slawischen „unsere Bergbewohner das verwandte Wesen der großen Slavia studiren und unter gehöriger Oberleitung deren Bewegungen zu Gunsten des Vaterlandes auspähen können. Dann wären unsere Slawen das beste Mittel zur wünschenswerthen italienischen Expansion“ (Podrecca: »Slavia Italiana« Seite 137). Aber nicht blos zu Spionen sind diese Slowenen tauglich, sondern auch noch zu etwas Anderem. Da es, nach den Wortführern dieser unerlösten Slawen, nur mehr eine Frage der Zeit sein kann, daß sich jenseits der Grenzen Italiens ein großes slawisches Reich aufthut, so sind die Slawen von Istrien und Friaul berufen, das Bindeglied in der Kette zu werden, welches „die italische und die slawische Kultur vereinigen und die Gefittung der lateinischen Völker mit jener der Donauvölker umschlingen soll.“

So sagt der Senator Antonini in seinem »Friuli orientale«. Man sieht, daß auf seiner Landkarte für uns Deutsche kein Platz ist. Mittlerweile aber sucht sich der Insasse dieser »Slavia Italiana« seinen gelehrten Wortführern zum Troß vor Allem die Kenntniß der deutschen Sprache anzueignen. Denn er kommt mit derselben bei seinen Wanderungen und seiner Handelschaft immer noch besser durch, als mit dem Serbischen oder Russischen.

Selbstverständlich sind es nicht diese armen Leute, welche Schmerzensschreie ausstoßen und zu den vielen Plagen der Welt auch noch eine slawische Frage aus Friaul beisteuern wollen. Das besorgen die Advokaten und Rhetoren.

Schon wird für sie, die da außer dem heimathlichen Rauberwelsch eine andere Sprache lernen sollen, mit welcher sie in der Welt, auf welche sie bei der Armuth ihres Steinbodens nun doch einmal angewiesen sind, fortkommen können, die Prophezeiung des Moses herbeigeholt, welche lautet: „Der Herr wird ein Volk über dich schicken von ferne, von der Welt Ende, wie ein Adler fleucht, deß Sprache du nicht verstehst.“

Es fehlte nur noch, daß solche Themata von der Kanzel herab verfolgt würden. Auch die Poesie hat sich schon der Leiden und Schmerzen dieses Furlaner Slawenvolkes bemächtigt. Ein slawisches Blatt hat schon vor Jahren ein Gedicht über diese Unglücklichen veröffentlicht, ein Zwiegespräch der großen Mutter Slavia mit ihrem Töchterlein auf dem Venetianer Gebiet. Darin kommen Verse vor, welche in deutscher Prosa folgendermaßen lauten: Die Mutter Slavia spricht: „Warum weinst du, o Schöne, warum lebst du in Schmerz versunken? Bist du doch meine Tochter und liegst mir immer am Herzen.

„Sieh, deine Schwestern an der Drau, am Fsonzo, an der Save bereiten schon die Lorbeerkränze, mit welchen sie mich in Freude und Ruhm schmücken.“

Darauf antwortet das venetianische Slawen-Töchterlein: „O theure und liebevolle Mutter, schau an die Fesseln und die Schwielen, die mich drücken und die mich hier, in meinem Vaterlande, immer drücken werden. Ich bin weder im Amt aufgenommen, noch in der Schule, obwohl ich hier seit Jahrhunderten lebe. Wie eine fremde Bettlerin gehe ich herum, bis auf die Knochen zehrt mich auf der italienische Blutegel.

Während dir deine Töchter zu deiner Verherrlichung Lorbeerkränze flechten, singe ich unter der Trauerweide Klagelieder, und — dann? Dann kommt der Untergang.“

Darauf antwortet die slawische Mutter: „Weine nicht, o slawische Tochter, verzweifle nicht an deiner Zukunft! Möge auch die höllische Gewalt kommen, so wird sie nicht das Geschlecht der Slawen vernichten.“

Bezeichnend für die Vorsicht des Wortführers, der dieses Gedicht in italienischer Uebersetzung mittheilt, ist, daß er den italienischen Bluteigel des Originals in einen furlanischen umgewandelt hat. Man muß eben den Italienern, für die man schreibt, die Sache etwas mundgerecht machen.

Von diesem ganzen Trauerweidenthum ist aber im Thale nichts zu sehen und zu verspüren. Die Leute leben dahin, wie in anderen armen Gebirgsthalern, und bekümmern sich durchaus mehr um den Absatz ihrer Kastanien nach Graz, Wien und Pest, als um die Jungfrauen, welche an den Ufern der Drau Lorbeerkränze flechten.

Damit der Leser weiß, wo er das zukünftige Kapitol dieses interessanten Volkes (Herr Podrecca spricht von einem Pantheon) zu suchen habe, so sei mitgetheilt, daß neben der Grotte, die ich geschildert habe, das Kirchlein von S. Quirin zwischen Cividale und S. Pietro als der merkwürdigste Punkt des Landes bezeichnet wird.

Dort sollen die Büsten der berühmten Männer und die übrigen Denkmäler aufgestellt werden. Mit den letzteren scheint es freilich nicht besonders bestellt zu sein. Was die geschichtlichen Urkunden anbelangt, so haben sie, wie der italienische Panflawist sagt, dazu gedient, „während der langen Jahre der österreichischen Knechtschaft im Kamin die unreinen Füße der Buhlin irgend eines k. k. Kommissärs zu wärmen.“

Des Weiteren berichtet unser Wortführer: „Im Jahre 1866

wurden die Dokumente verschleppt und an die Salamihändler von Cormons und Görz verkauft. Die letzten Ueberreste endlich wurden auf einen Karren gebracht und auf den nackten Fußboden des Palazzo degli Uffici zu Cividale geworfen, wo sie jetzt noch liegen, eine Beute des Windes, des Regens und des nächsten Besten.“

Das Kirchlein von S. Quirin soll einst ein Diana-Tempel gewesen sein. Mehr als tausend Jahre sind darüber hingegangen. Wie viel Jahre werden vergehen, bis von dort aus gegen Osten hin wieder jene „Expansion“ wirken wird, von welcher die Wortführer des armen Völkchens träumen?

Am unteren Isonzo.

Sdobba, Isonzato, Tajada, Canale di San Pietro und wie die Wasser alle heißen, in welchen der Isonzo sich als Delta verzweigt, sie alle sind mit dem „Weißen Strom“ der Slaven aus den Alpen herabgekommen, aus denen der Triglav aufragt. Allgemach vermengen sie sich mit der Salzfluth.

„Holland!“ sagte ich zu meinem Freund, dem Marinemaler. „Damit aber Niemand vergißt, woher all das Gefließe und Gewoge kommt, sind dort hinten die Duellmauern zu sehen.“

Wir schauten nach dem blau und weißen Halbkreis im Norden. Könnte man aus der Gegend von Rotterdam das Berner Oberland sehen, so hätte die Landschaft Aehnlichkeit mit jener, durch welche uns die matten Ruder schleppten.

Keine Antwort. Der Maler lag vorn auf dem Heu, am Vordertheil der Barke. Vor ihm stand, mit einem eisernen Ring angeschlossen, in einem Loch der Planke die rothe Segel-

stange. Ich schaute mich zeitweilig nach jenem Halbkreise um, vor dem aus unübersehbarer Fläche der Thurm von Aquileja sich abhebt. Schilfgeflüster ist an den Ufern der Natisa. So heißt hier, unter dem Trümmerwerk der Römerstadt, das Alpenwasser. Wenn man über das Schilf, die gelben Lilien darin, über Büsche und Heuschaber, über Weinpflanzungen hinüberschaut, so sieht man den Natisone, der neben uns her zum Meer wallt. Hier, auf dieser tischplatten, grünen Fläche fluthen die Ströme duzendweise nebeneinander dem Meere zu.

Wären wir früher von Aquileja, unserem alten Standquartier, aufgebrochen, so hätten wir keine Ruder gebraucht. Maler sind aber oft nicht weiter zu bringen. Da hatte er einen Würfel blauer Lasur im Rothe gefunden, einen Ueberrest alten Mosaiks. Dann war er noch schnell in den Kirchhof geschlüpft, um sich die Wirkung zweier korinthischer Riesensäulen auf dem verlassenen Grasanger in Morgenbeleuchtung zu betrachten.

Per Bacco! Damit wird zwar nicht die Ebbe versäumt, aber der Wind, der Morgens von den Bergen hinabgeht, wird mit jeder weiteren Stunde des Vormittags schwächer. So mußten denn wirklich die Männer die Ruder nehmen, um ein Stück von Aquileja auf der Natisa abwärts zu kommen.

„Jetzt hast Du's. Das Postschiff ist schon lange in Grado. Wir aber können uns fünf, sechs Stunden da herum abmühen!“ sagte ich unmuthig.

„Ist's vielleicht nicht der Mühe werth?“ gab er gleichgültig zurück.

Dagegen ließ sich nichts sagen. Wer Aquileja und seine Wasser nicht gesehen hat, dem bleibt ein wunderliches Stück Erde als Genuß übrig. Sogar uns, die wir alle Tage hinaussegelten, ergriff jedesmal die Größe. Die Sache ist die, daß

sich von Aquileja und der Lagune Niemand einen Begriff macht, wenn er nicht dort war.

Einige Nachtigallen sangen in Büschen. Schwarzamseln antworteten ihnen. Die Sänger waren aber vom hohen Schilf versteckt. Es war wie Klagehied. Dort, unter dem Schilf, liegen ja Tempel, Theater und Schatzkammern. Hunderttausende schlafen unter zertrümmertem Marmor.

»Ehi, sotto la gola!« schreit der Mann am Steuerruder. Es läßt sich ein Lüftchen von Norden her verspüren. Jetzt wird an der rothen Stange das Segel aufgezo-gen. Lauter rauscht es im Schilf, noch lauter aber vom Schaum, den das Vordertheil unserer Barke auffurcht. Wir haben jetzt einen Begleiter bekommen. Ein großer schwarzer Schatten, der unseres Segels, zieht rasch neben uns über das erregte Schilf her.

Wir fahren unter einer römischen Brücke hindurch. Die war einmal in der Stadt gewesen. Jetzt stehen da, wo Mauern aufgerichtet waren, gelbe Seerosen. Die untere Hälfte der Schilfstengel ist kothig. Die Grenze, bis zu welcher der Schlamm an ihnen reicht, bedeutet die Fluthmarke. Wenn wir ein paar Stunden später hier vorübersegeln, werden wir von diesen grauen Zeichen nichts mehr sehen. Dann deckt die Fluth dieselben zu.

Dumpfer, fieberiger Schlammgeruch. Hinter uns Schneepacht des julischen Alpengebirges. Dort sind die Berge von Bordenone. Viel näher aber, einen Steinwurf weit weg, machen sich Schlamm-Inseln in der Natifa breit. Sie sind jetzt von der Fluth frei. Ihre feuchte Oberfläche glitzert und blendet stark unsere Augen, wenn wir, rückwärts gewendet, über sie hinweg nach dem Schnee schauen.

Mein Freund hatte das Alles oft genug gesehen, gleichwohl verwandte er keinen Blick von den Einzelheiten der Fahrt. Auf meine Bemerkungen gab er nur einsilbige Ant-

worten, während er mit den Chiozzoten, die uns manchmal auf dem Kanale entgegen kamen, lange Zwiegespräche pflog. Ich wollte ihm die Spuren der Dünen zeigen, welche in der Gegend von San Giuliano in den Tagen des Glanzes von Aquileja die Küste darstellten, heute aber zumeist von der Lagune zerstört, zugedeckt, durchbrochen sind. Er achtete nicht darauf. Ihm war darum zu thun, etwas über ein Modell zu erfahren, das er über all seiner Seemalerei nicht vernachlässigte. Vermuthlich brauchte er es als Staffage. Dieses Modell war, wie ich wohl wußte, ein braunes Mädchen, das sein Obdach dort unten irgendwo in einer Hütte, nicht weit vom Thurme San Pietro d'Orio hatte, sich aber den ganzen Tag mit dem Fang allerlei Gethiers in der Lagune beschäftigte. Wieder kam uns eine Chiozzoten-Barke entgegen und das gelbrothe Segel, auf dem allerlei Fragen gemalt waren, leuchtete mit orangefarbenem Glanz aus der Fluth zurück.

Ich hörte nicht, was sie miteinander sprachen. Ich sah, daß sie nach einer Stelle südöstlich deuteten.

Um mich zu unterrichten, an welcher Stelle der Wildniß wir uns befanden, tauchte ich die Hand ins Wasser. Die Zunge fühlte salzigen Geschmack. Wir waren also schon in der Nähe des Wächterhauses, zu welchem auch in der Zeit der Ebbe das Salzwasser heranreicht.

Und siehe, da war es! Hier sitzt der Wächter. Er hütet die Fischereien. Allenthalben sind die flachen Gründe mit Binsengeflecht eingefriedigt. In diese grauen Böden hinein geräth der Fisch, wenn das Wasser zurückweicht. Zu Tausenden werden zeitweilig die Gefangenen herausgeholt. Es ist eine Schlammwüste im Angesicht des Hochgebirges.

Da ist noch ein Ueberrest alter Sanddüne. Gegen Osten hin ist sie aufgerissen und man sieht ihre gelbliche Flanke. Da ist der letzte Baum, dem der lockere Boden, der Wind von

der salzigen Fläche und die Bora sein Dasein gegönnt. Er ist, neben dem Wächterhaus, der einzige Gegenstand, der sich nach dieser Richtung hin vom Halbkreise ferner Alpen abhebt. Die Fläche ist endlos. Der Wind jagt uns, und ein breiter Schaumstreifen bleibt hinter uns zurück.

Der Freund winkte wieder einigen seiner Bekannten zu. Aber die Perle der Lagunen, die Teresita mit ihrem braunen Anstrich — denn an ihr waren Haare, Augen, Gesicht und Hände schier gleich dunkel — ließ sich nicht sehen. Auch diese winkten weiter gegen Süden. Vor der Hütte lagen zwei mit Gras und Schachtelhalmen beladene Rähne, dann kam ein grauer Schlammstreifen, dann Ginster- und Schachtelhalmbüsche vereinzelt aus dem Roth aufstarrend, dann kam die strohbedachte Hütte, mit vielen Netzen behangen, und im kümmerlichen Schatten einer in den Stürmen verkrüppelten Pinie lag ein Skelett von Hund.

Von diesem Genrestücke, das meinem „Staffage“-Sucher zu gefallen schien, wendete ich bald den Blick ab. Im Osten liegt zwischen den Dünen das uralte Heiligthum Sancti Marci. Der Apostel selbst zog sich hierher zurück, an die äußersten Grenzen des Reichbildes von Aquileja. Noch weiter im Osten stehen die Pinien von San Giuliano und Centenara, mit dem Pinienwalde von Ravenna die einzigen Ueberreste des Waldes, der einst das Nordgestade der Adria bedeckte. Alles das scheint auf dem Meere zu schwimmen. Ein Adler zog vom Meere in die Lagune hinein — hoch oben — er überschaute alle die Wasser und Trümmer.

Mit einem Male taucht Gebirge auch jenseits der Wasser auf. Da ist der Monte Maggiore von Istrien — ihm entgegengesetzt im Westen aber der Monte Baldo über dem Gardasee. Und was dazwischen, das scheinen nur Meerfläche, Schilfwüste, Schlamm und träge süße oder schäumende Salzwasser zu sein.

Von der Teresita immer noch nichts zu erblicken. Wo sollte sie auch stehen? Hier muß ja die hüpfende Kröte breite Spur zurücklassen.

Auf einmal wird die Wildniß durch menschliche Stimmen belebt. Ihre Träger sind vorläufig noch unsichtbar. Man sieht wohl istrische und cadorische Berge, aber nicht Schiffe, die hundert Schritte entfernt sind. Sie werden immer lauter. Jetzt nehmen wir wahr, daß es Gebrüll ist. Da kommt Einer mit rothem Segel heraufgefahren und heult. Es ist ein Händler, der mit seiner Stimme den Fischern anzeigt, daß er zum Einkaufen von Fischen angekommen ist. Da kommt Einer aus der Binsenhütte. Silberig bligt es auf und es klatscht am Boden der Barke.

Auf schmalem Rahn rudern uns zwei Weiber entgegen. Ihre Gestalten und auch der Rahn sind ganz schwarz und scharf ausgeschnitten vor dem Hintergrund des Lagunenglanzes. Aber die Teresita ist es wieder nicht, denn die durchzieht den schwanken Boden, dort wo unsereiner nicht zu gehen, kaum zu stehen wagt.

So scheint es, aber es kann nicht so arg sein. Wie vermöchten sich die Hütten zu halten, die da und dort neben der Strömung stehen? Landen wir. Von Steinen, die weiß Gott wer hergetragen, ist sogar ein kleiner Molo auf den zitternden Grund gelegt. Wir springen hinaus. Ein lang gezogener Warnungsruf aus der Hütte. Aber es ist zu spät. Schon steckt der Freund, der vom rechten Wege abgewichen ist, bis an die Hüften im Schlamm. Rasch ist er herausgezogen.

„So, jetzt hast Du den gleichen Staat an wie Deine Teresita!“ höhnt es ihm in die Ohren.

Es half ihm nichts, er mußte sich und das Gewand in der Lagune baden, bevor er weiter segeln konnte. Denn der graue Ueberzug paßt nicht für einen Künstler.

Bier Schritte lang ist der innere Raum der Hütte, in welcher ich den ungestümen Springer erwarte. Zwei Familien haufen darin, auf Brettern übereinander geschachtelt. Ein Greis stöhnt in einem dunklen Winkel vor der Hitze. Er ruft nach Wasser. Aber die Lagune ist salzig, und das Süßwasser, das sie holen, bringt Fieber. Das fürchtet er nicht — ich glaube, es schüttelt ihn schon längst. Auch uns narrt irgend eine Durst-Phantasie. Ist es mir doch, als hörte ich einen Bach mitten durch die Hütte rieseln. Eine unglaubliche Täuschung. Wie wenn es über Kiesel hinabschwirrt im Tannenhag, wo am Ufer die blauen Glockenblumen stehen und auf moosbedecktem, feuchtem Block die Alpenrose brennt — nicht im flimmernden Feuer der weiten Lagune — ein wunderlicher Traum. Aber es plätschert und rauscht fort.

Nun, da ist ja das Räthsel gelöst. An der Wand hängt getrocknete Berg-Satureja, die Zauberblüthe der Slawen. Darunter aber ist ein großer Korb. In ihm wimmelt es von Seekrebsen. Die machen mit ihren Füßen und Scheeren den Ton, den ein Bach von sich giebt, wenn er über Steine rinnt. Der Durst wird arg.

Endlich kommt der unglückliche Realist zurück.

„Lieber Freund,“ sage ich, „von uns Beiden schein ich der trockener Angelegte zu sein. Suche Du nach Deiner Teresita — wenn Du sie nicht schon gefunden hast, das Modell aller Modelle. Ich aber setze die Segelfahrt nach Grado fort. Das Wasser ist dort freilich niederträchtig. Aber ich kenne einen Weißen vom Coglio,* der sich frischer anfühlt, als die Lagune.“

Der Maler nickte und wir fausten alsbald wieder über die lichtgrünen Wasser. Links und rechts sind da Felder,

* Hügel land zwischen Görz und Cormons.

wirkliche Felder, auf denen Früchte wachsen. Sie sind mit allerlei Flechtwerk abgesperrt gegen die ansteigende Fluth. Einen Steinwurf davon weg ragen aus der Lagune, die hier allgemach zum Meer wird, die hohen Pfahlrosse, an denen man Seeschiffe anbindet. Am äußeren Zaunrand des Feldes aber wandelt gemächlich ein Vertreter des verbreiteten Geschlechtes der Granzi — Portunus Maenas — weichschaliger Seekrebse, über grauen Boden. „Da hast Du ja einen Vorwurf,“ rief ich, indem ich nach dem Thurme von San Pietro d'Uro deutete, den am Rande blauer Fläche der Schaum neigt. Stelle Dir jenes Mauerwerk als das vor, was es war, als Tempel des Sonnengottes. Oben steht die Erzgestalt und funkelt. Unten ist dunkelhäutiges Volk in Gewändern des Morgenlandes, Opferrauch steigt empor und sie beugen sich gegen Osten, von wannen das Licht kommt, gegen die istrischen Berge hin — die Du nur auf Gedankensittigen besteigst, niemals in leiblicher Anwesenheit. Der Marinemaler ist ein Faulenzer.“

„Nichts Besonderes — und wo fände ich die Modelle?“

„Wenn der Belenus und seine Anbeter am Meere nichts sind, so male den römischen Leuchtturm. Es sind ja offenbar immer noch dieselben Quader, ob man das von der Zeit zerworfene und wieder zusammengesetzte Geduldspiel Belenus-Tempel oder Leuchtturm oder Campanile von San Pietro nennt. Denke Dir einmal den Leuchtturm des alten Kriegshafens von Aquileja. Oben prasseln die Harzpfannen und ihr röthliches Licht fällt auf die Dreiruderer, auf die Rostra, auf purpurne Segel. Ihr wollt Koloristen sein und malt schmutzige Weiber an grauen Pfützen.“

Wichtig, da kam der Wolf gerannt und unterbrach meine ästhetische Predigt. Gegen das Ufer hin stand eine weibliche Gestalt mitten im Wasser. Sie war gebeugt und wühlte in

grünem Tang und Algen herum, welche sie heraus hob, durchsuchte und wieder fallen ließ. Den Kopf hatte sie sich gegen die Sonnenstrahlen mit einem Tuch dicht umwickelt, desto freier aber waren die Waden, die nach einem altgriechischen Muster gemeißelt sein konnten. Ein Knabe schritt auf dem Landstreifen neben ihr her. Bei dem sah man aber die Waden nicht, er hatte Strümpfe von grauem Schlamm über dem Fleisch.

Das war also wirklich die famose Teresita. Sie suchte Krebse in dem Gewirre der Lagunenpflanzen.

Schön war sie, und ihre Gesichtsfarbe paßte in das Bild wilder Pracht, in dem wir uns selbst bewegten. Wer wird denn in die grellen Farben der Lagune, wo es dunkles und funkelndes Wasser, Schneefelder des Gebirges, düstere Pinien und abgebräuntes Mauerwerk giebt, ein anderes Gesicht hinein wünschen?

Mein Freund hatte Recht. Sie sträubte sich nicht, sondern setzte sich in unsere Barke, um uns nach Grado zu begleiten.

Jetzt ging das Schiff weniger schnell. Wir hatten die Strömung gegen uns.

»L'acqua va suso,« die Fluth kommt, bequeme sich der am Vordertheil zu sagen, indem er es über sich brachte, seine Pfeife für einen Augenblick aus dem Mund zu nehmen.

Jetzt flog der Bleistift über ein Blatt der großen Mappe. Das Mädchen saß da, eine wahre Civetta, eine Kofette. Sie löste sich das Tuch von den schwarzen Haaren. Es wurde eine Skizze, die ich in Farben ausgeführt sehen möchte: die geschmeidige Gestalt unter dem orangefarbenen Segel im Vordergrunde, dahinter aber das zitternde Geflitter der Mittagssonne im Meere, der Venus trippelnde „Silberfüßchen“, und das ausgewetterte Mauerwerk des sich nähernden Grado — aber ich habe es doch in Wirklichkeit gesehen und brauche die Skizze nicht.

Teresita spricht italienisch, venetianisch-triestinerisch. Sie, wie alle Leute von Grado, bedienen sich nicht des Furlan, jener Sprache, die Niemand versteht, der nicht zwischen Fonzon und Tagliamento aufgewachsen ist. Im alten römischen Aquileja reden sie Furlan — ein abscheuliches Gemengsel. Die Teresita aber redet, als ob ihre Mutter sie zu Torcello oder Murano erzogen hätte.

Der am Steuer merkte mir meine Bewunderung an. Er lächelte und blies seinen Tabakrauch ins Meer. Wirklich, das war die Fluth. Man sah sie heranströmen. Ihr freuten sich einige Weiber, die uns entgegen ruderten und lustig zuriefen. Sie trachteten nach Aquileja, dort Sardellen zu verkaufen.

Mühsamer hätten sie ohne die Fluth ihre Ruder durch die Tange geschleift, die dort dem Wasserandrang Hemmnisse sind. Man erkennt den überschwemmten beweglichen Wald an den Kräuselungen des Wassers. Dann sausten wir an gelblicher Düne vorbei, die hufeisenförmig gestaltet ist von dem eindringenden Wasser — noch eine Stunde und sie ist hüftentief von der andrängenden Adria zugedeckt.

War es Mittagstraum — jenes Andersempfinden, halb Abspannung, halb Verzückung, welches im Glanze des südlichen Meeres sich der Seele einschmiegt — jenes Hindämmern der Sinne und der Gedanken im Sonnenbrand, unter dem unbewölkten Gewölbe: ich sah das Mädchen, vom Lichtschein um sie herum scharf ausgeschnitten als Fleisch gewordene Gestalt einer jener Gemmen, die so häufig der Spaten aus den feuchten Schollen dieser Gründe ans Himmelslicht bringt. Die scharfen Umrisse, wenn sie, sich halb umwendend, nach dem Meere schaute — ja, das war die verkörperte Aquileja selbst, oben mit römischem Haupte, unten Armuth, Sumpf und Schlamm — oben das geheimnißreiche Auge, unten der Leib, der sich um des Lebens ärmste Fristung in die trübe Lagune taucht.

Klatschend schlug, da das Segel ein wenig nach rechts umkippte, eine Traufe über mich. Das war Kühlung. „Weißt Du denn nicht, daß die südliche Frau „fernelt“, wie das Volk unserer Heimath sagt? Aus der Ferne mußt Du sie betrachten, aus der räumlichen und auch aus der, welche Dir von der eigenen Einbildungskraft zu Deiner flüchtigen Erfreuung hingebreitet wird. Und das Auge, das von innen heraus angeglüht wird? Seine feuchte Wärme ist Blendung. Denn die Gedanken hängen an der Korallenschnur mit der silbernen Schließe, die eben der Freund flüsternd verspricht.“

Wieder eine Tabakswolke fliegt in Kreiseln um mich über die Fläche. Ich höre leise den Steuermann zu seinem Gefährten sagen: „Wenn alle Mädchen so wären, würde Niemand heirathen.“ Und ich setze den alten venetianischen Spruch im Stillen bei: Dieci civette fanno cento zitellone, zehn Gefallsüchtige machen hundert Jungfrauen. Dieses Auge ist nur belebtes Glas.

Jetzt wird das Segel abgenommen. Wir rudern durch den ummauerten Kanal nach Grado (Grao sagen die Gefährten) hinein. Schwalben begleiten uns. Ein zertrümmertes Schiff liegt da. Wie graue Trümmer stehen die Häuser am Ufer. Kein Baum, kein Gras. Wo sind die Olivenwälder und Weingärten, von denen in alten Schriften erzählt wird? Wo hat man die mächtigen Amphoren ausgegraben?

Alla Luna — das ist meine Lösung. Die Teresita sitzt jetzt in der kühlen Halle, und der geschäftige Freund konterfeit noch immer. Aus dem irdenen Krug fließt der Saft vom Coglio, und nach solcher Fahrt weiß der Wanderer nicht, was er mehr haßt, das leere Glas oder das volle.

Die Teresita schaute dem Künstler mit einem Blick zu, der bei einem anders und höher angelegten Wesen selbstbewusste Ueberlegenheit bedeutet hätte. Bei ihr war es die Kälte der

Gedankenlosigkeit. Auch der spöttische Zug schien grobes Bewußtsein der thörichten Schwäche, die Anderen anhaftet, wenn sie sich solche Gestalten zu bewundern anschicken.

O ihr Künstler! Die Treue des Gemeinen dünkt ihnen ein Ziel, Aermlichkeit und Schmutz werden aufgesucht. Der Pessimismus erscheint in Delfarben. Gewöhnliches Zeug, in dem nicht Schnellkraft irgend einer Art sich birgt, sollte von der Kunst verschmäht werden. Ja, die Lagune ist schön — Seeräuber sind schön, die den Strand verheeren — schön ist der Zusammensturz von Aquileja, niemals aber dumme Weiber.

Ich selbst hatte mir aus diesen Linien Iris- oder Hebe-gestalt einer Gemme zusammengesetzt. Das hatte der helle Hintergrund gethan. Jetzt, in der Halle, verblaßte das in Gewöhnlichkeit.

Wenn ich ein Maler wäre, stellte ich Großes, Dämonisches, Wunderbares dar. Das Erregende würde ich aufsuchen, nicht das, was auf der Straße, bei der Jagd nach täglicher Nothdurft leicht zu finden ist, keine Gänsehirtin, Steinklopfer und Krebsfucherinnen. Eugen Delacroix sagte zu Henri Taine*: „Du hast in München das Rubens'sche Bild gesehen, auf dem Verdammte, Riesen, Dämonen mit Löwen- und Büffelköpfen vorkommen, die gleichwohl keine Löwen und Büffel sind. Er allein hat die thierische Herabwürdigung, den bestialischen Ursprung des Menschen verstanden. Einer der Henker auf seiner Antwerpener Kreuzigung ist ein glasköpfiger Gorilla. Unsere Sache ist die Darlegung der innersten und absoluten Wesenheit aller Dinge. Ich habe Herbarien angelegt, habe Vorlesungen über orientalische Sprachen besucht, aber die Kunst ist mir lieber — sie ist vollständiger. Der Gelehrte weiß,

* Vie et Opinions de M. Frédéric Thomas Graindorge recueillies par H. Taine. Paris 1873.

daß man in fünfzig Jahren über ihn hinaus sein wird. Er befindet sich im Vorzimmer der Natur. Manchmal geht die Thür ein wenig auf, er gewinnt einen wunderbaren Fluchtblick. Aber sie schließt sich sofort wieder und er hört die Worte: Da hast du genug, das Uebrige gehört der Zukunft.“

Alle Geschichtsbücher der Welt machen mir den Attila, den Brand von Aquileja, den Untergang der Flotten, die Bestialität der Hunnen in den nächtlichen Straßen, nicht so greifbar klar, wie die eigene Einbildungskraft. Ich würde das malen, wenn ich malen gelernt hätte. — —

Nun, die Teresita hat ihr Halsband. Es hat auf dem Triester Korso rund fünf Gulden gekostet. Sie lächelt. Es ist kein Spiegel in Alla Luna. Sie soll auf den jenseitigen Strand hinausgehen, wo das Meer ölglatt, nicht einmal lispelt auf dem Sande. Sie beuge sich über die Fluth und betrachte sich. Vielleicht entdeckt sie dabei irgend einen langweiligen Krebs, das blöde Thier, das auf dem harten Boden mitten durch ihr Zwitterbild hindurch kriecht.

Addio, bella Teresita!

In Grado sind arme strophulöse Kinder aus dem ganzen Küstenland, welche von der öffentlichen Mildthätigkeit hierher ins Meerbad geschickt werden und im Hauch des Salzwassers, in Jod und Brom der Fluth rasch gesunden. Dafür muß gebettelt werden an Thüren der Reichen. Es muß auch allenthalben gebettelt werden in der Welt für Kinder-Asyle. Daß die bleichen Kleinen der Großstädte ins Freie gelangen und Bäume und Bäche und ungetrübten, rauchlosen Himmel sehen, dafür fließen die Spenden tropfenweise. Der aufgeklärte Staat hat dafür keine Mittel — die res publica und ihre Herren nehmen sich um solche Kleinigkeiten nicht an. O, man darf ja sagen, was man sich über das Malen denkt. Aber die Gedanken über — — — — Der Rest ist Schweigen.

Wir sind jetzt auf unserer Lagunenfahrt in trübe Fluth gerathen. Suchen wir heitere Glätte wieder auf. Das Feuer auf dem Herd prasselt. Auf dem Rost schmort eine Rasserä, die olivengrüne Flunder. Es ist einer derjenigen Schollenfische, die ausschauen, als wären sie der Länge nach gespalten, als wären sie nur die Hälfte eines Thieres. Die beiden Augen, die er flach hart nebeneinander hat, richtet er anklagend gegen das Gebälke. Mein Freund schaut ihn an. Aber seine Gedanken sind weit von der salzigen Fluth entfernt. Sie sehen ein weißes Blatt mit Buchstaben, und der Kritikus lobt den Rahn mit der braunen Krebsfängerin und den Meister und vergleicht ihn mit Courbet und Anderen, die den Menschen malen, der nach dem Fluche des Ewigen das „Kraut auf dem Felde ist.“

„Ist der Dom sehenswerth?“ fragt er mich, sich endlich aufraffend.

„Er heißt zur Madonna delle Grazie. Eine Wallfahrt dorthin könnte Dir nicht schaden.“

Die Mahlzeit ist rasch vollendet und bald erreichen die Blicke am südlichen Strande der Insel das Meer, das nicht mehr begrenzt ist. Die Fläche rührt sich nicht. Es ist wie auf einem Friedhof. Von den Säulenträufen des Domes ist dieser von jenem, ein anderer von einem anderen Tempel genommen.

Trümmer von Denkmälern sind zusammengebadet worden. Mit alten Steinen richtet die Zeit ein neues Spiel zusammen. So ist auch zu Aquileja das Kapital einer korinthischen Säule zum Taufbecken ausgehöhlt.

An solchen Orten gedeiht kein Behagen. Zudem ist die Luft todt und wir müssen mit Rudern nach Aquileja zurückkommen. Ein Abschiedstrunk Alla Luna.

Beim Heimweg ist die Lagune nicht mehr zu erkennen und

wir finden die Merkmale nicht mehr, an denen wir des Morgens in den Schilffanälen vorüber segelten. Die Fluth ist da — der Schlamm ist verschwunden. Aller Schlamm versinkt ja unter jeder Fluth, unter jedem lebensvollen Andrang.

Nein — es ist nicht möglich, wir können die Arbeit der Männer unter der glühenden Sonne nicht mit ansehen. Wir springen hinaus und gehen die Fußpfade durch Schilf- und Buschland. Vor uns sehen wir keine Ziele, als den Schnee der Alpen und den Thurm von Aquileja.

Die Leute ziehen jetzt, auf den Dämmen dahin schreitend, die schwere Segelbarke an Tauen nach.

Es ist ein Traumwandeln am hellen Tag. Das Schweigen ist grenzenlos. Hier und da unterbricht es die schwache Stimme eines Laubfrosches oder aus fernem, dichterem Strauchwerk der Ruf des Ruckucks.

Mühsam ist es und heiß. Wie wir nach Aquileja kommen, werfen die Aeste des Feigenbaumes, der über ein Mauerwerk, in das zerbrochene Marmorgliedmaßen eingekalkt sind, aufragt, deutlichen Schatten im Licht des Vollmondes, der groß und roth über Istrien steht. Die Säulen der Basilika, einst dem Heiligthum des Jupiter Tonans Träger, werden bleicher. Die Lindenblüthen hauchen und über den Brenta-Gebirgen steht die Mauer des Abendrothes.

Freilich sind wir müde. Aber wer vermöchte die Lockung eines abendlichen Ganges durch diese Stadt von sich abzuwehren?

Das heutige armselige Aquileja steht inmitten des südlichen Theiles der alten Stadt. Wie in einem unserer Gebirgsdörfer abgehackte Zweige, Holzprügel, Dingerstätten auf den Wegen und zwischen den Häusern verstreut sind, so hier Bruchstücke von Säulen, Steine mit Reliefs. Man zerschlage eine Glyphtothek und breite die Trümmer als Schotter über Dorfstraßen aus. Das ist Aquileja.

Jahrhunderte lang war es ein Steinbruch gewesen. Ein großer Theil Venedigs ist aus den Ueberresten seiner Tempel aufgebaut worden. Eine Stadt von einer halben Million Einwohnern kann auch von Hunnen nicht so zerstört werden, daß solche Marmorberge verschwinden. Wo sind die Obelisken, die Wasserleitungen des Augustus? Vom Theater wüßte man nichts, wenn nicht eine griechische Inschrift an jene schöne Bassilla erinnerte, die hier, wie im Theater zu Taormina, die Augen der Bürger erfreute — und zu Aquileja, vom Römervolke die zehnte Muse genannt, unter der Bühne begraben wurde. Das Amphitheater ist verschwunden. Wo sind die Paläste der »omnium sub occidente urbium maxima?« Wo sind die Bildsäulen von numidischem Marmor, wo die Sarkophage aus Granit, die ehernen Tafeln des Forums?

Vor unserem Wirthshaus, der Aquileja Nera, stehen Säulen-Ueberreste im Roth, wie anderswo Futtertröge. Truthühner fragen Steinchen von Mosaik aus dem angeschwemmten Boden.

Die Inschrift sagt: *Hospes qui magnae et clarissimae urbis fama adductus adhuc accessisti ut ejus vestigiis oculos pasceres* Ich ergänze sie: Dann, o *Hospes*, gehe in den großen Meierhof, der *Monostero* genannt ward. Dort ist ein freundlicher Wirthschafter, ein Verwalter, er heißt *Stocker*. Er gebietet über Wiesen und Rühle, über Bäume und Kleinvieh. Seine Pflüge durchfurchen die Prachtstadt. Der führt dich in eine Gesellschaft ein, wie du sie noch nie gesehen hast.

Wenn er nicht fieberkrank ist, fieberkrank von dem Hauch der Stätte, an welcher Rom und Afrika seine Sommerpaläste baute und deren Lüfte von den Dichtern als paradiesisch gepriesen werden, dann geleitet er dich in Hof und Saal, wo *Bakchos* auf marmorinem Panther reitet und *Apollo* den verstümmelten Arm gen Himmel hebt.

In langen Reihen stehen auf dem Gras des Hofes mar-

mornes Blätterwerk der Säulen, Opfertische, Del- und Weinfrüge. An den Mauern darüber ist wälsches, grelles Freskenwerk, und gemalte Weiber schauen aus künstlichen Fenstern auf die Steintrümmer hinab.

Aschenurnen stehen in der Halle neben dreifach geflügeltem Phallus, die wollüstige Tigerkaze Tiberius hat sich als Pontifex Maximus in eine reich gefaltete Marmor-Toga gewandet.

Ein voller Mondstrahl trifft das Gesicht einer lächelnden Venus, der die Füße fehlen. Endlich erreicht sein Strahl die ganze weiße Gesellschaft. Das ist das Glasauge der Teresita in Stein. Es zeigt Verlangen nach Wollust und Ueberlegenheit über dieselbe. Das Bild will Opfer, aber es verachtet den opfernden Sklaven.

Draußen plätschern die Fieberwasser, dann leuchten sie auf. Im Mondlicht beginnt nun abermals die Nachtigall. Es schwirrt von Blutsaugern der Sümpfe. Und das Auge des Bildes starrt auf den Beschauer. Er hört die Nachtigall und sieht den weißen Leib. In den Lüften liegt's schwer von Schwüle und die Wasser rauschen rastlos ihrer Unendlichkeit zu.

Am Natijone.

In diesem Aufsätze ist öfter von alten Handschriften die Rede. Ich möchte aber ihn selbst als eine solche betrachtet haben. Darum beginne ich und setze vor den Text ein Miniaturgemälde, in welchem man den Schreiber selbst bemerkt, wie er an einem Frühlingmorgen wohlgemuth auf einer Heerstraße des Landes Italien dahinschreitet.

Von Farben müßten fast alle gebraucht werden. Roth sind die Blüthen des Judasbaumes und des Pfirsichs, weiß

ist der Schnee der Alpen, blau und gold die Ferne. Hier ist der Monte Canin, den die Schiffer, die auf der Adria von Griechenland heraufkommen, zuerst erblicken von allen anderen Bergen. Im Westen glänzt noch der Engel auf dem Kastell von Udine, im Osten ist das breite Flußbett des Torre ein blendendes Geröllfeld. Als Seitenbilder in den Arabesken des Randes wären vielleicht anzubringen blaugrün schillernde Hälse der großen Mauer-Eidechsen, ausgetrocknete, innen von Epheu bekleidete Brunnen-schächte, geköpfte Weidenbäume, Mühlen in den hellen Wassern der Malina, Lerchen in den Lüften, einsame Osterien und Kapellen.

Endlich, nach dreistündigem Gange, auf breiter, schattenloser Straße zeigen sich die Thürme und Mauern von Cividale. Bevor ich in diese Stadt eintrete, deren Wunder schon vor fünfundzwanzig Jahren durch Eitelberger geschildert worden sind, möchte ich das Bekenntniß ablegen, daß ich niemals diese Straße gezogen wäre, wenn ich nicht Spuren der Longobarden verfolgte. Ich bin seiner Zeit nach Sirmio, Pavia, Monza, Ravenna und Benevent gepilgert, solche aufzusuchen. Die geheimnißvolle, von ungeheuerlichen Gestalten belebte Dämmerzeit zwischen Alterthum und Mittelalter übt um so größeren Reiz, je mehr man das Maß der Männer und Weiber jener Tage mit dem der heutigen zusammenhält. Die Greuel derselben sind Bethätigungen überschüssiger Kraft.

Darum also war ich nach Cividale gegangen. Cividale ist eine Art von longobardischem Pompeji. Kaum möchte man es für einen Zufall halten, daß der Geschichtsschreiber seines Volkes, Paulus Warnefried, hier seine Heimath hat. Er gehört in diese Stadt. — Ein ausgetrockneter Stadtgraben, mit Weiden bepflanzt. Durch das erste Thor, dann durch den Borgo Cavour, gelangen wir zum zweiten Thor hindurch. Hier rauscht ein Bach, der nämliche, der unter den Grund-

steinen der Petruskirche hindurch fließt. Weiter gehen wir durch die Via Ristori, die Via Dante und andere Gassen, welche mit Namen berühmter Italiener bedacht sind, nach dem Hauptplatze, der Piazza Paolo Diacono.

Im verlotterten Italien denken nicht nur die Bewohner von Städten, die an Größe einem Wien oder München gleichen, sondern auch die Insassen armer kleiner Orte an die Sterne ihres Volkes.

Schiller-Straßen giebt es bei den Deutschen in keinem abgelegenen Städtchen. Hier ist das anders. Weit weniger zu wundern ist es freilich, daß der Diakon Paulus dem ersten Platze der Vaterstadt seinen Namen zu geben hatte, denn er gilt ja als die erste Glorie derselben.

Da ist ein Röhrenbrunnen, ihm gegenüber die Trattoria alla Posta und daneben ein schmales Haus mit vier spitzbogigen Fenstern. Unter dem Hause und Platze ziehen sich Gewölbe aus ältester Zeit hin, über deren Zweck nichts bekannt geworden ist. Und dieses Haus ist die Geburtsstätte des Geschichtsschreibers der Longobarden.

Die Tage dieses Paulus Warnefried haben an Allem, was hier ist, ihre Spur zurückgelassen. Der Wanderer athmet noch immer ihre Luft. Schon die Erinnerung an die Schicksale des Mannes, dessen Name mit jenem Gemäuer für immer verbunden ist, versetzt uns mitten darein.

Warnefried wuchs zu Ticinum (Pavia) am Hofe des Königs Rachis auf. Er unterrichtete die Tochter des Königs Desiderius. Am Hofe Karl's des Großen — denn damals wurden Gelehrte an Höfe gezogen — schrieb er einige seiner Werke. Mehr als ein Jahrtausend hindurch zog das Abendland das, was er über die Schicksale des römischen Reiches wußte, aus seiner römischen Geschichte, als deren Fortsetzung man die Longobarden ansehen mag.

Die Gelehrten des Mittelalters pflegten in Klöstern zu sterben. So hielt es auch Wamnesfried, Diakonus der Kirche von Aquileja, indem er zu Monte Cassino selig entschlief.

Eine Verkettung von Umständen brachte es mit sich, daß der Brunnen, der vor den Spitzbogenfenstern seines Hauses rauscht, in unseren Tagen zu einem der allermerkwürdigsten Funde aus der Zeit der Longobarden Veranlassung gegeben hat.

Damit verhält es sich so. Als im Jahre 1874 Abflußröhren für diesen Brunnen gelegt wurden, stießen die Schaufeln der Arbeiter mitten auf dem Platze in einer Tiefe von etwa drei Metern auf eine ungeheure Steinplatte. Unter ihr wurde ein rechteckiges Mauerwerk von Ziegeln zu Tage gefördert und in der Mitte desselben, wegen des eingelegten Cementes kaum auszulösen, ein mächtiger Sarkophag.

Der Meißel des Steinmehrs mußte den Mörtel beseitigen. Da kamen Charaktere des siebenten Jahrhunderts zum Vorschein, die Buchstaben G I S U L. Noch heute sind Cementkörnchen auf dem Grunde ihrer Furchen zu sehen.

Man hatte den Sarg Gisulf's, Herzogs von Friaul, Neffen des Longobarden-Königs Alboin, Gemahls der Romilda, vor sich. Als der Deckel im Beisein von Tausenden von Zuschauern gehoben wurde, erblickten einige derselben noch die Umrisse einer menschlichen Gestalt. Im nächsten Augenblicke war dieselbe ein Haufe, gemischt aus zerreiblichen Knochen, feuchtem Staube und Goldfäden, den Ueberresten reich vergoldeten Gewandes. Andere wollten aber auch hinter den Spitzbogenfenstern die schwarze Benediktinerkutte des Paulus Wamnesfried gesehen haben und darunter einen Kopf, der vor Freude lachte.

Alles das findet man jetzt im Museum beieinander. Da ist der Sarkophag mit der Inschrift, welche durch ein Glas verwahrt wird. Ein Vergrößerungsglas liegt neben dem breiigen Haufen der Gewandüberreste, damit man mit Hilfe

desselben die Fäden, das Gewebe, den Goldflitter erkenne. Da ist auch das große goldene Kreuz mit Edelsteinen, das an der Stelle der Brust lag, eine Lanzenspitze und das Schwert. Vielleicht noch mehr als das setzt in Verwunderung eine große verschlossene Flasche mit Weihwasser, deren krystallheller Inhalt sich unverfehrt vorfindet. Seit dreizehn Jahrhunderten ist dieses Wasser in der Flasche.

Man muß sich das Bild vergegenwärtigen, wie die Longobarden ihren Herzog tief in die Erde senkten, damit der Leichnam vor Entweihung bewahrt bleibe. Draußen vor den Mauern wüthet der Khan der Avaren. Gifulf war ihnen entgegen gezogen. Die östliche Stadt des Longobardenreiches, die Civitas Austriae, mußte durch seinen Arm gegen die Barbaren geschirmt werden. Die Schlacht war unglücklich. Die Horden Ungarns siegten, aber es gelang den Longobarden, den Leichnam des Königs zu retten. Sie legten ihn in einen großen römischen Steinsarg und vermauerten ihn mitten in der Civitas.

Nun taucht die seltsame Gestalt der Gemahlin Romilda auf. Sie wird nicht als nervenschwach geschildert. Statt in Thränen aufgelöst, mit Riechfläschchen gegen Dhnmachten anzukämpfen, geht sie auf den Wällen umher und erblickt den Khan. Die Ueberlieferung stellt Romilda als eine Buhlerin da. Der wilde Khan gefällt ihr. Sie will ihn besitzen und schlägt ihm gegen das Versprechen des Beilagers die Uebergabe der von ihrem Gemahl bis zum Tode vertheidigten Stadt vor. Der Khan geht auf den Vorschlag ein. Seine Avaren plünderten und sengten in der Stadt, er selbst genoß die Umarmung der Herzogin. Aber die Arme verlor das Spiel. Der Khan gab sie am nächsten Tage zwölf seiner Håuptlinge preis, am dritten Tage aber ließ er ihr einen Holzpfahl durch den Leib treiben.

Das war die Leichenfeier des Gifulf. Nun ruhte er dreizehn Jahrhunderte in der Stille. Da drang wieder Licht in den Sarkophag, und verwundertes Volk, von dem die wenigsten den Namen des Herrschers jemals nennen gehört hatten, umstand die verschollene GröÙe. Mitten in das Heldenstück hinein aber mengt sich als Zwischenakt ein Satyrspiel. Es giebt in Görz einen gelehrten Advokaten, welcher die Echtheit des Gifulf und insbesondere die der Inschrift nicht gelten lassen wollte. Trotz der Augenscheinlichkeit des Gegentheiles blieb er auch der Meinung, daß hier eine Fälschung begangen worden sei. Was die Buchstaben G I S U L anbelangt, so erklärte er sie für „Fahrer“ (*fantastici ghiribizzi*), die durch den Meißel des Steinmeß entstanden seien, welcher den Sarkophag aus seiner Cementkruste loslöste. Den Einwohnern der Civitas, die bereits aller Ecken und Enden den Namen ihres ältesten Herrschers gesehen hätten, wäre es alsdann ein Leichtes gewesen, die Fahrer so herzurichten, daß sie ungefähr den geträumten Namen vorstellen konnten, und dazu hätte die nächste beste Schneiderscheere genügt.

Nun trifft es sich, daß das kleine, freundliche, schwächliche Männchen, welches des Amtes als Custode im Regio Museo waltet, in seinen zahlreichen Mußestunden das ehrfame Schneiderhandwerk ausübt. Als eines Tages Herr Angelo Arboit aus Udine, der über einer Vertheidigung des Gifulf gegen jenen valente Goriziano arbeitete, wieder ins Museum kam, traf er Doch hören wir Herrn Arboit selbst.

„Ich klopfte zum vierten oder fünften Mal an die Museumsthür, um die streitigen Gegenstände genauer, als ich es früher gethan hatte, zu untersuchen. Denn durch Reibung läßt man das Licht glänzen und der Widerspruch stellt die Wahrheit ins Reine. Meinem Klopfen antwortete ein ungeheuerliches Seufzen (*un sospirone inaudito*). Diesem Seufzen

folgte alsbald bis zum halb geöffneten Eingang die Schmerzengestalt des unglücklichsten aller Custoden. Ein namenloses Unglück schien ihn heimgesucht zu haben. Das bleiche Gesicht, die eingefallenen Augen, das wirre Haar, die blassen Lippen, die zitternden Hände deuteten auf das Einschreiten irgend eines Verhängnisses hin.

»Was fehlt Ihnen? Sind Sie unwohl?«

»Unwohl? Der Doktor Bizarro (so heißt der Görzer Gelehrte) hat mich vernichtet.«

»Wie so?«

»Er sagte, daß eine Schneiderschere den Namen Gifulf's auf den Sarg eingekratzt haben kann.«

»Und was dann?«

»Aber Herr, ich bin ja Schneider, und die ganze Welt wird glauben, daß ich es sei, der den Betrug ausgeführt hat.«

»Kein Mensch wird das glauben.«

»Warum?«

»Weil man weiß, daß Sie ein illetterato sind.«

»Durchaus nicht. Ich kann ja lesen und schreiben.«

»Nun ja, so so. Aber nicht hinlänglich, um solche Charaktere zu fälschen.«

»Gott im Himmel! Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen.«

Ein anderer Seufzer entrang sich seiner Brust, nicht schwächer als der vorige. Aber es war ein Seufzer der Hoffnung, der Genugthuung.“

614 und 1874, Romilda's Seufzer und die des Schneiders

Weil wir aber nun doch im Museum sind, so betrachten wir uns ein wenig die anderen Dinge.

Es sind vorgeschichtliche Sachen, römische und lombardische. Zu den ersteren gehören Fibeln, Nephrit-Keile. Zu den zweiten

Sarkophage, blaues cyprisches Glas, Glasurnen mit Knochen, Dreifüße, Glöckchen, Haar- und Nähnadeln, Lampen, Löffel, Pfeisken aus Bein, Terrakotten, Mosaik, Inschriftsteine, Katapulte.

Manche dieser Geräthe sind mit Zeichnungen im ägyptischen Geschmacke versehen. Von longobardischen Schmucksachen aus dem vierten Jahrhundert wird man kaum irgendwo eine solche Auswahl finden. Goldschmiede könnten sich da Muster holen. Man sieht goldene Kränze, Armbänder mit Edelsteinen, viel Zierath aus Glas und Bernstein. Es ist die Kunstgewerbe-Ausstellung aus den Tagen des Alboin und Thurismund — aus den Tagen, in welchen der König seine Gemahlin zwang, aus dem Schädel ihres von ihm geschlachteten Vaters zu trinken, aus den Tagen der Wollust, des Giftbechers, des Mordes! Gleichwohl würde keiner der dort aufbewahrten Harnische nur zwei Drittheile der Brust bedecken, und die Schwerter schienen mehr für halbwüchfige Jungen, als für Männer gemacht. Die Helme erreichten mir nirgends zugleich Stirnrand und Abflachung des Hinterkopfes — sie mußten beim ersten Schritt herabfallen.

Noch ein Blick auf die Inschriften, die Stifter und Gönner, den Grafen Bal Sassina und Thurn und Quintino Sella — dann wieder hinaus ins Freie. Granatenblüthe und Cypresse im Sonnenschein erfreuen nach der Wanderung in der Dämmerung der Zeiten und des Gewölbes.

Von Gisulf nehmen wir auf dem Hauptplatz unter den Fenstern des Paulus Barnefried Abschied. Dort verkündet uns ein Stein im Pflaster des Bodens: Qui si trovò interrata l'arca del duca Gisulfo. Männer in Helmen und Eisen- gewändern senkten ihn ein, Magistratsräthe in Cylindern umgaben seine Auferstehung.

Wir sind aber mit den Longobarden noch nicht zu Ende.

Diesmal ist es der freundliche Pfarrer Giovanni Battista Perini, der uns geleitet. Abermals geht es in die Schauer der Völkerwanderung hinein. Als die Franken das Königreich der Longobarden zerstörten, rief der Patriarch Sigvald von Aquileja Nonnen aus Salto am Torre nach Cividale. Am Steilufer des Natifone stand ein Tempel der Besta. In diesen Tempel baute die Königin Peltrudis ein Chor hinein, um ihn herum aber ein Kloster. Ins Kloster wurden alsbald die Reliquien einiger Märtyrer übertragen, die ein Jahrhundert früher Herzog Lupus in Grado geraubt hatte.

Damals gab es nur Benediktinerinnen, später wurde das Kloster von Ursulinerinnen bewohnt, bis auf den heutigen Tag. Inmitten ist ein großer Garten und aus den Gängen hallen die frischen Stimmen der Mädchen, welche da von den Schwestern erzogen werden.

Im nördlichen Säulengange ist ein longobardisches Thor, über dessen Schwelle man den zur Kirche umgestalteten Tempel der Besta betritt. Noch sieht man den marmornen Herd des heiligen Feuers. Er ist jetzt Pult. Auch viele der farbigen Stücke des Pflasters haben noch den Tritt der Bestalinnen verspürt. Wundersame Knäufe und Architraven, Malereien aus dem zehnten bis zwölften Jahrhundert an den Wänden ergreifen den Beschauer. Herr Perini freut sich unserer Verblüffung. Anders kann ich das Gefühl nicht nennen — es ergeht Einem seltsam bei solchen Schaustücken. Es durchzuckt uns, wie beim Anblick des Parthenon oder der Mosaikbilder von Ravenna, eine Ahnung von einem Trug, in dem wir mit unserer Zeitvorstellung befangen sind, ein Gefühl, wie im Traum, aus dem wir aufzuwachen streben.

Da ist auch im Marmorgefäß, von longobardischen Meißeln geschmückt, die Asche der Königin Peltrudis. In der Höhe aber stehen — etwas Einziges — sechs longobardische Marmor-

bildsäulen aus dem achten Jahrhundert, vier heilige Frauen, zwei heilige Männer. Die Königin, deren Ueberreste unten in der Base liegen, war es, welche sie anfertigen ließ. Die Wände sind mit dem dunkelbraunen Getäfel der Chorstühle bedeckt, welche die Tage der Karolinger gesehen haben. Nehmen wir dazu noch die korinthischen Säulen des Besta-Tempels und die Namen der Soldaten einer Kohorte, die unter Trajan gegen die Barbaren fielen, so haben wir das Bild der Longobarden-Kirche von Santa Maria in Valle.

Gleichwohl wäre ihr Bild unvollständig, wenn wir nicht noch einen Blick in das rechts vom Heiligthum befindliche Gemach würfen, welches, wie ich glaube, als Sakristei benützt wird. In dieses dringt durch geöffnete Fenster Licht. Wir sehen, daß wir hart am Felsenrand hoch über dem blaugrünen Natifone stehen. Wäre Oesterreich 1856 nicht eingeschritten, so läge Tempel und was dazu gehört schon im Flusse. Vor uns spannt sich in der Tiefe die Brücke des Eberhard von Willach (gebaut um 1450). Sie setzt zuerst auf einen Felsen in der Mitte des Stromes und dann auf dessen rechtes Ufer. Hinter ihr erscheinen die Häuser der Stadt und weißer als sie der Schnee auf den Gipfeln der Berge, welche die Quellen des Sponzo umragen. Dazu Nachtigallen- und Amselgesang, Frühlingshauch und Sonne. Wenn ich einmal, in den Spuren unserer großen Geister hinkend, einen Roman aus den dunklen Jahrhunderten schreibe, dann gehe ich weder nach Stuttgart, noch nach Leipzig, noch nach Berlin, sondern setze mich an einen solchen Ort.

Nunmehr kommt der Dom an die Reihe. Ich schweige von den kühnen Bögen und den dämmerigen drei Schiffen, sondern gehe sofort zu dem achteckigen Baptisterium. Vor elfhundertvierzig Jahren sind die Zierathen oben angebracht, vor vierzehnhundert Jahren ist es gebaut und sind seine Säulen

von parischem Marmor aufgestellt worden. An den Bögen hängen Lampen, welche Demjenigen, der in das Becken hinabstieg, das Licht der göttlichen Gnade andeuteten. Drei Staffeln sind, den drei göttlichen Personen entsprechend, und drei waren es der Untertauchungen und bei jeder wurden die nämlichen angerufen.

Auch dieses Kunstwerk ist durch die Verlegung des Sitzes der Patriarchen von Aquileja nach Cividale entstanden. An Aquileja erinnern hier, wie hundert andere durch die Kirchen und Gassen der Stadt zerstreute Denkmäler, acht Säulen von griechischem Marmor, einem Atrium der Römerstadt entnommen, an den Altären und an einem Pfeiler der marmorne Stuhl, auf dem die Patriarchen zu ihrer Würde erhoben wurden.

Was ist jetzt noch Alles zu begehren? Unter Vielem sei Einiges erwähnt: die Martinskirche, einst Grabstätte der longobardischen Herzöge, und der Marmoraltar des Herzogs Pemmo, Gemahls der Katberge, Vaters des Raxis, der König der Longobarden wurde, die longobardische Kapelle in der Kirche des heiligen Petrus und Blasius; Santa Maria del Monte, im fünften Jahrhundert berühmt; San Giovanni in Xenodochio, ein Hospiz des siebenten Jahrhunderts; Reliquienschreine der Longobarden in schier allen Kirchen.

Von den Gemälden zu sprechen, reicht hier der Raum nicht. Die beiden Palma, Paul Veronese, Pellegrino von San Daniele, haben hier Meisterwerke hinterlassen.

Für mich sind das Merkwürdigste die Handschriften im Archiv des Kapitels. Die Pergamentbibeln mit Malereien aus dem achten Jahrhundert, das Gebetbuch jener heiligen Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen war, mit byzantinischen Miniaturen, die älteste Handschrift des Paulus Warnefried sind Schätze. Am Nachmittag kommen Streiflichter der Sonne herein, spielen auf den grellen Farben, glitzern im Gold,

Silber, Elfenbein und den Edelsteinen der Einbände. Das Wundersamste aber ist das Evangeliarium des heiligen Markus, später des heiligen Hieronymus geheißten, und wie mir scheint, das berühmteste Buch auf der Erde überhaupt.

Dieses Buch läßt die Sage den Evangelisten (von dessen Aussehen und Persönlichkeit sich übrigens im Kapitel gleichfalls eine Beschreibung aus dem zehnten Jahrhundert vorfindet) auf einem Felsen in der Nähe von Grado schreiben. Aus den Händen des Apostels empfing es der heilige Hermagoris. Später gelangte es in das Kloster des heiligen Johannes am Ausfluß des Timavus. Dieses zerstörten die Hunnen. Dann wanderte das Buch über Beligna und Aquileja in die Civitas Austriae.

Das Mittelalter verehrte dieses Buch, welches in Wirklichkeit während des vierten Jahrhunderts geschrieben worden ist und vom heiligen Hieronymus zu Aquileja dem Erzbischof Chromatius geschenkt wurde, als die einzige von einem Apostel herrührende Handschrift wie einen Schatz von unsäglichem Werthe. Dem entsprechend haben sich auch seine Schicksale gestaltet. Karl der Vierte ließ einige Blätter des Markus-Evangeliums nach Prag bringen, bestellte dazu einen Einband aus Gold und Perlen und befahl, es alljährlich am Ostertage herumzutragen.

Der Doge Tomafo Mocenigo aber, cum certam notitiam habemus quod liber scriptus propria manu gloriosi evangelistae, holte sich den Rest des Evangeliums vom heiligen Markus (im engeren Sinne) und stellte es, in Krystall verwahrt, unter den Schätzen von San Marco auf. Dort ist es noch heute verwahrt, doch sind die Buchstaben durch Feuchtigkeit unleserlich geworden. Der Rest ist aber vortrefflich erhalten, sowohl die Blätter zu Prag, als auch die drei noch übrigen und in einem Bande zu Cividale verwahrten Evangelien.

Alle diese Schicksale erregen indessen vielleicht weniger unsere Theilnahme, als die abergläubische Verehrung, die diesem Buche während des ganzen Mittelalters zu Theil wurde. Wie man Wunderwerke der Natur oder Kunst besucht, so wurde zu diesem Buche gewallfahrtet. Es galt für segenbringend und ruhmreich, auf eine Seite desselben den eigenen Namen anzubringen.

Deswegen ist dieses Evangelium des heiligen Markus das Fremdenbuch des Mittelalters geworden. Aber was für ein Fremdenbuch! Da stehen und haben sich eingeschrieben: Alboin, der die Longobarden nach Italien führte, die Könige Rachis, Liutprand, Aistolf; Autharis' Gemahlin, die Königin Theodolinde und ihre Kinder; Giseltrud, die Schwester des heiligen Anselmus, des Freundes Karl's des Großen, Abtes zu Nonantola und — — das helle Zeitenschwert, der große Mann des ersten Jahrtausends, der Märchenheld: Karolus Magnus. Was hinter diesen kommt, all die Kaiser bis zu unserem Jahrhundert herab — vermag unsere Neugierde kaum mehr zu erregen. Es ist genug, mit der Signatur dieses Mannes allein wären ja die Blätter ein merkwürdiges Buch.

Kennen unsere Geschichtsforscher die sechsundzwanzig Bände Pergament-Handschriften vom Jahre 1000 abwärts?

Sprachforscher, Orientalisten mögen auf eine andere Seltsamkeit aufmerksam gemacht werden. Es befindet sich in Cividade eine Vertlichkeit, die den Namen Giudaica führt, Fundstätte zahlreicher hebräischer Inschriften. Eine derselben, die noch vorhanden ist, spricht von einem Steine, auf dem das Jahr 156 des vierten jüdischen Jahrtausends vorkommt. Dieses Jahr ist gleich dem 604 v. Chr. Man hat, nach v. Czörnig, dem ich diese Mittheilungen verdanke, daraus den Schluß gezogen, daß die Hebräer schon nach ihrer ersten Zerstreung

unter Sanherib hierher gekommen seien. Eine Durchforschung ihrer vielen Inschriften würde sich gewiß lohnen.

Bevor ich von der alten Civitas Austriae scheidet, gedenke ich gern des neuen Cividale. Seinen Bewohnern gebührt der Ruhm, daß sie die (allzu spärlichen) Gäste freundlichst empfangen und mit Stolz durch die Wunder ihrer Vaterstadt geleiten. Es ist ein Volk von höflicher Art, und der Wanderer erkennt wohl, daß er an einer Stätte uralter Gesittung weilt.

Aus diesem Grunde ist es erfreulich, zu sehen, wie etwas von dem Deutschen, was uns an Cividale selbst erinnert, der Pflege solch guter Sitte gewidmet ist. Dieses Deutsche ist das Dasein eines deutschen Dichters, der hier geboren wurde. Es ist Tomasin von Zerclar, auch zur Kläre, von Cirkeläre genannt, den die Italiener Tomasio de Cerchiari heißen. Dieser war ein Dienstmann jenes merkwürdigen Wolfger, Bischofs von Passau, Patriarchen von Aquileja, der als vermuthlicher Dichter des „Freidank“ gleichfalls unter die deutschen Meistersänger gerechnet wird. Wolfger war es, der auf seiner Burg Scharfenberg ober Cividale 1214 Herrn Walter von der Vogelweide bewirthete. Im benachbarten Schlosse Grafenberg hatte 1192 Hartmann von der Aue seinen „Graf“ geschrieben und ihn mit Ginevra nach Tolmein, Zwein's Burg, reiten lassen. Was nun unseren Tomasin anbelangt, so gelangte er 1209, als König Otto der Vierte, um sich zum römischen Kaiser krönen zu lassen, auf seiner Romfahrt bei Rovereto an der Etsch lagerte, mit ins Lager und wurde er, der Dichter des „Wälſchen Gastes“, dem deutschen Könige von Wolfger, dem angeblichen Dichter des „Freidank“ vorgestellt. Es soll indessen hier nicht verschwiegen bleiben, daß die Person dieses Dichters vollständig unsicher geblieben ist. Man weiß nicht einmal, ob „Freidank“ als ein Titel oder als ein Dichtername zu deuten sei.

Die Kenntniß seiner Lebensart, sanfter Sitte, die der

Dichter des „Wälſchen Gaſtes“ zu verbreiten trachtete, ſcheint längſt in die Gewöhnung aller Inſaſſen ſeiner Vaterſtadt übergegangen zu ſein:

beidin frawen unde herren
 ſulen fremde liute eren
 iſt ſin ein frömdler man nicht wert,
 ſie Habent ſich ſelben geöhrt.
 Iſt ſin aber wert der
 ſo habent ſi beide er.

Lauscht nun der Deutſche hinauf zu den Cypreſſen-Hügeln, in die Gärten, aus denen die Granate glänzt, zu verblichenem Mauerwerk, ſo vernimmt er keinen Klang mehr von teutonischer Muſe. Wolfger und Freidank, Hartmann und der feine Meiſter „zur Kläre“ ſind verſchollen.

Die wälſche Zunge herrſcht und ſchreitet fort. Sie wird auch an ihren jetzigen Grenzen nicht ſtehen bleiben. Aber einen Blick ſoll jeder Deutſche, der zwiſchen Cormons und Udine fährt, jenen alten Schauplätzen eigener Herrlichkeit gönnen und ſich der Zeiten erinnern, in welchen Macht und Klang deutſchen Weſens weit über jene Marken hinausreichte, hinter welche ſie mit der Zerbröckelung der alten Kaiſermacht zurückgedrängt worden ſind.

So iſt auch die alte Stadt der Patriarchen nicht mehr Civitas Austriae, ſondern ein verödeter Ort des wälſch gewordenen Friaul, Cividale.

Ein Herbststrauß.

Oft werden südliche Oktobertage gerühmt. Es kommen ihnen alle die Schönheiten zu, die dem nordischen Herbst nachgesagt, aber selten gefunden werden. Wärme und Licht sind stetig, man fürchtet weder Wolken, noch Nebel, noch jäh aufziehende Wetter. Groß ist noch die Fülle der Blumen, da kein Reif bis dahin dem Leben der Pflanzen schädlich geworden ist.

Wir befinden uns abermals am alten Tulmentum, Tiliaventum, dem Flusse, der einst den Karni Grenze gegen die Japyden war. Vor uns bewegen sich in weiten Feldern die dunkelbraunen Aehren des Durra-Grases. Von den Nebendächern herab hängen die Trauben, deren Beeren von der durchscheinenden Sonne in orangerothe Kugeln umgewandelt werden. Der kahle Monte Campion, der dort hinter Gemona aufstarrt, ist so zum Greifen nahe, daß die Klarheit der Luft, welche die Täuschung ermöglicht, darüber vergessen wird. An den Rainen sind noch nicht die fliegenden Herbstfäden der Wolfsspinnen zu sehen, dagegen spinnt die blasfrothblüthige Flachseide mit ihren feinen Stengeln sich als Viane um eine Menge ihrer niedrigen Genossen.

Durch das Eintauchen in die Blendung des Oktoberlichtes scheint Alles starr geworden zu sein. Nichts rührt sich, kein Blatt auf dem Maulbeerbaum, kein Mensch unter den großen Einfuhrthoren der Häuser. Beim „Gallo“ zu Artegna theilen sich die beiden Wege — der nach Gemona und der nach Osoppo, beide durch Licht und Schatten in eine goldene und eine pechschwarze Hälfte getheilt — aber weder Mensch noch Thier schreitet auf einem der zwei breiten Bänder.

Osoppo oder Gemona? Wohin wenden wir uns?

Dort drüben, der steile Ke gel, der gleich dem Dos di Trento steil und unvermittelt aus dem breiten Thale emporragt, der trägt die alte Beste, um die so oft gestritten worden ist. Von dort donnerten die Felschlangen des Savorgnan gegen die Kaiserlichen herab: *Osopi defensio totius patriae conservationis causa fuit*. Dort auch hielten die Udinesen sieben Monate lang die dreifarbig e Fahne gegen die Soldaten Oesterreichs.

Herüber steht das siebenthorig e Gemona auf einem hohen, vom Monte Chiampon herabgewetterten Schutthaufen. Auch dieses hatte einst seinen Montefalcone, seine Falkenburg. Allenthalben ragt altes Mauerwerk, den Zugang zu Germaniens Bergen oder in die Ebene Wälschlands zu überwachen.

Wir lassen das eine wie das andere Ziel liegen und gehen durch die ebene Flur mit dem Tagliamento abwärts.

Durch die hohen Halme des Durra-Grases windet sich der Feldweg. Vor uns liegt das sonnige Flachland, hinter uns das drohende Gebirge. Die Leute, die dort unten wohnen, wo das Land ins Meer übergeht, das königliche Volk der Lagunen, waren es, die mit all den Herren, die in den Falkennestern an den Bergen saßen, fertig geworden sind.

„Unter den alten Burgherren war es,“ so fängt jede Erzählung des Insassen dieser fruchtbaren Gelände an, wenn er uns irgend etwas Wildes, eine düstere Ueberlieferung mittheilen will. Ueberall stehen an den Berglehnen die „gebrochenen“ Bollwerke.

Manche freilich von diesen Bollwerken sind umgewandelt worden in sonnige Landhäuser und Paläste, sowie das italische Land eines Ezzelino da Romano sich in das Land der großen Freistaaten verwandelte. Dort oben über Tarcento ragen die Trümmer des alten Kastells der Frangipani, das schon im vierzehnten Jahrhundert als Sühne für den Mord des Pa-

triarchen Bertrand von Aquileja niedergebrannt wurde, unten aber in der Stadt steht die schöne Loggia, der Palast der Herren, welche den Schutt ihres Mauerwerkes verließen. Dort im Garten des Palastes, über dem die Pinie grünt, sprudelt jene Quelle Helice, zu deren Verherrlichung Cornelio Frangipani einundsechzig Dichter einlub. Noch wird uns ein Band* gezeigt, der ihre Gesänge gesammelt faßt.

Auch ein Deutscher, der mehr als dreihundert Jahre später des Weges zog, bekam hier das Dichten. Er setzte sich in der gegenüberliegenden Osteria zu einem Krüge feurigen Cevedino, der von der Sonne aus den Hügeln um Cormons herausgeglüht wird, und widmete den einundsechzig Poeten der „Rime“ folgendes Sonetto:

„Der Herr Tarcento's laß die Quell' im Garten
In Marmorquader fassen und entlehne,
Wie für Bandusia's Quell' die Hippokrene,
Den Namen selbst der Dichtung alter Barden.

Er mag des Springquells künft'gen Ruhm erwarten,
Er hoffe auf Apollon und Athene,
Daß der geruf'nen Dichter sechsmal zehne
Ihn preisen hell in allen Tonesarten.

Was kommen da für hagere Gesichter,
Für Brunnenold ein klimperndes Gelichter,
Die Sänger eines Mäßigkeitsvereines!
Sie preisen nicht den Göttersaft des Weines,
Von ihren nassen Liedern singt man keines —
Man heißt bis heute sie nur Wasserdichter.“

* Helice. Rime e versi di vari compositori del Friuli sopra la Fontana Helice del Signor Frangipani di Castello. Venezia 1556.

Auch die Burg von Trigesimo dort drüben wurde zur Villa umgestaltet. An den Wänden, an denen einst die Rüstungen hingen, erfreuten das spätere Geschlecht die Fresken des Pomponio Amalteo — des nämlichen, der uns auf Osoppo selbst eine schöne Ansicht des herrlichen Bollwerks aus der Vogelschau hinterlassen hat.

Es giebt da, so weit das Auge reicht, verschiedentliche Merkwürdigkeiten. Da sind die zwei grauen, viereckigen hohen Thürme auf dem Schloßberg von Gemona und unter ihnen die buckelig auf den vor Jahrhunderten heruntergeschwemmten Schutt hingebaute saubere Stadt — der wundersame weiße Dom mit der Anbetung der heiligen drei Könige des Porbenone — Gräberfelder allenthalben, dort unten bei Ospitaletto, wo man Mumien aus der Erde zu Tage förderte, bis hinüber gegen Cividale und an den Ratisone hin, wo tagtäglich in Sandgruben und Ackerfurchen Spuren alten Lebens aufgewühlt werden. Dort oben auch, auf den Hügeln von Sankt Agnese, schläft allerlei Gestaltung in rothem Marmor. Dort bricht der „Rosso di Gemona“.

Die Geschichte dieses Landes ist ausgesprochen in den Marksteinen und Gedentzeichen ihres Gesichtskreises. Im Osten ragt der Nanos, den Schiffern der Adria eine Weisung nach Nordost, aus dessen Schluchten, wie aus den Felsenhöhlen des Aeolus, die Bora herabstürzt. Dort haufen Slawen. Im Westen glitzern Tagliamento und Meduna, und mancher Uferort an der letzteren hat die Galeeren der Venetianer gesehen. Beide Flüsse galten den Karni als Grenze, das reinste „Carniello“ aber wird noch heute zu Tarcento gesprochen.

Selbst der oberflächlichen Betrachtung drängt sich der Unterschied im Gesichtsausdruck, in Brauch und Art zwischen den Menschen ost- und westwärts des Tagliamento auf. Hier haben wir den romanisirten Slawen, dort den Venetianer vor

uns. J. v. Zahn sagt: „Vormals reichte das wendische Element bis weit in die Ebene und sogar über den Tagliamento. Vor fünfzig Jahren war slawisch auch die Hauptsprache zu Attems (Attemis nördlich von Udine); jetzt hat es sich schon auf die Höhen und in die Tiefen des inneren Berglandes gezogen. Vor dem Romanismus hält es nicht Stand; dieser wirkt unwiderstehlich, aber ohne sichtbaren äußeren Zwang. Käme es ihm darauf an, so drückte heute kein slawischer Fuß mehr das italische Land.“

Vom Standpunkte der Rassen-Politik aus wäre kaum ein Einwand dagegen vorzubringen gewesen, wenn man seinerzeit als Grenze Oesterreichs und Italiens nicht, wie jetzt, das Riesbett des periodischen Fließchen Judrio, sondern den Tagliamentostrom selbst gesetzt hätte. Der Oesterreicher mag sich indessen über diese Schmälerung mehr freuen als ärgern. Denn im anderen Falle hätte man im Reichsrathe einige nationale Know-Nothings und Schulverderber mehr. Das wäre der Gewinn gewesen.

Was übrigens die Macht des Romanismus gegenüber dem Slawenthum anbelangt, so hat Zahn vollkommen Recht. Man kann die gleiche Behauptung auch auf die slawischen Gegenden des bei Oesterreich verbliebenen Küstenlandes ausdehnen. Wer vor zehn Jahren den Karst von Komen, Sessana, Nabresina bereiste und seine Erinnerungen mit den Beobachtungen von heute vergleicht, wird finden, daß die italienische Sprache an Umfang gewonnen hat. Den Grund braucht man nicht weit zu suchen. Die krainerische, windische, slowenische oder, wie man bereits sich auszudrücken beliebt, slawische Sprache ist ein Werkzeug der Ausbildung, der Arbeit und des Verkehrs, welches sich in Berührung mit der italienischen Civilisation als ungenügend erweist. Als wirksames Gegengift hätte sich offenbar die größere Berücksichtigung der deutschen Sprache

im Schulwesen bewährt. Man hat statt dessen das „nationale Element kräftigen“ zu müssen geglaubt. Es steht dahin, ob das helfen wird. Vorläufig sind die Fortschritte des Romanismus unverkennbar.

Wir verlassen jetzt das breite Tagliamentothal, gehen über Faedis nach dem wunderbaren Sibidat oder Cividale, dem Pompeji des Longobardenthums, dann über Madonna del Judri nach Cormons, Görz und zur Madonna di Merna am gelbgrünen Wippachfluß.

Von hier aus treten wir eine Wanderung an, welche uns die Slaven im „Ghetto“ des Karstes, umdrängt von dem Anprall lateinischen Wesens, im Gegensatz zu jener Bevölkerung der tieferen Flußthäler zeigen wird. Zwischen dem Leben dort oben und dem der anstoßenden angeschwemmten Ebene, in welcher allenthalben italiische Kunst ihre Denkmäler hinterlassen hat, zeigt sich ein Unterschied wie zwischen den Bergwildnissen des Kreidefalkes und den Gärten um die alten Palazzi, in denen Granatbaum und Myrte gedeiht.

Von der Madonna di Merna, der ich weiter unten ein eigenes Kapitel widme, auf die Hochfläche Nad lohem, d. i. auf der Aue hinauf, zieht sich ein Weg, den selbst ein Bauer der Herzegowina für allzu rauh erklären würde. Man könnte glauben, die Schottersteine eines Königreiches seien da zusammengetragen. Doch pflücken wir uns zwischen den fahlen Kollstücken die ersten Blumen unseres Herbststraußes — Cyclamen. Sie sind so schön roth wie die Flecken auf dem grauen Felsgestelle des fernen Tarnovaner Waldes in der Abendsonne. Diese bedeuten herbilich gefärbtes Buchengestrüpp.

Auf der wüsten Hochfläche Nad lohem ist eine weite Rundschau. Man sieht das Meer, die Flüsse Wippach und Ssonzo, den heiligen Berg über Görz, Alles ist grau und blau von Hochgebirg und das Meer leuchtet. In den Vordergrund ge-

hört ein Steinadler oder Geierfalk, der sich ruhig über der Fläche wiegt.

In sanfterem Roth blüht der cantabrische *Convolvulus*. Fügen wir ihn bei. Jetzt naht sich wieder bepflanzt Boden, und da ist es aus mit den schönen Blumen. Die Natur prangt nur dort, wo sich ihr die Nützlichkeit nicht aufdrängt, im Hochmoor, auf Alpenhöhen, im Felsgewirre des Karst. Dort sind die grellen Kelche.

Wenn man auf dieser Hochfläche Umschau hält, so nimmt man wahr, daß hier kein Ort sein kann für Kleinmalerei. Das Einzelne ist wüßt, sagt nichts — im Ganzen aber stimmt die Landschaft wie Heldenlied. Auf solchem Grunde muß man sich große Begebenheiten denken, eine Völkerschlacht, das jüngste Gericht.

Zu ähnlichen Betrachtungen laden alle Eindrücke ein. Während Alles im kalkigen Widerstrahl blendet, ist von den kahlen Hügeln, die dort um den Terfelj und Senica Brh herumstehen, der eine und andere ganz schwarz und nächtig. Das geschieht durch die Schatten einiger Wolken, die unmerklich am Himmel fortwandeln. Es sieht aus, als ob Riesengespenster dort langsam durch die Wüste schritten.

Unter der Erde sind da überall Höhlen. Fast keine derselben ist erforscht. Wasser haben in der Diluvialzeit sich allenthalben Räume ausgegagt. Dafür aber ist die Neka (weiter im Westen Timavus genannt) aus dem breiten Thale von Brestovica verschwunden. Eines Blickes nur bedarf es, um zu erkennen, daß hier ein Fluß am Rande der Berge durch die breite Rinne dahin floß, jetzt noch erkennbar am Doberdo-See und am unterirdischen Geflusse der Wasser von Jamle.

Die Hochfläche mit diesen großen Bildern erstreckt sich von Lokrica über Hudi Loh (die „schlimme Lu“) bis Sella. Dort

bricht die breite Bodenwelle jäh ab. Dieser Absturz, an dem man 160 Meter tief hinabsteigen muß, war das nördliche Steilufer des alten Flußthales. Nirgends zwischen Meer und Alpen giebt es im Karste eine so tiefe Einsenkung, wie des Thales, aus dem die Neka verschwunden ist. Während alsbald über den See die Karstfläche zu einer Höhe von weit über 100 Meter aufragt und dann weiter im Norden die Kette des Terstelj abermals zu 400 bis 500 Meter ansteigt, liegt Brestovica, welches die Einsenkung andeutet, noch nicht 80, Valle noch nicht 60 Meter über dem Meere.

Auf diesem Abstieg können wir manches Blatt dem Buche unserer landschaftlichen Erinnerungen, manche späte Oktoberblüthe unserem Strauße zulegen.

Herrlich weit schaut das Auge. Wir sehen über den Golf von Triest hinüber zu den Bergen Istriens, und das Fernrohr zeigt uns drüben die Leuchtthürme. Unten ist das tiefe Thal des Flusses, der sich in die Unterwelt gesenkt hat, jenseits auf einer anderen Hügelreihe die Falkenburg Dietrich's von Bern, die über Monfalcone steht, Villa Vicentina, Aquileja und eine weite Blendung des Meeres.

Am Rain der Blockmauer steht die Triester Nelke (*Dianthus Tergestinus*), eine rothe Blume, und das italische Leinfräut. Auch die Blüthen von *Osyris alba* sind roth. *Calaminta minthaefolia* verbreitet Pfeffermünzgeruch. Alles das wird in den Strauß gesteckt.

Vor uns schwirrt die liburnische Hummel durch die Luft und der schwarze Mordkäfer *Procrustes Spretus* versteckt sich bei unserer Annäherung im Geröll. Im dichten Laub der von einer Blockmauer eingefriedigten Maulbeerbäume läßt sich noch der Laubfrosch vernehmen. Unten am Stamme trieft es den Maulbeerbäumen aus einer großen Wunde — es ist dies ein Siechthum, das ihnen der Mensch angethan hat, der sie

zwei Frühlingsmonate hindurch nicht athmen läßt, indem er ihnen die Blätter wegnimmt.

Brestovica liegt am Fuße des alten Ufers in der Tiefe. Inmitten seiner Häuser steht ein mächtiger Zurgelbaum (*Celtis australis*), hohl, daß einige Menschen sich hineinzustecken vermöchten, ein Dorfbaum, an dem die wenigen Schriftstücke angehängt sind, in denen die Ortsobrigkeit zu den Invasoren spricht, welche das zu Laibach ausstudirte modische Schrift-Slowenisch einer anonymen Akademie selbst dann nicht verstehen würden, wenn sie überhaupt lesen könnten.

Von den Ulmen (*breſt*), die dem Orte den Namen gegeben haben, ist nichts zu sehen. Es geht damit wie mit den Zerr-Eichen (*Cer*) im benachbarten Cerovlje. Halten wir Einkehr. Durch den unmauerten Hof, dessen Wohngebäude im oberen Stockwerke gegen den Hof zu auf zwei Seiten mit der bekannten illyrischen Veranda ausgestattet ist, die man von Serbien bis auf die Tiroler Grenze Kärntens hin wahrnimmt, gehen wir über ein weiches, tiefes, übelriechendes Kjöckenmöckling zu der schwarzen Küche, begrüßt von gleichfarbigen Säuen. Der Mann spricht gut, das Weib schlecht italienisch, das heißt die an der Küste übliche venetianische Mundart. Ihre Bemerkungen über den seltenen Gast zischeln sie sich in der heimathlichen, stark mit italienischen und auch mit deutschen Wörtern untermengten, slawischen Zunge zu.

Selbstverständlich ist der Gast ein Spion, der von drüben herüber ins unerlöste Land gekommen ist, bei mehr wohlwollender Auffassung ein »perit«, ein Grundeinschätzer, den das Gericht in verdächtiger Absicht hinausgeschickt hat auf die Aecker, die mit Schweiß dem Karst abgerungen worden sind. Dunkler Wein und rohe weiße Rüben sind heute das Mittagmahl.

Bald jenseits Brestovica gelangen wir in fruchtreiches Ge-

lände. Hier tritt asphaltiger dunkler Schiefer zu Tage, reich an Fischüberresten. Pflirsche, Feigen, Granaten deuten auf die nahe Meeresküste. Schon bewegt sich häufig an den Mauern hin die blaßgrüne Mantis-Heuschrecke, das „wandelnde Blatt“, und große Eidechsen sonnen sich. Hier und da steht einsam eine Pinie vor dem tiefblauen Gesichtskreis.

Wir durchschreiten Mauninja und erreichen Sanct Polaj. Wir sehen den langen Kalkstein-Viadukt, welchen der Schienenweg überschreitet, unmittelbar bevor der Reisende aus Norden zum ersten Male die Adria sieht. Sein Aufbau erinnert an die römischen Wasserleitungen der Campagna. Von allenthalben blizt das Meer entgegen, vom alten Justinopolis Istriens drüben, vom Zauberschloß Duino her und von jenseits der Lagunen von Aquileja. Wir sind abermals in den Bannkreis jener Gessittung eingetreten, die wir am Ufer des Tagliamento verlassen haben.

Und nun stecken wir noch, uneingedenk der Abmahnung des Horaz, der keine rosa sera in seinem Kranze haben will, eine Rose, die wir dem Stationsgarten zu Nabresina geraubt haben, ihn zu vervollständigen, in unseren Herbststrauß.

Die heilige Stiege an der Wippach.

In einem norddeutschen Kalender lese ich als Tagesbefehl für den Beginn des Monats März: „Die Oberherrschaft des Winters ist gebrochen. Die Knospen auf Bäumen und Gesträuchen schwellen. Mit dem Leben im Felde und auf dem Acker entfaltet sich das Leben in den Lüften. Am befreiten Bach blüht die gelbe Kuhblume. Auf kahler Haide steht die blaue Ruchenschelle.“

Wenn man in naturbeschreibende Bücher hineinschaut, findet man viele ähnliche Züge angedeutet. Vom Fortziehen der nordischen Enten bis zum „Dickwerden“ der Zwiebeln, vom Sang der Lerchen bis zum Erwachen der Fledermäuse werden uns eine Menge von Angaben entgegen gehalten. Ich will die Anzahl dieser vaterländischen Naturbilder nicht vermehren, sondern gleich den Fischreihern oder Holztauben, die noch schwankend zwischen dem Schilf der Lagune, dem Delgarten des Meeresstrandes und dem Alpensee oder Fichtenforst des Nordens herumziehen, in diesen Tagen, in welchen der nordische Mensch gern dem Süden entgegen eilt, mich zwischen Fels und Meer halten.

Ich glaube, von einem einzigen Punkt aus würde man in diesen Tagen kaum so seltsam Verschiedenes sehen, als von irgend einem Gipfel der kärntnerischen Alpen. Die Kärntner bilden sich zwar ein, sie hätten in diesem Jahr keinen Winter gehabt, aber wer von der Meeresküste herauf kommt, braucht nicht lange, um ihn in den Falten ihrer Berge zu finden. Bevor die Sonne aufgeht, röthet sich das Eis des Wörthersees vom Wiederschimmer des Ostens. Die Erde ist hart gefroren und erweicht sich erst gegen Mittag. Nichts ist grün, als Bäche und Tannen. Saatkrähen, deren Fittig im Sonnenglanz aus Schwarz zu Weiß wird, schwirren über Felder hin. Es ist Winter — mögen sie sagen, was sie wollen.

Das ist der Ausblick auf der einen Seite der Berge. Auf der anderen setzt sich das Bild zu einem Frühlingsstück zusammen. Das wunderliche Gelbgrün der Trauerweide senkt sich zum Rasen herab, auf dem der Safran blüht. Die Reben, deren Triebe vorbrechen, werden an neue Pfähle gebunden, in Hecken singt die Amsel und vergilbte Blütenblätter auf dem feuchten Boden erinnern an das bereits geschwundene weiße Prangen des Mandelbaumes. Am aller schönsten aber

sind die rothen Blüthen des Pfirsich, insbesondere wenn das Grell der Farbe noch gehoben wird durch den Hintergrund des Delhaines.

Es ist das freilich noch nicht der richtige südliche Frühling, vielmehr verhält er sich zu jenem, wie der Gesang der Amsel zu dem der Nachtigall. Aber es ist das freudige Vorgefühl desselben. Auch das blasse Grün der Trauer- oder babylonischen Weide in Vergleichung mit dem der Buche gäbe ein hierher gehöriges Sinnbild. Aber schon Hesiod rechnet diese Tage, in denen der Arkturus spät aufgeht, zum wirklichen Frühling.

Während es in den Städten Oberitaliens von Flüchtlingen aus dem Norden wimmelt, goldene Brillen und entzückte Frauenaugen aus den Waggonn der Brennerbahn schauen, der Münchener zum Salvator pilgert und der Wälsche die ersten wilden Spargel verzehrt, gehen wir draußen irgendwo zwischen Sfonzo und Meer spazieren.

Während Alles grünt und sproßt, treibt die Thorheit der Menschen ihr altes Unwesen. Früher war man der Meinung gewesen, daß ein Baum um so angenehmer wirke, je mehr er Schatten spende. Das ist ein von den „Fachmännern“ längst überholter Standpunkt. Das heutige Ideal des Baumes ist der Besenstiel.

Wer's nicht glaubt, schaue sich die Platanen-Allee an, die nach Görz hinein führt. So wie einer dieser unglücklichen Bäume einen Ast auszurecken beginnt, wird dieser abgeschlagen. Nur Besenstiele werden geduldet. Der Baum darf nicht mehr Schatten von sich geben, als der Zeiger einer Sonnenuhr. Das ist eine von den modernen epidemischen Formen des Wahnsinns, die blos deshalb nicht für solche gehalten werden, weil man sie allenthalben erblickt. Ob wohl die Platanen auf dem Place Perd-Temps zu Lyon am Genfer See in ihrer Jugend auch so behandelt wurden? Aber die

Majorität hat das Wort und der Vereinzelte, der schüchtern die Frage nach dem Was und Wie des Unsinns aufwirft, wird als bizarrer Sonderling mit Achselzucken belehrt.

O Isonzostrand, wie bist du so schön und welche Narren sind deine Baumkünstler!

Görz ist eine Frühlingsstadt. Wer Freude an Farbenabstufung hat, schaue sich in den Tagen der Pfirsichblüthe das Saatengrün im südlichen Frühling und daneben das Grün der Cypresse an. Die beiden verhalten sich zu einander wie die jugendliche Hoffnung, die ins Leben hinaus stürmt, zu jener anderen Hoffnung, die am Rande des Grabes nicht aufgegeben wird. Der gelbe Keps steht dazwischen und da und dort lodern weißliche Flammen, blüthenbedeckte Pflaumenbäume. Die Knospen der Lorbeerblüthen werden bald aufspringen und die Kastanien sprengen das Glanzharz der Knospenhüllen.

Wir wallfahren. Im Flitter der Sonne ragt vor dem Höhenzug im Süden des Wippachflusses die „heilige Stiege“ von Miren oder Merna. Es wird dort gewiß ein schöner Blick sein, denn alle Wallfahrtsorte liegen schön. Hinaus zur heiligen Stiege! Zu irgend einer Weitschau werden wir auf ihr schon emporklettern, sei es die eine oder die andere.

In der Luft giebt es keinen anderen Hauch mehr als den der Veilchen. Die Blume, welche man zum Sinnbild der Bescheidenheit gemacht hat, scheint die vordringlichste von allen geworden zu sein. Es ist so, wie es Martin Greif in den Hendekasyllaben seines „Römischen Frühlings“ schildert:

Warum fliehen wir nicht zur Bergesstille,

Aus der lärmenden Stadt zur Bergesstille?

Wann das purpurne Veilchen rings die Stellen

Süßer Ruhe bedeckt und herzlich üb'rall

Mit den lieblichen, wohlbekanntnen Schwestern

In die Seele uns lacht der frohe Frühling —

So geht es vorüber an den Gärten mit Nadelhölzern, vorüber an den Pinien und am Myrtengebüsch. Schon ist die Vorstadt des heiligen Rochus, schon St. Peter hinter uns und an den Dörfern erkennt man das Slaventhum. In einer seit etwa zehn Jahren unter den deutschen Literatoren aufgenommenen Redewendung zu sprechen, würden wir sagen, wir befänden uns „im Bann slawischer Gesittung“.

Es ist merkwürdig, wie ähnlich sich die Landschaften im Bereiche des Mittelmeerbeckens sehen. Die istrischen Steilküsten, der Abfall des Tarnovaner Waldes, der Felsumkreis von Triest würden sich ebenso leicht in das Gestade von der Provence, von Kalabrien oder Griechenland einfügen. Wandernde Schatteneilande auf fernen fahlgrauen Felsen, die im Sonnenschein mit dem Himmel zusammenschließen, wehren den Blick ab und nöthigen ihn dem nahen Grün zu. Luftzüge, die von fernen Schneefeldern der karnischen Alpen herabstreichen, sind willkommen.

Es giebt Viele, die im Nebel sich Todesgedanken hingeben, in der Trübung, unter grauem Himmel. Andere aber bringen das nicht fertig, sondern eben die Trübung fordert in ihnen Gegenthätigkeit heraus. Es beginnt die nordische widerstrebende Thatkraft sich zu regen. Hinwieder begegnet es eben diesen Letzteren, daß sie mitten im Sonnenglanz des italienischen Flachlandes unter wolkenlosem Himmel trübselige Anwandlung verspüren.

Regungslos liegt der Glanz auf den Blattflächen, von Thürmen, die das Auge nicht sieht, hallt jenes eintönige südlische Läuten. Die dunklen und hellen Nadelhölzer, Cypressen und Pinien sind wie Gegensatz von Tod und Lust auf der Erde verstreut. In solcher Regungslosigkeit, im unbeweglichen Lichte, schleicht sich Heimweh nach irgend etwas Unbekanntem heran, und wenn es der Tod ist, an den wir

denken, so erscheint er nicht als Böses, sondern wie ein süßes Geheimniß.

In den Tagen der Pfirsichblüthe erscheint das Alpengebirge Denjenigen, die von Italien aus gegen Norden schauen, als ein breites weißblaues Band, welches dort um den Gesichtskreis gezogen ist. Die Grenze zwischen den beiden Farben ist keine ständige. Meist rückt das Blau in die Höhe. Es kommen aber auch Tage, an welchen es wieder herabgedrückt wird und die weiße Hälfte breiter geworden ist. Das sind jene, welche den Leuten in den Bergen und jenseits derselben die Frühlingslaune bringen mit Graupeln und Schneeflocken, mit Sonnenschein und finsterem Gewölk. Unbekümmert um jenen Kampf bindet hier der Landmann die Rebe an den Pfahl und breitet sich die purpurrothe Zahnlilie über ganze Hänge des Hügelbodens aus.

Im Dorfe Nerna wird der Wippachfluß, die Vipava, überschritten. Es ist ein träges, trübgrünes Wasser, wie alle Karstflüsse. Schaumblasen sieht man oft unbeweglich auf ihnen stehen und an mancher Windung gleichen sie mehr einem Teiche als einem Fluß. Sie haben etwas Verschlafenes an sich. Es ist, als ob die Flußgeister, von denen diese Strömung bewegt wird, sich noch immer die lange Nacht nicht aus den Augen gerieben hätten. Die lange Nacht aber das ist ihr Weg in der Unterwelt. Die Wasser der Wippach fließen, gleich denen der Laibach oder Reka, auf vielen Böden der Höhlen. Oder wenn man es ausdrücken will, diese Flüsse werden alle groß geboren und ihre Quellen sieht Niemand. Denn was man als Quelle zeigt, das ist schon Fluß oder doch Bach. Wegen solch verschlafenen Ganges winden sie sich in Schlangenlinien dahin, und noch dort, wo die Wasser auf jene blauen des Fsonzo treffen, bleiben sie stehen wie unschlüssig, ob sie mit ihnen weiter zum lichten Meere, im rascheren Gange hinabrauschen wollen.

Nahe am Flusse ragt der Hügel, auf dessen Höhe sich die heilige Treppe befindet. Es ist ein vorgeschobener Hause von Hippuriten-Kalk. Man hat Steinbrüche darin angelegt.

Rundlich windet sich der Weg zum Gipfel, am Rande mit den herkömmlichen Kalvarienberg-Stationen besetzt, an deren Mauerwerk die Stifter ihre Namen anzubringen nicht unterlassen haben.

Es ist schon so, wie es sich Jeder gedacht haben wird, der viele Stätten der Wallfahrt gesehen hat. Sie ist schön. Man weiß ja, wie Wallfahrtsstätten allenthalben an Orten verschollenen Götterdienstes eingerichtet wurden. Sie gleichen darin den Raubburgen der Südalpen, deren kaum eine nicht auf früherem Gemäuer stände, das die Hände eines unbekanntes Volkes aufgethürmt haben.

Auch so manchem größeren Orte unserer Seen gleichen sie, dessen Hotel Bellevue au Lac sich aus früherem Pfahlbau entwickelt hat. Die Priester des neuen Glaubens knüpften an die Gewöhnung des früheren an. Die Leute jenes früheren Glaubens aber suchten sich zu ihren Andachtsorten und Opfer-Altären stets absonderliche Gründe. Lichtungen im Wald-dickicht, Berghöhen, Höhlen, Schluchten, Steilwände über Wassern — mochte der Ort gestaltet sein wie immer, stets hing ihm etwas Auffallendes an. Man betrachte sich nur einmal die Wallfahrten von Tirol. Ein Duzend Beispiele können dort für jedes der angegebenen Muster von der Waldlichtung bis zur Klamm angegeben werden, vom Gampen bis zum Georgenberg. Die Leute haben gewußt, was wild und groß, was bewegend und dem Dämon zugehörig ist.

Also auch diese heilige Treppe ist schön, und jene Besucher von Görz, denen die Ausdauer fehlt, die noch viel schönere Wallfahrt des Monte Santo zu erreichen, mögen sie aussuchen. In der Zeit der Pfirsichblüthe sieht man eben diese, die in

den Pflanzungen lodert, gleich einer Flamme von Theater-Strontianfeuerfaß am lichten Tage. Ueber diese Feuerwerkerei hinaus breitet sich das Küstenland aus und in weiten Bogen der Schnee der Gebirge.

Am Heiligthum ist nichts Besonderes zu sehen. Neben der Kapelle, die seit alten Zeiten die Zufluchtsstätte der Pilger war, ist eine hohe Kirche errichtet worden. Aber sie ist leer. Kein Gemälde, kein Altar ist an den kahlen Mauern zu sehen. Auch die Tünche fehlt. Es müssen Spenden abgewartet werden.

Die heilige Treppe von Miran ist, wie alle gleichnamigen Treppen, ein Abbild jener, auf welcher Christus zum Gerichtsstuhle des Pilatus hinauffstieg. Sie besteht aus achtundzwanzig Stufen. In jeder derselben befinden sich zwei Reliquien, durch viereckige Metallstücke gekennzeichnet. In die oberste aber sind drei eingelassen und darunter die vornehmste von allen, ein Splitter vom Kreuzbaume des Herrn. So sieht es dort oben aus. Am schönsten ist der Abend, wenn auch der Schnee der Alpen die Farbe der Pfirsichblüthe annimmt.

Graf Karl Coronini zu Görz hat dieser Gestaltung einen Vers gewidmet, den ich der Sonderbarkeit halber, damit Diejenigen, die am Küstenlande eine Freude haben, auch ein seltenes Idiom zu sehen bekommen, in zwei Sprachen, der toskanischen und dem landesüblichen Furlan, theilweise hier einfüge.

Toscan:

Dietro a li fra rupi agresti
 Infra spessi e bruni pini
 I nevosi giochi alpini
 Alto innalzano le creste
 Pel ghiacciato aereo vel,
 Ed in gelida parvenza
 Bianchi perdonsi nel ciel.

Furlan:

A liu daiir crez sora crez sam-
 massin
 L'abete spicca fur in verd color
 E blanchis monz di freda glaz
 J'intassin
 Perfin nei nui, che turbiz stan
 intor.

Unter allen Umständen, glaube ich, hat der Leser die Ueberzeugung gewonnen, daß im schönen Küstenland die heilige Treppe sich an Reizen auszeichnet. Ich habe sie in den wonnigsten Tagen gezeigt, in denen der Pfirsichblüthe. Wir haben im Lichtglanz etwas wie von Ahnung der Unendlichkeit empfunden, und die Cypressen schienen von der Gleichheit im Tode zu flüstern.

Es ist gewiß erfreulich, wenn der Eine und Andere meinen Fußstapfen folgt. Genuß steht dem bevor, der im Frühling das südliche Land aufsucht, *delle Esperidi tesoro*.

Aber Manches läßt sich aus unserem Gedächtniß nicht verdrängen. In Schmutz und Krankheit seufzen Viele, während wir hier lustwandeln. Wenn wir aus den ernstesten Pyramidengipfeln der Cypressen etwas von der Gleichheit im Tode verlauten hörten, deuteten uns die Kronen der Pinien vor den weißen Landhäusern auf die Ungleichheit im Leben hin. Zudem aber ist es der Anblick des auf dem einsamen Hügel von Muschelfalk in der Dede stehenden hohen Wallfahrts Hauses, welcher in die andere Gedankenreihe hinüberleitet. Dieser gewaltige Bau, eine Wallfahrtskirche unter Hunderten zwischen Tsonzo und Piave, ist durch Spenden zusammengebracht worden. Freilich führt nicht nur zu ihm eine heilige Stiege, sondern auch Diejenigen, die spendeten, wußten, daß von ihm wegaufwärts eine andere Stiege in den Himmel führt, auf deren Staffeln Spender ihn leicht erklimmen.

Ich mache es nun wie der Graf Karl Coronini, welcher das Gedicht verfaßte, worin er in vier Sprachen die Herrlichkeiten des Küstenlandes pries. Auf der letzten Seite aber steht: „Der Ertrag ist für das Seehospiz zu Grado bestimmt.“

So geht es mit dieser Wanderung zur heiligen Stiege. Zuerst sehen wir alle Herrlichkeiten der Frühlingswelt und dann wenden wir uns zu den Elenden.

Viele Worte sind nicht nöthig, aber es muß doch hinter dem Amethystglanz der Pfirsichblüthe, welcher die Bühne beleuchtet, hin und zu jener charonischen Stiege geschritten werden, auf welcher im griechischen Theater die Götter des Abgrundes herauf kamen. Da sehen wir alsbald eine verwahrloste Gasse in einer Stadt. Seifiger Schmutz klebt an den Mauern, hinter zerbrochenen Fensterscheiben wüthet der Brautwein und der Hunger. Müde Weiber schleifen das Laster über den Unrath der Gassensteine. Heisere Stimmen fluchen, Hohnworte verfolgen einen wohlhabenden Verirrten, der in dieses Labyrinth gerathen ist. Niemals erreicht die Sonne jene Kammern. Unter der Thür sehen Kinder, bleich, mit dürren Armen, angeschwollenem Unterleib. Die Augen sind lichtscheu, die Lippen von schlimmem Schleim angefressen. Sie reifen der Schwindsucht entgegen.

Noch ist zu helfen. Läßt sich die Barmherzigkeit in jenen Höhlengängen nieder und führt die Armen hinaus in die Luft des Meeres, so können sie geheilt zurückkehren. Die Lungen, die ohne solches Eingreifen in Eiterwasser verwandelt werden, kräftigen sich. Die Jugend bleibt dem Leben und der Arbeit erhalten.

Menschen, die sich von solcher Barmherzigkeit bewegen lassen, haben sich seit längerer Zeit zusammengethan, um auf freier Düne der Adria, draußen im Salzhauche des Strandes von Grado, an heimischer Küste, eine solche Stätte des Segens zu schaffen. Oft sind milde Beiträge aus den Orten des Küstenlandes geflossen und die Wirkung ist so gewesen, wie sie erhofft wurde. Das Meer ist der Gesundbrunnen der Skrophelkranken. Man hat damit das Beispiel der großen Nation nachgeahmt, die an den Küsten der Normandie längst solche Asyle gegründet. Aber die Wohnstätten dort in Grado sind beschränkt, die Mittel gering, die Thätigkeit erschlaft. Es muß

ein Unterkunfts- und Hospiz für die Opfer der Skrophulose gegründet werden.

Unter die Räthsel dieser Welt gehört es, daß die meisten von Denjenigen, welche für das Uebel empfindlich sind, wenig oder nichts dazu beizutragen vermögen, daß es gelindert werde. Aber es ist doch eine Thatsache, daß ein Gott, der auch „nach außen etwas bewegen kann“, in manchem Herzen der Wohlhabenden wohnt. Diesen gilt der Spaziergang zur heiligen Stiege. Mögen sie dem Grafen Karl Coronini oder sonstigen Sammlern ihre Gaben zuwenden, Staffeln zum Himmel werden sie sich nicht bauen, aber sie werden Hoffnungslose aus den dunkelsten Räumen der Erde in lichtere Gebiete derselben hinaufführen.

Es lockt die Versuchung, unserer Gesittung und unserem Jahrhundert eins anzuhängen, indem man Kontraste weiter ausmalte. Man könnte erwähnen, wie das unentgeltliche antike und mittelalterliche Baden in Europa abnahm, dafür die Skrophulose zunahm. Dann wäre es auch nicht schwer, packende Vergleichen anzustellen über Sinn und Wirkung der einen und anderen großen Ausgabe unserer Stadtgewaltigen und der für die Befreiung des heranwachsenden Geschlechts von jener schauerlichen Kachexie. Man könnte noch weiter gehen — eine leichte Aufgabe für den Stilisten. Indessen schweige ich. Bescheiden wir uns mit der Hoffnung, daß dieser Ausflug in den Glanz der Welt und in ihr Elend hier und dort den Samen zu einem edelmüthigen Entschlusse eingelegt haben möge.

Leben im Tarnovaner Wald.

Nordöstlich von Görz ragt der Tarnovaner Wald. Es ist ein aus Jurakalkschichten bestehender Gebirgsstock zwischen den Thälern des Ssonzo und der Idrizza, auf dem sich in mittlerer Erhebung von acht- bis neunhundert Metern über dem Meere eine Hochfläche von neuntausend Hektaren Ausdehnung hinzieht. Dieselbe ist fast bis zu den Abstürzen hin mit hochschäftigem Forst bedeckt. Ueber dieselben steigen noch Kuppen auf, die man weit vom Meere aus erblickt. Sie sind um vier- bis fünfhundert Meter höher als die mittlere Erhebung und eine von ihnen, der Belki Lukovec, wird mit eintausendvierhundert und dreiundfünfzig Metern eingeschätzt, unterscheidet sich also an Höhe wenig vom hochragenden Nachbar des Semmering, dem Sonnwendstein.

Der Wald ist der mächtigste, den Oesterreich besitzt, und wohl ein Thiergarten zu nennen. Es ist ein Wald mit Durchblicken auf den Schnee der Hochalpen und die blendende Fläche des Meeres. Ueber ihm schwebt der Adler, durch das Dickicht äst das Reh, unter seinem Boden starrt in mancher Mulde Gletschereis. Es ist eine nordische Welt, ausgebreitet über der südlichen, auf welche sie als eine ungeheuerliche Bastion herabschaut.

Wer aus der Flur von Görz, von den Ufern des Ssonzo in jenes Waldreich emporsteigt, der ist um fünf, sechs Breitengrade nach Norden gegangen. Am meisten wird das um die Wende der Jahreszeiten verspürt und darum will ich den Leser in den kühlen Wald führen, wenn in den Gärten der Tiese die Traube gefelktert wird, die letzten Feigen am Baum hängen, droben aber der Winter lauert.

Zu diesem Zwecke versehen wir uns vorerst in den Garten, in dem Görz ausgebreitet liegt.

Des Gegensatzes wegen sei geschildert, wie der Lorbeer seinen Schatten auf Mauern wirft und Rosen über dem Rasen stehen. Auf den breiten Blättern der Kürbisse liegt Morgenthau, er funkelt. Ueber lebendige Zäune (die Gärten sind nicht, wie im frommen Südtirol, mit unübersteiglichen Mauern eingefriedigt) erheben sich Cypressen. So sieht es aus, ob man sich in der Richtung des Rosenthales oder in der von Solkan ergeht.

Von Solkan erhebt sich alsbald der Weg an ungeheuerlichen Cypressen vorüber gegen den heiligen Berg. Unten fließt der Fionzo. Seine Farbe kann nicht anders beschrieben werden, als indem man sagt, es sei die Mischung von Grün und Blau. Weit hinauf auf den jäh anstrebenden Bergpfad dringt sein Rauschen. Aus dem Norden haben sich die blauen Blumen der amethystfarbigen Mannstreue, aus dem Süden Citronenkraut auf diesem Kalk angesiedelt, in dem die Kurzfüßler des Kreidemeeres begraben liegen.

Der Weg, den man zum Herabbringen von Holz aus den Forsten längs der Lehnen des Gebirges hin angebracht hat, ist ein Musterbau. Ohne von Steigung viel zu verspüren, sieht man allgemach die Kuppe des Monte Santo, die doch so hoch auf den Platz von Solkan und das Fionzo-Gestade hinabschaut, hinabsinken. Gleichwohl ragt seine Wallfahrtskirche an sechshundert Meter über dem Wasser, den weiß-grün-grau-blauen Wellen, die einer Fläche von persischem Kalait gleichen.

Wer kahles Karstgebirge hoch aufgebaut im wandelnden Licht und Schatten sehen will, der trachte an einem Herbsttage nach dieser Höhe. Ueber Gargaro hinweg ragen fern und nahe graue Felsen. Es ist eine Landschaft wie in der Herze-

gowina. Doch hat sich unten in der Tiefe des Thalspaltes Sand und Dammerde als Anschwemmsel eingefunden, auf denen Früchte gedeihen. Auf diesen Höhen der Straße merkt man den Hochwald, dem man entgegenstrebt, an nichts Anderem, als an den mächtigen Stämmen und Balken, die, von einem Frachter einstweilen abgeladen, hier und dort am Rande derselben liegen.

Es dauert lange, bis man zu den bloßen Rippen des Rudistenkalkes gelangt, hinter denen die Wälder von Tarnova anfangen. Weit hinauf reichen die Eichen und Kastanien. Dann aber sind die Höhen, an denen der Weg angelegt ist, grau von Stürmen angenagt. Sind auch sie einmal von Hochwald beschattet gewesen?

Das ist die Frage, über welche die Gelehrten des Karstes streiten. Die Einen bejahen, die Anderen verneinen. Wenn ich auch hineinreden soll, so sage ich, daß wohl auch hier einmal mächtige Bäume gegrünt haben können, wenn sie viel weiter oben, auf rauheren Höhen, in urwaldähnlichem Buchse beieinander stehen. Warum wollen wir an Unmöglichkeit glauben? Freilich fehlen die Zeugnisse der Geschichte. Aber ein anderer kleiner lebendiger Zeuge ist da.

Dieser Zeuge ist das Alpenveilchen, das Cyklamen, welches im Spätsommer zwischen den Nigen duftet. Cyklamen erheben ihre rosenrothen Kelche dort, wo sie vom Buchwald beschattet werden, halten aber auch lange Zeitläufte nach dem Verschwinden der Bäume aus.

Ein Beispiel: Buchwald bedeckte noch am Anfang dieses Jahrhunderts den Monte Baldo am Gardasee und Jahrhunderte früher auch die Lastre, die Kalkplatten, zwischen denen jetzt die Straße von Nago nach Torbole hinabführt. Holzfäller und Kohlenbrenner haben den Wald vernichtet, aber nach wie vor blüht in den Zwischenräumen der von den

Wettern des Himmels gesprengten Felstafeln die lieblichste aller primelartigen Blumen. Das Cyklamen deutet auf alten Waldstand.

In den Hauptorten des Ternovo-Waldes, in Ternovo (Tarnova), Lokva, Karnica, Dol haufen kaiserliche Forstverwalter und Forstwarte, die von ihren Amtsgenossen in der Tiefe wegen ihrer weltentrückten Ansiedelungen gern „Waldteufel“ genannt werden. Es sind durchwegs gebildete und gastfreie Männer. Was die Einsamkeit anbelangt, so möchte diese vielleicht weniger hart beurtheilt werden, wenn man erfährt, was beispielsweise der vortreffliche Verwalter in Ternovo von seinen Fenstern überschaut.

Hier ist der Triglav und der Mangart, dort sind die Dampfer und die Fischerbarken auf dem Meere. Im Morgenstrahl zeigen sich die Thürme der Stadt des heiligen Markus und deutlich heben sich aus der blauen Tiefe die Häuser von Udine ab. Das weite Flachland Venetiens liegt da ausgebreitet, von den hellen Bändern seiner Ströme durchzogen, die in gleicher Richtung zum Meere wallen.

Aber nicht nur durch den Ausblick erkennt man die gewonnene Höhe. Die Linde, deren Blätter unten noch kaum vom Gelb des Herbstes angeflogen sind, steht hier kahl. Ihr gegen Südwest vorgeneigter Stamm erzählt von der Wucht der Bora. Dahin saust diese, daß die Glocken im Campanile von ihr in Bewegung gesetzt werden und zu läuten beginnen. Wenn die mit Stämmen beladenen Fuhrwerke von ihr überrascht werden, so spannt der Frachter seine Zugthiere aus und flüchtet. Oft ist es nöthig, auf Händen und Füßen zu gehen, um nicht über die Lehne hinab geweht zu werden.

Verlangt es uns nach menschlicher Staffage, so nehmen wir wahr, daß die saubere stattliche Försterei eine Dase ist. Südslawischer Brauch macht sich hier in all seinen Eigenthüm-

lichkeiten breit. Das Aussehen der Häuser und Wohnungen ist bosnisch. Fünfhundert Meter und noch mehr höher, in den ärmsten und wildesten Thälern Tirols giebt es anheimelnde und gastliche Stuben. Hier ist die Ausstattung der Sennhütte nicht nur auf Höhen, wie die von Ternovo, sondern an allzu vielen Orten auch ins Flachland hinabgestiegen.

Schauen wir uns das Wirthshaus an. Ueber Schmutzlachen hinweg wird ein trostloser Raum erreicht, auf dem ein Feuer brennt. Ein armes, ungewaschenes Weib hinkt heran. Die Brocken des Brotes, welches sie uns reicht, werden von heulenden und im Streit miteinander fauchenden Ragen fortgezerrt, in denen das Fleisch vertrocknet zu sein scheint.

Allenthalben in der Nähe von Ternovo sieht man sorgfältige Pflege des Waldes. Auf hohen Ruppen, wo die Bora am wüthtesten schaltet, sind mächtige Kronen und Wipfel dem Nachwuchse zum Schutz übrig gelassen worden. Nirgends erspäht man Kahlhiebe, und bei trefflichen Einkünften stehen gleichwohl überall säulengerade Hochstämme. Wenn Jemand vom Förster verlangte, er solle binnen einer Viertelstunde ihm einen erlegten guten Rehbock bringen, derselbe käme nicht in Verlegenheit.

In kleinen Rodungen arbeiten fleißige Menschen. Dort bückt sich ein alter Mann über den Boden. Unter seinen Händen fliegen Steine weg und fallen klirrend auf den von ihm angelegten Sammelhaufen. Dieser Mann „macht“ sich eine Wiese. Nebenan befindet sich eine andere, die noch nicht „gemacht“ ist. Nachdem er die Steine fortgetragen, düngt er den Boden und säet Getreide hinein. Dieses Getreide erntet er nicht ein, sondern läßt es verwittern.

So bildet sich nach und nach eine Schicht für die Grasnarbe. An anderen Karststellen, die nahe am Schienenwege liegen, ist zu sehen, wie eine solche Schicht durch Kohlen-Lösche

gebildet wurde, die man vom Bahnhofe geholt hat. Sehr kümmerlich sieht vom Aussehen solcher Wiese der Grund ab, der nebenan auf das Dürftigste mit Gras bestanden ist.

Aber was helfen die winzigen Wiesen und Erdäpfel-Mecker im weiten Walde den Ansiedlern der Höhe? Sie vermöchten nicht ihr Dasein zu fristen, wenn sie nicht einiges Entgelt gewönnen als Holzfäller oder Frachter, als Tagelöhner im Forstgebiet.

Hier sieht man den Karst, wie er vor seiner Verwüstung war und wie er auf flachem Boden der Ebene, mit Ausnahme von dort, wo sein Boden Schiefer oder Sand ist, nur mehr an wenigen Stellen gefunden wird. Wie an so vielen Orten, hat sich der alte Charakter der Landschaft auf die unzugänglicheren Gebiete zurückgezogen.

Daß wir trotz des Walddickichts unter unseren Füßen Karstboden haben, das beweisen uns nicht nur bleiche Rippen, die aus dem Moos und den Farnkräutern hervorbrechen, sondern auch die Unterhöhlung des Bodens, auf dem, wie allenthalben im Karst, kein Bach sichtbar ist. Die Wasser suchen sich ihren Weg unterirdisch und brechen irgendwo am Rande des Absturzes aus, wie beispielsweise im herrlichen Quellenbache von Vitovli, der sofort Mühlen treibt. Die Niederschläge dieser Hochfläche und dieser Berge finden unter der Erde ihren Weg zur Wippach. Darum findet man mitten im Forste Löcher, die zur Unterwelt führen, deren Wölbungen von Wassern gebildet worden sind.

Ein solch klaffender Eingang befindet sich auch in der Nähe von Ternovo. Man sieht nicht auf den Boden des Trichters. Wenn man einen Stein hinabwirft, so vernimmt man Minuten lang sein Aufschlagen in unsichtbaren nächtlichen Klüftungen. Dieses Loch sei der Einbildungskraft unserer alpinen Dorfgeschichtenschreiber empfohlen. Da in den Werken derselben

der bekannte Abgrund, in dem Feind, Nebenbuhler, Böfewicht zu verschwinden hat, als unerläßlich gilt, so mag ihre Aufmerksamkeit auf diese grausige Tiefe gerichtet werden, in welcher das Opfer besser verheimlicht wird, als in der grausamsten Gletscherspalte, die sie sich ersinnen. Vielleicht läßt Frau von Hillern ihre nächste „Geier-Wally“ auf dem Karst spielen. Geier giebt es hier viel mehr als in Tirol. Zudem hat hier die Wirklichkeit schon vorgearbeitet.

Die Geschichte ist kurz erzählt: Es war einmal ein Forstwart und ein Mefner. Dieser Letztere genoß des Rufes eines Holzdiebes, Wilderer's, Schlingenfängers oder dergleichen. In Folge dessen Feindschaft zwischen dem Mefner und dem Forstwart. Dieselbe geht aus wie gewöhnlich. Der Dieb bringt den Förster um. Um seine Unthat zu verbergen, wirft er ihn in das bodenlose Loch. Es entsteht Verdacht. Leute aus dem Dorfe lassen sich an einem Seile gegen den Eingang des nächtlichen Gebietes hinab. Auf einem Windwurf, einem Baumstamm, den der Sturm in den Trichter hinabgeworfen und der quer in demselben hingesprenzt liegt, fand der Suchende Blutspuren und Menschenhaare. Weiter vermochte er nicht vorzudringen. Der Leichnam liegt noch in der Tiefe. Der Mefner aber, als er sich verrathen sah, stürzte sich von der Höhe des Campanile zu Ternovo herab und zerschmetterte sich den Kopf an einigen viereckig behauenen Baumstämmen. So roh wie diese Geschichte ist, kann sie freilich dem Publikum nicht aufgetragen werden. Da gehören noch eine trugige Maid, die Schrecken uneingestandener Liebe, die Wuth der Eifersucht dazu. Wegen der Sprache, die hier allerdings nicht deutsch ist, brauchen sich die vaterländischen Schriftsteller keine Sorgen zu machen. Lassen sie ihre Figuren reden wie sie wollen, so entfernen sie sich nicht weiter von der Wirklichkeit, als durch die Sprache, die sie ihren Aelplern anthun. Nochmals seien

hiermit Karstklüfte zur Lösung epischer Knoten und Erleichterung von „Ausgängen“ unseren literarischen Manufakturen auf das Beste empfohlen.

Noch etwas Anderes als das lang fortdröhnende Steinauffschlagen hat unsere Verwunderung erregt, wie wir vor dem tiefen Loche standen. War es Ueberraschung, Angst oder Zorn — die schiefergrauen Felsentauben, die in den Tiefen nisten, empfangen das hinabpolternde Felsstück mit vielstimmigem Gurren. Allenthalben sind Tauben in den Karsthöhlungen. Manche der letzteren heißt nach ihren Gästen Golobinka. Doch wirken die Stimmen wunderlicher, wenn sie unverhofft aus der Unterwelt empordringen.

In der Edda heißen die Götter „Liederschmiede“, weil sie dichterisch reden, wenn sie sich sehen lassen. Wo reden sie mehr als im Walde, den sie geschaffen? Unser Geschlecht, welches bald vergessen wird, wie ein Hochwald aussieht und die Sprache der grünen Dämmerung und der Götter nicht mehr hört, soll nach diesen Höhen pilgern. Wir hören da Lieder, aber nicht diejenigen, die wir gelesen haben. Wir sind in alte Vaterhäuser zurückgekehrt.

Es berührt uns ein Anhauch von Freiheit. Im Walde wächst Alles wie es will und seine Thiere sind nicht Sklaven der Menschen. Dort saust ein Rudel Rehe vor unserer Annäherung den Berg hinauf. Zwei Rußhäger erwarten uns ruhig auf einem Stumpf neben dem Wege. Jrgendwo pfeifen Spechte zwischen den Fichten. Zwischen grauem Baumbart, der fast zum Boden herabreicht, zwitschert ein Zaunkönig. Wenn der Geruch Ausströmung des innersten Wesens der Dinge ist, so gilt Waldhauch das Leben, das uns anathmet.

Manchmal kommt die Verheerung herein. Ich rede hier nicht von regnerischem Thaumwetter mit jäh darauf einfallendem Frost, welcher, indem er die Leiber der Thiere mit Glatteis

umgiebt, sie sicherer tödtet, als die ingrimmigste Kälte oder Bora. Es sei nur der vierfüßigen Mörder gedacht. Vor fünf Jahren brach eine Wanderschaar von Wölfen, die aus Kroatien ausgewandert waren, in den Tarnovaner Wald. Dieselben jagten den Rehen nach und erwürgten ihrer eine große Anzahl. Außerdem aber vergaßen sie ihre herkömmlichen Schlachtopfer, die Schafe, nicht. In eine einzige Doline (trichterartige Karstgrube) hinein versprengten sie derer sechs- undzwanzig. Von diesen wurden vierundzwanzig durch Zerbeißen der Kehlen getödtet. Eins fraßen sie auf und ein anderes entfloh mit geringer Verwundung. In diesem Jahre scheint, wie die Jäger es aus Spuren deuten, ein Luchs auf der Durchreise begriffen zu sein. Aber es wird des Bleibens nicht sein für den grausamen Räuber.

Einen seltsamen Anblick bot damals das Fortschleppen der erwürgten Schafe und Hammel. Da die Bergbewohner deren Fleisch nicht essen mochten, so kamen die „Ländler“, die Bewohner der Ebene, herauf und trugen sie auf Fichtenästen über die felsigen Pfade hinab in die Niederung.

Auf halbem Wege, etwa zwischen Lokva und Karnica, gelangen wir, etwas abschweifend, zur seltsamsten Erscheinung dieser Wälder. Dort ist eine Grube, auf deren Boden man dormalen nicht hineinsieht, weil Leitern, die ehemals hinabführten, zerbrochen sind. Man könnte jetzt nur mit Seil und Steigeisen auf den Eingang gelangen.

Dort unten, wo die Bora den Winterschnee hinabsegte, hat sich ein unterirdischer Gletscher von gewaltiger Mächtigkeit angesammelt. Während oben die Flocken bald zu grobkörnigem Firn werden, erscheinen die tieferen Schichten zusammengepreßt und nach unten hin starrt und glänzt Eis, zu dessen Bildung gewiß außer der Wucht des Druckes die verdichtende Wirkung der wärmeren Luftströme zerklüfteter Unter-

welt beiträgt. Gletschergelehrte könnten sich vielleicht da Aufschlüsse holen, die zur Lösung der Fragen geeignet sind, welche sie sich selbst stellen. Sicherlich entsteht hier das Eis nur durch Schnee, nicht, wie in den Eisgruben an der Bendel, durch Wasser und Verdunstungskälte. Darum werden die Eismassen dieser letzteren nur in der Sommerhize, die des Tarnovaner Waldes dagegen im Winter und Frühjahr gebildet. Die Forstdirektion zu Görz hat die Ausbeutung dieses Gletschers verpachtet. In höchstes Erstaunen wird ein Wanderer gerathen, der an einem heißen Sommertage hier mitten im Walde plötzlich an den Rand dieser Zerklüftung gerieth und aus der Tiefe Menschen emporsteigen sähe, deren Rücken mit centnerschweren Blöcken fernigen, hellschillernden Eises belastet ist.

Außerdem aber legen sich die armen Wäldler noch hier und dort Gruben an, in welchen sie die Regen des Herbstes und des Winters sammeln. Das Eis derselben schleppen sie, ein paar mühseliger Kreuzer wegen, in die milde Niederung des Monzothales hinab.

Herrliche Buchenwälder erfreuen den Wanderer insbesondere nahe an der kleinen Ansiedelung Pri Nemceh, „bei den Deutschen“. Dort ist in einem Häuschen, das zugleich als einfachste Herberge dient, der Vorstand der Landesregierung von Krain, Herr von Winkler, geboren worden. Es ist seine Heimath. Ein Oheim von ihm haust weiter oben in Lokva, gleichfalls unter einem Dache, das eine willkommene Gaststätte bietet. Sie bleibt dem Wanderer im freundlichen Angedenken. Einen Waldpilger, der etwa in meinen Fußstapfen den dunklen Tann zwischen den Bergen Mrsovec und Poldanovec (welche „kalter“ und „Mittags“-Berg bedeuten) durchschreiten will, möchte ich aufmerksam machen, eine Spende nicht zu vergessen, die im zuletzt angeführten Hause sicherlich mit Bewunderung und Dank angenommen wird. Unter den vielfachen Erkünfte-

lungen der germanischen Kultur, denen die Südslawen wegen ihrer viel angerufenen Thätigkeit als lebendige Vormauer gegen die grausamen Türken bis jetzt keine Beachtung zu schenken vermochten, befindet sich, nebst allerlei Geschirren, welche der deutsche Bauer in der touristenfeindlichsten Wildniß nicht missen möchte, eine Puzscheere. Es ist dem empfindsamen Wanderer ein Jammer, einer rostigen Maid zuzuschauen, welche mit ihren weißen Fingern alle zehn Minuten den glühenden Docht einer Talgkerze abreißt. Gerippt und fein polirt braucht die Scheere nicht zu sein, auch Stahlfeder darin ist unnöthig.

Der Poet befindet sich im Streit mit dem Wirthschafter. Er möchte am liebsten einen Urwald, der dem Forstmann ein Greuel ist. Im Tannengeruch und Buchenhauch ärgert es ihn, daß da und dort lange Reihen von Brennholzschaltern aufgeschichtet sind und daß dieser hochmächtige, dunkelgrüne Tannenstand, dessen weißglatte Säulen von Nebeln umspült werden, noch in diesem Jahre als ein Berg von Sägeflözen in der Tiefe zu sehen sein wird. Freilich steht schon überall Nachwuchs. Mitten im gemischten Stand erhebt sich einer der schlanksten Schäfte. Es ist die „Sehnsuchtstanne“. Ihr ist gestattet, alle Genossen der Einsamkeit zu überleben. Ist ringsum im Walde der Boden blumenarm, so blühen doch noch im nebligen Herbst die blauen Glocken, und unter den rothen Buchen noch tiefer rothe Nelken. Auf mancher Erhöhung aber gedeihen Kelche des Hochgebirges. Auf dem Caven steht nicht nur die wunderseltene pastinakenblättrige Gladnikia, sondern auch Edelweiß, freilich nicht in so weißer Reinheit wie am Thore des Triglav, sondern grünlich gefärbt und mastig, wie es ihm geschieht, wenn es in nahrhaftere Böden und lauere Niederungen herab versetzt wird.

Heute den Forst in die Hände der Bauern übergeben und in wenigen Jahren ist hier der Karst von Adelsberg oder

Lesee zu sehen. Wüthend verfolgt der Barbar den Baum. Rettend schreitet der Förster ein. Man habe, um ein Beispiel zu erwähnen, einige der Gräben von Kirchheim bei Tolmein am Sponzo vor wenigen Jahren gesehen: rutschend, zerfressen, unstät, überhängend, ausgehöhlt, das Bild der Vachverheerung im Geschiebe. Heute werden die verwetterten Abhänge von Wurzeln der Akazien zusammengehalten, bei deren Anblick der Bauer nur eines beklagt: daß er sie nicht niederschlagen oder ausreißen kann. Nur kein Baum, kein Wald — lieber die Steinnoth und ihr gehörntes Sinnbild, die Ziege, die daneben den Boden abweidet. Baum und Jagd aber wird von den Waldteufeln auf das Sorgfältigste gehütet. Es darf Niemand Harz suchen, damit kein Stamm verdorben werde, und selbst den Sammlern von Zunderpilzen oder Feuerschwamm ist das Handwerk gelegt, weil sie im Eifer ihres Geschäftes auf die Bäume klettern und die Nester von Muerhähnen oder anderem Wildgeflügel bedrohen.

In diese Wälder gehört der Hirsch. Er ist in früheren Zeiten ausgerottet worden. Während der leztvergangenen Jahre hat man versucht, ihm hier wieder eine Heimstätte zu schaffen. Es wurde ein Paar aus anderen Waldgegenden herbeigeholt und in Freiheit gesetzt. Den Sommer über vergnügte sich das Edelwild im Hochwald. Als der Winter kam, schritt es dem Flachlande zu. Das Schmalthier wurde auf den Feldern alsbald erschossen, der Spießer aber gefangen genommen. Er lebt jetzt im Garten eines Pfarrers bei Görz.

Da stehen wir vor einem Windwurf. Halt — drüben hacken wieder einige dem Eichwald schädliche Rußhäher. Schnell die Schrotbüchse herab — ein Schuß. Wenn sich der blaue Rauch verzogen, sehen wir einen der Schwarzschnäbel im Moose. Andere Schrote stecken in der Rinde des Ahorns oder haben einige der feinsten Astspitzen geknickt.

Von solchen Nesten hat der Waidmann, der neben uns hergeht, einen Stock. Man weiß die Nester auf wunderliche Weise zu krümmen, so daß ihr Griff einen langen Haken bildet.

Zwanzig Kreuzer Schußgeld — eine Jagdbeute. Gut, daß sie uns entgegen kam. Denn einige Augenblicke später und wir stecken im Nebel, der sich zwar dem Geruchssinn anfühlt, als seien alle Harze und aller Mooshauch und Duft später Blumen darin aufgelöst, der aber den nächsten Stamm unseren Augen verhüllt. Von der Welt erkunden wir nichts mehr, als fernen Artschlag.

Die höchste all der Vertlichkeiten, in denen die Waldteufel sitzen, ist Karnica, schier tausend Meter über dem Meere. Zwischen dort und Lokva ist der Wald am mächtigsten. Wer ihn als solchen sehen will, sollte vom Wege abschweifen. Jetzt ist freilich Alles in Nebel und Wintertrübung verhüllt.

Mit Karnica hat man den Rand der Karsthochfläche und ihren Absturz gegen das Thal der Wippach erreicht. Von unten aus betrachtet, erscheint dieser Rand als der wolkige Kamm eines hohen Gebirges. Da ist es nun schön, im Hinabsteigen über den jähen Absturz bald an die untere Grenze des Nebels zu gelangen und plötzlich die tiefe grüne Welt auftauchen zu sehen. Aus dem Nichts heraus entwickeln sich Felsen, Burgen, hohe Kirchen und tiefe Flüsse. Geläute verkündet die bewohnten Gründe und Heerstraßen. Bald treten wir unter den Schatten des Nußbaumes und gehen unter Nebendächern. Fruchtanger und Kastanienhaine beginnen. Und so brechen die Wasser hervor, die Seitenbäche der Wippach — die Wasser, welche oben in den Klüften der ungeheuren Forste sich zur Tiefe gesenkt haben.

Die Höhlen von Kanzian und Corgnale.

Ich wiederhole es, die Reisenden, welche in einem Eisenbahnwagen über den Karst fahren und dann mündlich oder schriftlich von der entsetzlichen Wüstenei erzählen, die sie gesehen haben, irren sich. Es ist nicht so schlimm damit. Die Täuschung kommt davon her, daß sich das Schienengeleise meist zwischen Felseinschnitten bewegt, und auch ein wenig von einer gewissen Flüchtigkeit. Würde man sich die Mühe nehmen und zu Fuß herumgehen, so träfe man viele grüne Felder, Baumpflanzungen, Wald, ja in der Tiefe der Dolinen sogar den einen und anderen prächtigen kleinen Naturpark an. Die Dolinen sind die Gewächshäuser des Karstes. Feuchtigkeit, Wärme und Windstille machen sie zu solchen. Während die Legende von den ungangbaren Steinen des Karstes von Nabresina spricht, mache ich mich anheischig, Jeden zu überzeugen, daß er kaum fünf Minuten vom Bahnhofe entfernt in grüne Baumdichte, auf saftige Rasen geführt wird. Wenn oben die Bora segt, geht Derjenige, der ihr entrinnen will, in die Tiefe der grünen Trichter hinab. Am Nordrande derselben unten verspürt er so wenig mehr von den Wallungen der Luft, als der Mann in der Taucherglocke von denen des Meeres.

Ich möchte recht viele der Leser an einem Apriltage in diese annuthigen Tiefen führen. Das Grün der wolligen Eiche, der Duft des *Prunus Mahaleb*, das Gold der *Coronilla Emerus*, der Purpur der großen *Päonia Peregrina* würden ihm ein anderes Bild vor die Augen führen, als dasjenige, das ihm vorgezeichnet worden ist. Der Karst ist nicht nur keine häßliche Wildniß, sondern er ist schön und reich an Schaustücken, die sonst nirgends mehr gefunden werden.

Allerdings muß man mit einer gewissermaßen philister-

haften Aesthetik vorher gebrochen haben. Eine „Spinat-Landschaft“, Entengrün in Grasgrün, ist der Karst nicht. Am wenigsten gilt das von jenem Karst, der Divatscha umgiebt. Gleichwohl lade ich alle Diejenigen, die sich von der in der Eisenbahn gewonnenen Vorstellung nicht zu trennen vermögen, ein, mit mir den Gang von Divatscha nach Naklo zu machen.

Wir machen ihn unter dem Himmel, obgleich kaum ein Zweifel darüber erhoben werden kann, daß er auch unter der Erde zu machen wäre. Denn schon um den Bahnhof herum ist Alles hohl. Jeder Hirt, jeder Gendarm, jeder Forstmann oder Flurwächter kennt eine Menge von Schlünden, durch welche es „hineingeht, man weiß nicht wohin.“ Zudem muß da ganz in der Nähe unterirdisch der mächtige Strom der Reka fließen, und die Gewölbe, die er sich geschaffen hat, können nicht klein sein. Das sind alles Angelegenheiten, welche die Zukunft enthüllen wird. Man wird in späterer Zeit das unterirdische Krain und Küstenland als vornehmes Wanderziel schätzen.

Vorerst lassen wir es uns an der Landschaft unter freiem Himmel genügen. Während auf dem wärmeren Karst, von Sessana abwärts, die Bäume schon längst belaubt sind, stehen sie hier noch kahl. Noch mehr aber zeigt uns im Osten der weiße Krainer Schneeberg den Winter. Statt des weichenrothen *Lanium Orvala* oder der nicaischen *Polygala* ist hier von Frühlingsblumen nur die Nießwurz zu sehen. Aber die Lerchen singen in den Lüften und die Saaten auf der rothen Erde im Grunde der Dolinen sind saftgrün, ein schöner Vordergrund vor dem fernen Schnee des Hochgebirges.

Während in Falten, die durch Pressung und gelinden Druck des Seismos, durch seitlichen Druck, entstanden sind, Brotfrüchte und Bäume gedeihen, gleichen die hervorstehenden Rippen und Ruppen der Erdoberfläche einem Hügellande, von

dem alle Erdbedecke hinweggenommen ist, bis der blanke Fels offen daliegt. Und doch hatte auch dieser Kalkboden einmal seine Decke.

Zur eocenen Zeit lagerten, wie an der Riviera von Grignano, Miramar und Triest, Sandstein und Mergelschichten darüber. Auf welche Weise ist er dessen beraubt worden? Auch dieses Geheimniß wird den Forschern der Zukunft nicht verborgen bleiben.

Hier und da ist in einem der scharfklippigen Kreidekalkfelsen, durch welche sich der Weg hindurchwindet, ein Loch durchgefressen, welches durch einen krumm gebogenen Keil hervorgebracht erscheint. Wer nicht eines anderen belehrt ist, der meint, Regen und Luft, Eis und Wasser hätten das herausgenagt. Dem ist aber nicht so. In diesem Loch steckte einst eine zweischalige Muschel, ein „Ruhhorn“-Hippurit. Der ist längst verwittert und herausgefallen, die Höhlung aber, die er sich im Felsen schuf, als dieser noch Kreideschlamm am Gestade des Meeres war, ist geblieben.

Alles macht in der That einen wunderlichen Eindruck und ich begreife, daß Wanderer, die Vorliebe für das „grüne Idyll“ mit sich tragen, nicht erbaut sind. Aber ergriffen müssen sie sein von den strengen Linien und den vielen Farben. Dort oben auf bauchiger Klippe, rundlichem Buckel, der aussieht, als ob er vom Eis eines alten Gletschers, das über ihn dahingegangen wäre, modellirt sein möchte, steht eine Gnadenkapelle und rings um uns herum ist Wachholdergestrüpp, von scharfen Felsen unterbrochen, den Füßen unnahbar.

Düsteres Gewölk wälzt der Scirocco vom Meere herauf. Für uns, die wir der Unterwelt zustreben, bringt es keine Sorgen. Es ist der Trost Derjenigen, die in diesem Lande unter der Erde reisen, daß sie der Ungunst des Wetters lachen können. Dunkel lagert es schon auf dem Berge des heiligen Primus.

Auf noch kahler Manna-Esche, deren Dasein von einer Felswand gegen Nord gehütet wird, verkündet den heran-nahenden Regen zudem der rothscheitelige Grünspecht mit seinem eintönigen „Pio! Pio!“ Die Slowenen haben ein Lied, in dem dieser wetterverkündende Vogel auftritt und welches ich gern wiedergebe, weil sich in der einfachen Dichtung das Wesen der Karstnatur enthüllt:

„Von der Erde ist das Wasser abgessenen, es ist nach zwei oder drei Meeren geronnen. Der Berg gab kein Wasser, es entstand ein großes Schmachten.* Alle Menschen und Thiere wollten verkommen. Ihre Rufe vernimmt Gott: »Ich habe von eurer Noth gehört. Der Berg wird Wasser geben und Brunnen der harte Felsen. Schafft Gräben und leitet sie zum Meere.« Da beeilten sich alle Menschen und Thiere und gruben. Die Männer bearbeiteten die Erde mit Hauen und Hacken. Die Weiber nahmen Schaufeln und schaufelten die schollige Erde auf. Mit den Händen wühlten die Knaben und trugen den Boden fort. So machten es auch die Hausthiere und die wilden Thiere. Rinder, Kühe und Ochsen bohrten mit den Hörnern in den Boden. Das Roß stampfte mit den Füßen, daß ihm der Schweiß vom Leibe rann. Hund und Kaze scharften mit ihren Klauen. Maulwurf, Ratte und Maus kragten in der Erde und warfen sie von unten nach oben, der wuchtige Zottelbär, der Wolf, der Schaffresser und alles reißende Gethier, der gewaltige Löwe, der wilde Tiger, alle gruben sie. Enten, Gänse und Truthühner pickten mit den Schnäbeln. Sperlinge, Adler, Raben, Eulen, alle arbeiteten an der Erde. Nur der Grünspecht ganz allein pfeift dort

* Den Klang der Sprache anzudeuten, gebe ich diese Stelle slawisch:

Gora vode ni dajala

Grozna zeja je nastala.

träge abseits. Er schaut ihnen zu, spottet und verhöhnt die, welche arbeiten. Jetzt sind die Wasserläufe zum Meere hin aufgedeckt und willig rinnt der Fluß aus dem Berge. Alle löschen sich ihren Durst, nur der Grünspecht darf nicht. Gott hat ihn verflucht, daß er von der Erde kein Wasser nehmen darf. Nur allein vom Regen darf er trinken, so viel er davon im Schnabel fassen kann. Wenn ihn der Durst quält, so seufzt er »pio! pio!« gegen den Himmel. Gott hört sein Flehen und läßt Regen herabrieseln. Und du, wenn du ihn pfeifen hörst, o Mäher, so eile dich, dein Heu in Haufen zu sammeln! Wenn du den Grünspecht hörst, so denke daran, daß er ein Prophet ist. Gott betrügt sich nicht und bleibt auch nichts schuldig. Er erbarmt sich gern, wenn wir ihn kräftig bitten. Wünsche nicht das Verderben des Frevlers, so lange es für ihn einen Rettungsweg giebt.“

Dieses Poem ist dem Karst auf den Leib gedichtet. Es entbehrt zugleich der Sinnbildlichkeit nicht. Es steht Jedem frei, sich zu denken, wem hier in Wirklichkeit die Rolle des Grünspechtes zufällt.

Von den Bauern, die meist arm sind und von denen sich viele nicht einmal eine Kuh zu halten getrauen, weil dieselbe über kurz oder lang doch nur als Pfandgegenstand in die Hände der Steuerneintreiber gerieth, kann man nichts verlangen. Dagegen dürfte auf das Beispiel der württembergischen Regierung hingewiesen werden, welche die traurige Hochfläche der gleichfalls höhlenreichen Rauhen Alp bewässert hat. Allenthalben fließen Brunnen in jenem Jurakalk. Nichts kann dem Karst ähnlicher sein, als jenes Plateau. In seinen Mulden rann kein Wasser, es hat trichterförmige Einsenkungen, der Regen des Himmels verschwindet im Kalkschotter.

Jetzt ist es ein weites, fruchtbares Gefilde geworden. Mit Nachhilfe einiger Millionen würde es auch dieses Gebiet.

Mittlerweile aber hoffen wir, daß Gott den Schmachtenden wenigstens Regen spende, gleich jenem Vogel.

Er rieselte nieder — rasch sind die Wolken wieder verweht und im Westen wird ein Regenbogen angezündet. Wo er auf dem Boden aufsteht, dort wird das bleiche Felsgestein siebenfarbig und die Wachholdersträucher scheinen zu brennen.

Man braucht keine Stunde von Divatscha, um nach Raklo-Matabun zu kommen. Schon in der Herberge, die dort aufgethan ist, kann sich der Reisende ein Bild von dem machen, was er zu sehen bekommt. Das Fremdenbuch führt in das Jahr 1823 zurück. Es ist das eine Zeit, in welcher Oesterreich schier noch keine Touristerei kannte. Es gab keine Eisenbahnen. Gleichwohl zeigt das Buch aus jenen Jahrzehnten verhältnißmäßig mehr Zuspruch, als aus unseren Tagen. Nichts ist einfacher, als das. Man hatte Muße, und zudem waren die Tage dem Idealismus und der Beschaulichkeit günstig. Heutzutage, wo man binnen vierzehn Stunden von Wien nach Triest fährt, finden verhältnißmäßig Wenigere die Zeit, auszustiegen und einen Tag zu opfern.

Am Anfang dieses Buches hat Jemand ein Gedicht eingeschrieben, welches sich durch seine gefällige Sprache auszeichnet. Ich setze den Beginn hier bei:

Dat sonitum saxis Phoebique luce relictā
 It Reka spumans atrosque in rupibus specus
 Vi profodit atque amara viscera lambit,
 Inferi fit Plutonis et Proserpinae hospes.

All das anzuschauen, was hier zu sehen ist, muß man mindestens zwei Stunden aufwenden. Das Ganze ist eine Reihe von Abgründen.

Diese Abgründe sind zweierlei Natur. Die einen sind Grotten, die anderen „Foibe“, Einsenkungen. Was die Grotten

anbelangt, so ist ihre Auswaschung vielleicht mehr auf chemischem, als auf mechanischem Wege entstanden. Wasser, die stark kohlen säurehaltig waren, haben den Kalk aufgelöst. Woher der Kohlen säuregehalt dieser Wasser kam, mag noch zweifelhaft scheinen, doch hat es Hermann Breindl in Agram mehr als wahrscheinlich gemacht, daß derselbe mit vulkanischen Erscheinungen des Karstes in Zusammenhang steht. Beweis dafür, daß hier nicht mechanische Auswaschung vorliegt, liegt unter Anderem darin, daß es durchaus an Geröll und Geschiebe fehlt, welches der gewaltigen Arbeit solcher Fluthkraft zu entsprechen hätte. Die Grotten stellen demnach alte Flußläufe vor, ein Netz von Wasseradern, die verschwunden sind. Die kiesel säurehaltige rothe Erde, gleichfalls vulkanisches Erzeugniß, war schon da, bevor die Grotten ausgenagt worden.

Die Foibe hingegen sind Einlöcherungen in den Kalk, von Wassern der neuesten Erd-Epochen durch mechanische Reibung hervorgebracht, Krebsgeschwüre des Bodens, Zerstörung durch Infiltration, kurz „Klammern“.

Eine solche Foiba ist es, welche zuerst das Erstaunen des Reisenden hervorrufft, wenn ein paar hundert Schritte vom besagten Wirthshause zu Matavun entfernt, der Führer ihm zuspricht, seinen Kopf durch ein Loch in der Mauer neben der Kirche des heiligen Ranzian zu stecken. Er sieht einen Abgrund, aber keinen Boden. Aus der Tiefe heult ein unsichtbares Wasser herauf. Der Führer wirft einen schweren Stein hinab, der den Augen alsbald entschwindet, aber fort und fort durch Gepolter seine Bewegung verräth. Das Getöse verschwimmt schließlich in dem der Wasser. Das Bild ist ungefähr so, wie wenn Einer vom hohen Steilrande einer Klamm aus sich vorbeugend hinabschaute, ohne einen Fluß zu sehen. Dieser Schacht heißt Droglica und steht mit dem See in der Tiefe

der Mahretschitsch-Höhle, zu welcher man auf einem Fußwege hinabgelangt, in Verbindung.

Dieser Fluß ist die Reka. Ohne es zu ahnen, überschreiten wir sie sofort. Sie ist fünfhundert Fuß unter uns, in der Nacht der Erde, in die sie sofort nach dem Ort jenes Steinwurfes eintritt. Es ist überhaupt merkwürdig, daß da nichts zu sehen ist. Man weiß, man hört, aber man erblickt nichts. Wird einmal der ganze Weg von der Marinitsch-Höhle bis in die Kleine Dolina eröffnet sein, so ist es ein großes Schaustück. Ehe wir uns aber nun zum Hinabsteigen zur zweiten und dritten Foiba anschicken, möchte ich auf die Eigenthümlichkeiten der Bezeichnung des Kirchleins aufmerksam machen, das an dem Abgrunde hängt, dessen Tiefe sie alle drei gemeinschaftlich bilden.

Als zur Zeit der Diokletianischen Christenverfolgung Kantianus, aus dem edlen Geschlechte der Anicier, nach Aquileja vor den Prätor geschleppt wurde, scheuten an einer Stelle des Weges, an welcher Quellen zum Vorschein kamen, die Zugthiere und konnten nicht weiter gebracht werden. Kantianus wurde deshalb mit seinen zwei Geschwistern und dem heiligen Protus, ihrem Lehrer, an der nämlichen Stelle enthauptet. Das geschah bei dem heutigen Dorfe San Kanziano, in der Nähe von Aquileja, wo starke Quellen entspringen. Darum giebt es in Krain und Küstenland, im Gebiet der julischen Alpen, mehrere dem heiligen Kanzian geweihte Kirchen an solchen Orten, wo Wasser aus dem Gestein hervorbrechen. So also diese und nicht weit von Rakel in ganz ähnlicher Umgebung eine andere.

Die größten Foibe sind da, wo ein Flußlauf unterbrochen ist. Es ergiebt sich dies aus der Weise ihrer Entstehung. Diese hier und die von Witterburg in Istrien dürften wohl die größten auf dem Karste sein. Mit Befremden nimmt der

Reisende wahr, daß, um graufige Felswände, Schlünde und Steilhöhen zu sehen, er hier vom bewohnten Ackerboden hinabsteigen muß. In den anderen Alpen ereignet sich das Gegentheil. Ist er eine Strecke von der Kirche über den Weiler Bethania hinabgestiegen, so gelangt er alsbald zu einer Stelle, von welcher aus er Folgendes überschaut. Wir zählen die Schaustücke von der Linken zur Rechten auf. Das Thor, aus welchem die Reka hervorkommt, Ausgang der Marinitzsch-Höhle, und in welchem sie den Tunnel verläßt, über dessen fünfhundert Fuß hohe Decke wir vorhin gegangen sind. Eine kurze Strecke ihres Laufes, bis sie abermals in dem Querriegel verschwindet, welcher die zweite Foiba von der dritten trennt. Dann abermals eine Strecke ihres Laufes, bis sie für immer in einem anderen dunklen Felsenthore das Tageslicht verläßt. Dieser Standort ist einer der landschaftlichen Glanzpunkte von Oesterreich. Die ganze Scenerie ist auf engem Raum zusammengedrückt, und mag in der Luftlinie die Entfernung von einer Felsenpforte zur anderen nicht mehr als dreihundert Meter betragen.

Die dritte Foiba ist es, in welche ein Weg von über fünfhundert Stufen hinabführt. Der Durchbruch der Reka, Marinitzsch-Höhle, von der ersten Foiba (in welche neben der Kirche der Stein hineingeworfen wird) zur zweiten, der erwähnte Tunnel, ist ziemlich eben. Der Durchbruch von der zweiten zur dritten aber, welcher letztere tiefer ist, geschieht im Innern des erwähnten Querriegels, von dessen Oberfläche wir Alles überschauten, in einem Sprung, also in einem Wasserfall.

Um diesen Wasserfall, der eine Specialität ist, zu sehen, stellt man es so an. Bevor man den Grund der dritten Foiba erreicht, etwa fünfzig Meter über demselben, öffnet sich an der Halde des Querriegels, der uns zum Herabsteigen gedient hat, ein röhrenförmiges Loch, Naturschacht. Der Eingang ist etwas

mühsam, man muß sich stark bücken, weiter hinein zu aber wird die Röhre höher. Schließlich senkt sich der Boden etwas. Das Ganze ist etwa dreißig bis vierzig Schritte lang.

Schließlich erscheint ein grüner und silberiger Tageschimmer. Das Grün kommt von dem Widerschein einiger Sträucher her, die an der jenseitigen Felswand schwanken, das Silberige aber vom Wasserstaub. Denn wir sind jetzt vor dem Wasserfall, dessen Dröhnen uns schon während des Gehens durch das Rohr so erschüttert hat, daß wir meinten, es sinke der Berg und der Gang und Alles in die Nacht hinein, in der wir selbst uns fortbewegen.

Das ist ein Höllenort. Alles zittert und stäubt. Es dringt nur wenig Himmelslicht herein. Was wir sehen, ist zerfressen, durchsägt, unwettert, verdunkelt. Hier ist der Thron des finsternen Gottes, der die Zerstörung bedeutet.

Gern treten wir den Rückweg an und kommen wieder an den grünen Hang der dritten Foiba in den Sonnenschein hinaus. Da blühen die gelben Aurikeln, die mir noch heute, nachdem Wochen seit jenem Gange verstrichen sind, mein Tagebuch durchduften und mir den Hauch der blühenden Tiefe entgegenbringen. Wenige Schritte davon entfernt, in geringer Höhe über dem Boden der Foiba, ist ein großes Portal. Es ist die Tominc-Grotte.

Eine neue Merkwürdigkeit. Das Gewölbe ist gewaltig. Von außen verzierte es die Künstlerin, die keinen Namen hat, mit herabhängenden Festons grüner Schlinggewächse. Unter dem Portale ist ein Sitz angebracht, über welchen die Felsentauben, die in der Höhle wohnen, fortwährend hin und her schwirren. Im Hintergrund sitzt etwas wie eine verschleierte Menschengestalt, eine breite Stalaktitbildung. Dahinter ist Nacht und das Ende hat noch Niemand erforscht. Unter uns, vom Portal eingerahmt, ist der Eintritt der Neka in den

dritten Schlund — den letzten. Dies ist die Reka-Höhle. Was die Wellen in der Nacht der Erde für ein Spiel treiben, weiß Niemand. Durch wie viele Dome und Hallen, Säulenwälder und Engpässe mag der Strom rauschen? Nur eines wissen wir — daß ein Theil von ihm in zwei Armen aus dem Felsufer unmittelbar ins Meer tritt, als Aurefina-Quellstrom und als der heilige Timabus. Die Wasser der Trebitsch-Grotte bei Triest, die man früher als diesen Strom betrachtete, scheinen mit ihm in keinem Zusammenhange zu stehen. Das Ganze wird Niemand vergessen: die Wildheit, den Ausblick zu Steilrändern, jenseits deren die Menschen wohnen, den Abblick zum Strom, der in die Finsterniß hineinrauscht, tosend und eilig; das Lauern der weißen Gestalt in der Dämmerung und die jähren Rufe der wilden Vögel.

Als die vorstehenden Zeilen niedergeschrieben wurden, bestanden jene Einrichtungen nicht, die ich schon in einem früheren Kapitel, welches ein Pfingstfest in dieser Unterwelt schildert, theilweise angedeutet habe. Jetzt ist der oben erwähnte Schacht, durch welchen man damals schier kroch, erweitert und erhöht worden. Ueber den Abgrund der „Riesenthorklamme“, vor welcher der Wasserfall herabstürzt, ist die eiserne „Tommasini-Brücke“ gespannt. In die große Reka-Höhle, in welcher der Fluß die Schwelle der Unterwelt überschreitet, gelangt man dormalen auf dem Pazzo-Beg durch die Schmiedl-Grotte, einen mächtigen Gang, der sich am Rande des nächtlichen Stromes mit der Reka-Höhle vereinigt. An der Stelle dieser Vereinigung haben wir damals in der Nacht der Unterwelt das Pfingstfest gefeiert.

Vom Dorfe Matavun abwärts (es ist ein neuer bequemer Weg durch Büsche gebahnt) sind die wichtigsten Schaustücke in dieser Dolina: der geschilderte Naturschacht, der zum Wasserfall führt, die Tommasini-Brücke, die Tominc- und Maler-

Grotte, die Böse Wand mit Ausblick zum Noé-Horst, die Schmiedl-Grotte, der Rudolfs-Dom. Im Gebiete der Nacht selbst sind bis jetzt zehn Wasserfälle überwunden und mehrere Dome und Ausweitungen entdeckt worden.

An Farbenwirkung überglänzen die Seen der Mahor-tschitsch-Grotte auf der anderen Seite der Kirche alles Uebrige.

Eine Stunde von diesem Orte befindet sich die Grotte von Corgnale, slawisch von den weiblichen Gespenstern der Wälder und Berge, den Vila's, Bilenca geheißten. Von dieser ist oft die Rede gewesen. Ihre Senkung, die bis zu der heute erreichten Stelle der Tiefe (nicht der Länge nach) achtzig Meter beträgt, folgt dem Strich der Schichten, und mit jeder Stufe, die man hinabsteigt, erkennt man die Spaltung und gelangt fort und fort zu älteren Ablagerungen. Auch dieser Schlund ist wunderreich. Ihre versteinerten Wasserfälle, Vorhänge und Palmen, ihre Kobolde und Thiergestalten überwältigen jedes vorgefaßte Bild. Doch steht sie im Ganzen hinter manchem Theile der Adelsberger Unterwelt zurück. Zudem ist das Begehen etwas anstrengend. Die Stufen sind steil und schlecht, der Weg oft eng. Thonhaltiges Wasser rieselt herab und überzieht alle Gestaltungen mit klebrigem Sinter.

Bei sorgfältiger Beleuchtung würde das Gewimmel ihrer Körper in Höhen und Tiefen deutlicher werden und in anderer Stärke einwirken. Lichter müßten angebracht werden, um ihre alabasternen Blütenstände und Stein-Springbrunnen hervortreten zu lassen. Viele Tropfen fallen und weiche Erdlösungen gleiten an Geländern und Säulen hin. Wegen der Mühsal der steilen Wege fehlt die Muße des Anstaunens. Aber auch ihr gebührt ruhmvolle Nennung unter den Bildstücken, welche die große Ausstellung der Werke zusammensetzten, die von den allmächtigen Dämonen des Aufbauens und Zerstörens in diesem Erdengebiet seit unaussprechlich langhin ausgedehnter Zeit geschaffen sind.

Bei dieser Ausstellung handelt es sich nicht um Menschenaugen. Die Frist, in welcher ihre Gegenstände von Menschen gesehen worden sind, verhält sich zu der Zeit vor- und nachher wie das Kalkspathkörnchen, das in einem ihrer Tropfen von der Decke herabfällt, zu dem endlosen steinernen Urwald, der hier glitzernd unter der Erde wuchert.

Die Grotte des Oliero.

Der Vorhang geht auf und alsbald erblicken wir den Mond, wie er auf einer Wolkenbank schläft, und unter ihm die Brenta, hier und dort von seinem Licht getroffen. Es ist schon sechs Uhr Morgens, aber diese Stunde unterscheidet sich im Januar nicht von der Mitternacht. Es ist kalt und so will über die Pinien und Cypressen, die vom Hügel über Bassano herabschauen, kein südlicher Anhauch in uns hineinwehen. Aber so viel wird uns selbst im Mondschein deutlich, daß die gedeckte Brücke und die Gärten mit der Stadt nicht mit Unrecht fortwährend in den Skizzen wiederkehren, welche von Malern nach dem Norden gebracht werden.

Der Winter hat das Schöne, daß sich in ihm die Dekoration rasch verändert. Um von der Mondscheinlandschaft in blendenden Sonnenglanz zu kommen, wären im Sommer viel mehr Stunden nöthig als jetzt. So sind gerade einhundertzwanzig Minuten vergangen, bis es möglich ist, das nächste Bild zu enthüllen.

Diesmal stehen wir mitten im Sonnenlicht vor einer kleinen Osteria, nahe an der Brenta. Drüben erblicken wir noch die nämlichen Pinien und Cypressen. Aber jetzt ist der Schneehintergrund, der hinter ihnen sich am Himmel ausbreitet, das Gebirge der Piave, deutlich und blendend. Jetzt ist es auch

ein Bild, welches den Ueberspanntesten unter den Italia-Schwärmern befriedigt. Der Himmel ist so, wie er ihn haben will, die Pinie wölbt ihr viel besungenes Dach und Rosen blühen über den Mauern des Gartens beim Palazzo des Conte Micchuli. Daß der Palazzo verlottert ist, schadet nichts. Das Wichtigste bleibt immer, den Zuschauern das Licht recht sinnlich wahrnehmbar zu machen. Es ist am wolkenlosen Januartag eine Fluth, die Einem körperlich erscheint. In diese ist auch der Palazzo eingetaucht mit all seinen Zopfschnörkeln und der Garten, der so steif und geradlinig ist wie ein Garten, der auch als vignette auf Titelblättern von Klassikerausgaben des siebzehnten Jahrhunderts zu sehen ist. Auf der Westseite sind Delwälder und über ihnen graue Hänge des Kreidegebirges. Ueber den grauen Hängen ist die Hochfläche, auf welcher die wälschen Bajuwaren der heutigen Gelehrten, die Gothen der früheren, die „Cimbri“ der italienischen Volksmeinung leben.

An solchen Tagen verspürt man keine Lust, die Sonne hinter sich zu lassen und dem Norden entgegen zu gehen, den Bergen, auf denen der Schnee liegt. Gleichwohl zwingt uns das Ziel dazu. Es deuchte uns vielmehr angenehm, dem Gold am Gesichtskreis entgegen zu pilgern und immer weiter in den Mittag und in das Land hinein, in dem die Myrten stehen.

Es gehört in der That einige Ueberwindung dazu. Darum wollen wir noch ein wenig in der Sonne neben den Delbäumen verweilen, uns wärmen und mit einiger Staffage unterhalten. Die Osteria heißt zur »Riunione alla Corte«. Auch den Morgentrunk muß uns die Sonne im Freien wärmen. Es ist noch früh und Niemand zu sehen. Nur ein Jagdhund des Conte, der jetzt wohl seine mageren Tage hat, drückt sich gleich uns an die Wand und genießt den Schein. Brüderlich

theilen wir unser mageres Frühstück. Bis jetzt ist also die »Riunione alla Corte« ein leeres Wort.

Aber wir sind ja Herren, padronissimi, es alsbald in Wahrheit umzusetzen. Ich lade aus Bassano den alten Manutius ein, den ersten der Udiner. Sein Virgil, Horaz und Theokrit mit dem Anker, um den sich ein Delphin schlingt, haben mich öfter in einsamen Baumschatten begleitet, als die glatten Leipziger Ausgaben. Mit ihm kommt die Schaar von Jüngern und wir sind mit einem Mal in den Tagen, welchen eine neue Dichterausgabe wichtiger war, als heute ein Kurssturz. Da ist die Halle der Musen und der Sinn der Männer vom Gewöhnlichen abgewendet. Nichts hält mich auch ab, die da Ponte herbeizurufen, die sich alle nach Bassano nannten, jene Meister der Farben. Ihnen folgen die Remondini mit den vielen Büchern, die Parolini und Brocchi mit ihren Schätzen aus dem Reiche des Lebendigen und der starren Erdrinde. Eine vornehme Morgengesellschaft. Da solch lichte Schatten sich hier allenthalben bewegen, so muß man die abgewitterten Gassen, auf deren Häusern die Jahrhunderte ihren feuchten, braunseifigen Niederschlag zurückgelassen haben, niemals ohne Dankbarkeit und Ehrfurcht durchschreiten. In dieser Stunde wurde diese gar zu einer Art von Morgenandacht. Verglichen mit einem Orte in Pommern oder Galizien, befindet man sich in einem Tempel. Zum Tempel ist auch der Hain da, in dem nicht umsonst der Lorbeer wächst. Leugne es ab, wer's will — in dem Raume zwischen jenem Thurme neben der Pinie bis zu jenem anderen sind der Menschheit mehr Wohlthaten erwiesen worden, als da draußen jenseits der Berge in ganzen Ländern.

Aber der Lebendige verschleicht den Todten. Es kommt jetzt eine Anzahl von Männern und Burschen zur Ostria, die niemals von den Albini oder der Bassaneser Malerschule ge-

hört haben. Sofort löst sich das Bild. Ich sehe sie, ohne sie zu betrachten, denn noch immer scheinen die Entschwundenen vor mir zu stehen. Doch ist der Eindruck nicht abzuwehren, daß sie mich mißgünstig anschauen. In diesem Augenblick geht ein alter Mann auf dem Wege vorüber, der eine schwere Last trägt. Er stellt sie auf die Steinbank, um zu rasten. Dem thäte ein Schluck wohl, denkt der Stehende und giebt ihm ein Glas vom Weißen, was eine wohlfeile Wohlthat ist, weil der ganze Liter zwanzig Soldi kostet. Herkömmlicher Dank: Dio, Madonna u. s. w. Dann redet der Alte mit den Ankömmlingen und zieht seine mühselige Straße.

Gern gehe ich mit solchen Beladenen und so war auch dieser bald eingeholt. Wir sprachen über das Mauerwerk, das man an steilsten Stellen der Felsen über der Brenta kleben sieht. Die Mauern halten winzigen Grund fest, den Männer und Weiber hiausgetragen haben. Dieses Volk erbaute nicht, edlen Geschlechtern gleich, Mauern auf dem jähen Gestein, in welchen Räuber ihre Beute sicherten. Ohne Glanz des Namens hat es die Felsplatten mit seinem Schweiß benetzt. Keiner von denen, welche dort anpflanzten, hat jemals Ehrenstellen bekleidet, dagegen steigen die Menschen noch immer auf Pfaden, die Schwindel erregen, hinauf und klettern auf Leitern an den Mauern in die Höhe und schütten das Wasser, das sie in einer Butte auf dem Rücken schleppen, in das von ihren „Ahnen“ angesiedelte Erdreich.

Es ist die Tabakpflanze, welche dort gedeiht. Und die Blicke Derjenigen, die mich finster betrachteten, waren mit den Gedanken an jene Pflanzen verbunden. Eben jetzt ist die Zeit, in welcher die Regierungsgewalt ihre Diener schickt, um dort nachzusehen und nachzuzählen. Jene aber waren „Schmuggler“ im Sinne des gesellichen Buchstabens und hatten mich für einen verkleideten Offizier der Finanzsoldaten, für einen Späher,

gehalten, der ihr Treiben überwachen und angeben wollte. Solches erfuhr ich von dem Greis, der seine Last trug, in seiner Tasche aber nicht eine Kupfermünze, nur einen Paß, der ihm gestattete, irgendwo im fremden Land sein Brot zu suchen. Der Greis kannte alle Wallfahrten der Gegend, die er besucht hatte, um ein Ende seiner Nöthen zu finden.

Auf hoher Klippe über dem Abgrund, der schon vom Dunkel ausgefüllt ist, steht San Melito di Fodo. In Cis-mone, wo der Bergstrom eng eingezwängt ist, ladet ein Gnadenbild ein. Und auch dort drüben, an der Brenta, ist ein solches, die Madonna dell' Onda, jetzt unten in der Finsterniß, während hoch über ihm in der Morgensonne der Schnee glänzt. Dort überall, wo die Hoffnung anreizte, war er gewesen. Von der Grotte, der ich zustrebte und an welcher er viele hundert Mal vorübergegangen war, wußte er nach Erzählungen Anderer, daß der Nacht blaues (turchina) Wasser entströme.

Es ist nun Zeit, daß ich dem Leser vorstelle, auf welche Weise ich dazu gekommen bin, dieser aqua turchina mitten im Winter einen Besuch abzustatten. Gleichfalls an einem Tage des Januar, aber in einem wahren und wirklichen Winter, bin ich vor Jahren dieselbe Straße gepilgert, wie zu lesen steht in „Winter und Sommer in Tirol“. Ich bin damals an der Grotte vorübergegangen, weil sie in deutschen Schriften noch so unbekannt war wie heute. Ich habe nichts davon gewußt. Später aber ist mir ein englisches Buch in die Hand gerathen, in welchem hinsichtlich jener Unterwelt unter vielem Anderen Folgendes geschrieben steht: »Copious streams of beautifully clear water issue from two caverns. It appears certain that by far the largest portion of the drainage of the Sette Comuni finds its way to this outlet On the whole, though not of large di-

mensions, this is one of the interesting caverns known to the writer.«

Diesem aber, dem F. R. S. u. f. w., dem John Ball, bringe ich immer volles Vertrauen entgegen. Er gehört unter jene Engländer, in welchen trockenes Wissen und Geschmac sich so vereinigen, wie es bei Deutschen selten der Fall ist. Unseren Büchern glaube ich in der hier abgehandelten Beziehung wenig. Von jenen aber bin ich überzeugt, daß mich der Gegenstand seinem Vortrage entsprechend befriedigen wird, ich bin nicht getäuscht worden.

Wenn aber die Wasser jener Höhen dort hervorbrechen, so müssen sie meist mächtig sein, der Ausdehnung der Sammelfläche entsprechend. Nachdem ich die Schwierigkeiten der Rahnfahrt gegen solche Fluth in Nacht und zwischen Felsen aus unserer heimischen Unterwelt der Poik kenne, so sehe ich von dem dürftigen Stand der Wasser ab. Und dieser ist jetzt gegeben. Seit vielen Wochen spendet der Himmel keinen Tropfen. Man kann durch einen Strom wie den Tagliamento waten und blendet sich die Augen von seinem Geröllbett, nezt sich aber kaum das Knie. Am Himmel wechselt nur Blau mit dem Roth des Abends und des Morgens. Es ist eine neue Welt, in der es keine Stürme giebt. Das sind Tage, um solchen Besuch vorzunehmen.

Der Strom, der hier, beim Dorfe Oliero, zwölf Kilometer nordwestlich von Bassano, zum Vorschein kommt, hat eben diesem Dorfe den Namen gegeben. Er heißt Oliero und rinnt auf der Oberfläche von Asiago (das einst „Schlagen“ [Rodung] hieß) zusammen, um sich alsbald in die Tiefe zu versenken und hier hervor zu rauschen. Ehe wir in die Nacht hineingehen, möchte ich Nachfolger auf Gewöhnliches aufmerksam machen. Wer die Höhle betrachten will, muß sich zu Bassano in der Papierfabrik, Haus Nr. 30 auf dem Plage Viktor

Emanuel, die Erlaubniß holen. Der Strom setzt hier ebenfalls eine Papierfabrik in Bewegung, in geringer Entfernung von seinem Austritt aus der Nacht. Diesem Umstande ist das Bekanntwerden und die Zugänglichkeit der Grotte zuzuschreiben. Denn ohne Ansiedelungen in ihrer Mündung hätte sich kaum Jemand um ihre Geheimnisse bekümmert.

So kommt es, daß der Strom der Cimbern, der hier geboren wird, auch in der Geschichte des geistigen Lebens in diesem Lande vorkommen muß. Denn auf dem Papier, das durch seine Mitwirkung erzeugt wurde, sind die vielen Klassiker gedruckt, mit welchen das gelehrte Bassano in Italien dem Wiedererwachen beistand. Zuletzt gehörte das Alles dem vielkundigen Reisenden Alberto Parolini, dessen Geschenke das herrliche Museum Bassano's birgt und in dessen Garten, einem der schönsten Italiens, ein nach ihm benannter Pinus steht, den er selbst von jenem troischen Berge Ida heimbrachte, in dessen Wald dort die byzantinische Panhagia verehrt wird, wo der Hirt über die Schönheit der drei Göttinnen richtete. Jene Ceder steht jetzt dort im grünen Dickicht des Gartens, im weit schauenden Borgo Leone.

Aber auch hier hat der gelehrte Pflanzenkenner, der in den Spuren des Schönheitsrichters gegangen, einen wilden Garten von ergreifender Schönheit angelegt. Auch hier stehen hohe Tannen und Fichten an der Fluth, die wirklich blau aus dem Thore der cimbrischen Unterwelt kommt. Es wäre ein in den Süden hineingefallenes Stück nordischen Bergwaldes, wenn nicht unter den Tannen der Lorbeer grünte. Hier hat die Hitze des Sommers keine Gewalt.

Aus der Unterwelt haucht es an heißen Tagen kalt, die Wasser unter den Tannen kühlen. Der Unterschied zwischen da und der zweihundert Schritte jenseits der Brenta gelegenen Straße muß an einem Juli-Nachmittage ungefähr so sein, wie

der zwischen einer Waldstelle am Achensee und dem unbeschatteten Pflaster einer Stadt Italiens. Auch ohne die Grotte wären diese Inseln von Nadelhölzern und Moos, um welche das klarste Wasser braust, des Ganges werth.

Man geht am linken Ufer des Stromes durch Parkwege. Obwohl hierher den ganzen Winter über kein Sonnenschein zu dringen vermag, so sind doch an diesem Januartage hier viel mehr Blumentelche geöffnet, als an heiteren Hängen. Das bewirken die Wasser, die, eben aus dem Bergesinnern hervortretend, wärmer hauchen als Winterluft. Der ganze Frühling ist ohne Sonne erblüht.

Schneeglöckchen, Anemonen, Primeln fehlen nicht, ebenso wenig aber auch Rosen. In einiger Entfernung vom Flusse erblickt man an beschatteten Stellen Reif, an seinem Gestade nicht. Dieser warme Athem ist es, der gleich Treibhausluft den Blumen günstig war. Trotz dieser Frühlingstinder bleibt der Eindruck der Wildheit, denn das Rauschen der Wasser und das thurmhohe schwarze Ausgangsthor sind mächtiger.

Wenn man die Städte des Benediger Landes durchwandert, begegnet man oft den Spuren des furchtbaren Welfen Gzzelino da Romano. An der Brücke des Bacchiglione zu Padua steht das braunrothe Mauerwerk, »avanzo di nefanda tirannide«, in welchem mehr als Zehntausend auf sein Geheiß verschmachtet. Mitten in Bassano erhebt sich die von ihm errichtete Zwingburg und erinnert an die Tage, in welchen jener blutige Nordlichtschein die alte Heimath der Gesittung mit Entsetzen erfüllte. Und so begegnen wir ihm auch hier, an der Geburtsstätte des nächtlichen Stromes.

Obwohl diese Erscheinung keinen Miston hervorbringt, so gerathen wir gleichwohl in Erstaunen, wenn wir unvermuthet auf sie stoßen. Wir gelangen in einiger Erhebung über dem Strome zu einer Höhle, an welcher der Name dieser Geißel

haftet. Es werden Ueberlieferungen mitgetheilt von geraubten Frauen, von Kämpfen in der Tiefe, von hierher geborgenen Schätzen. Niemand weiß, wie viel Wahrheit darin eingehüllt ist. Vielleicht war es ein Anhängsel der Raubhöhle auf dem Markte von Bassano. In Wirklichkeit hat man Menschengerippe darin gefunden, die durch den abtriefenden Kalksinter erhalten worden waren. Ankömmlinge mußten durch Stricke an dem Eingang emporgezogen werden, wie zu jener Kofel-Beste in der Nähe von Primolano an der obersten Brenta, mit welcher dieses Felsenloch überhaupt Aehnlichkeit aufweist. Man sieht viereckige Einhöhlungen, in denen das Gebälk auf lag, eingehauene Staffeln und künstliche kuppelförmige Wölbung der Decke. Auch sind Andeutungen einer Mauer vorhanden, welche den Eingang abschloß. Jetzt ist der Fels mit den vielfach gewundenen Zweigen des Epheu überdeckt, mit welchen die Geschichte ihre Kapitel abschließt, gleich einem Schreiber, der dieselben mit der Beifügung von allerlei Schnörkeln beendigt.

Weiterhin öffnen sich noch die Grotte der Schwestern und die Grotte der Alten. Ich weiß nicht, was es mit diesen für eine Bewandniß hat. Sehr einleuchtend dagegen ist das Grauen, welches die im Osten, jenseits der Brenta, aufstarrenden Wände von hier aus betrachtet einjagen. Dieses ist stärker, wenn sie hell in der Sonne liegen und blenden, während wir, wie jetzt, im Halbdunkel stehen. Auf den Treppchen, auf denen wir aufquellende Wasser neben dem großen Thore überschreiten, dröhnt es und es ist, als ob sich die Steinblöcke in Wirren mit uns herumdrehen. Es fließt, wir sehen nicht woher, es blendet das Licht und wir erblicken keine Sonne, es donnert und wir gewahren keine Stürze.

Inschrift: Diese Höhle, Quelle des Oliero, machte zugänglich und betrat zuerst Alberto Parolini 1832.

Jetzt sehen wir im Hintergrunde des Thores ein Licht herankommen. Die Führer sind verständigt. Niemand spricht, weil die Worte nicht vernehmlich wären. Der Widerhall der Wasser erstickt jeden Ton. Wir überschreiten einige Stege und finden noch im Halbdunkel des von Außen nachdringenden Tages einen Kahn. Während wir auf ihm fahren, möchten wir den Grund des Stromes erspähen, der sich in tiefen Tümpeln staut. Doch ist das Aufgabe für die Rückfahrt, wenn die Augen sich an das Dunkel gewöhnt haben werden. Dann erscheint der Boden, der klastertief unter uns liegt, unserer Hand zum Greifen nahe gerückt. Es sieht aus, als bewegte man sich auf dem bekannten Strome am Eingange des Schattenreiches. Aber statt des grauen Fährmannes schwingt ein lustiger Bursche die Fackel und singt, daß trotz Rauschens viele Stimmen aus Schlüften vernehmlich antworten. Die Wärme der Luft, die sich wenig verändert, wird zu zehn Graden bemessen. Sie fühlt sich deshalb jetzt lau, im Sommer eisig an, wie allenthalben jenseits der Pforten der Unterwelt.

Es wird gelandet. Wir treten in einen Steinwald, der uns aus anderen nächtlichen Gegenden der Erde bekannt ist. Im Fackelschein tauchen Köpfe von Elephanten und Fischen, Säulen von Palmen auf und auch ein blühweißer Ephau umspannt als Sintergebilde eine lange Wand. Es giebt steinerne Wasserfälle und dünne Wände erscheinen halb durchsichtig in dunkelrother Glanzfarbe vor dem Lichte der dahinter gehaltenen Fackel. Daß zahllose Höhlungen in den Kuppeln und Wänden sind, zeigen uns andere Fackeln. Denn ihr Licht dringt in der Gestalt vieler glutrother Augen aus der Ferne durch die Löcher. Die Zapfen von oben, die Regel von unten sind einander entgegen gewachsen und ihre Spitzen berühren sich, so daß sie zusammen einer großen Sanduhr gleichen. Aber

für die Zeiten, während welcher diese Unterwelt ausgearbeitet wurde, giebt es keine Uhr und keine Rechnung.

Im Hintergrund ist Nacht, und Niemand hat die fernen Hallen ergründet, aus denen der Strom kommt. Aber im Lichte haufen die „Simbern“, deren entlegenere Geschichte im Dunkel verschwindet. Bei der Rückkehr leuchtet uns jener Mondschein entgegen, zu dem sich, wie aus anderen Gängen erinnerlich, das Tageslicht, in Grotten-Eingängen gebrochen, für Denjenigen umgestaltet, dessen Augen sich schon der Nacht und dem Fackelschein anbequemt haben. Es ist da eine merkwürdige Stelle. Vor uns liegt der grüngoldene Mondschein des Tages, ein wenig getrübt durch Dämpfe, die aus dem Strome emporsteigen, über dem Wasser, das wild und brausend zur Pforte drängt, hinter uns blicken uns noch die vielen Fackelaugen hyacinthroth durch die Bohrgänge nach, welche unbekannte Fluthen ins Dickicht der Sinter-Decken und Säulen eingerissen haben.

Der Rahn führt uns in den Tag zurück.

Soweit schrieb ich, was die Höhle der Simbern anbelangt. Die Schlußwirkung mit dem Mondschein und den Fackeln würde genügen, um Manchen anzulocken. Ich möchte aber noch eine nützliche, wenngleich trockene Weisung anfügen. Nicht blos die Gegend von Oliero ist groß, sondern der ganze Engpaß der Brenta bis gegen Primolano hinauf. Es ist zugleich der Weg nach Val Sugana, Trient und dem Etschland. Derselbe wird wenig aufgesucht und ist gleichwohl so herrlich. Der Bequeme findet Stellwagen und Post von Bassano bis Trient. Meiner Schilderung in dem erwähnten Buche „Winter und Sommer in Tirol“ setze ich hinzu, daß von den großen Wasserengen Europas nur die Narenta zwischen Jablonica und Mostar damit zu vergleichen wäre. Auch der von mir so sehr gelobte Brite hat eine ähnliche Meinung. Er sagt: „Die Scenerie

der Brenta-Engpässe abwärts von Primolano wird je nach den Anlagen der Reisenden verschiedenartig beurtheilt werden. Ohne Zweifel aber gehört sie zu den seltsamsten und ergreifendsten dieser Art in Europa. Man wird vielleicht sagen, daß ihr die Abwechslung abgeht, indem die Wände, die links und rechts bis zu dreitausendfünfhundert Fuß über den Strom aufsteigen, nirgends einen Ausblick auf hohe Gipfel zulassen und der karge Boden kein üppiges Wachstum aufkommen läßt. Aber gerade so, wie sie ist, dürfte kein Beispiel eines so langen, so verwitterten und scheinbar so hoffnungslosen Engpasses beizubringen sein.“

So denke auch ich und darum erinnere ich Jeden, der nach Italien kommt oder davon zurückkehrt, an die wilden Felsenthore des Tridentinischen Stromes und an die Grotte der Cimbern.

Unterwelt im Küstenlande.

Auf dem Karst, in der Nähe von Nabresina und an vielen anderen Orten befinden sich Einsenkungen im Felsboden, welche Aehnlichkeit mit einem Trichter haben. Sie sind an ihren Rändern kreisrund und verengern sich gleichförmig gegen die Tiefe hin. Diese sowohl als ihr oberer Umfang sind sehr verschieden. Sie haben die Aufmerksamkeit der Ansiedler und die Neugierde der Gelehrten oft beschäftigt. Der Grund ist meist mit rother Erde ausgefüllt, welche vom bleichen Kalkgestein der Trichterrände nicht wenig absticht. Auf dem Boden nicht weniger derselben findet man einen klaffenden Schlund, einen Schlauch, der sich in unbekannte Nacht hinabzieht. Oft mag diese Oeffnung durch Erde und Felstrümmer verstopft

sein, so daß sie sich den Blicken der Hinabspähenden entzieht und erst durch Spaten und Schaufel ihnen sichtbar gemacht werden könnte.

Es gehört nicht viel Einbildungskraft dazu, um beim Anblick dieser Schlünde sich vorzustellen, daß sie nicht weniger Geheimnisse bergen, als ihrer Zeit die idäischen Höhlen auf Kreta. Aber es ist nichts darüber aufgeschrieben worden und Dichter haben nirgends ihre dunklen Schauer verewigt. In den jüngsten Zeiten wird uns manchmal von irgend einer gelehrten Zeitschrift davon erzählt. Dann lesen wir: Einsturz-Erosion und andere lateinische Worte, die wir verstehen oder nicht verstehen. Der Eine, welcher schreibt, widerspricht dem Anderen. Wenn man recht viel gelesen hat, weiß man erst recht nichts.

Das Volk nennt diese Trichter Foibe oder Dolinen, welches letzteres Wort so viel wie ein Thal bedeutet. Es zerbricht sich nicht den Kopf, wie das entstanden ist.

In den Klüften, durch welche sie nach unten oder auch nach der Seite hier und dort tief mit dem Innern des unterwaschenen, hohlräumigen, durch allerlei Hebungen und Berwerfungen gespaltenen Gebirges in Verbindung gesetzt sind, fehlt es nicht an Tropfstein-Bildungen. Dieselben nehmen die Gestalten von Säulen, Särgen, Baumstämmen, Thüren und Menschen an. Jahrtausende in unabsehbarer Zahl arbeiten daran, dieselben zu bilden.

Wer weiß, ob ich jemals etwas Besonderes erfahren hätte, wenn mir nicht eines Tages von einem Hirten gesagt worden wäre, daß in einer der Klüftungen, zu welcher man durch eine Dolina hinabsteigt, sich eine Buscheule oder Steinkauz aufhalte. Ich hatte schon längst einen Zahn auf dieses lästige Geschöpf. Vermuthlich war es das nämliche, welches im Dorfe die Menschen allabendlich durch sein Geschrei erschreckte. Ob-

wohl es ein Vogel der Dunkelheit war, liebte er gleichwohl, ähnlich den Nachtfaltern, erleuchtete Fenster. In später Nacht war es nur mehr hinter solchen Licht, hinter denen ein Kranker bewacht wurde. Alsdann setzte er sich gerade dort hin und begann mit seiner jämmerlichen Stimme zu rufen.

Durch Brombeeregestrüpp und über Steinplatten, welche beim Anstoß des Fußes wie Gläser klirren, näherte ich mich dem Eingange des Schlundes. Aus nahem Buschwerk flogen Steinhühner auf und enteiltten, kurze Töne ausstoßend, in das graue Geklipp.

Nachdem ich unter der niedrigen Pforte hindurchgekrochen war, zündete ich mir ein Licht an, bei dessen Schein ich den etwas abschüssigen, theilweise von Steinen, theilweise von feuchter rother Erde bedeckten Weg leicht verfolgte. Im Uebrigen konnte ich nur das sehen, was in meiner nächsten Nähe sich befand.

Von der Decke fielen hier und dort Tropfen. Sie bildeten auf abgestürzten Felsblöcken weißlichen Sinter, den Anfang einer zukünftigen Säule. Manchmal schwirrte eine Höhlentaube, durch den Eindringling gestört, mit gurrender Stimme über mich hin, dem Ausgang zu. In der Ferne lag es wie weißlicher Schein.

Es war ein wenig Widerschein vom Tageslicht des Einganges, welches tief unten gerade noch auf helle Tropfsteingebilde auftraf. Gleich hohlen Federkielen hingen die Rohrgestalten der durch Tropfen ringförmig herabgesickerten Kalkspathe von den Decken. An manchen Stellen waren Ansätze zu glitzernden Vorhängen zu erspähen.

Jetzt war ich, da sich die Höhle, die bis dahin einem ansehnlichen Gewölbe geglichen hatte, zu verengen begann und durch allerlei Pfeiler, Pilaster und Nischen ein anderes Aussehen erhielt, vor der Stelle angekommen, an welcher die Gule

sich aufhalten sollte. Ich erwartete jeden Augenblick irgendwo zwei gelbscheinende, runde Kohlen glimmen zu sehen. Nichts davon.

Ich sah nur den Widerschein meiner Kerze von der Wand, der sich auf dem silberweißen, von Rhomboedern bedeckten Gestein röthlich ausnahm. Tief gebückt kroch ich viel mehr als ich ging durch eine Art von engem, maurischem Säulengang. Mit einem Mal erweiterte er sich. Da war abermals ein großes Gewölbe. Inmitten des Dämmer-scheines, den die Kerze vorauswarf, erblickte ich etwas Weißliches. Es befand sich offenbar ohne Zusammenhang mit den Wänden oder der Decke, in etwa gleicher Entfernung von diesen. Als ich näher kam, sah es aus wie ein Standbild mitten auf dem Plage einer Stadt.

Ich hielt es nunmehr für gerathen (aus Neugierde war mir mein Jagdzwecf völlig aus dem Sinn gekommen), dieser seltsamen Umgebung zu Liebe, den mitgebrachten Streifen von Magnesium-Metall im Lichte anzuzünden. Er loderte auf, und sein Strahl, hell wie die vom Eise zurückgeglänzte Sonne, fiel auf die Umgebung.

Nunmehr gewahrte ich, daß das weiße Ding eine Gestalt von menschlichen Umrissen war, von welcher ich jedoch nicht zu unterscheiden vermochte, ob sie aufrecht stand oder saß. Denn über sie war ein weißer Schleier von faserigem Höhlenkalkstein geworfen, wie Spitzen über eine Braut. Nur der Kopf, die Schultern und die Arme waren unter dem Faltenwurf der Hülle zu entdecken, aber so deutlich, daß der Hund, den ich mit mir genommen hatte, alsbald zu bellen anfang, indem auch ihm die menschenähnliche Gestalt auffiel. Die Laute riefen Widerhall hervor, der in den von Finsterniß verhüllten entlegeneren Schlüften wunderbarlich klang. Da rauschte leiser Flügelschlag und die Gule kam aus einem der Bogen-

gänge hervor und setzte sich der weißen Gestalt auf die Schulter, als ob sie bei ihr Zuflucht suchte.

Ich ließ den Magnesium-Streifen, der mich blendete und schon fast in die Finger brannte, fallen. Er erlosch und jetzt blickte ich bei dem braun-trüben Schein der Kerze verwundert auf die Gruppe. Vor Ueberraschung dachte ich nicht daran, zu schießen. Aus dem Vorhange wollte mir die alte Griechengöttin entgegenblicken, neben deren Haupt die Eule wacht. Hätte ich aber selbst das Gewehr erhoben, ich würde es gewiß wieder sinken gelassen haben, als ich eine laute Stimme vernahm.

„Ich bin das Licht in der Grabesnacht dieser Welten,“ scholl es unter der Hülle. „Von mir kannst du die Geschichte deiner Brüder erfahren, die hier eingebettet liegen. Schau um dich!“

Da wich die Nacht dieses Schlundes. Ich sah über mir einen trüben, von schweren Dünsten durchzogenen Himmel. Vor mir, auf schlammiger Küste, gegen welche ein milchiges Meer brandete, lagen dunkelgrüne Tange und Algen mit rosenrothen Wedeln. Wunderliche kegelförmige Muscheln, deren breites Ende nach oben schaute, hingen in unermesslichen Schaaren an den bespülten, mit Kalkschlamm überträufelten Felsen.

Es war so schwül und schwer um mich herum, daß ich mich von der Fluth abwendete, deren lauwarmer Schaum mir ins Gesicht schlug. Ich trat zurück und erblickte alsbald den nämlichen Trichter, durch welchen ich herabgekommen war. Zugleich vernahm ich ein Geflüster. Es war aber nicht mehr das der Wellen, sondern sehr deutlich war die Stimme der Gestalt zu unterscheiden, welche sagte: „Der Zornige kommt!“

Und er kam. Der Trichter sah zwar ganz anders aus, ich erkannte ihn aber gleichwohl an seinen Rändern. Der

Zornige aber war der heiße Wasserschwall, der rasch aus dem Boden emporrang. Das war ein schlimmer Gefelle. Mit Gepolter kündigte er sich an. Dann schoß er voll Wuth empor. Endlich quoll die heiße Fluth über den Rand. Mehrere Strahlen, mächtig wie diejenigen, welche Bale in die Höhe werfen, erhoben sich aus der Mitte, von Dampf umhüllt, über das Becken. Aber mit einem Mal floß Alles zurück und knirschend rollten die Kiesel, gleich wie am Strande unter dem Drucke der sich zurückbäumenden Meereswoge, in den Trichter hinab, um beim nächsten Wuthausbruch des Zornigen wieder in die Höhe geschleudert zu werden. Der Zornige in der Tiefe war gewiß ein böser Geist, denn er hinterließ einen Schwefelgestank gleich dem des Teufels, der zehnhunderttausend Jahre nach ihm auf die Welt gekommen ist.

Ueberhaupt gemahnte mich das ganze Treiben an Dinge, die ich eben vorher unter anderer Gestaltung gesehen habe. Die Algen und Tange hatten die nämlichen Umrisse, wie die Abdrücke auf den Steinen, die in der Nähe des Schlundes herumliegen. Die herumgerollten Kiesel glichen auf ein Haar den Erbsensteinen, die man lose oder im gelblichen Sinter eingebacken allenthalben zwischen den Wachholderstauden und Alpenveilchenblättern des Grundes findet. Die Muscheln, das waren die Hippuriten, die entweder noch wohl erhalten aus Steinen hervorschauen oder ihr einstmaliges Dasein durch Löcher in denselben verrathen, aus denen ihr gebrechliches Gehäuse seit den etlichen Millionen Jahreszeiten, die seither auf- und abgezogen sind, allgemach herauswitterte. Es waren die nämlichen Dinge, aber sie schauten draußen so stumm und todt aus. Die Höhle selbst aber, in welcher der Zornige sein Wesen trieb, das war ein uralter Geysir, ein übersprudelnder Kochtopf, dessen Wasser von den Dämpfen der alten Vulkane geheizt wurden. Man findet sie todt in der ganzen Welt.

Und auf den Geruch hat mich der Hauch von Schwefelwasserstoff vorbereitet, der in die Nase dringt, sowie der Hinabsteigende an einer der schwärzlichen Wände der Dolina herumkragt. Das heiße Wasser aber hat sich seinen Trichter selbst gebildet, und die rothe Erde, die mein Fuß betrat, das war der Kieselstein, der vom siedenden Schwall abgesetzt wurde.

Das weiße Bild schwieg. Es war das erste Mal, daß mir ein Wunder begegnete. Man wird begreifen, daß ich mich an die verhüllte Göttin nicht wagte, mochte ich mir nun die weiße Pallas der Griechen, die weißmantelige Isis der Aegypter oder eines jener göttlichen Wesen vorstellen, die auf der Welten-Esche unserer deutschen Ahnen hausten.

Gingen noch, vom Zeitenlaufe verschont, irgendwo solche Wesen umher, so konnte man sie freilich am ersten in dieser schweigenden Unterwelt finden. Zog doch die alte Hertha bei ihren Lebzeiten selbst mit einer Eule herum, wenn sie Geschenke austheilte, ein Geschäft, in welchem sie späterhin vom Christkindlein abgelöst wurde. Die Wahrheit zu gestehen, ich fand die Eule etwas theatralisch, zur Entschuldigung konnte es indessen dienen, daß das Thier durch das Gebläse meines eigenen Hundes hervorgescheucht worden war.

Wunderbarer aber als die Erscheinung selbst deuchte mir damals, was sie sagte. Ihre Stimme wies mich auf ein paar Tropfen, die in längeren Zwischenräumen herabfielen. Ich vernahm daraus, daß all die Zeit, in welcher von den Tropfen, die einander folgen, allgemach eine thurmhohe Domsäule aufgebaut wird, nur eine einzige Rückbewegung des Pendels, verglichen mit einem Jahrtausend, ist, wenn ich sie zusammenstellte mit der Entfernung jener Tage, in denen die Muscheln abstarben, von dem heutigen, an dem ich mit meinem Gewehre die Höhle betrat. Der Bornige ist längst gestorben. Seine Brüder schlafen auch alle oder sind in die tiefsten Häuser der

Herttha hinabgezogen. Der Schlamm ist knochig und fest geworden. Das Meer brandet jetzt viel weiter in der Tiefe, auch dieses ist hinabgesunken. Wo die Wellen früher waren, dort geht jetzt eine Fahrstraße, und was die alten Wogen schufen, erkennt man nur mehr an den Einhöhungen im Sandstein. An den Spuren der alten Feuermittigkeit geht ein Professor mit Brille vorbei und brummt über den empyreumatischen Geruch der Felsoberfläche, mit dem er nichts zu machen weiß.

„Das Gewimmel und Gewühl im lauen Wasser ist todt. Ich habe ihm aber Leichensteine gesetzt, gegen die eure Inschriften nur Kinderspielereien im Sande sind. So lange, bis dieser Erdball wieder in die Sonne zurückkehrt, wo er von Freudensflammen erwartet wird, von denen sich alle unsere Alten, die Feuergeister und Schleuder-Riesen, wieder ins Leben zurückrufen lassen, dauern die Inschriften, die ich gemacht habe. Wenn du wieder hinaufkommst, siehst du sie in Steinen, die ihr niemals zählen werdet. Kopffüßlern, so klein, daß sie euer Auge im Tropfen nicht hätte zu unterscheiden vermocht, setzte ich Denkmäler, gegen die eure Pyramiden Sandkörner sind.“

Die Worte eines solchen Wesens bringen anders in die Sinne ein, als Menschenworte. Man vermag sie deshalb nicht mit diesen zu vergleichen. Denn so, wie sie gesprochen werden, erblickt man alsbald, hört und fühlt die Dinge, welche durch sie heraufbeschworen werden. Ich sah in der That den Zornigen sterben und den Griffel, mit dem die Lebensgeschichte der Myriaden eingegraben wurde.

Mit einem Mal aber verwandelte sich in dieser Welt, in der sich Alles verwandelte, auch die weißglitzernde Schleiergestalt. Es trat ein Mensch in Fellen herein, der einen erlegten Bären nach sich zog. Da erblickte er die Gestalt, die

jetzt nicht mehr steinern, sondern lustig, gleich einem Gespenste, anzusehen war, stieß einen Schrei aus und entfloh.

„Von meinem Bruder, dem Zornigen,“ fuhr sie fort, „der freilich schon todt war, bevor ein menschliches Augenlid aufgeschlagen ward, ja, ich kann sagen, von meiner ganzen Familie habe ich mir etwas erhalten, was Scheu und Furcht einflößt. Ich bin freilich nicht mehr so mächtig wie früher. Damals war es mir ein Kleines, in kurzer Frist große Strecken des Erdballs umzuändern. Feuer- und Wassergarben schleuderte ich; was heute von Zapfenbäumen beschattet war, das lag morgen unter flüssigem Gestein. Jetzt leiste ich das nicht mehr. Wenn sie aber, die neue zweibeinige Zucht, die aufgewachsen ist in unseren Werkstätten, kommt, so zittert sie. Sie kennen uns an, was wir sind. In dieser alten Wasser- schale, in der mein Bruder so oft gespielt hat, in Hohlräumen und alten Luftblasen des Gesteins sehen sie mich und verspüren, daß sie hier näher an unseren Wohnungen sind. Dann scheuen sie zurück. Ich sage Dir voraus, daß in vielen Jahren sie mir andere Namen geben werden. Aber vertraut werden sie uns nie behandeln.“

Die Gestalt war trotz dessen, was sie gesagt hatte, immer noch zauberkräftig genug. Denn alsbald erblickte ich mitten durch die Felsen hindurch einige slawische Hirten, welche sich beriethen, ob sie ihre Heerde bei dem Unwetter, welches sich zusammenzog, unter das Obdach der Höhle hineinführen sollten oder nicht. Der Eine wollte es wagen, der Andere warnte vor der „Wila“ der Tiefe.

„Die Wila, das bin ich,“ sagte die zauberhafte Gestalt.

Also deshalb nennt das Volk so manche Höhle die Wile- nizza! Da ist die Wila wieder eine Umgewandlung der alten wendischen Schwarzgöttin. Das ist auch die blauschwarze Hel, deren Farbe an die Verwesung erinnert. Die jungen Hirten

fürchteten sie. Es dauerte aber nicht lange und sie scheuten andere Menschen mehr, als diese Unterwelt. Denn bald entstand im Lande Geheul der Barbaren und Weheruf der Gemarterten. Die Türken kamen in Schaaren herein und die von Angst Erfüllten retteten sich und ihre Heerden in den Schauern dieser nächtlichen Schlüfte. Französische Gefittung kannten die Türken nicht, darum wurde auch keine Höhle ausgeräuchert und die Weiber und Kinder nicht im Dualme erstickt. Nachdem die Feinde abgezogen waren, kamen die Flüchtlinge wieder zum Vorschein.

Jetzt brachte ich die Gestalt nicht mehr zum Reden. Meine Augen hatten sich mittlerweile an das Dunkel gewöhnt. Die Erscheinung sah aus wie eine Bildsäule vor ihrer Enthüllung. Ich erblickte jetzt in ihr ein einfaches Stalaktiten-Gebilde. Die Wunder längst verschollener Zeiten waren von ihr enthüllt worden. Was aber nachher geschehen, das konnte ich mir leicht selbst vorsagen. Hatte sie über ihre eigene Geburt in der Steinwerdung, in der sie vor mir stand, geschwiegen, so wußte ich darüber hinlänglich Bescheid. Die herabfallenden Tropfen hatten mir Aufschluß gegeben.

Jene Scheu, welche der arme Mensch vor der endlosen Nacht und der weißen Gestalt empfand, heißt jetzt Staunen. Es kommen von weit her die Menschen. Die Sinen ergötzten sich nur an dem Ungewohnten und der Pracht der Tropfstein-Wälder unter der Erde.

Diesen bleibt es nicht verborgen, daß jene Gewalt, in deren Namen vorhin das verschleierte Bild sprach, eine Menge von Typen und Vorlagen bereit hält, welche sie entweder auf dem Umwege des Durchganges durch die Menschengehirne oder auch unmittelbar selbstthätig in allerlei Stoff ausführte. Farne und Palmen setzt sie sowohl aus Zellen in Wäldern, als durch Eiskrystalle an Fensterscheiben zusammen. Es ist

ja immer nur ein Stoff, der arbeitet, eine Welt, ein Geist von Ewigkeit her, heiße er Gehirn oder fallende Wassertropfen. Man sieht maurische Bögen zu Cordova, man sieht sie unter der Erde zu Adelsberg. Orgeln sieht man in Kirchen, auch als Eis an gefrorenen Wasserfällen, als Kalkspath in der Adelsberger Unterwelt. Blumenfelche, Sarkophage, Springbrunnen, Thürme von Pisa werden in allerlei Stoff, auch mit Zuhilfenahme des Menschen, von der Natur angefertigt.

Die Natur, welche in diesen Höhlen arbeitet, gleicht den kunstfertigen Gießern von San Filippo in Toskana. Dort sprudelt ein heißer Born, in welchem viel Kalksinter aufgelöst ist. Das siedende Wasser lassen die Menschen in hohle Gipsabgüsse einlaufen, welche sie von edlen Werken der Kunst abgenommen haben. Nach Monaten hat sich aus der Fluth blühweißer oder honiggelber Niederschlag abgesetzt. Man hebt ihn ab und glättet ihn — dann ist das alte Bildwerk, der alte Gedanke aufs Neue wieder verkörpert.

Anderer Eindringlinge aber wollen die Geschichte dieser Erdrinde und dieser Höhlen ergründen. So leicht wird es freilich nicht Jedem gemacht, wie mir, dem es erzählt wurde. Wäre ich früher gekommen, etwa vor fünfzig Jahren, so hätte ich aus Redseligkeit der Wila gar auch noch Prophezeiungen mittheilen können. Jetzt kommt ihnen freilich kein rechter Werth mehr zu, weil sie mittlerweile verwirklicht worden sind. Aber es giebt noch Hirten, welche die Prophezeiungen gehört haben. So ist es einmal geschehen, daß die Wila ihre Nacht verließ, um sich zu sonnen. Sie ging auf ein goldenes Weizenfeld hinaus und tanzte auf den wallenden Bogen der Halme herum. Da ließ sie sich mit den Hirten, welche sich Anfangs scheu flüchten wollten, in ein Gespräch ein.

„Es kommt eine andere Zeit!“ rief sie. „Ueber mein altes

Reich, wo in der Nacht Flüsse, von keinem Auge gesehen, zum Meere wallen, wird sich bald eine ungeheure eiserne Schlange hinwinden. In stundenlangem Bogen wird sie sich krümmen. Dort schaut hin, wo das öde Svinska Griza (das Schweine-Geröll) in der Sonne glüht, dort bäumt sie sich noch einmal auf, um dann zum Meere abzustürzen.“

Svinska Griza war ein bleiches Geklipp. Jetzt steht mitten drinnen der Bahnhof Nabresina. In der großen Schlange aber hatte die Wila den Schienenweg gesehen. Eines Tages saß ich nachdenklich bei einem Krüge Terrano und erzählte einigen Jägern, wie ich den Versteck der Gule erspäht hätte, wie sie sich einer wunderlichen Kalkgestalt auf die Schulter gesetzt und auf einmal, während ich, von der Rede der Verhüllten bezaubert, nicht weiter auf den Vogel achtete, wieder in der tieferen Nacht verschwunden sei. Von allem Anderen hütete ich mich zu reden, obwohl mir das Wort manchmal auf die Zunge trat.

Da ging ein junger Gelehrter, Hermann Breindl, der seit Jahren mit den Geheimnissen des Karstes ringt, vorüber. Dem erzählte ich ohne Weiteres die Enthüllungen der steinernen Frau. Er aber lächelte und sagte, ich solle mit ihm gehen. Da führte er mich ein paar Schritte weit und zeigte mir neben der Straße eine tiefe Grube, aus welcher der Restaurateur des Bahnhofes Erde hatte herausnehmen lassen, um den Boden seines Gartens zu verbessern.

Ich sah drei rundliche Kessel darin, deren Wände zum Theil geschwärzt waren. „Sehen Sie,“ sagte er, „hier hat sich der Schwefelniederschlag der Quellen erhalten, weil bis jetzt die Erde ihn gegen das Wasser und die Luft des Himmels schützte. Dort liegen die Erbsensteinsteine, hier der Rieselfinter in Schichten. Ihr Poeten braucht Dämmerungen und Geister, um zu ahnen. Wir haben unsere Augen, zu sehen. Das

unheimliche Weib mit ihrem Flittergewand, das Sie mit Willykerzen, Magnesium und Einbildungskraft angeleuchtet haben, sagt uns Anderen nichts Neues. Da oben ist die Sonne und da unten liegen in ihrem Tageslicht die Zeugen.“

Er schritt grüßend von dannen und ich blieb etwas verduzt vor der Grube stehen, deren Boden jetzt von allerlei Struppwerk und Unrath bedeckt wird. Er hat Recht, dachte ich, der Menscheng Geist braucht nicht die Enthüllungen geheimnißvoller Unterwelt oder die Ahnungen, die aus der Nacht aufsteigen. Sollen wir aber die weiße Frau nicht anhören? Noch immer sehe ich vor mir die zauberhellen Augen der Eule und höre die Runenworte der Wassertropfen. Ich werde doch wieder einmal dort hingehen.

An der Küste.

An der Kalkwand sind die Schatten der Menschen nicht schwarz, sondern grün. Das bewirkt nach dem Gesetze der gefärbten Schatten die Nothwendigkeit, mit welcher die drei Grundfarben Ergänzung durch andere Farben verlangen.

Es ist nämlich zu verstehen, daß die Kalkwand ein Steilabfall des Karstes über die Adria ist und daß die Sonne als ein ungeheuerlicher Ball nahe am Gesichtskreis des westlichen Meeres sie mit tiefrothem Licht überfluthet. Wir gehen rasch an den Felsen unter Opicina fort und es begleiten uns die unzertrennlichen, wesenlosen seladongrünen Genossen an der Wand.

Ein anderes Mal gehen wir an der nämlichen Stelle. Es ist frühester Morgen. Im blauen Meer sind metallweiße Inseln, gewundene Flüsse unterbrechen die Fläche. Sil-

berige Dreiecke schießen von Uferstellen aus, von welchen der Wind vordringen kann, ins Meer. Es ist alles Frühlicht und Seligkeit.

Und wieder ein anderes Mal haben wir uns verspätet und sind in die Nacht hineingerathen. Schwüle Regenluft preßt uns Schweißtropfen ab. Wir sehen die Hand vor den Augen nicht. Mit einem Male leuchtet der Quadrant des Himmels von West nach Nord auf. Wir werden für einen Augenblick von Dingen geblendet, die wir hier nie erblicken zu können glaubten. Felszacken des höchsten Gebirges, Schneefelder, Eis — Alles in schwefeligem Lichte. Dann ist es wieder finster und unten rauscht das unsichtbare Meer.

Solche drei Zeiten und Beleuchtungen unterscheiden sich so weit, wie es überhaupt Unterscheidungen geben kann. Aber eines ist ihnen doch gemeinsam: der ganz wundersame Einblick in die Hochwelt der Alpen.

Grand Panorama de Trieste. Der Himmel bildet die Rotunda, und das untere Ende des Gemäldes, das blaue Meer, braucht durch keine Bretter oder andere Hüllen verdeckt zu werden. Am überraschendsten ist die Einfahrt in das Panorama für den Eisenbahnreisenden, der sich mit Sonnenaufgang, nach halb verschlafener Nacht die Augen ausreibt, und hinter Nabresina abbiegend und rückwärts blickend, jenseits der Fluth urplötzlich die tausend weißen Giebel im Frühlicht sieht.

Um Gebirge in solcher Ausdehnung, von den Ufern des Gardasees bis Krain und Kärnten, überschauen zu können, ist ein weiter, ganz glatter Vordergrund nothwendig. Diesen bietet das Meer und darum überschaut man von der Mitte des Triester Golfes aus diesen Wall zwischen Lombardei und Pannonien noch schöner, als von einer Höhe.

Mancher Gipfel kommt dort in Sicht, der für Denjenigen, der auf Land steht, sich im todten Gesichtswinkel befindet. Auf

dem Meere vor Capo d'Istria erblickt man den Triglav, der den Beobachtern auf dem Festlande verborgen bleibt.

Man kennt eine Menge von schönen Rundsichten, aber auf die des Triester Golfes hat noch Niemand weiteste Kreise, soweit ich gehört habe, hingewiesen.

Franz Markgraf von Marenzi, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, hat zuerst die Rundschau von Opicina gezeichnet. Dieselbe ist ans Licht getreten, aber lange nicht so bekannt geworden, als es die Mühe des Künstlers und der ihn unterstützenden Vereinsgenossen verdient.

Ohne diese Arbeit wäre ich nie auf den Gedanken gerathen, daß man von der Fläche der Adria aus den Baldo-Berg erblicken kann, auf dem so viele Heiligthümer und Delbäume stehen und an dessen Fuß der Gardasee anschlägt.

Wer vor sich lieber die graugrünen starren Wellen des Karstbodens, als die Fläche des Meeres hat, der schaut sich die Wälle des Hochgebirges nicht von einem Schiff oder vom Molo des Triestiner Hafens an. Er steigt die Wege gegen das Gefilde von Prosecco oder von Opicina an — beides gleichartige Vertlichkeiten am Rande der Hochfläche, die jäh zum Meer abbricht — beides Landschaften der wunderbarsten Art, wo sich alle die wilden Schönheiten des Karstes mit dem Eindruck des Sonnenblickes, der vom südlichen Meere heraufscheint, durchdringen.

Der Abbruch der Karstwüste zum Meere ist ein Vorwurf für zahllose Bilder — aber es bedarf hier des Künstlerauges, das der herkömmlichen Behandlung landläufiger Gegenstände entwöhnt ist. Vielleicht — es mag so sein — läßt sich da auch gar nichts malen. Denn es erscheinen Farben, die nicht geglaubt werden.

Meer und Gebirge erscheinen heller, wenn die Bora einige Zeit geweht hat. In der Kälte besehen, erscheint Alles deut-

licher. Es sind keine Wasserdünste in der Luft, das Meer ist nach dem Aufhören des bösen Windes plötzlich glatt geworden. Darum spiegelt es die Mauern des Schlosses von Miramare wieder, als setzten sie sich nach unten in einen durchsichtigen Raum hin fort, oder als sei es um die doppelte Höhe gewachsen. Darum entspricht auch der Stellung der Venus, die am Abend über einer brennrothen und schwarzgrauen Dunstwand im Westen glänzt, ein langer flitteriger Streifen im Meer.

Der Weg nach Prosecco ist schöner, als der nach Opicina, die Gebirge bleiben immer vor den Augen. Wer in diesen Decembertagen, an welchen vor manchem ärmlichen Hause Rosen blühen und das Laub so glänzend grün an den Aesten der Maulbeerbäume hängt, wie im Hochsommer, dort an den warmen Hügeln emporsteigt, der erkennt den Winter fast nur an der weißen Farbe, die über die Höhen des Fionzo und der Piave ausgebreitet ist. Es ist eine Stunde Unterricht in der Erdbeschreibung.

Dort ist, rechts vom Arn, links vom Borthurm des Monte Canin, dem Rombon, überragt, das Fionzothal. Die Einbildungskraft folgt seinem Laufe und sieht die Schluchten der Koritenza, der Flitscherklause und schwebt an den aschgrauen Wänden des Mangart, der als Regel vor den leibhaftigen Augen steht. Und in der Tiefe ist das Meer, viele weiße Segel scheinen, oft kaum von Möven unterscheidbar, in der Helle zu fliegen. Der Fionzo, der lichtblaue Strom der Kalkalpen, setzt aber nicht nur die Einbildungskraft in Bewegung — auch das kleine Fahrzeug auf dem Meere dort unten verspürt ihn. Noch im Triester Hafen nehmen die Schiffer die Wirkung seiner Strömung wahr.

Hier, bei uns, neben der Straße, ist ein Haus, neben dem unbeweglich das Laub der Delbäume grünt und dessen Schwelle von einem Rebendach beschattet wird.

Die Zuglia, die Paralba und die Kellerwand deuten uns die Felswildniß zwischen dem Pleckenpaß und der grünen Luggau an. Dort ragen jetzt die kahlen Eschen über den Schnee, und die Bäche, die im Sommer so lustig um die Hütten rauschten, wo die Zillerthaler Wurzin ihren Enzian brannte, sind unter Eis verstummt.

Nun gehen wir durch das hochgelegene Contovello und jetzt sehen wir hinter den Häusern von Prosecco die Bodenschwellungen und Einsenkungen des Karst, vom Nanos überragt. Da sind sie nun die Falten und Furchen, die Einhöhlungen und Wannen. Was sich erhebt, ist in dieser Abendstunde blutroth vor dem sinkenden Gestirn geworden, die Wellenthäler des Gesteins sind schwarzblau. Ein Gelehrter (Moissifovics) hat uns in den jüngsten Tagen gezeigt, wie das Alles so geworden ist.

Horizontal wirkende Schübe haben diesen Theil der Erdrinde zusammengefaltet. Vom Gebirgsdruck, einer ähnlichen Ursache, wie der unserer jüngsten Erderschütterungen, haben sich kleinere, mit Flußläufen angefüllte Thäler aufgestaut. Der Kalk ist im Wasser leicht löslich. Darum gelang es den gehemmten Wassern bald, sich unterirdische Wege zu eröffnen. Dann schufen sie sich jene Gewölbe, die heute als Karsthöhlen, obwohl menschliche Augen gewiß nur die geringsten unter ihnen gesehen haben, das Staunen der Welt erregten.

Die fortdauernde Schiebung ist der Erweiterung der Schlüfte günstig, welche das kalkgeschwängerte Wasser sucht und schafft. Hier und dort stürzt später der unterwühlte Boden nach. Ein Theil des Wassers fließt alsdann wieder unter freiem Himmel. So erklärt sich die Erscheinung, welche die Landkarte aufweist, die von den wie Spulwürmer auf der Fläche hier und dort verzettelten schwarzen, geschlängelten Linien — die Flüsse ohne Anfang und Ende.

So ist der Karst eigentlich nicht ein Bild des Todes und der Erstarrung, sondern das leibhaftige Denkmal der noch andauernden Bewegung der Erdrinde.

Mossijovics hat auch von den Karst-Trichtern gesprochen und uns darüber belehrt, daß diese Einhöhlungen nicht durch Nachstürzen des unterwühlten Bodens entstanden seien. Die Trichter sind alle miteinander rund und gleichen, von der Größe abgesehen, einander wie die Eier. Das wäre bei Einstürzen undenkbar. Wir haben demnach in den Trichtern Auswitterungen durch Luft und Wasser vor uns.

Gar nicht weit von den Gründen entfernt, auf denen der weiße, doch verrätherische Prosecco-Wein wächst, fließt in der Nacht der tiefen Erde der Fluß, den man je nach seinem Anfange Reka oder nach seiner Mündung Timavus nennen mag. Dort unter den von Eichen beschatteten Kalkplatten der Ebene von Trebic strömt er dem Meere entgegen, von dem ihn der Karstwall trennt. Einmal ist er dem natürlichen Laufe gefolgt, den ihm eine lange, später durch Faltung abgedämmte Wanne vorschrieb. Da durchzog er ein Thälchen und kam über Gorianska und Brestovica bis zum See Rothenstein bei Monfalcone, um sich in Dünen zu verlieren. Wenn recht viel Wasser zusammenkommt, etwa zur Zeit der Schneeschmelze, dann rinnen aber auch in jenem alten Bett unter der Kalkrinde Wellen, wie Derjenige, der auf dem Karst geht, durch Summen belehrt wird, das zu ihm aus der Unterwelt emporbringt. So ist es kein Wunder, daß die Japyden einem solchen Strom göttliche Ehren erwiesen. Gröhrend bringt er aus der Nacht hervor und seine Quelle ist sechsundvierzig Meter breit, und die Schiffe des Meeres dringen in sie vor. Das ist der *aequoreus amnis* des Aufonius.

Das Herausbrechen solcher Wasserfülle konnte wohl als Kopf und Quelle des Meeres gelten, das bis zur Quelle hin-

reicht, und so entstand in den kindlichen Köpfen der Menschheit das Bild, von hier seien alle Wogen des Okeanos ausgeflossen, von hier sei das blaue Rund angefüllt worden. Darum auch stand dort ein Tempel des im Meere verschollenen Diomedes, dessen Gefährten in Sturmvögel verwandelt worden waren.

Ueber die Quelle, die ein Strom ist, hinaus erscheinen, weiß überschneit, die Berge von jenem anderen Ampezzo, das nicht uns gehört (dem karnischen). Sie schauen über Bladen, Schönfeld, Peißeldorf, Zahre, Petsch, die jetzt Sappada, Tolmezzo, Benzone, Sauris und Ampezzo heißen. Dort ist das unbekannte Land unserer Alpenwanderer, dort zwischen Piave, Socchieve, Tagliamento und Gail sollen sie herumsteigen durch die Fichtenforste und an den Hängen unwegsamer Thäler, unter den Wänden aussichtsmächtiger Gipfel hin.

Weiter zur Linken dehnen sich die Lagunen von Grado aus, das allergrößte Vogeljagdgebiet von ganz Europa. Alles was Reiher, Schwan, Wander-Möve, wasserliebender Fittigträger ist und von Süd nach Nord herumzieht, betrachtet die unnahbaren Sumpf- und Brackeflächen als seine Karawanenerei. Es ist das europäische Stelldichein sämmtlicher Wasservögel.

Dort steht der herrliche Dom und dort muß irgendwo der erratische Block im Schlamm vergraben liegen, auf dem der Evangelist Markus sein eigenes Evangelium aus dem Lateinischen ins Griechische übersekte. Er ist als Schirmherr nach Venedig hinüber gewandert, gleichwie der Glanz Aquileja's nach Venedig wanderte. Das war einmal in ganz anderem Sinne für Noriker und Taurischer die Goldstadt, als es später Venedig für die Pinzgauer und Pongauer in unseren Tauern geworden ist, und vielleicht gab es auch unter jenen verschollenen Kelten Sagen von Menschen, die aus der Märchenstadt am Meere kommen, die Schätze wissen, Reichthümer finden,

und es mag von „Aquilaer Mandln“ erzählt worden sein, wie später von den „Benedigern“.

Dort muß noch Reichthum an Kunst versunken stecken — das Emporium der Via Aemilia kann nicht weggeweht worden sein und gewiß birgt jener österreichische Boden Dinge, die sonst der Spaten des Archäologen in weiter Ferne sucht.

Die weißen Tauern sehen wir vom Triester Gestade oder vom Meere vor Triest nicht. Ich glaube auch nicht, daß sie von Benedig aus erblickt werden. Die karnischen, Gailthaler, cadorischen Berge sind ein allzu starker Schirm. Man schaut nicht über ihn hinweg. Darum ist auch zu verwerfen, daß Ankömmlinge auf jenen vereisten Höhen erzählen, sie hätten das Meer gesehen. Ueberhaupt empfiehlt sich eine Vergleichung mit unserem Panorama, um festzustellen, von welchen Giebeln aus man das Meer sehen kann. Es sind diejenigen, die vom Meere aus gesehen werden. Aber Diejenigen, die vom Meere aus hinausschauen, sind, was Sicherheit anbelangt, im Vortheil. Denn die Säulen fallen mehr in die Augen, als die mit der Luft und den Sonnensplittern verschwimmende Bläue.

Deutlich sind die Zugänge zu den großen Thälern, den Korridoren, die nordwärts in die Hochalpen hinaufziehen. Es ist wie eine Karte. Man sieht, wo es zum Predil hingehet, wo die Pontebba-Bahn sich hinaufzwängt, wo die Strada di Allemagna Tirol anstrebt, wo die Brenta herauskommt, wo die Etsch gegen Verona durchbricht. Viele Erinnerungen werden da aufgeweckt und es freut uns gewiß, daß die Blicke unserer Freunde zu Cortina sich mit den unserigen auf den Felsen des Antelao und Pelmo zusammenfinden, die Blicke der Leute von Cortina, das durch so viele Flüsse und Berge von uns getrennt ist.

Raum giebt es eine volkreiche Stadt, von der man sich nur eine Viertelstunde zu entfernen braucht, um Wildnisse zu finden.

Das ist um Triest möglich. Steigt man über Greta den Abfall des Karstes auf Fußwegen an, so findet man steinübersäete Hänge unter spärlichen, der Schonung empfohlenen Eichen. Dort blüht noch jetzt, unter der Decembersonne, die amethystfarbige Mannstreu wie im Sommer auf den Bergen Steiermarks. Während wir, vom Abpflücken uns wieder aufrichtend, aufs Ungefähr in den Himmel schauen, fallen uns die Valle di San Martino und die Marmolata in die Augen, von den die Wasser zu tirolischen Thälern abfließen. Das Auge eines Menschen, der am Thore einer Großstadt steht, haftet zu gleicher Zeit an den Rosen, die der arme Slave da in seinem Gärtchen vor der elenden Hütte zieht, auf dem Meer, über welches eben Schiffe Erdöl vom neuen Welttheil herüberbringen, und an den von Gletschern umgürteten Höhen. *La nature à coup d'oeil.*

Eines der schönsten Anhängsel von Triest ist Capo d'Istria. Auf der kurzen Ueberfahrt dorthin weitet sich das Bild der Alpenwelt aus. Die See scheint bis in ihre Schlüfte vorgeedrängt und es entsteht die Täuschung, als ob die Berge, noch vom Blau des Wassers triefend und noch das Weiß seines Wellenschaumes auf ihren Scheiteln tragend, eben aus dem Meere emporgestiegen wären und sich von seinem Gesichtskreise abgehoben hätten. Da ragt der weiße Triglav so genau im Norden auf, daß die Magnetnadel auf ihn als den Angelpunkt dieser weiten Welt, wie auf einen Berg Meru, hinzuweisen scheint.

Sein Anblick hat gewiß schon die Aufmerksamkeit Derjenigen erregt, die Justinopolis gründeten, auf dessen Mauern Capo d'Istria steht. Vielleicht ist die Vermuthung nicht unbegründet, daß jener Alpengipfel, den die Römer Tullum nannten, vormals den Triglav bedeutet habe.

Capo d'Istria ist so rein, sauber und zierlich, wie keine einzige Stadt von gleichem Umfange in ganz Italien. Der

Boden der Piazza ist glatt wie ein Tisch. Von ihm erhebt sich ein Thurm, mit dessen Besteigung wir das Ausgangsthor unserer übersichtlichen Wanderung durch Raum und Zeit erreichen.

Nachdem wir die steilen Treppen erklimmen haben, findet sich unter den Glocken die freie Ausschau, in welcher wir senkrecht über den Dingen stehen. Die Welt ist von Bergen und Meer umgürtet, sie zeigt ein Bild, wie es Hesiod oder dem Dichter der Psalmen vorgezeichnet haben mag. Auf jenen Bergen mit der weißen Decke wohnen die Götter.

Da dröhnt es neben uns. Es wird für einen Sterbenden geläutet. Dann ist's wieder still und nur das Hämmern der Uhr und die sichtbare Senkung der Sonne gemahnen an Zeit und Schicksal.

Hier, wo der Thurm steht, war einst ein Heiligthum der Ahea. Hier wurde, wie uns Catullus schildert, der blutbesleckte Phallus herumgetragen, hier schleppte man grüne Fichtebäume in den Tempel. Das ist verweht wie Glockenhall.

Jetzt sinkt der Tag. Wir kehren auf dem Meere heim. Der Leuchthurm blizt ab und zu seine Strahlen hinaus. Vor dem Kohlenluth-gleichen Abendroth blinken die Lichter der Schiffe. Die weißen Zeugen aller dieser Wandlungen sind auch wieder roth geworden. Aber wir glauben an ihre Ewigkeit nicht mehr. Sie drängen und senken sich, und dort im Delta des Jsonzo liegt das Gestein auch ihrer Höhen als Schlamm.

Jahreszeiten in Abbazia.

Der Anfang dieses Kapitels wurde in den Tagen des letzten Allerheiligentages und der Feier Allerseelen geschrieben. Obdach war dem Schreibenden ein Erdbeerbaum, an dem scharlachrothe Früchte und gelblich=weiße Blüthen hingen. Wände waren manns hohe Rosmarinstauden mit den blauen Blumen, Cedern und Agaven. Fenster war ein Durchhau im Lorbeerwald, durch den die See hereinflimmerte. Aussicht waren eben diese See und die noch blauerer Eilande, auf denen Medea landete.

Abbazia ist seit dem Anfang der achtziger Jahre ein Modestad, ein eleganter Winter=Aufenthalt geworden. Schon hört man es bald das österreichische Dieppe, bald das österreichische Nizza nennen. Die Einsamkeit hört auf. Dann wird es erst Zeit sein, „Neues“ aus Abbazia zu bringen. Denn mein Neues von heute ist das Alte, das seit Jahrhunderten an dieser Küste gesungen wird. Das Lied der Vögel im Myrtengebüsch, das Rispeln des Meeres zwischen den Klippen, der Ruhm der Rose, die vom Lorbeer überschattet wird.

Gleichwohl ist es ein eigenthümliches Schauspiel, zu sehen, wie ein Strand, den sonst nur versprengte Wanderer oder jüngere Männer, die mit der Versehrtheit behaftet waren, feierten, allgemach unter die Regionen vorgeschoben wird, von denen man spricht. Und gesprochen wird nicht nur in Zeitungen, sondern auf dem offenen Markt. Die Spießbürger im Kaffeehause sprechen von den zukünftigen Herrlichkeiten, und es vergeht kein Tag, an dem nicht aus entlegeneren Theilen Deutschlands ein Brief hereinkommt, welcher da nachfragt, wie es dormalen eigentlich ausschaue. Wie die Ranken des Epheus und der Rosen sich um die Häuser ziehen, so umschlingen Gewinnentwürfe das eine und andere rumpelige Mauerwerk.

Krautköpfe werden zu Ananas. Der erwartete Geldstrom befruchtet die Einbildungskraft. Wer niemals einen Gedanken auf eigenem Grunde großgezogen, dem wächst jetzt im Frühbeet, das die Gewinnsucht düngt, eine Idee nach der anderen. Es ist eine Fata Morgana von Reihen schöner Kutschen, wehender Schleier und Banknotenhaufen.

Das Schönste an Abbazia waren bis jetzt die Rosen, die Lorbeerbäume und das Meer. Sie werden es bleiben, was immer auch mit den Hunderttausenden von Gulden der Unternehmer geschehe. Was das Meer anbelangt, so wird man seinen Bewunderern neben dem Lorbeerwald her einen schönen glatten Molo dort bauen, wo jetzt der Schaum über zerrissene Felsen hinfliegt. Dieser glatte Weg wird einmal so häufig in Novellen genannt werden, wie heute jener berühmte „Spaziergang der Engländer“ an der nizzardischen Riviera. Jetzt ist dort noch kein anderer Laut vernehmbar, als der des Wellenschlages oder der Glocken des kleinen Kirchleins, das kaum über den Lorbeerhain hervorschaut. Dann wird es Monocles und Binocles geben am Strande. Man wird den Wagen und ihren Insassen nachschauen. Frische Zeitungen rauschen und man wird nacherzählen, was am vergangenen Tage in Wien und in aller Welt geschehen ist.

Die spärlichen »egregii«, welche jetzt dort gehen, verweilen, wenn sie über die Lichtinseln hinblicken, die auf der Wasserfläche schwimmen, gewiß mehr im Dufte der Vergangenheit. Dort ist die Bocca Grande — durch diese gelangt man in das breitere Meer hinaus, wo Venus auf dem Muschelwagen fährt. Der Gast denkt an Homer und an Städte gründende Griechen, die drüben auf dem Eilande, wie unter den blauen Kuppen der Caldiera ans Ufer stiegen. Mit dem Wasserspiel ist der Einbildungskraft der Zugang zur hellenischen Welt geebnet.

Ich wünschte, die Leser sähen das Leuchten und Wallen des Meeres, wie es sich da vor meinen Blicken bewegt. Die Inseln mit verschollenen Tempeln ragen nur wie ferner Sonnenduft daraus empor.

Rampher- und Salzhauch erheben sich in den Sonnenschein. Die Gartenbeete vor der Villa sind blumengrell — gleichwohl vermag ich den Sinn nicht von jenen Fernen des Mittags abzuwenden. Es zieht sich ja eine silberne Straße hinunter und sie wird leuchtender, je näher die Sonne der Höhe ihres Bogens kommt.

Es ist übrigens kaum nöthig, den Meeresweg zurückzulegen. Wir befinden uns ja selbst auf klassischem Boden. Als die ersten Ansiedler, die Thracier, das istrische Ufer betraten, hatte ihnen bereits Orpheus und Linos gesungen. Dort, auf Beglia, erhoben sich die liburnischen Städte Curicta und Fulfinium. Wo der Lorbeer seine Schatten über Marmorsäulen wirft, ist lateinische Gesittung nahe. An vielen Orten erhöben sich an diesem Strande Denkmäler derselben, wenn im Mittelalter sich nicht Süd-Slawen angesiedelt hätten, unter deren Tritten erstickt, was der Geist schafft. Die Kroaten haben Alle Uskokenblut. Allenthalben bergen die Ansiedelungen Sarkophage, Tempelreste, Trümmer von Bädern, Inschriften. Wo der Kroatte haust, ist schier Alles verschwunden. Während der Priester italischer Zunge solche Ueberreste zu bewahren trachtete, vernichtete sie der Slawe. Dem Vorgang jenes krainischen Pfarrers, der nach dem Zeugnisse Mommsen's zu St. Andrea in Istrien die berühmten Inschriften als Grundsteine der neuen Kirche, den Italienern zum Troste, einmauern ließ, begegnet man an mehr als einem Orte. Wo der Kroatte häufig ist, sind die Denkmäler italischer Bildung gefährdet; wo er spärlich austritt, haben sie sich erhalten.

Fünfhundert Jahre nach Petrarca's Schreiben an Boccaccio,

in welchem er dem Freunde die Anmuth des Klimas an istrischer Küste schildert, ist man auf den Einfall gerathen, daß in diesem großen Garten am Meere die Sonne leuchte und die Kamelien blühen, wie an entfernteren Strandgegenden des Mittelmeeres. Der Golf des Quarnero ist so schön wie irgend eine Bucht Großgriechenlands. Die Farben in Himmel und Meer sind die nämlichen, wie jenseits des Apennin.

Die Milde der Lüfte kann geschildert werden, aber bewiesen wird sie durch die Ansammlung von Bäumen und Sträuchern, die dem Norden fremd sind. Man müßte einen Auszug aus einem Buche über die Flora des Mittelmeerbekens machen, um den Kundigen ein Bild zu geben.

Ich bescheide mich, zu sagen, daß es an diesem trübseligen Feste Allerseelen um mich herum glänzt, blüht und duftet. Die schönsten Sträuße könnten in wenigen Augenblicken zusammengestellt werden. Um den Erdbeerbaum summen Bienen-schaaren. Glühender erscheint die rothe Rose vor dem Hintergrunde des Lorbeer. Gelbe Rosen umschlingen die westliche Wand des Hauses. Die Beete sind bunt, wie die nordischen Gärten unter dem August-Himmel.

Zu alledem kommt die Pracht des Gebirges, welches in die See abstürzt. Bis zwölfhundert Fuß hinauf reicht der Delbaum, noch dreihundert Fuß weiter die Feige. Auf neunhundertfünfzig Meter Höhe ist der Paß der Utscha, von welchem aus hier die Inseln des Quarnero gesehen werden, dort Istrien, ein blaues Gewimmel von Land, und jenseits desselben die Adria. Noch vierhundertfünfzig Meter höher ist der Gipfel des Monte Maggiore oder der Caldiera. Sie ist der Knoten des Berglandes. Denn von ihr aus ziehen sich im Norden die steilen Rämme über Berlosnig und Beli Planik, die Alpe dell' Olmo gegen die Hänge des Sia und der Ocra hin, im Nordosten hängt der ganze Zug mit dem Schneeberg

zusammen und im Südosten trennt er, gegen den Kanal Faresina abstürzend, den eigentlichen Quarnero, den alten Sinus Ilyriacus, vom Golfe Fiume's, dem Sinus Liburnicus. Die Inseln Cherso und Dssero sind jenseits des Wassers Fortsetzungen dieses Zuges. Vielleicht ist es auch dieser nämliche Bergstock, von dessen Wassern unter dem Meere hindurch der geheimnißvolle See Brana auf eben jener Insel Cherso gespeist wird. Denn die Wasser des Himmels oder die Quellen des Eilands können es nicht thun. Die ersteren nicht, weil sie viel wärmer sind, und die letzteren nicht, weil er zu hoch liegt. Die Fluth ist weit kälter als der Boden, in dessen hoher Mulde er steckt. So können also nur Röhren von der Caldiera oder auch von der Capella drüben es sein, welche das kalte Wasser auf die Höhe der Klippen von Aphoros emportreiben.

Von diesen Kalkwällen wird Abbazia umschlossen gleich der Einbauchung einer Muschel von ihrem Rand. Es ist die istrische Dase. Denn nördlich ist der kahle Tschitschenboden, westlich, jenseits des Walles, das wilde Gelände ober Lupoglava, südlich die Felsen von Fianona. Es ist aber auch eine Dase gegen die bösen Geister dieser östlichen Küsten. Schier ließe sich auf der Karte mit Linien die Grenze der Dase gegen die Bora abstecken, die auf den Karsthöhen lauert.

Vorgestern kam ein Reisender von der Fläche von Zurdani herab und erzählte von dem eisigen Nordost. Ich erblickte von meinem Schreibwinkel aus, den der Erdbeerbaum schützt, weiße Wolkenstreifen im Osten an den Felsen der kroatischen Küste. Das ist die Bora, die gegen Porto Re und Zengg herabwüthet. Hier rührte sich kein Blatt. Das Meer war still. Die Wolken setzten sich mit ihrem gleißenden Widerspiel scheinbar in dessen tiefste Abgründe hinein fort und jedes Schiff schwebte doppelt in der metallglatten Fläche.

So ist Abbazia eine Insel im Vorabereich. Die Fiumaner wissen das. Wenn sie auf einige Stunden dem Walten dieses Feindes entinnen wollen, so begeben sie sich an dieses Gestade. Jenseits Bolosca betreten sie den Strand der Insel, südwärts gegen Ika fortschreitend, würden sie wieder in die Wirbel der Strömung hineingerathen. Wenn also für Fiume die Beobachtung gilt, daß im Januar dort der Wärmemesser durchwegs zwei Grad höher zeigt, als zu Venedig, so wird dies in erhöhtem Maße für die Lorbeerküste zu gelten haben.

Was geschieht denn nun aber jetzt? Antwort: Es wird Obdach geschaffen für alle Diejenigen, die hier in der Luft die Lunge oder im blauen Meer den Leib haben wollen. Mächtig rührt und regt es sich. Auf sonnigem Hang, gegen dessen Bäume das Meer anrauscht, werden die Grundsteine großer Gebäude gelegt. Ueber die Klippen hin wird ein Molo gebaut, auf dessen Treppen man zu den Wellen hinabsteigt, indessen ihn von der Landseite ein dichter Wall von Lorbeer abgrenzt. An anderer Stelle erheben sich für Kranke, umschlossen von immergrünem Walde, stille Häuser der Pflege. Was hier geschieht, erinnert an die Zeit, von der wir in Geschichtsbüchern lesen, daß Männer aus geschnäbelten Schiffen, von Süden kommend, hier ausstiegen und Albona und Fianona, Lovrana und Castua gründeten. Aber es sind keine Stätten zu Wehr und Trutz, die man da aufmauert, sondern Hallen, die der Erfrischung oder Stärkung geweiht werden.

Während ich diese Zeilen niederschreibe und eben scharfer hinhorche, um zu erfahren, ob das helle Geräusch, welches aus dem Dickicht dringt, Stimmen der Vögel seien, oder tönendes Anschlagen sanfter Fluthung im scharfen Geklippe, denke ich der nämlichen Fluth, in die ich an Sommermorgen tauchte. Dann ist die Weite ein zusammenfließendes Blau — nur die Inseln haben rosenrothen Anflug von Wärme ange-

nommen. Es giebt kaum in der Welt einen Badeboden wie diesen. Weicher und doch fester Sand zieht sich weit ins Meer hinein. So ist es auch am Lido bei Venedig. Aber hier hat der Badende ein anderes Ufer hinter sich. Da ist kein flacher Kiesstrand, zwischen dessen Steinen unter der Sonne faulende Körper liegen, keine Ueberreste von Mollusken, Polypen, Schalthieren, die übelriechend dörren. Hier ist glatter, reinlicher Kalkfels, gegen den das Meer schlägt — und wenn sich etwas Lebendiges an ihn anhängt, so sind es fastgrüne, veilchen-duftige Algen.

Zwischen dem Lido von Venedig und dem waldigen Felsstrand von Abbazia ist ein Unterschied wie zwischen einer öden Düne und einem Strande von Poussin. Das Meer schlägt gegen ein Ufer, das im akademischen Stil der Landschaftsmaler des siebzehnten Jahrhunderts geformt ist. Von Süden her, durch nichts gehemmt, kommen die Wellen herauf, und für das Auge verschwimmen die Wasserfernen mit den im dämmernden Mittagslicht vortretenden blauen Kouliffen des süd-istrischen Strandgebirges.

Hier ist der tiefste Einschnitt, der am meisten gegen die Donauländer hin vorspringende Fjord, welchen das Mittelmeerbecken macht. Hier gelangt der Wanderer nicht, wie an dem gegen Nordost eingekleiteten Golf von Triest, an ein Meer, jenseits dessen Strand er nicht in die blaue südliche Ferne, sondern auf die eben verlassenen Alpen schaut. So gestaltet sich die Schau für den, der auf dem Molo von Triest steht. Der blickt nicht gegen Jonien hinab über die Wasserfläche hin, sondern auf die Gebirge von Krain und Kärnten. Hier jedoch dringt der südliche Schwall herauf. Zeugniß dafür die Brandung an der Küste zwischen Preluka und Fiume, wenn der Scirocco die Fluth antreibt. Immani cavalloni, ungeheuerliche „Pferdemähnen“-Wogen, Poseidon's Krosse, bäumen sich

auf und von Abbazia's Strande aus sieht man klasterthoch, haus- hoch den weißen Rückprall und die bergan geschleuderte Trause.

Hier werden die weiten Bäder eingerichtet, überhaucht von den Lüften des Salzwassers und vom Kampherduft der Wälder. Wer in Wien des Morgens abzieht, wird noch vor Mitternacht in die laue Welle steigen können. Abbazia ist das Meerbad von Wien.

So weit, was die lebendige See anbelangt. Um sich einen Begriff vom Lande zu machen, genügt ein einziger Gang in den Waldgarten, der ehemals dem Grafen Chorinsky gehörte. Der Graf hat mit Vernachlässigung persönlichen Vortheils dieses sein Besizthum den Männern überantwortet, welche dormalen Hand anlegen, um das Aussehen dieser Küste zu verändern. Am Meere findet man einen solchen Park nicht wieder.

Alle Häuser des Ortes stehen sozusagen in einem Garten oder Park. Ich weiß unter der italienischen oder südslawischen Bevölkerung kein Beispiel, daß die Leute dichten Waldbaumwuchs zwischen dem einen und anderen Hause des Dorfes geduldet hätten. Erklären läßt sich diese Duldung daraus, daß der Wald zumeist aus Lorbeerbäumen besteht. Man kann Blätter von diesen verkaufen und aus den Früchten Del pressen. Es ist dies aber eine Erklärung, welche nur zum Theil zutrifft. Mir scheint, es müsse sich durch einen wunderbaren Zufall hier, den Menschen unbewußt, Sinn für Pflanzenschmuck und Zierde erhalten haben. Festons winden sich um die Eingänge zu den im Grün versteckten Häuschen, und im April ist das Mauerwerk der meisten von den Farben der daran emporrankenden Blumen verborgen. Es ist diese Sinnesweise der Menschen am Mittelmeerbecken ebenso eine Dase, wie die mit den deutschen Eichen und Tannen untermengten Lorbeerhaine an der Karstküste.

So wird also dieser Strand des „heiligen Jakob ad Palum“,

wie früher die Abtei hieß, zu einem gepriesenen Asyl werden. Seit den Tagen, in welchen hier der heilige Hermagoras trotzigen Japyden und Liburnern die neue Lehre predigte, hat sich im Gescheh' dieses Strand'es kein solcher Wechsel vollzogen, wie eben dormalen es geschieht und noch mehr in der Zukunft geschehen wird.

Das begreifen denn die Insassen von Abbazia. In Würdigung der Verdienste, welche sich die Südbahn um ihre Heimath erwirbt, beweisen sie dieser die Anerkennung der Erhöhung des Werthes, deren alle ihre Grundstücke theilhaftig geworden sind, durch kindische Unverschämtheit ihrer Forderungen.

Auf dem Stephansplaz'e zu Wien kostet ein Stück Erde kaum den zehnten Theil, als dormalen zu Abbazia. Ein Stück Felsen hat hier jetzt den gleichen Werth, wie anderswo ein gleich großes Stück Zucker. Die Kohlköpfe werden als Ananas gerechnet — wenigstens dem Werthe des Bodens nach zu urtheilen. Das ist über Nacht so geworden. Man weiß ja — wen die Götter lieb haben, dem geben sie's im Schlafe.

Ueber diese Art von Staffage an der Lorbeerküste soll geschwiegen werden. Denken wir weder an die Raubsucht der Uskok'n des siebzehnten, noch an die alberne Habgier ihrer Nachkommen des neunzehnten Jahrhunderts. Stellen wir uns vielmehr den blüthenbedeckten Strand im Lichte uralter Sage und zukünftigen Glanz'es vor.

Ein anderes Mal gedenke ich von verschiedenen Seltsamkeiten der Küste zu erzählen: von der wunderbar großen Höhle über der Kirche von Santa Marina; von der Geschichte des Monte Maggiore; von den Straßen der Römer; von Bootfahrten längs der Lorbeerwälder. Bald werden mir andere, gewandtere Federn folgen.

Wenn einmal das Gebäude gefront sein wird, liest man allenthalben von dem Ischl am Meere.

E come di Catai riceve lo Scettro, Forse altro canterà
con miglior plectro.

Wer in der Mitte des Winters von der Station Matulje nach Abbazia hinabsteigt, bekommt von dem Winter-Frühling, den der Uebereifer der Bewunderer auch dort erspührt, wo er nicht zu finden ist, wenig zu sehen — vorausgesetzt, daß ein Frühling, selbst wenn er nur ein Winter-Frühling ist, auch Blumen zeitigen soll. Wohl duftet das Melissenkraut zwischen den Steinen wie im Sommer, aber offene Kelche sind selten. Dagegen erblickt er um Abbazia herum eine weithin gedehnte dunkelgrüne Insel, auf einer Seite vom Meer, auf der andern vom winterbraunen, dürren Blattwerk der Eichen umgeben. Diese Insel deutet den Lorbeerwuchs an.

Ich will mich mit der Phänomenologie auf diesem Wege nicht aufhalten, sondern nur andeuten, daß Jemand, der die kurze Strecke von dort an, wo er das Meer zum ersten Male sieht, bis an den Strand hinunter zurücklegt, damit einen größeren Sprung gemacht hat, als wenn er um diese Zeit im Binnenlande einige Breitgrade durchreist.

Er ist jetzt in die Mittelmeerzone eingetreten. Das lehren ihm, wenn auch nicht die Blumen, doch die Sträucher, neben denen er hinget, mit ihren immergrünen Blättern, ja sogar die vaterländischen Brombeerstauden, weil diese hier ihre grünen Blätter nicht mehr verlieren. Es wird ihm auch durch den Anblick so vieler Leute beigebracht, welche nicht mehr gehen, sondern reiten — wie es hinunter bis nach Albanien und dem Peloponnes gebräuchlich ist, dann durch die schwer mit Lasten beladenen Weiber, die bei den Meer-Slawen als Saumthiere gehalten werden, es lehrt es ihm nicht minder der linde, feuchte Salzhauch von der See herauf.

Vor wenigen Jahren noch wußte man in der großen Welt wenig oder nichts von diesem Strand. Wenn man sagen

wollte, die Vertlichkeiten dort hätten, seit er angefangen bekannt zu werden, einen Yankee-gleichen „Aufschwung“ genommen, so würde man erheblich übertreiben. Doch werden die Berge von Ziegeln, die bei der Station aufgehäuft sind, und manche andere Dinge eine Art von Indicienbeweis liefern, daß sich hier etwas rührt. Früher brachte ein Postkarren und ein schweigsamer Lenker, beide kroatischen Aussehens, die spärlichen Pilger über den Gang hinab, der sich zweihundert Meter bis zum Meere senkt, heute steht ein glatter Omnibus mit hochstämmigen Rossen da, geführt von einem wohlstandigen Jüngling mit galonirter Mütze, der sich auch in Idiomen, die nördlich von Laibach vorkommen, auszudrücken weiß. Trotz der französischen Aufschrift auf dem schön lackirten Omnibus will man gleichwohl von einer Verbreitung dieser Sprache am Westufer des Quarnero noch wenig wahrgenommen haben. Anders verhält es sich allerdings mit dem Deutschen, und wenn auch, wie einige Patrioten zu fürchten schienen, der Jammer einer „Germanisirung“ von Bolosca und Abbazia noch nicht unmittelbar bevorzustehen scheint, so läßt sich doch nicht ableugnen, daß das Deutsche seit kurzer Zeit ungemein an Verbreitung gewonnen und unsere geliebte Muttersprache über manche gleichgiltige oder widerhaarige Zunge Herr geworden ist. Von Kennern der Gegend wird dies indessen weniger der Ueberlegenheit unserer Kultur, als der Gelegenheit, Verschiedenes zu vermieten und zu verkaufen, zugeschrieben, und dabei ein italienisches Sprichwort citirt, welches lautet: *Per la gola si piglia il pesce*. Mittlerweile hat sich wohl auch der Argwohn jener Volksmänner gelegt, welche seiner Zeit nicht abgeneigt schienen, den harmlosen Verfasser dieser Zeilen, der als alter Tourist und Naturfreund die Aufmerksamkeit der Welt auf diesen schönen Erdenwinkel zu lenken trachtete, für einen preussischen Spion, für einen Pionier oder

Manen zu halten. Niemals war er solcher Tücken fähig. Wirkliche Gefahr dürfte dagegen von einigen seither Eingewanderten zu befürchten sein, welche der alten Volksthümlichkeit mit wirklichem Brot, mit genießbarem Bier, ja sogar mit Gemüse und Kalbfleisch, sich entgegen stellten. Worte lehren, Beispiele ziehen.

Bereits zu Volosca bemerkt man deutsch geschriebene Zettel, welche Zimmer zur Vermiethung anbieten, und während früher nur ein ehrsammer Crispinus seinen „Schuhmacher“ heraushängte, ist das Deutsche das Gemeingut aller Derjenigen geworden, die mit den Zugereisten sich in irgend einen Verkehr zu setzen gedenken.

Doch lassen wir die Leute und betrachten uns die Natur. Bald außerhalb Volosca nimmt sie jenes Aussehen an, welches der gebildete Leser nunmehr aus so vielen Beschreibungen kennt. Jetzt, im Winter, sieht er auf den Delbäumen im Geäst Leute mit Säcken, welche die schwarzblauen Oliven einsammeln, die gegen Weihnachten hin reif werden. So eine rothmützige Gestalt zwischen den silbergrauen Zweigen, mit dem Hintergrunde des Meeres, in welchem unter der niedrigen Winter Sonne eine messingfarbene Lichtinsel schwimmt, wäre ein guter Vorwurf für einen impressionistischen Maler, mindestens ein so guter, wie Scheerenschleifer und Steinklopfer. Zu Zeiten erblickt man hier im dunkleren Laubwerk des Lorbeers gleichfalls Leute mit Säcken, welche das Laub des Apollo abreißen, um es fünf-filoweiße nach dem Norden zu verschicken. Bekannt ist die begeisternde Macht des Lorbeerhauches. Er geht besonders des Mittags von den Bäumen aus, wenn die Sonne mit aller Macht auf sie scheint und die flüchtigen Dole der Gewächse zur Flucht lockt. Ich erinnere mich eines schönen Wintertages, an dem ich des Weges zog, mit allerlei romantischen Gedanken aus alter und neuer Märchenwelt angefüllt.

Dort, wo außerhalb Bolosca's die Mauer aufhört und ein Pfad sich zu den Felsblöcken am Meer hinabzieht, verließ ich die von Ziegelkarren und Kofferfahren belebte Straße und setzte mich an den Schaum, der in breiten Linien zwischen den Felsen heranrollte. Zuerst war mir's obdysseisch zu Muth, ich kam mir vor wie Jener, der von sich erzählte:

„Dieses gesagt, enteilt' ich vom Schiff empor und dem Meerstrand.
Als ich nunmehr annahete, die heiligen Thale durchwandernd,
Einzugehen in den großen Palast der Zauberin Kirke“

und dazu gehörte nicht viel, denn, ohne alle Uebertreibung gesagt, die Vorgebirge alle und die Inseln und das blaue Meer, nebst dem epischen Rhythmus der anrollenden Thalatta, kann Einem leicht die Einbildungskraft nach der homerischen Welt verschlagen, deren Götter und Göttinnen zumal auf dem nämlichen Meere herumgegangen sind. In geringer Entfernung von diesen Flächen wird eine Villa gebaut. Vorgreifend sah ich schon ihre weiße Halle und das Blumen-Parterre vor dem Thore, mit den mystischen Hallen von Rohr und Lorbeer. Da erhob sich ein ganzes Renaissance-Bild aus dem Felsgestade.

Mittlerweile aber hatte der Lorbeerhauch gewirkt. In den Hallen der Renaissance-Villa sah ich bekränzte Poeten gehen; es wurde aus dem grünen Vorhof der Schauplatz eines lyrischen Decamerone und schließlich wurde ich, als von oben herab ein Mensch, der Blätter abriß und in seinen Sack steckte, einige derselben auf mich fallen ließ, selber vom Lorbeerfieber ergriffen und schrieb nieder nachstehendes Sonetto:

Uollo's Baum an diesem Meer, dem blauen,
Beschattet dich mit seiner Wipfel Nacht;
Du hast in ihr an Siegen wohl gedacht,
Weissagen, dichten und ein trunken Schauen.

Du sahst die Pythia, den Lorbeer kaum,
 Der sie in fernste Zukunft blicken macht,
 Du sahst den Krieger in Triumphes Pracht,
 Der Götter Wandel auf den sel'gen Auen.

Doch klüger, wer vom Ast die Blätter riß,
 Und je kaum einer schuhlang großen
 Fünf-Kilo-Nachnahms-Sendung sich beß,
 Zwei Gulden kriegt er dafür ganz gewiß;
 Ihr Kampherhauch schützt vor Insektenbiß
 Und prächtig schmecken sie in Braten-Saucen.

Erst das Stöhnen des mißhandelten Musen-Rosses brachte mich wieder zur Besinnung. Rasch schritt ich zwischen den Lorbeerbäumen fort, die bald zu beiden Seiten des Weges hier und dort eine zusammenhängende Wand zu bilden anfangen. Schon leuchtete manchmal eine Rose daraus hervor und über die Gitter so manches Gartens hoben sich die unendlichen Beerenstände des *Crataegus Pyrocantha*, des brennenden Busches oder Feuerstrauches. Wenn Sonnenschein darauf liegt, ersetzen diese dichtgehäuften Beeren wohl einen Blüthenschmuck.

Daneben sind auch der Erdbeerbaum mit seinen rothen Früchten und den kleinen Blüthen, um welche am hellen Winternachmittag Bienen summen, und der Schlingbaum, dessen weiße Dolben im dunklen Laub die Schneeflocken ersetzen, welche im Norden das Heckenwerk sprengeln.

Jetzt geht ein Dampfer hin und her, welcher den Kranken Gelegenheit giebt, auf bequeme Weise die heilsamste Luft zu athmen, die es giebt, die des Meeres. Ich für meinen Theil genieße das Meer, wenn ich von meiner Arbeit raste, auf andere Weise. Ueberall längs des Ufers sind zerrissene Klippen, oft findet man zwei derselben, zwischen die man sich so

hineinsetzen kann, daß sie alle Aussicht hindern, mit Ausnahme derjenigen auf die weite Wasserfläche. Kein anderer Schall dringt herein, als derjenige der anschlagenden Fluth. Stunden mögen darüber hingehen, ehe Einer satt wird zuzusehen, wie das helle Wasser, gefärbt gleich einem Beryll, lichtgrün und himmelblau vermengt, hereinschlägt, durch ausgenagte Bohrlöcher im Felsen zurückriest, wie es sich in Kreisel ringelt und als Schaum in die Höhe geschlagen wird. Kleine Krabben hüpfen scheu in Spalten hinein, aus denen die veilchenduftigen, grünen Algen hervorschauen, die in der Brandung sich auf und ab senken, wie ein Strauch im Winde. Um dergleichen recht schön und einsam zu genießen, dazu braucht man keine Villa am Ufer, keinen Kai mit Schiffhütte und abgesperrten Grenzen des Eigenthümers. Wir gelangen jetzt zu einem geräumigen Plan, auf welchem einige alte Eichen und Kastanien stehen. Dorthin wird man für solche, welche in eigenen Häuschen zu wohnen gedenken, Cottages bauen. Schon ist der Boden von Fuhrwerken durchfurcht, es erhebt sich eine Bauhütte in der Mitte des Angers, Ziegelhaufen liegen herum und der Rauch von Feuern der Arbeiter kriecht an den Reihen der Cedern hinauf, welche dort die Südgrenze bilden.

Mancher Sommer ist jetzt schon darüber hingegangen, daß hier ein anderes Bild zu sehen war. Damals standen im heißen Juli Diejenigen, welche den grünen Anger dem Landmanne abkauften, dort im Schatten der Kastanien und schauten in die Nebel hinein, die sich von einem Baume zum anderen schlangen, in die Wipfel der Weichsel- und Pflirsichbäume. Unter dem wolkenlosen Himmel fangen in all dem Laubwerk die Cifaden, der Landmann wischte sich den Schweiß von der Stirn und fragte betrübt, ob ihm die Bahngesellschaft wohl gestatten werde, im Herbst die Früchte von den Bäumen und die Erdäpfel aus dem Boden zu nehmen, den er dahingab. Erleichtert

seufzte er auf, als ihm bedeutet wurde, daß die Direktion der Südbahn sich noch niemals mit Obst- oder Gemüsehandel beschäftigt habe. Auch dieses Mannes hat sich später der Fortschritt bemächtigt, denn aus seinem bescheidenen Obdach ist ein großes Haus geworden, welches vermietet wird.

Jetzt sind wir bei dem großen Parke am Meere angelangt, in dessen Gebäuden sich längst das sogenannte Kurleben als breites Strandgewächs entwickelt hat. Wir haben vorhin von einigen Barken, die auf dem ruhigen Wasser schwammen, Gesang und jubelnde Zurufe gehört — es muß also unter jenen Gästen auch Mancher sein, der kein einziges seiner Eingeweide zu kuriren hat. Dort, wo in der Nähe der Wandelbahn sich Einer hat Wildschweinbraten aus Steiermark, eine Schnepfe aus Krain, ein Stück Lachs vom Rhein und Wein aus Frankreich hat auftragen lassen, seufzt der elegante Kurarzt. Unten, wo der weiße Küchen-Chef haust, zischt und brodelt es, und aus den Vorräthen, die man dort erblickt, könnte man eine kleine Markthalle ausstatten. Wo sind die Zeiten hin, da sich der melancholische Gast dieses Gestades, von Lorbeer überschattet, beim „Pepitsch“ die Zeit mit dem Einfangen der Fliegen vertrieb, die auf seinem lauen Biere schwammen, wo der verzweifelnde Wirth, von der Genäschigkeit seiner Gäste gedrängt, nach Fiume um ein Kilo Kalbfleisch schickte, das er oft in jener aufstrebenden ungarischen Seestadt so wenig erhielt, als in diesem Fischerdorf, und wo die Ankunft eines Päckchens Neustädter Würste zugleich als muthwillige Spekulation und als unerhörtes gastronomisches Ereigniß von Mund zu Mund ging! Vorbei! An der Stelle des „Pepitsch“ steht jetzt ein preiswürdiges Touristenhaus.

Es ist schon Ende December und noch immer halten sich die Blätter gelblich-grün an den hohen Trauerweiden. Es wird ungefähr zwei Monate dauern bis die langen Zweige

wieder anfangen, herabhängenden gelblichen Schnüren zu gleichen. Auch die weißen Rispen des klastert hohen Pampas-Grases, die langen Blätter des nicht minder hohen Schalmeien-Rohres halten sich den ganzen Winter. Daneben wird an mancher Stelle mit Schießpulver gegen den Felsboden Krieg geführt. Nicht nur Diejenigen, die sich „Feld“ machen, sondern auch Jene, welche ein Haus gründen wollen, müssen hierzu an dieser Küste ihre Zuflucht nehmen. Die knatternden Schüsse, die man zeitweilig zu festgesetzter Stunde vernimmt, klingen wie Rottenfeuer der vorrückenden Schaaren des Fortschrittes. Zugleich bedeutet dieser Zusammenstoß mit der hartnäckigen Beharrlichkeit des Bodens für die Uferbewohner eine neue Zeit.

Als sich seiner Zeit unter diesen die Kunde von dem verbreitete, was da gegründet und gebaut werden sollte, da erhitzen sich, wie oben angedeutet, die sonst in Bezug auf vorgehende Phantasie so trägen Köpfe zu der Temperaturhöhe eines südafrikanischen Diamantfelder-Fiebers. Aus Leuten, die nur kleine Fischchen, Salat, Polenta zu essen gewohnt sind, sprach ein Rausch, in dessen Delirium sich die braunrothen Schollen des Bodens in Goldstaub verwandelten. Das ist nun auch schon wieder vorbei. Die Weingärten, Delhaine, Lorbeer-dickichte und Krautfelder werden jetzt nicht theurer verkauft, als anderswo. Wer sich eine Hütte bauen will, findet allenthalben Raum dazu.

Am schönsten werden es die finden, die sich längs des Meeres ansiedeln, einen Theil der vor ihnen liegenden Klippen ebenen lassen und in Berührung mit der lebendigen Fluth bleiben. Wer aber davon nichts wissen will — und es giebt mehr solcher Leute, als man denkt — der findet zur Ansiedelung Plätzchen in geringer Entfernung vom Strande, welche durch wahrhaftige Dschungels von Lorbeer und Myrten gänz-

lich gegen die Weite des Meeres, gegen die heranhauchenden Winde und gegen die Neugierde der Menschen geschützt sind. An mancher Stelle findet man unverhofft, wenn man sich nur wenige Schritte von der Straße entfernt, kleine, ebene Wiesenflächen, rings von dichtem Baumwuchs umdrängt. Gault man durch solche hindurch einen Ausblick auf die weite Fläche, so kann man sich kaum ein Buen Retiro denken, was mehr anmuthet.

Die südliche Straße, welche gegen Ista und Lovrana hinführt, wird mit Recht dem Straßentheile gegen Norden, gegen Bolosca hin, vorgezogen. Dort ist mehr Licht, Luft und Sonne. Je weiter man gegen Süden schreitet, desto mehr tritt auch das nördliche und nordöstliche Gebirge in den Gesichtskreis und vervollständigt eine Rundschau von Meer und Berg, die man allenthalben, und käme man von den gerühmtesten Küsten, als eine Schau preisen wird, die ebenso lieblich als großartig ist. Wenn Einer fragt, ob dieses Ufer an Reiz der westlichen oder auch nur der östlichen ligurischen Riviera gleichgestellt werden könne, so würde ich ihm antworten, daß dies wohl nur überreifer Patriotismus zu thun vermöchte. Die Landschaften von Massio, Pigna Andora, namentlich aber von San Remo, Ventimiglia und Monte Carlo schlagen unseren Strand an farbiger Wirkung, sowie an Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses.

Insbefondere sind es die Wälder von Citronen und anderen Goldfrüchten, gegen welche auch die dichtesten Lorbeerhaine nicht aufzukommen vermögen. Dagegen aber braucht man die dreifache Zeit, um dorthin zu gelangen, und um so viel schöner, als die Schönheit von dorten die Mühen der Reise und andere Umständlichkeiten des Aufenthaltes in entlegener Fremde aufzuwägen haben würde — um so viel schöner ist jene Riviera nicht. Dieses ist die Wahrheit.

In Zukunft werden Landhäuser diesen Theil des Gestades beleben. Einige stehen schon, hier und dort wölbt sich eine Pinie über weiße Mauern. In der Villa Triestina wird eine Musterwirthschaft getrieben, gegen Ika hin häufen sich die bunten Landhäuser und bald werden die Ansiedelungen zwischen dem Laub so farbengesprenkelt wie in der Umgebung von Genua.

So viel gilt, was die Landschaft anbelangt. Wenn man seine Erfahrungen in Bezug auf das Winterwetter anruft, so erscheint ein Bild, welches sich genau in der nämlichen Weise von der Riviera Liguriens unterscheidet, wie die Umrisse der Gegend, und ihr auch in der nämlichen Weise wieder gleich ist. Man hat indessen hier zu wenig Versuche mit der Angewöhnung von Pflanzen gemacht, um ein vollgiltiges Urtheil zu fällen. Die europäische Zwergpalme überdauert, wie ein Gang im Park zeigt, unbeschützt den Winter im Freien, von der Dattelpalme weiß man nichts, vielleicht würde sich auch diese, wenn auch nur kümmerlich, halten, wie an der Riviera, wo sie vereinzelt vorkommt und nur als Dekorationsstück gelten kann, da sie keine Früchte zu zeitigen vermag. Zum Akklimatisiren und allerlei Versuchen mit dem Pflanzenleben wäre offenbar Abbazia ein guter Ort und würde dort ein unterrichteter Gärtner allerlei Schönes schaffen. Zum Winterklima der Riviera fehlt allerdings sehr wenig, aber dieses sehr Wenige ist mit Bezug auf den Pflanzenwuchs viel. Denn da handelt es sich oft um Unterschiede, die der menschlichen Wahrnehmung schier entgehen. Es empfiehlt sich nicht, den viel gemißbrauchten Namen Nizza hierher zu ziehen, und zu den vielen Nizza's, die wir haben, dem rheinischen (Biesbaden), dem bairischen (Reichenhall), dem kroatischen (Brod an der Kulpa), dem „österreichischen“ (Görz), eines noch an diese Küste herzusetzen, obwohl es vor all den genannten und mehreren anderen wenigstens das voraus hat, daß es, gleich

seinem Modell, am Meere liegt. In Graden ausgedrückt, ist der Unterschied der Wärme zwischen Abbazia und den Orten der Riviera ein geringer, wie ein Blick auf die täglichen Tabellen lehrt. Dagegen läßt sich nicht ableugnen, daß, sei es Natur oder Kunst, die Landschaft der Riviera mitten im Winter eher frühlingsgleich ausschaut, als die Uferstrecken um Abbazia. Wer eine Freude daran hat, sich an sogenannten „Mittel-Temperaturen“ (d. h. Temperaturen, die in Wirklichkeit nicht bestehen, sondern nur die Fiktion eines Kalküls sind) zu belehren, dem diene zur Kunde, daß man die mittlere Temperatur von Nizza zu 8,₉; von Genua zu 6,₈; von Pisa zu 7,₀; von Neapel zu 9,₄; von Madeira zu 18,₀; von Marseille zu 7,₃ berechnet hat, und eben diese letztere Ziffer von 7,₃ Celsius ergibt sich für die zwei Winter, während welcher die meteorologische Station zu Abbazia sich in Thätigkeit befindet. Während des Mittags möchte aber wohl sich das Verhältniß bedeutend zu Gunsten Abbazia's umgestalten.

Es scheint also die Winterluft dort eine solche zu sein, welche wenigstens gewisse lästige oder schädliche Einwirkungen, wie sie der Winter in nördlichen Gegenden bringt, fern hält. Da giebt es kein Herumpatschen in zerfließendem Schnee, keinen eisigen Nebel, keine Kälte, die Einem den Athem hemmt. Wer aber in wirklichem Winterfrühling leben will, muß um fünf bis sechs Breitengrade nach Süden weiter gehen. Istrien ist kein Andalusien.

Nach solch trockener Betrachtung darf man sich wohl der freudvollen Anregung hingeben, die auf jeden fühlenden Menschen an einem sonnigen Wintertage dieses Strandes einwirkt. Die Blattflächen glänzen alle unter dem niedrigen Gestirn, die immergrünen, an flüchtigen Delen so reichen Bäume und Gesträucher hauchen ihren Duft aus, daß sich der Spaziergänger wohl mitunter in ein Treibhaus versetzt fühlen mag. Ver-

einzelte Blumen gemahnen an die Sonnenzeit des vergangenen oder an den unmerklich heranrückenden Lenz des vor uns liegenden Jahres. Die Inseln draußen schwimmen in seliger Bläue, die Sonnenstrahlung wird vom glatten Meere wie von einem Brennspiegel in die Gärten geworfen. Hoch hebt sich die Cypresse über den Lorbeer, und die glänzenden zusammengeballten Haufenwolken, die dort am Höhenkamm des nördlichen Gebirges langsam wandeln, lassen uns den wahren Winter, den Unhold, der weiße Decken und frostknarrende Erde schafft, als ein Märchen erscheinen, von dem wir einmal in unserer Kinderzeit irgendwo am lodernnden Feuer erzählen gehört haben.

Beim Pesamosca zu Chiussaforte.

Zu Chiussaforte an der Fella, an dessen altem Mauerwerk der Reisende heutzutage auf der Pontebba-Bahn vorüberfährt, hielt sich in einem der letzten Sommer, wie seit einiger Zeit gewöhnlich, eine Gesellschaft vornehmer Herren und Damen aus den Städten der venetianischen Tiefebene auf.

Die Luft der Berge und die Kühlung, welche der Strom bringt, war ihnen, welche aus den heißen Tagen und schwülen Nächten heraufkamen, eine Erholung.

Es kommt vor, daß auch Deutsche dorthin in die Sommerfrische gehen. Alles, was zur Gesellschaft gehört, hält sich jedoch im Hause Pesamosca auf, dessen Besitzer einen Pavillon erbauen ließen, von welchem aus man die schönsten Stellen des wilden Thales überschaut.

Unter den Gästen befand sich damals eine Frau von hervorragender Schönheit. Es war eine Gräfin aus Venedig. Noch interessanter jedoch, als den Männern diese Frau, dachte,

wie es schien, ihr jugendlicher Gemahl den anwesenden Damen. Es war ein sehr beweglicher, geistreicher Mann mit edlem Gesichtsausdruck. Doch mochte es einem Beobachter leicht beifallen, daß die Wirkung, die er augenscheinlich auf die Stimmung der Damen hervorbrachte, noch anderen Eindrücken ihren Ursprung verdanke, als den angegebenen. Der Graf wurde wie ein Mensch behandelt, um welchen sich ein Geheimniß webt.

Eine der auffälligsten Seltsamkeiten des Grafen war die, daß er fast niemals in Gesellschaft seiner Gemahlin zu erblicken war. Während diese, eine Bergsteigerin aus Leidenschaft, sich irgendwo oben in den grauen Klüften befand, um einen Strauß von Edelweiß herabzubringen, den sie unter die Gäste vertheilte, schlenderte er nachdenklich an den Ufern des Bergstromes umher. Man begegnete ihm in den grasbewachsenen Gassen des Dorfes, über dessen ödes Mauerwerk die Nester der Feigenbäume vorragen. Man sah ihn weit draußen auf der verlassenem Straße, auf der kein Geräusch vernommen wird, als das Summen entlegener Wasserfälle in den Falten der Berge.

Es gab Solche, welche die von Leben strotzende und in Gesellschaft unermüdet heitere Gräfin einsam weinen gesehen hatten.

So schien dem Ankömmling dies Alles ein Räthsel. Den Gästen jedoch war es ein solches keineswegs. Man kennt in den Städten Italiens das Innere der Häuser vornehmer Familien. Es giebt nur öffentliche Geheimnisse. Die Wände scheinen durchsichtiger als in den Stuben des Nordens.

So konnte es nicht fehlen, daß den Wenigen, die nicht wußten, welche Bewandniß es mit dem Paare hatte, auf ihre neugierigen Anfragen bald Antwort wurde.

Eines Tages ging ein deutscher Gast mit einem italienischen Maler, der dort Landschafts-Studien machte, zu dem

Wasserfall hinauf, der sich tief in das graue Gestein eingesägt hat und in drei Absätzen herabfällt. Der Maler setzte sich auf einen Stein und der Deutsche blieb eine Weile neben ihm stehen.

Es war ein stiller Ort. Nichts regte sich. Nur ein schwarzer Schmetterling umkreiste den Fels. Der Nordwind bewegte einige blutrothe Nelken ein wenig. Während der Maler den Kopf bald aufwärts zum Wasserfall hob, bald ihn gegen seine Leinwand neigte, hielt er im Gespräch nicht inne.

„Unsere schöne Gräfin, die jetzt über Reichthümer gebietet, war vor kurzer Zeit noch die hoffnungsvolle Erbin eines Palastes, den kaum ein Facchin zu-bewohnen den Muth gehabt haben würde. Was half's ihr, daß sie eine geborene Marchesa ist. Die einzige Hoffnung der Mutter war eine reiche Heirath. Ist aber da ein bildhübscher Bursch gewesen — auch ein Adeliger, und was das Vermögen anbelangt, so wäre es keine Mißheirath geworden. Sie hätten dem Pfarrer die Trauungskosten schuldig bleiben müssen. Das hätte der Mutter den Todesstoß versetzt. Sie ließ den schönen Raffaele kommen. Was sie ihm sagte, das weiß man nicht. Aber eines Tages war er verschwunden und unsere kleine Marchesa erhielt einen Brief von ihm, daß er sie vergessen wolle. Des Weinens war kein Ende.“

In diesem Augenblick vernahm der Deutsche ein knirschendes Geräusch auf dem feinen Kalkschotter, der den Weg zum Wasserfall bedeckt. Er wandte sich um. Der Maler folgte seinen Blicken.

Was sie sahen, war Folgendes: Der Graf und seine Gemahlin gingen Arm in Arm. Als sie zum breiten Stumpf einer Fichte gelangten, um welchen ringsherum Alpenrosen blühten, setzten sie sich auf die rundliche Fläche. Sie hoben die Arme und umschlangen sich.

Ein maßloses Erstaunen drückte sich im Gesichte des Malers aus. Keiner sprach ein Wort.

Nach einer Weile setzte das gräßliche Paar seinen Spaziergang fort.

„Was ich erzählen wollte,“ sagte der Maler, „paßt so wenig zu dem eben Gesehenen, daß ich nicht mehr weiß, ob ich die Wahrheit spreche.“

Gleichwohl fuhr er fort: „Die Marchesa ist eine gute Tochter. Nachdem sie ihre Thränen getrocknet hatte, sah sie ein, daß sie keine heiligere Pflicht habe, als die Mutter der Armuth zu entreißen und den Glanz des väterlichen Namens wieder herzustellen. Es war eben die Jahreszeit der Vido-Bäder. Es erschien ein dicker, glasköpfiger Millionär, der sich vom Kaffeehandel zurückgezogen hatte. Der bot sich an, das Wappen zu vergolden und aus der ersten Schönheit Venedigs sein Ehegespons zu machen. Ich glaube, die junge Marchesa in ihrer Noth hätte eingewilligt, wenn sich nicht ein Wunder zugetragen hätte.“

„Ein Wunder?“

„Gewiß, denn wie oft kommt es vor, daß mitten in solcher Bedrängniß der Retter aus den Wolken herabsteigt? Und ein solcher erschien. Der Graf, der in Paris wohnte, trat urplötzlich in Venedig auf. Er ist ein weitläufiger Verwandter der Familie. Ihr erschien er als rettender Bote. Sie, nämlich die junge Marchesa, zeigte sich über die ihr bevorstehende Hochzeit verzweifelt.“

„Ich errathe den Rest,“ unterbrach den Maler der Begleiter. „Der Graf verliebte sich in sie und hat sie alsbald geheirathet.“

„So weit sind wir noch nicht,“ entgegnete der Maler lächelnd. „Der Graf ist allerdings ein Original, ein Mensch, der das Schiefe der Welt gerade machen will, ein Don

Duiyote, der auf Erlösung ausgeht. Er ist ein Paladin, der zuerst an das Wohl Anderer denkt. Indem er den Zusammenhang durchschaute, bot er ihr in zartester Form das Geschenk eines Vermögens an. Trotz der Armuth wurden auf der Fahrt zum Lido persische Teppiche von der Gondel durch das Wasser nachgeschleift. Das Anerbieten wurde zurückgewiesen. Gleichwohl mochte der Graf das schöne Weib nicht in die Hände des Kaffeehändlers fallen lassen. Das einfachste Mittel, sie zu heirathen, fiel ihm bei seiner Liebe zur Ungebundenheit nicht ein.“

„Aber,“ bemerkte der Fremde.

„Wir nähern uns dem Schluß. Tag und Nacht quälte den Graf das Gehirn, wie seine anmuthige Verwandte zu befreien sei. Er ließ die ganze Reihe seiner heirathsfähigen Freunde an sich vorüberziehen. Er fand keinen, den er vorzustellen vermocht hätte. Jedem fehlte irgend eine Eigenschaft: die Jugend, das Geld, die Lust. So vergingen Wochen. Eine gelegentliche Unterredung mit der Marchesa brachte ihm endlich die Erleuchtung. Er, ja er selbst mußte sie heirathen, wenn sie gerettet sein sollte.“

„Ich finde das Opfer nicht so grausam!“ wandte der Gast ein.

„Wenn es damit allein gethan wäre! Aber es scheint, als ob in dieser Welt der Niedrigkeiten der Wettstreit des Edelmuthes nicht immer zum Guten führte. Die Marchesa war nicht eitel genug, um nicht bei dem Antrag des jungen, glänzenden, ungebundenen, mit der Aureole zahlloser Legenden umgebenen Grafen dessen wahren Beweggrund zu durchschauern. Sie ergriff die dargebotene Hand. Bevor sie sich jedoch durch ihre Zusage band, glaubte sie, die Hochherzigkeit des Grafen durch ein Geständniß-entlohnern zu wollen. Was war das? Sie konnte den schönen und ungetreuen Raffaele nicht ver-

gessen. Merkwürdig, daß ihr Geständniß eine Wirkung auf den phantastischen Grafen ausübte, die sie kaum erwartete. Statt davon erschreckt zu werden, gerieth er in Entzücken. Es war ihm ja gar nicht um das Heirathen, um die Ehe als solche zu thun gewesen. Er hatte dem Joche bis dahin widerstanden, er liebte die Freiheit. Diese Ehe wäre nur Mittel zum Zwecke gewesen, den bedrängten Verwandten zu helfen. Jetzt gab ihm die Marchesa die geliebte Freiheit zurück. Nun machte er einen Vorschlag, der ihm ähnlich sieht. Er wolle, so sagte er, das Heiligthum der Erinnerung nicht verletzen. Vor der Welt sollten sie als Eheleute gelten, sie seinen Namen führen, in Wirklichkeit aber ihr Nebeneinanderleben das von Bruder und Schwester sein.“

„Wann war das?“ fragte immer erstaunter der deutsche Gast.

„Vor etwa einem Jahre. Es scheint aber, als habe der Graf sofort Schwierigkeiten gefunden, den Vertrag einzuhalten. Denn alsbald nach der Hochzeit ging er wieder nach Paris und ließ die ihm auf so seltsame Weise angetraute Schöne einsam zurück. Es war, als ob er den Reizen der Gattin entflöhe. Es ist bekannt geworden, daß er Liebe und Eifersucht zu ersticken trachtete.“

Der Deutsche konnte, während der Maler diese Worte sprach, sein Lächeln nicht verbergen. Er dachte an den Auftritt, dessen Zeugen sie gewesen waren. Der Maler bemerkte es.

„Nun,“ fuhr er fort, „die Lösung des Räthfels liegt vor uns. Das Ehepaar hat sich nachträglich ineinander verliebt. Der schöne Raffaele scheint in Zeit und Raum verschwommen zu sein und der Graf kein Bild gefunden zu haben, welches ihm die eigene, doch so unnahbare Gattin verdrängte. Vor vier Wochen kam die Gräfin, vor etwa vier Tagen der Graf hier an. Sie trafen sich auf Grund irgend einer, der Himmel weiß welcher, Vereinbarung. Da sehe man aber nur die

Heuchler! Der Graf wohnt in diesem, die Gräfin in jenem Theil des Gasthofes. Raum daß sie ein Wort vor Zeugen miteinander wechseln.“

Der Deutsche bemerkte: „Ich verstehe das nicht. Es ist mir nicht denkbar, daß unter unseren adeligen Familien sich dergleichen zutragen könne. Die sind viel zu wenig Romantiker für solche Hin- und Herzüge.“

Der Maler entgegnete: „Sagen wir es kurz: zuerst war der Graf ein Don Quixote, der statt des Mambrius-Helmes einen Cylinder trug. Jetzt ist er nachträglich zum girrenden Lautenschläger geworden. Das Wunderbare bleibt, aus welchem Grunde sich das liebende Ehepaar vor der Welt noch immer im alten Lichte der Entfremdung zeigt. Das reime sich wer kann.“

Nach dem Auftritt vor dem Wasserfall konnte das allerdings als ein Räthsel gelten.

Es gab aber eine Möglichkeit der Erklärung. Und diese erwies sich als die richtige.

Der Entschluß, die brüderliche Eigenschaft auf dem Altar Hymen's zu opfern, mochte allerdings in Beiden sich längst geregt haben, aber heute erst hatten sie sich gefunden. Unter Nelken und Alpenrosen, im Angesichte des hohen Glanzes, hatten ihre Blicke sich vereinigt.

Die Zeit verrann und der Wasserfall rauschte fort. Die Gäste stiegen ins Thal herab. Am Abend zündete der Mond den Bergstrom an, daß er weißglühend zwischen Schatten floß. Das Gespräch im Pavillon bewegte sich um den Grafen und die Gräfin, die heute gegen Abend abgereist waren.

Während des Tages war ein ganzer Wagen voll Blumen angekommen, Drangenblüthen, Rosen. Die Kalesche, in welcher die Beiden thalabwärts fuhren, war von ihnen bedeckt. Die Fenster der Gemächer, in welchen das Paar bis dahin getrennt

gelebt hatte, blieben finster. Doch brannten gewiß an anderem Orte die Faceln des freudespennenden Gottes.

Seltzam — Jeder in der Gesellschaft ahnte den Zusammenhang. Doch Niemand berührte solche Wendung der Dinge.

Es lag eine wunderliche Stimmung über der Gesellschaft. Die Wirkungen der Elementargewalt sprachen eindringlicher als zu gewöhnlicher Zeit. Das Brausen des Wassers drang in den häufigen Pausen des Gespräches herein und das Leuchten des Mondes auf den Gipfeln über dem einsamen Thale lockte manch bewunderndes Wort hervor. Wunderliche Blicke wurden zwischen Männern und Frauen ausgetauscht — es war ein Abend, wie er selten auf der Pilgerfahrt des Lebens den Gang herkömmlicher Vorkommnisse unterbricht.

Allgemeines über Grotten.

Von allen unterirdischen Hohlräumen sind namentlich dreierlei berühmt geworden: solche, welche der Wogenschlag des Meeres ausgehöhlt hat, wie die Blaue Grotte von Capri, die andere Blaue Grotte auf der Felseninsel Buşi bei Vissa, oder die Aushöhlungen von Stretat in der Nähe der Seine-Mündung.

Sodann solche Aushöhlungen, welche sich vor Allem durch die Pracht ihrer Stalaktiten auszeichnen, wie die Grotten in der Nähe von Nabresina bei Triest, oder die unweit davon liegenden Grotten von Corniale im Küstenland. Dann gehören hierher vor Allem die Mammothshöhle in Kentucky, die Grotte von Antiparos in Griechenland, die Feen-Grotte im Departement de l'Herault, die Kraus-Grotte bei Gams in Ober-Steiermark, die Binzanusa bei Castro in der Terra di Otranto.

Drittens diejenigen Grotten, durch deren Nacht Flüsse ziehen.

Beispiele solcher unterirdischen Räume sind vor Allem die Grotte von Adelsberg, alsdann die früher geschilderte wundervolle Reihe von Hohlräumen, welche die Reka durchströmt, und die man mit dem Gesamtnamen der Grotten von St. Kanjian bei Divatscha im österreichischen Küstenland bezeichnet. Ferner wären zu nennen die Planina-Höhle in Krain, die Höhlen um den Zirknitzer See herum. Von ausländischen ist am berühmtesten die Höhle von Baucuse geworden, weil sie nicht des Dichters entbehrte.

Die zweite und die dritte Art finden sich mitunter vereinigt, namentlich in einem der gewaltigsten Schaustücke, welche die Unterwelt bietet, nämlich in jener endlosen Reihe von Gewölben, welche man mit dem weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibenden Namen der Adelsberger Grotte bezeichnet.

Daß in jenen Höhlungen, welche das Meer ausgewaschen hat und in welche es noch fortwährend eindringt, keine namhafte Tropfsteinbildung möglich ist, liegt auf der Hand. Wo die Woge des Meeres sich hinaufbäumt, wo die Fluth anprallend den Raum ausfüllt oder Raketen von losgerissenem Wasser nach der Decke schleudert, vermag die langsame Arbeit des Wassertropfens, welcher Kalksinter absondert, nicht zu gedeihen. Tief ist der Eindruck, welcher sich Desjenigen bemächtigt, der auf einem Schiffe in solche Wölbungen vordringt. Hundertmal ist die Blaue Grotte von Capri beschrieben worden, und die noch wenig beschriebene von Busi steht ihr nicht nach. Doch ist hier das Wort noch viel ohnmächtiger, als bei anderen Versuchen, Werke der Natur für die Einbildungskraft faßlich zu machen. Die Wirkung entsteht durch die wagerechte Zurückwerfung der Lichtstrahlen aus der Oberfläche des Wasserpiegels, durch dessen Färbung hier das Tageslicht wie durch ein bemaltes Fenster verändert wird. Zu diesem Spiel des Lichtes kommt noch die Wirkung, welche das Anschlagen

der Wellen im Gewölbe hervorbringt. Jeder rechnet den Tag seines Besuches unter diejenigen Erinnerungen, welche ihm nicht aus dem Gedächtniß schwinden.

Wenn Wasser durch den Kalkstein hindurchdringt, löst es einen Theil desselben auf. Am Rande einer Ritze angekommen, fällt der Tropfen durch den Hohlraum hinab auf den Boden. Das Wasser verflüchtigt sich, die darin aufgelösten Kalktheilchen bleiben. So wächst allgemach gerade unterhalb der Ritze eine Art von Pyramide herauf, der Decke entgegen. Manchmal aber ist die Ritze, aus welcher die Tropfen herabfallen, so gestaltet, daß der Anwuchs der unten abgelagerten Kalktheilchen mehr in die Breite, als in die Höhe gehen muß, wenn nämlich die Tropfen abwechselungsweise bald hier, bald dort, nirgends aber in reichlicher Fülle herabfallen. Dann entsteht keine Pyramide, sondern etwas Flacheres, ein Gebilde, welches Aehnlichkeit mit Moos hat, oder glatte Büchel, wellenförmige Haufen, die Verwünschung Derjenigen, welche in die Unterwelt vordringen. Diese vom Boden sich erhebenden Ablagerungen heißen Stalagmite.

Es kann aber auch noch etwas Anderes geschehen. Manche Tropfen, welche, mit Kalktheilchen beladen, am Rand der Ritze ankommen, sind gleichwohl nicht schwer genug, um sofort herabzufallen. Ihr Wasser verdunstet, die aufgelösten Theilchen jedoch bleiben zurück. Alsdann geschieht das Umgekehrte. Die aufgelösten Theilchen bleiben am Rande der Ritze hängen. Nachfolgende Tropfen fließen an ihnen herab und lassen ebenfalls, in gleicher Weise, ihren festen Inhalt zurück. So geht es fort. Es bildet sich alsdann noch eine Pyramide, aber eine solche, deren Basis oben ist und deren Scheitelpunkt in den Hohlraum hinabhängt. Aus diesen Vorgängen wird ein Stalaktit. Sowie aber unten der Anwurf der Kalktheilchen in die Breite gehen kann, so braucht auch

die Stalaktiten-Bildung sich nicht gerade zu einer Pyramide auszuwachsen. Alles hängt von der Gestaltung des Risses ab, aus welchem die Tropfen niedersickern. Verläuft derselbe lang hingestreckt, so wird aus den zurückgebliebenen Kalktheilchen allmählich einer jener halb durchsichtigen Vorhänge, wie sie in wunderbarer Pracht die Adelsberger Grotte birgt. Noch viel häufiger aber gestalten sich die winzigen Ablagerungen dort oben an der Decke kreisförmig. Alsdann entsteht etwas, welches mit keinem Gegenstand größere Aehnlichkeit hat, als mit einem Federkiel. Der Federkiel kann in der That hohl bleiben, oder auch nach und nach mit Kalksinter angefüllt werden. Jeder Besucher der Adelsberger Unterwelt erinnert sich solcher Federkiel. Nicht selten werden diese gebrechlichen Röhren allmählich der Kern einer mächtigen Säule und gewiß wird man im Innersten vieler jener ungeheuren Pilaster, welche das Erstaunen der Menschen hervorrufen, einen winzigen Hohlraum vorfinden, dessen Dasein eben von nichts Anderem herrührt, als von einem solchen Pfeifenröhrchen.

Nichts ist wahrscheinlicher, als daß im Laufe der Zeiten der Stalaktit von oben und der Stalagmit von unten sich endlich mit ihren Spitzen berühren. Wenn das geschieht, so bilden die nachfolgenden Tropfen mit ihrem Rücklaß allmählich einen Ring nach dem anderen um die zusammengewachsenen Pyramiden. Wer also eine jener Riesensäulen durchschneidet, würde meist im innersten Kern auf die Spur jener Spitzen kommen, welche sich begegnet haben.

Dieses ist der mechanische Vorgang bei der Hervorbringung aller jener Gestalten, über deren Aehnlichkeit mit Bildungen, die wir auf der Erdoberfläche zu sehen gewohnt sind, bei den Besuchern der Unterwelt mehr Staunen entsteht, als über alle anderen wunderbaren Dinge, welche in der Unterwelt zu sehen sind. Diese Aehnlichkeit mit Gestaltungen menschlicher oder

thierischer Formen, mit Gebilden der menschlichen Kunstfertigkeit, mit Tausenden von Gegenständen, die wir tagtäglich zu sehen gewohnt sind, hat immer die Beschauer verblüfft. Der Mensch kann sich eben in dem, was er nach seiner Auffassung die todte Natur nennt, keine zielbewusste Thätigkeit vorstellen.

Ich habe mich über das Walten jener Thätigkeit, welche dort unten aus glitzernden Kalkspathen Palmen, Säulen, Kanzeln, Orgeln, Löwen, Niesen, verschleierte Frauen — überhaupt eine ungeheure Menge von Gestaltungen bildet, schon in früheren Kapiteln mehrfach ausgesprochen. Ich will hier nur einige Sätze wiederholen. Zuerst sagte ich, daß sich an solcher Konkordanz nichts Außerordentliches fände. Man muß allerdings vorher die Welt im Sinne der indischen Denker aufzufassen sich angewöhnt haben. Wer ein Kunstwerk für das Werk des Nachdenkens hält und sich dadurch in Gegensatz bringt zum Glauben aller alten Völker, für den giebt es in der zufälligen Ähnlichkeit bloß etwas, was unsere eigene Phantasie hinein trägt. Wer aber überzeugt ist, daß die Natur in verschiedenster Weise dichtet (d. h. schafft, ποιεῖ, von ποιεῖν, schaffen), hier in Lichtwirkungen und Felsgestalten, dort, sozusagen auf dem Umwege, durch das Menschengehirn, das auch Natur ist, den wird ein solcher Glaube nicht in Verwunderung setzen. Es gehört eine monistische Weltanschauung dazu, um an die Einheit der Idee zu glauben, die hier wie dort gewirkt hat. Es klingen verschiedene Stränge, welche durch Zeit und Raum, unsere Vorstellungsschemen, weit getrennt scheinen, in der gleichen Tonart. Wie im großen Erdentraume die Cellulose gewisser ältester Pflanzen, wie etwa der Dicopteren der Jura-periode und die Eiskrystalle an unseren modernen Fenstern, sich zu den gleichartigen Gebilden entwickelt haben, so arbeitete auch im Aufbaue dieser acherontischen Terrassen die gleiche,

urgewaltige Baumeisterin, nur daß sie hier mit Kalkspathen, dort vermittlels von Gehirn-Nervensträngen ihre Launen zum Ausdruck brachte. Wer sich vom Truge der Individualität, der die Meisten bannt, nicht losmachen kann, wer stets gewohnt ist, das Menschengehirn als solches der Natur gegenüberzustellen, der wird auch nicht einsehen wollen, daß das Gehirn eines Mannes, der beispielsweise den Reisenden eines Vergnügungszuges das Schauspiel einer elektrischen Beleuchtung von Hohlräumen verschaffen will, in solchem, wie in jedem anderen Falle, ebenso Werkzeug ist, als der mit kohlen-saurem Kalk überladene Wassertropfen, welcher, dem einfachen Gesetze der Schwere folgend, hier eine Alhambra, dort einen Vorhang aufbaut. Schon der britische Poet hat das durch-schaut, als er die bekannten Worte niederschrieb: »We are such matter as dreams are made of.« Der Natur stehen alle Wege und Umwege offen.

Es waltet hier das nämliche Verhältniß vor, dessen Ahnung so manches Gemüth zur Annahme der Sinnbildlichkeit in der Natur geführt hat. Dem Wesen dieser Beziehungen sind auch jene Philosophen nahe getreten, für welche es als Wahrheit gilt, daß jedes materielle Atom seine metaphysische Wurzel habe. Es ist allerdings, besonders heutzutage, wo die Metaphysik in üblem Geruche steht, nicht Jedermanns Sache, sich in derartige Beziehungen hineinzudenken, welche sich doch auf die herkömmliche materialistische Weise, die bei dem klaren Vorgang stehen bleibt, ungemein einfach erklären zu lassen scheinen. Wer sich nicht geneigt fühlt, von dieser Höhe aus hinab zu blicken, wen es schwindelt, wenn er zur Anschauung der Einheit der Kraft geführt werden soll, welche auf der Oberwelt den Säulengang eines gothischen Domes durch Menschenhände, hier aber durch Wassertropfen schafft, dem bleibt immer noch das Vergnügen, über die augenscheinliche und greifbare

Ähnlichkeit zwischen den beiden Gebilden, als das Werk des Zufalles, zu staunen.

Dieses habe ich schon oben mehrmals gesagt. Ich mache mir nun auch noch das Vergnügen, einige Worte aus der alten Chronik des Landes Krain von Balvasor anzuführen, deren Naivität dem Leser wohl heutzutage ein Lächeln ablockt. Sie mögen aber nicht ganz überflüssig gewesen sein für eine Zeit, welche von Dämonen- und Teufelsglauben beherrscht war. Noch im siebzehnten Jahrhundert gab es Leute genug, welche glaubten, die Menschengestalten, die Altäre, die Marienbilder, die Kanzeln, die Orgeln, die Säulengänge und Kirchenhallen, welche hier in tiefer Nacht liegen, seien das teuflische Widerspiel der nämlichen Gegenstände unter dem Gottes-Himmel. Man verglich dies mit dem Antichrist, welcher ein Zerrbild der Kirche Gottes auf Erden aufführt. So glauben noch heute unsere Kelpfer an eine schwarze Messe, deren Ceremonien von bösen Geistern verrichtet werden, und welche nichts ist als eine Verhöhnung der kirchlichen Feier. Darum erscheinen auch in der Abbildung, welche Balvasor von der Adelsberger Grotte giebt, die Tropfstein-Gestaltungen dortselbst alle in Form von Unholden und höllischen Ungethümen.

Der Beschreiber des Landes Krain sagt hierüber: „Man erblickt etlicher Orten greuliche Höhen, und an etlichen Alles wie mit Säulen besetzt und so seltsam gebildet, als ob man allerley Ungeziefer vor sich schaute, als Schlangen und andere Thiere, allerley Gespenstliche Gestalten und mancherley Fragen-Gesichter oder Abentheueren und dergleichen; wovon alle Ecken, Winkeln, Böden und Säulen so voll, das Manchem dafür grauset. Welcher Scheusal und Grauß um so viel vermehrt wird, weil sich auf allen Seiten, hie und da, viel Gänge, Grufften, tieffe Schlotten, wie auch in die Höhe unterschiedliche Grotten und Gänge gehen. Summa: die schauerlich-

düsterliche Beschaffenheit und Anblick läßt sich unmöglich durch einige Feder recht vorstellen. Und je tieffer man hinein kommt, je grausamer wird der Anblick.“

Es kommen in der Adelsberger Grotte auch einige Hallen vor, deren merkwürdige Aehnlichkeit mit der Ausstattung eines Theater-Raumes auffällt. Der Chronist, welcher für seine Zeit auf der Höhe der damaligen Naturbeschreibung stand, findet auch darin für den frommen Christen eine Mahnung, sich von Theatern und Komödienhäusern fern zu halten. Er beleuchtet dieses Verhältniß in folgenden Worten:

„Man trifft einiger Orten gleichsam die allerschönste und wunderwürdigste Theatra darinn an, darauf man Comedien spielen könnte. Könnten also diejenige, welche für die Erlaubniß der Comedien oder anderer Schauspiele streiten, das wunderliche Spiel, so die Natur in dieser Hölen treibt, zur Beglängung ihres Vorgebens mit anführen und sagen, wann die Schau-Bühnen verdienten abgebrochen, zerhauen und verbrannt zu werden, würde sie die Natur selbst nicht aufbauen, und so perfecte Muster davon vorstellen. Wiewol ein Anderer, der anders gesonnen und den Comedien nicht hold ist, aus eben dieser Hölen für sich ein Schutz-Wort herfür holen könnte und antworten: So die Comedien des Lichts und christlicher Augen würdig wären, würde die Natur selbst die Comediantische Spiel-Bühnen nicht in finstere Hölen verstecken, gleich als wollte sie damit die Erklärung von sich geben, daß man billig alle Comedien und Spiel-Gerüste, zumal die üppige, vor menschlichen Augen verbergen und lieber unter die Erde, wie in einen tieffen Kerker verweisen, als über der Erden begaffen sollte.“

An anderen Stellen bricht bei dem guten Chronisten gleichwohl wieder eine freundlichere Auffassung durch. So erwähnt er der Reiseberichte verschiedener Schriftsteller, welche hier und dort in Höhlen menschenähnliche Gestalten gesehen und die-

selben für versteinerte Männer oder Frauen gehalten haben, welchen dieses Los wegen ihrer Sündhaftigkeit widerfahren sei.

Dieser Meinung kann er sich nicht anschließen. Er sagt darüber:

„Für solche Stein-Bilder, so zum Abscheu der begangenen Laster aus einem Göttlichem Rach-Cyfer entstanden, lassen sich unsere Crainerische Stein-Bilder nicht ansehen, noch vermuten, sondern für bloße Meister-Spiele der Natur. Denn hette Gott diese durch ein Straff-Wunder also formirt, würden sie nicht unter der Erden in tieffen Hölen, da selten Jemand hinabsteigt, sondern über oder auf der Erden stehen, damit sie Männiglichen zum warnenden Denkmäl, Schrecken und Wunder da sehen mögen.

Zudem trifft man in allen Theilen der Welt etliche Grotten an, die von Natur mit allerhand Figuren ausgeziert sind.

Solche Spelunken, Grotten oder Hölen, darinn die Natur eine solche Bild-Meisterinn abgiebt, könnten wir noch viel andre mehr anziehen, zu beglauben, daß solche Stein-Bilder ein natürliches Werk. Denn wann sie so vieler Orten von der Natur so gestaltet werden, giebt uns solches den Schluß, daß sie auch in den Crainerischen Grotten natürlich seyn können.

Diesem nach bleibt es dabey, daß es ein lieblicher Betrug und Geticht der scherzenden Natur sey.“

Die Adelsberger Grotte und die von Gams in Steiermark sind die einzigen, welche mit elektrischem Licht beleuchtet werden. Wie sich dieser Glanz in der hellen, blühweißen Unterwelt mit ihren Halbschatten und geheimnißvollen Dämmerungen ausnimmt, darüber kann man sich keine Vorstellung machen. Es läßt sich nur sagen, daß sich beim Anblick dieser Beleuchtungswunder die Meinung aufdrängen kann, das elektrische Licht sei ausschließlich für diese Unterwelt erfunden worden.

Tümpel, kleinere oder größere Seen finden sich in einer
Noé, Ostalpen. II.

Menge von Grotten, oft in bedeutender Entfernung vom Eingange. Rahnfahrten auf solchen Gewässern gehören zu den eigenthümlichsten Erfahrungen, zu welchen ein Reisender gelangen kann. Das Wasser ist so klar, daß er mit dem Rahne in der Luft zu schweben scheint, das Facellicht hellt bedeutende Tiefen so auf, daß die kleinsten Gegenstände auf dem Grunde sichtbar werden. Dazu kommt der Widerschein der Lichter auf den hohen Gewölben und der seltsame Klang der Stimmen in den weiten, weltentrückten Hallen.

Ich schließe dieses Kapitel mit den Worten, welche ein sehr nüchterner französischer Beobachter einer anderen Stalaktiten-Grotte, der von Han in Belgien, gewidmet hat:

„Die erste Empfindung ist die mächtigste. Schon nach kurzer Zeit gewöhnt man sich an die unglaublichen Schauspiele, welche man vor Augen hat. Obwohl die Aufeinanderfolge des Einzelnen ungemein wechselvoll und mannigfaltig ist, so erscheint Einem doch das am schönsten, was man zuerst gesehen hat. Uebrigens gewinnt man noch ein anderes unvergeßliches Bild. Die Bewegung, die sich des Wanderers bemächtigt, wenn er nach langer unterirdischer Reise auf der Rückkehr wieder zum ersten Male den Sonnenschein auf den zerrissenen Wänden der Höhe wahrnimmt, ist unbeschreiblich. Alle Reisenden stimmen darüber ein, daß es keine Mühe und Gefahr giebt, die man nicht leicht vergessen möchte, einzig und allein, um diesen letzten Eindruck zu genießen.“

Die Baiern am Tagliamento.

Schon in früheren Kapiteln habe ich den Reisenden nach Chiuseforte und zu den Mumien von Benzone geführt. Ich will ihm heute jene Ufer in anderer Beleuchtung zeigen. Wenn er auf der österreichischen Staatsbahn, welche, im Verein mit der italienischen Bahn, ihn von der Drau durch die karnischen Hochgebirge nach dem Flachlande Venetiens geleitet, an den Wundern von Tarvis vorüber gefahren ist, so gelangt er bald in die Schlünde, welche die Fella durchbricht. Die Meisten sehen nichts davon, weil sie sich auf dem Sitzuge befinden, und dieser, der am Morgen Wien verläßt, während der meisten Monate des Jahres die Grenzmark Italiens erst erreicht, wenn schon Dämmerung oder Dunkelheit eingebrochen ist. So viel, wie Manche glauben, liegt nicht daran, weil der Mehrzahl, die im Wagen sitzt, andere Dinge den Kopf ausfüllen, als die Theilnahme an der Größe dieser Erscheinung.

Derjenige, für welchen das nicht zutrifft, lasse sich gesagt sein, daß der Schienenweg von Pontebba abwärts bis gegen Dipitaletto hin unter den europäischen Eisenstraßen seinesgleichen nicht hat an Wildheit der Umgebung.

Es empfiehlt sich, zu Pontafel die Bahn zu verlassen und bis zur Klause, Chiuseforte, entweder zu Fuß zu schlendern oder im Wägelchen hinabzutragen. Sitzt der Fremdling alsdann zu Chiuseforte in des trefflichen Pesamosca Veranda und schaut bei gutem steierischen Bier oder kraftvollem Conegliano hinein in die Racolana-Klamm, in den hellen Strom hinab, und empor zum wilden Zucco di Boor, so denke er meiner, dem er es verdankt, daß er nicht im scheppernden Gefängniß des oblongen Karrens mit den Holzwänden gefesselt ist, sondern die Bahn wirklich gesehen hat, auf der Andere fahren,

und dazu die Brücke von Ponte di Muro, den Jof di Montasio, die Wasserfälle und Schluchten.

Ist er zu Fuß gegangen, so läßt er manche Einzelheit, vor welcher er beschaulich stehen blieb, als Bild vorüberziehen: die Grasinselfn der verödeten Straße, das Melissenkraut auf den Mauern, den räthselhaften Unglücksstein J. † C. R., die Stille, welche durch das Summen von Wasserfällen und den Widerhall des Flusses nichts verliert an seltsamer Wirkung, die von den Wassern zerstörten Häuser und die anderen hoch an den Bergwänden, die Hirten zum Obdach dienen, die vielgebogenen Schichtungen und Fältelungen des Kalkgesteines.

In meinem Tagebuch habe ich mir vor Jahren ein Kapitel eingeschrieben, welches den Titel führt: „Dogna, oder die Welt des Scheines.“ An solchen Orten, wie an der Mauerbrüstung zu Dogna, giebt es manche Erleuchtung, welche die Büchersammlung versagt. Es ist wie ein Weltmuseum um uns herum.

Da sind die harten Schichten des Reuper-Meeres mit ihren Erinnerungen an Cyladeen, Schachtelhalme und Seezgel, die Schichten, denen es ein Blöder abschaut, wie sie allgemach in endloser Zeit aus der See dahin abgesetzt worden waren; die Sonntags-Glocken unsichtbarer Dörfer und die Stimmen der Wasserfälle; der Abblid auf die Dächer des Dörfleins Prerit di Sotto, steil unter uns, und das Treiben der mühseligen Menschen unter den Dächern; die Entschleierungen der weißen Giebel im Hintergrunde des Dognathales; die Eisenbahn über die schwindelnde Brücke des Wildbaches, und der Apollo-Falter, der im Sonnenlicht um den Feigenbaum spielt. Dazu gesellen sich Stimmen, die durch Vorstellung der Zeit und des Raumes getrennt sind, und es dünkt mir, als ob Einen, der sich recht versenkt hätte in die Wunder dieser unbegreiflichen Welt, es zu solcher Stunde nicht in Erstaunen oder Schrecken versetzte, wenn ihm eine liebe Gestalt, die ver-

geffenes Grab zudeckt, plötzlich auf der einsamen Straße im Angesicht der weißen Wasserscheiter, die oben auf und ab wallen, und des Flusses, der unablässig in die Weite zieht, entgegen käme.

Ich will aber heute meine freundlichen Leser nicht zu Dogna oder Chiussaforte belassen, sondern sie weiter südwärts führen, bis an jene Thalweitung, an welcher der Fluß Tagliamento von Westen her aus der Landschaft Carnia herankommt, um sofort unsere Fella in sich aufzunehmen.

Da schaut es, obwohl wir uns nur dreihundert Meter über dem Meere befinden, aus, als hätten wir im zertrümmerten Kalk- oder Dolomitgebirge eben eine Jochhöhe erreicht. Zahn in seinem früher mehrfach angeführten Buche schildert das so: „Rechts und links steile, glattgerodete Höhen mit fast ebenso viel Blöcken als Grashalmen; Muliren von außerordentlicher Ausdehnung, wahre versteinerte Ströme, drängen zahlreich ins Thal.“

Das Bild versteinerner Ströme, die von einem Jochabhang in die Tiefe hinabzüngeln, durch welche hier aber der Schienenweg durchgebrochen ist, hat längst das Volk aufgegriffen, indem es den breiten Schutthang zwischen Ospitaletto und Benzone die „weißen Bäche“ (rivoli bianchi) nennt. Diese kann auch der Eisenbahnreisende sehen, weil er auf einem Viadukt, den fünfundfünfzig Bogen tragen, auf einer Strecke von nahezu ein Kilometer Länge über dieselben hinweg fährt. Man muß sie an einem Mittag gesehen haben. Die gequälten Augen suchen in der blendenden Wüste eine Stelle der Rast für die Blicke. Sie finden sie nicht in den Rivoli, die wie Firnschnee gleißen, nicht in den Steinhaufen, durch deren Andrang die Straße weggerissen worden ist, nicht an den Steilwänden des Monte Plauris oder Testa, sondern an den Bäumen, die im Stadtgraben von Benzone stehen, oder im himmelblauen Wasser des Wildbaches Benzonazza.

Die Baiern haben von allen deutschen Stämmen am wenigsten kleinlichen Philistersinn, am meisten das Zeug in sich, welches man als das Gegentheil der thüringischen, fränkischen, sächsischen Kirchturmskrämerei bezeichnen kann. Darum haben sie die große Ostmark gegründet und ihr Wesen bis weit gegen das Schwarze Meer hinabgetragen. So haben sie von ihren vielen Siedelungen zwischen dem böhmischen Waldgebirge und der Adria auch hier ihre steinernen Spuren zurückgelassen.

Schon 952 wurde Friaul, die Mark Treviso und Verona mit Baiern vereinigt. Welchen Lauf würde die deutsche Geschichte genommen haben, wenn diese Vereinigung eine dauernde geblieben wäre?

„Bier Jahrhunderte,“ sagt Zahn, „saßen die Baiern im Lande Friaul. Sie regierten es und mehrten sich, und Alles, was die Geschichte von des Patriarchats von Aquileja, des geistlichen Fürstenthums im Lande, Größe erzählt, begründet sich einzig aus der Stellung der deutschen Kaiser zu Friaul und aus deutschen Patriarchen und ihren Verwandtschaften unter den vornehmsten Geschlechtern Baierns und der südöstlichen Marken des Deutschen Reiches. Das ist eine Zeit, die wir nicht vergessen dürfen, wiewgleich sie längst dahingegangen und so verflungen ist, daß sie weder für jetzt, noch für die Zukunft der deutschen Nation Anhaltspunkte für rückblickende Politik bietet. Wir dürfen sie aber nicht vergessen, denn sie ist ein Abschnitt aus dem Kolonisationsgange unseres Volkes, dessen wir in Ehren gedenken können, wenn auch die Kolonie verloren ging“

An dieser wichtigen Stelle, wo das Gebirg ins Flachland übergeht und deren Herr über die Benediger Handelsstraße verfügt, liegt Peuscheldorf, jetzt Benzone geheiß.

Im dreizehnten Jahrhundert hatten die schwäbischen Grafen von Waldsee Peuscheldorf von den Patriarchen Aquileja's zu

Lehen. Später besaßen es die bayerischen Herzöge von Kärnten, von 1336 bis 1420 jedoch wieder die Patriarchen, bis es im genannten Jahre der Republik von San Marco anheimfiel und deren spätere Schicksale theilte.

Die bayerischen Herren sicherten sich ihre Herrschaft über Peuscheldorf und die Straße durch zwei oder drei Burgen. Sie heißen Satimberch (Schattenberg?) und Starhemberg. Ob Heißenstein, das im vierzehnten Jahrhundert genannt wird, ein und das nämliche ist wie Satimberch oder nicht, läßt sich nicht mehr feststellen.

Im vierzehnten Jahrhundert erhielt Peuscheldorf vom Patriarchen Bertrand, der 1350 ermordet wurde, das Recht der „Unterleg“, worunter nicht blos der Pferdewechsel, sondern auch Mauth und Zoll zu verstehen ist, die früher in der Klause und zu Schönfeld (Tolmezzo) eingehoben worden waren. Damals beherbergte Peuscheldorf eine starke Ansiedelung von süddeutschen Handelsleuten.

Wenn man nun heutzutage durch die verwahrlosten Gassen dieses wunderbaren Nestes schlendert, wo allenthalben, wie Zahn bemerkt, der lockere Stein, wenn nicht die Ruine, hervorguckt, der ist leicht versucht, sich vorzustellen, was aus all dem geworden wäre, wenn die bayerische Herrschaft und der deutsche Großgrundbesitz sich so erhalten hätten, wie das gebirglerisch bayerische Wesen in dem alten Frachterort Mittenwald oder zu Rosenheim am Innstrom. Da stünde statt der elenden Osteria mit dem undeutbaren Furlaner Namen „Scroffopp“, die sich an der Brücke der Benzonazza aufthut, das Gasthaus zur Post. Eine Kellnerin würde in der Herrenstube, in der die „Neuesten Nachrichten“ aufliegen, uns mit Bier bedienen, und wir hängten unseren Hut an den Rehfickeln oder Hirschgeweihen der schön tapezierten Wand auf. Der Buchen- und Lärchenwald reichte bis zur Straße herab,

und der Herr Forstgehilfe, der eben bei der dritten Maß sitzt, erzählte uns von seinem eben in die Schluchten des Rio Misigoulis gegen die „Lumpen“, die seinen Genssen nachstellen, unternommenen Gange.

Gegen Abend kämen die Honoratioren auf die Regalbahn, jeder seinen Kettig in der Tasche. Im Winter gäbe es zeitweilig kälberne Bratwürste und im März ließen sich der Herr Oberförster, der Herr Rentamtman und der Doktor auf gemeinschaftliche Rechnung durch Pichler's sel. Erben ein Faß Salvator kommen. Der Herr Bahnofficial, der Herr Rechtspraktikant, der Herr Gendarmerie-Kommandant und der Herr Oberschreiber hätten Montags und Donnerstags ihren Tarokabend. Mittwochs und Sonntags gäbe es in der Post Leberknödel, während man in den Monaten November bis März sicher wäre, Dienstags und Sonntags Blutwürste beim „Oberen Bräu“ zu bekommen. Im Sommer wäre wöchentlich zweimal am Fuße des Monte Plauris Kellerabend und über die dunklen Herbststunden hälfe das Schimpfen über das schlechte neue Bier hinaus. — O Phantasmagorie

Nicht nur stehen die alten Burgen nimmer, sondern es weiß auch kein Mensch, wo sie gestanden haben. Denn das graue Mauerwerk, welches sich auf einem Hügel gegen den Tagliamento hin erhebt, und über das im Westen noch eine Art Thurm aufragt, stammt aus der Venetianer Zeit.

Bekanntlich nennt man sehr viel verklumpte, abgebrochene, überstaubte, zerfallende, herabgewürdigte Dinge malerisch, und in dieser Hinsicht kann es selbst auf italischer Erde kaum etwas „Malerischeres“ geben, als das alte Peuscheldorf.

Allenthalben deuten adelige Wappen an unadelig ausschauenden Häusern und Palazzi auf alte Herrlichkeit. Wir werden an die Grimani, Foscarini, Savorgnani erinnert. Das Gras wächst und Alles schläft.

Weinreben klimmen zu den verrosteten Balkongeländern hinauf. Citronenkraut hebt sich allenthalben vom Grau ab. Die doppelten Stadtmauern und Gräben werden von Rosen durchleuchtet und sind von Blätterwuchs zugedeckt. Weithin würden die Schritte des Wanderers durch die Gassen hallen, wenn das Gras sie nicht dämpfte.

In Dede steht die Kirche San Giovanni da, deren Thurmdach von Gräsern überwuchert wird. Man glaubt, es sei eine Kirche für Todte, welche sich zur bestimmten Gespensterstunde da versammeln. Am verfallenen Rathhause reiben die prachtvollen Fresken Müßigfeger, Marktleute und Querculanten mit ihrem Rücken ab.

Macht nichts, all das ist im Sonnenglanz, in der heißen Luft, in welche die lavaschwarzen Schatten des Mauerwerkes hineinfallen, von einer Wirkung, die schwerlich von schön getünchten Außenseiten, grünen Fensterläden und sauberen Geschäftsschildern erreicht würde. Spizbogige Fenster unterbrechen die Wände, an denen, als letzter verdämmernder Farbenschein eines Nebelbildes, abgeschwächter Schimmer von Gestalten noch hervortritt, bevor sie in die Nacht einer Vergangenheit eingehen, um welche sich Niemand kümmert.

Viele Thorbogen werden von weit vortretenden Nebendächern beschattet. Manche Steingasse verläuft im Grün, von welchem die Stadtmauer überwuchert wird. Seltsam hallt das Erz von der Glocke des Uhrenturmes über der oben erwähnten, täglich abgeriebenen Loggia des Palazzo Publico, die um Mitternacht, um zwei Uhr des Morgens und Mittags jedes Mal mit sechsundsiebzig Schlägen die Benzonesi an die Zeit mahnt, die doch für keinen derselben Werth darstellt.

Wundervoll erhebt sich aus Neben, zerfallendem Gemäuer, Rosenhecken und Unkraut die weißmarmorne Hauptkirche, aufgebaut in den Umrissen der gothischen Kunst des Trecento.

Treten wir ein. Der Küster macht uns freundlich darauf aufmerksam, daß wir uns unter den Steinplatten gerade vor dem Altar oder an irgend einer anderen Stelle innerhalb des Domes um zwanzig Francs begraben lassen können. Warum die Erfüllung eines solchen Wunsches, die man anderswo mit viel Geld bezahlen muß oder auch mit allem Geld nicht durchsetzen kann, hier so wenig kostet, daß sich auch Minderbemittelte das Vergnügen gönnen dürfen, werden wir alsbald erfahren.

Im Dom bemerkt man Vieles, was nicht da ist. Wie schön wären hier die von Pordenone gemalten Orgelthüren, wenn sie nicht im vorigen Jahrhundert an Juden verschachert und nach der Gallerie Mantrin zu Venedig gebracht worden wären, als deren Zierde sie noch heute gelten. Andere Bilder sind so überfirnißt worden, daß sie nichts mehr werth sind.

Ich könnte noch von den Schatzkammern des Domes mit ihren silbernen, vergoldeten Kreuzen, Reliquienkästen und anderen Kunstsachen, von der Kapelle mit den Gemälden des Domenico da Tolmezzo, den Skulpturen am Portal und Aehnlichem erzählen, wende mich aber sofort zu Menschengestalten, die nicht in Stein gehauen, nicht geschnitzt, nicht gemalt, aber doch nicht lebendig sind. Wir haben ihrer im dritten Kapitel dieses Buches flüchtige Erwähnung gethan. Betrachten wir sie näher.

Wir gehen über den mit Gras und Kräutern bedeckten Hof, in welchem zahllose Sonnenblumen ihre gelben Scheiben gegen Süden neigen, und steigen über sechs grassbewachsene Stufen zur Schwelle einer Thür, die in ein rundliches Gebäude führt. Der Küster sperrt auf und wir befinden uns in Gegenwart einer eigenthümlichen Gesellschaft. In kurzen Hemden stehen da etwa vierzig Leute im Kreise herum. Es ist als ob einer von ihnen gerade etwas Lustiges erzählt hätte, denn fast Alle grinsen, fletschen und lachen und Einige halten sich mit den mageren Händen den Bauch.

Das sind die wahren Einwohner dieser Mumienstadt. Die sind eine Weile im Grabe gelegen, in dem hier die Körper nicht verwesen, dann hat man sie in diesen Saal gebracht. Als ich sie das letzte Mal sah, hatten sie nur zerfetzte Lumpen an sich hängen, und von einigen Frauen, die dastehen, konnte man es schamlos finden, in dem Aufzuge in die Gesellschaft von Männern, und noch dazu einiger geistlichen Herren, zu kommen, deren Würde man an den sechseckigen Käppchen leicht erkennt. Jetzt aber ist Alles frisch angezogen und die Hemden sind schneeweiß.

Man glaube ja nicht, Gerippe vor sich zu haben. Die Meisten der Gesellschaft haben ihre Haare, Zunge und Augäpfel. Das Fleisch ist allerdings von einer gewissen Morbidezza, aber ich kenne Leute, die noch draußen herumgehen und auch nicht viel schlechter ausschauen. Gott stehe uns bei! Wir brauchen blos den Küster anzuschauen, der das Staunen des Fremdlings lächelnd betrachtet — ist es nicht gerade so, als wäre er selbst aus einem der Kästen heraustrgetreten? Vielleicht hat uns ihn die Gesellschaft entgegen geschickt, er näherte sich uns in der verfänglichen Maske eines Kirchendieners mit seinem Schlüsselbund und jetzt lassen sie uns nimmer fort.

Der Küster nimmt einen derselben hervor und giebt ihn uns in die Hand. Es ist ein Balg — er wiegt nicht mehr als der Suppen-Kaspar am vierten Tage, nachdem er keine Suppe mehr gegessen hatte. Man könnte ihn als Schwimmgürtel benützen.

Ich kenne mehr als eine Person, die beim ersten Blick auf diese Gesellschaft sofort umkehren würde. Andere sagen, der Anblick verderbe ihnen die Lust am Mittagessen, wozu man ihnen zu Peuscheldorf nur Glück wünschen kann. Indessen wird man unter keinen Umständen behaupten wollen, daß sich

irgend einer zu wünschen im Stande ist, er möchte nach seinem seligen Hinscheiden in diesen „Kreis“ aufgenommen werden. Es werden da zu viel Fragen geschnitten und es herrscht eine infernale Munterkeit, wie aus den rückwärts gezerrten Mundwinkeln zu ersehen.

Ich kann deshalb der Apostrophe eines friaulischen Schriftstellers nicht beipflichten, welcher sagt: „Italia, Italia, warum hast du dieser Erde nicht die sterblichen Hüllen eines Dante, Petrarca, Ariosto und aller jener Hohen anvertraut, die dich mit ebenso viel Ruhm überhäuft haben, als du ihnen Undank entgegenbrachtest? Hättest du das gethan, mit wie viel Stolz könnten wir heute die erhaltenen Ueberreste derjenigen besuchen, von denen wir so ehrfurchtsvoll sprechen, und welchen nachzuahmen wir uns abmühen? Da aber in vergangener Zeit du solches nicht thun können oder gewollt hast, so hilf dem in Zukunft ab, und erhalte für die Nachkommen die Leiber Derjenigen, welche dich mit dem Gedanken oder mit der That zu ehren trachten oder, hoffen wir es, trachten werden!“

Wir danken für ein solches Pantheon.

Der Alterspräsident der Gesellschaft (il padrone ed il direttore di quella brigata), der sich seit zweihundertvierzig Jahren da befindet, ist der früher erwähnte „Buckelige“ (il gobbo). Mir scheint, er hatte von Haus aus weder auf der Brust, noch auf dem Rücken einen Höcker. Wer seit dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges auf einem Fleck steht, muß sich wohl allgemach zusammenkrümmen. Diesen Gobbo vergift der Besucher nicht so leicht.

Ich könnte nun in der Weise mancher Schriftsteller damit schließen, daß ich eine Vision schilderte, in welcher mir während der folgenden Nacht der Buckelige erschienen wäre und mich in meinen Träumen geängstigt hätte. Ich gestehe ein, daß nichts von dem geschah, schon deshalb nicht, weil andere,

und zwar lebendige Wesen, zurückgebliebene Brüder in Darwin, beim „Scrosopp“ dafür sorgten, daß weder geschlafen, noch geträumt werden konnte.

Aber für eine Schreckgestalt halte ich den Buckeligen doch.

Stellen wir uns vor, vaterländisches Wesen hätte sich zu Peuscheldorf erhalten und wir vermöchten all das zu genießen, was uns in der oben mitgetheilten Phantasmagorie am südlich schwülen Sommertag die grausame Fata Morgana vorgegaukelt. Eben haben wir uns beim „Charcutier“ um zwanzig Pfennige Gefelchtes gekauft und eilen durch die heute so stille Spitalgasse dem kühlen Trunk auf dem Keller entgegen, als der Gobbo um eine Ecke herum uns entgegen eilt.

„Haben Sie's schon gehört?“ flüstert er leise, mit allen Zeichen der Bestürzung.

„Uns Himmelswillen, was denn?“

„Beim Oberen Bräu soll's Bier nachgelassen haben!“ und verschwindet.

Starr vor Entsetzen stehen wir da, mitten in Peuscheldorf.

Dazu, zu einer solchen Hiobspost, wäre der Buckelige der rechte Mann.

Lybein.

Nördlich von Monfalcone im Küstenlande sieht man ein grau-braunes Gemäuer. Theodorich, König der Gothen, erbaute es, nachdem er den Odoaker am Fionzo geschlagen hatte. Es ist nicht anzuzweifeln, daß diese „Falkenburg“ dem Hügel, auf dem sie steht, und späterhin den Häusern, die sich an seinem Fuß ansiedelten, den Namen gab. Von derselben schaute man einst auf die Trümmer von Aquileja.

Man hat vom Hauptplatz in Monfalcone aus etwa eine Viertelstunde anzusteigen, um das Gemäuer zu erreichen. Ueber die Eisenbahn, die in einen tiefen Karst-Einschnitt gebettet ist, hilft eine Brücke hinweg. Rothe Wege, die den verwitterten Kalk des Bodens oder, wie ein Gelehrter gesagt hat, die „Asche“ des Kalkes andeuten, ziehen sich zwischen bleichen Rippen und über gelbfahle Gründe hinauf, auf denen nur spärliches Gestrüpp steht.

Die Maler geben ihren geschichtlichen Landschaften eine bestimmte Tönung des Himmels, und ich halte es für gut, es ebenso zu machen. Ich wähle den Morgen eines halb düsteren Vorfrühlingstages, wo eine Ahnung von allerlei Dingen, die da kommen werden, durch die Welt geht und zugleich ein Gefühl des Ausruhens von den überstandenen Schrecknissen der trüben Zeit.

Die Burg, welche man in der Umgegend, wie allenthalben in Italien alte Festen (weil sie zumeist auf Felsen stehen), die Rocca nennt, hat zwei concentrische Ringmauern, in deren Mitte der Thurm steht. Die äußere Mauer ist bis auf ihre Grundsteine verschwunden. Alsdann folgt der Graben, dann die zweite innere Mauer. Diese ist nur an einer Oeffnung der Südseite zu erklettern. Man muß eine zwanzig Fuß hohe Leiter mitbringen, um diese Oeffnung, die einem Fensterbogen gleicht, zu erreichen. Alsdann gelangt man vor den vier-eckigen Thurm in der Mitte. Die Blöcke der Stirnmauern sind von außerordentlicher Roheit und Größe, so daß es einleuchtend wird, warum ihr Gefüge vierzehn Jahrhunderte überdauerte.

Schaut man gegen Süden, so erblickt man die Lagunen des Fionzo und das Meer ganz nahe. Da waren einst auf Inseln, die jetzt durch Anschwemmung mit dem durchfeuchteten Festlande verbunden sind, die Prädien Marcilianum und Pa-

ciano, von welchen beiden sich in den Namen der Mühle von der Madonna Marzellina und des Zollwächterpostens Panzano ein Andenken erhalten hat. Noch früher waren da die Argonauten gelandet, unter ihnen die Söhne des Zeus, Kastor und Pollux, auch Medea und Jason. An die Zauberin erinnern vielleicht die Ansiedelung Medeaca und der Berg Medea, ich halte jedoch beide Ortsbezeichnungen, die häufig vorkommen, für slawischen Ursprungs, vermuthlich als „Gränze“ (medja) aufzufassen. Antenor zog, bevor er Patavium gründete, dort seine Schiffe auf den Strand. Dann war hier die Grenze zwischen den Byzantinern und Longobarden. Namenloser Schutt liegt unter der Erde — es ist eine Brandstätte vielfacher Herrlichkeit.

Im Graben steht hohes, dürres Gras, welches der Winter gebleicht hat. Wir zünden es an und bringen den Millionen dort Begrabener vor diesem Steindenkmal ein Brandopfer. Der Rauch geht in die Höhe und ist rasch verweht wie das Andenken an jene. Nur die Steine und Metalle reden. Ein Hirt, unter dessen Füßen die Karstplatten klapperten, zeigte mir einen von der Bora umgeworfenen Baum. Aus dem Erdreich, das zwischen seinen Wurzeln in die Höhe ragte, hatte er einige weiße Steinchen, die Bestandtheile eines Fußbodens, gesammelt und eine Kupfermünze herausgeholt, auf welcher geschrieben steht: Tiberius Claudius Caesar Augustus Triumph., und auf der anderen Seite: S. C. und Libertas Augusta.

Zahllose Cypressen stehen im ebenen Land, als ob sie einen Kirchhof bedeuten wollten. Der Boden verschwimmt mit dem Meere. Der seltsame Reiz der platten Ebene des Benediger Landes hält uns umfangen. Abgerissene Töne, wehklagendes Geläute von Campanili, die im Dunst verloren sind, erreichen uns. Es ist als ob Alles träumte.

Aber gegen Südosten hin sieht es anders aus. Dort steht

auf hoher Klippe das Kastell Duino, weiterhin an den Bergen Miramare, dann die Schiffe im Hafen von Triest, die Panzerkolosse auf der Rhede von Muggia und über ihnen in Wolken und Schnee die Berge Istriens, der höchste unter ihnen die Hohe Utschka, der Monte Maggiore des Dreiecks.

Wie eine dem allem fremde Welt aber gestaltet sich das Bild, wenn man nach Norden schaut. Gerade am Felsen von Monfalcone ist die Grenze zwischen dem Gestein des Karstes und der fruchttragenden angeflutheten Ebene, auf der die Cypressen stehen, die Lorbeerplantagen und die Oliven. Mit einer Wendung ist dies verschwunden und man sieht nur hohe Wellen des Karstes und über ihnen den Schnee der Alpen. Von dort kommt nicht trauriges Geklingel der Campanili, nur vereinzelte Stimmen wilder Vögel, oder der Ruf eines Hirten, oder das Klirren der losen Steine unter den Füßen unsichtbarer Schafe. Nicht graues Gitterwerk von Feigenästen über Gartenmauern, sondern platt aufliegende Steinkanten vortretender, gleich Spinnenfüßen um sich greifender Felsen. Die Erde, welche einst einmal diese Felsen bedeckte und auf der es grünte wie da unten, ist abgezogen und gegen das Meer vorgeschoben worden. Es ist, wie wenn man den Teppich eines Opfertisches heruntergerissen und auf dessen Staffeln ausgebreitet hätte.

Von der Falkenburg des Theodorich, ihren Blöcken und dem Steinboden ringsherum, geht man keine Stunde, um in eine Landschaft der Niederlande zu gerathen, wo man nach einem Stein so vergeblich suchen würde wie am Texel oder an der Maasmündung. Binsen wachsen um die Gracht — doch schauen wir's an.

Jenseits des sauberen Städtchens Monfalcone geht ein Weg zum Hafen Rosoga. Ueber diesen, der zu beiden Seiten träge Wasser und Dornenhecken hat, durch welche Kohlpflanzungen gehütet werden, gelangt man bald zu hellen, stehenden

Wassern. Nur, wenn die Fluthwelle hereindrängt, werden sie ein wenig angesäuert. Wo kommt dieses Wasser daher geflossen? Kein Auge erspäht es. Doch sind die steinernen Wälle und ihre Einflüstungen im Norden dort zuversichtlich ihre Sammelbecken. Hier, wo das Gestein an den Grund grenzt, der einst Meer war, treten sie zu Tage. Braun wird das Land, hell dahinter das blaue Meer. Der stehenden Wasser werden immer mehrere und salzigere. Manche stehen in Krümmungen zwischen den Niedrflächen und einfache Holzsteige überbrücken sie.

Nun gelangt man an den Kanal, der, im Süden von einem Wellenbrecher geschützt, weit zwischen die Sumpfsgräser hineinreicht, wohl weit über einen Kilometer lang. Auch in diesem ist das Wasser nur ausnahmsweise salzig. Es ist wirklich eine Gracht. Die Anker der kleinen Schiffe, der Trabaccoli, liegen auf dem Lande zwischen struppigen Ginsterbüschen. Die einzigen ständigen Bewohner dieses Bodens, den im Winter die Bora, im Sommer das Sumpffieber heimsucht, sind die armen Zollbeamten, die eben am Rande des Wassers mit den Schiffen über die Abgaben der irdenen Geschirre unterhandeln, die vom Meere hereingebracht worden sind.

Es kommen bald Stellen, wo schon der Fuß von der Salzfluth aufgehalten wird, während der Kanal mit seinen Wasen-Dämmen noch immer sich gegen die blaue Fluth hinaus fortzieht. Wenn wir auf den letzteren weiter gehen, so entdecken wir gebleichte, ausgetrocknete Meersterne auf der Böschung liegen, die hier verwittern, seit der Scirocco sie heraufgeworfen hat. Badeschwämme, von Salzkrusten bedeckt und von Steinchen und kleinem Muschelwerk angefüllt, liegen auch hart zusammengetrocknet zwischen gleichfalls dürren Distelgewächsen. In welchen Reihen, als ob damit die Rhythmik des Meeres graphisch dargestellt werden sollte, bedecken Linien von Schaum und

Binienstengeln den Hang. Eine Menge von Blätter-Tang und Algen unterbricht diese Reihen, und wenn wir solche aufheben, so dringt Jodhauch zum Geruchssinn, während das Auge einer Unendlichkeit von Schalthierchen und anderem Lebendigem begegnet, was zwischen den Webeln und glasartigen Hüllen dieser Pflanzen hängt.

Das ist Alles Düne, Moor, Lagune, pays bas — sowie wir aber, uns von solchem Suchen aufrichtend, vor uns hinschauend, so sehen wir das Meer wie einen Alpensee unter den Felsen von Siftiana und Miramare dunkeln — Gebirg, Schneehäupter, blaues und weißes Istrien.

Von dieser Düne gelangt ein Fußgänger binnen einer halben Stunde, nordöstlich durch Sumpf und Ried gehend, zu einem Hügel, aus dem wieder grauer Karststein hervorsticht. Dieser Hügel war zur Zeit des Plinius zweifellos eine Insel. Wenn die zwei Hügel weiter östlich, wie er berichtet, solche waren, so umdrängte das Salzwasser auch diese Kuppe, die man heute den Monte Sant' Antonio nennt. Gewiß war das für die Menschen immer eine auffallende Erhöhung. Am Fuße derselben sprudelt die heiße Quelle, welche Plinius aqua dei et vitae nennt — fontes calidi qui pariter cum aestu maris crescunt minuunturque.

Hier steht heute zwischen den grauen Steinen eine kleine, nicht minder graue Basilika, welche dem heiligen Antonius, dem Abte, geweiht ist. Das Mauerwerk, welches die Zeit des frühesten Mittelalters gesehen haben mag, wird durch eiserne Klammern zusammengehalten. Der weissagende Hahn aus verrostetem Eisen hält sich unbeweglich. Dornhecken und Maulbeerbäume umgeben das Heiligthum. Man schaut von ihm über die gewundenen Wasser und den braunen Boden, mit dem das Meer sich vereinigt.

Das Bad, jetzt stabilimento acque termali di Monfalcone

geheißten, liegt inmitten von Sümpfen, gegen Norden hat es auf die Entfernung einiger Steinwürfe nackten und grauen Fels als Hintergrund. So ähnelt es dem Bad Alhama in Aragonien. Aber es ist eine Anstalt, in der man nur baden, nicht wohnen darf, weil die Sommer- und Herbstfieber den Gast niederstrecken. Ihre Nächte bringen die Kranken zu Monfalcone zu. Die Quelle schmeckt wie heißes Meerwasser.

Wohl ist der Tempel verschwunden, in welchem einst die Genesenen ihre Dankopfer aufstellten; dafür hängen aber, wie vor dem Altar eines Gnadenbildes, im Gange eine Menge Krücken, zum Theil noch mit den Gepäckzetteln der Eisenbahn besetzt, welche von Heimgekehrten hierher geschickt wurden.

Zur Quelle steigt man auf einigen Staffeln hinab. Aus einer unmauerten Höhlung bringt Hitze und Schwefelwasserstoffgeruch. Mit der Fluth steigt die Wallung. Döstlich vom Bade zieht sich ein Pappelbaumgang fort. Im Norden Karst, im Süden Sumpf. Hier wird der Lokavac überschritten, ein in drei Quellströmen ausbrechender Seitenfluß des Timavus, mit dem er sich alsbald theilweise verbindet, während ein anderer Theil gegen Westen abzweigt und sich im Hafen von Rosoga mit dem Meere vereinigt. Hier sind mitten im Sumpf zwei Steinhügel, alte Inseln. Auf einer von diesen stand vielleicht jener Tempel der Spes Augusta, den eine weit ausgreifende Mauer umschloß. Diese Einfriedigung diente den Menschen, die zu den wunderbaren Quellen gepilgert kamen, als Unterkunft.

Verweilen wir hier einen Augenblick.

Der Lokavac (zu deutsch: der „Sumpffluß“), das stille Wasser, dessen einer Theil aus dem See von Rothenstein kommt, fließt zwischen den beiden Hügeln hindurch und verschwindet hinter ihnen mit dem Timavus im Meere. Fischer werfen auf seiner stetigen Fläche Netze aus, und graue Karst-

tauben flattern aus dem Buschwerk auf. Im Meer, auf dem eine blendende Mittagslicht-Insel schwimmt, bewegt sich ein Schiff, das auf solchem Grunde schwarz scheint. Unten unruhiges Schilf am Rande der nachtentflohenen Ströme, oben unruhiges Goldgewölk.

Wir gelangen jetzt zu San Giovanni am Timavus, einer der wunderlichsten Dertlichkeiten dieses Erdtheils.

Lassen wir einmal vorläufig die Ueberlieferungen, die mit diesem Orte zusammenhängen, und betrachten wir das Naturwunder.

Da steht die graue mächtige Kirche des heiligen Johannes mit dem zierlichen Glockenthurm. Ihren Quadern sieht man es an, daß sie einem Tempel des Alterthums entnommen worden sind. Zur Linken ist eine Mühle. Vor dieser steht eine große Platane, unter ihr eine Ruhebank. Zehn Schritte davon neben der Straße ist ein mit Gestrüpp bewachsenes Mauerwerk. Aus diesem kommt der Timavus (erster Arm) so zum Vorschein, daß zwischen der Fläche des vordrängenden Wassers und dem Mauer- und Steinwerk kein Zwischenraum ist. Das gilt auch für die anderen Arme. Was muß am wasserarmen Karst, an der Sumpfküste, die kein frisches, fließendes Wasser kennt, dem Menschen es an Sommertagen für eine Erquickung sein, im Hauch dieses Stromes zu sitzen, der vorbricht, nachdem er durch die Gewölbe der Erde abgekühlt ist. In der Luftlinie ist diese Mündung dreißig Kilometer von der Stelle entfernt, an welcher sich der Strom in die Nacht hineinstürzt — sein Lauf in den unbekanntenen Schlünden ist aber gewiß um mehr als dreifach ein längerer. Darum rauscht er frisch, unbändig anzuschauen, felsenkalt ins Licht heraus. Wo ist das Meer? scheint dieser Strom zu rufen.

Zwischen diesem Arm und dem zweiten sind ein Gärtlein, ein kleiner, strohgedeckter Kiosk, Rosenhecken, Thujen, Rosmarin.

Man hat dem Fluß ein Wehr eingerichtet, über das er aus seiner Höhle zum Mühlwerk abstürzt, und einen Steinwurf unter dem Wehr, fünfzig Schritte von der Quelle, liegt ein Meerschiff in seiner tiefen, blaßgrünen Fluth geankert.

Schöner noch ist der, wenige Schritte entfernte Ausbruch des zweiten Armes. Der Felsen, der hier die Straße trägt, ist zwanzig Fuß hoch und auf ihm steht, mit ihm verwachsen, das Mauerwerk, welches eben diese Straße schützt. Von den Mauern und Felsritzen hängt Epheu und anderes Strauchwerk zum Wasser herab. Mit wunderlichem Geflüster, als ob es für dasselbe eine Sprache der Ueberraschung und Freude gäbe, kommt es aus der Finsterniß zum Vorschein.

Nebenan, eine Halbinsel zwischen dem ersten und zweiten Arm, ist eine mit Sträuchern und Bäumen bewachsene Aue. Da schwirrt lauer Wind unter dem sonnigen Himmel durch grünes und dürres Geäst und scheu entflieht unseren Schritten eine Schwarzdrossel.

Nun schallt Orgelklang aus der Johannes-Kirche. Die Töne vermengen sich mit der Sprache der Wellen. Der erzählt von alten Träumen, von den Tempelhallen der Ägyptier, die zwischen den nämlichen Steinen, den Thakiern gleich, dem Diomedes ein schneeweißes Pferd opferten — die anderen aber von größeren Tempeln, von ungeheuren Säulen und Gewölben, durch welche sie in den letzten hundert Stunden gezogen sind.

Aber ihre Sprache ist von den römischen Weisen falsch verstanden worden. Nicht Scheu vor dem Meere hat der Strom. Wie ein losgelassenes Thier stürzt er ihm zu. Auch, indem er in die Unterwelt hineinrauschte, hat er, der Felsaufbauungen und entgegengesetzten Risse unter der Sonne überdrüssig, diesen Drang bekundet.

Am meisten verblüfft der dritte Arm. Dieser kommt aus der Straße, unter einer Mauer, an deren Grundsteinen gar

keine Oeffnung sichtbar ist, hervor. Die Straße mit den grellfarbigen Karststeinen ragt keine Hand breit über ihn hinaus. Als bald aber umfaßt er mit gurgelnden Wirbeln, in jäher Strömung, Weidenbäume mit knorrigen Köpfen und dichtes Strauchwerk, das er zu Inseln macht. Knapp rückt der graue, gelbrothe Fels an den Ursprung dieses Wassers heran. Im moorigen Grunde der Ufer mag irgendwo der Leuchtturm stecken, dessen Flamme, nach dem Zeugniß der Alten, an der Mündung des Timavus brannte. Im Gegensatz zu dem alten versunkenen Bauwerke zieht dort oben der Schienenweg, an den Telegraphenstangen erkenntlich, durch die bunten Felsen.

Im Blau des Meeres erkennt man die jetzt gelben Schilfinselfn, die den Fluß noch eine Weile mitten in der Salzfluth begleiten. Sein Wasser, in Vergleichung mit dem des Meeres, ist ebenso grünlich-gelb, wie diese Halme und Rispen. In Vergleichung mit dem in der Sonne blendenden grauen Karstfelsen freilich war es schier Flaschengrün gewesen. Als A. Manlius hier an der Mündung lagerte, während C. Furius mit zehn Schiffen, wie Livius erzählt, bis zu dieser Quelle hinauf fuhr, um das Lager der Illyrier zu vernichten, mochte die Vertheilung von Wasser und Land eine andere sein. Ich stelle mir das damalige Ufer vor, wie es heute zwischen Belvedere, südlich von Aquileja, und Grado ausschaut — ein Gewirr von Strömungen, Inseln und Schilfbänken. Das ist hier Alles ausgefüllt und verstopft worden, so daß es nothdürftig für ein zusammenhängendes Ufer gehalten werden kann. Weil aber das Meer bis dahin reichte, wo das jetzt Lovanatsch genannte Wasser mit den vereinigten drei Armen des Timavus zusammenfließt, so konnte, indem die Ursprünge des Lovanatsch dazu gerechnet wurden, Strabo von sieben, Virgil von neun Hervorbrüchen (ora) reden. Auch der Lacus Timavi des

Livius deutet auf eine seeartige Ausweitung des süßen Wassers vor dessen Vermischung mit dem Meere hin.

Als ältere Namen von San Giovanni kommen Tuba (vielleicht mit Duino, Tybein zusammenhängend) und Segesta vor, wельch letzterer im Munde der Veneter gebraucht worden sein soll.

Nach dem Tempel des Diomedes und der Spes Augusta war da auch eine uralte Abtei, die aber schon im elften Jahrhundert, von den Barbaren und anderem Elend heimgesucht, allgemach verfiel. Die Patriarchen von Aquileja stellten das ehrwürdige Münster mit vieler Anstrengung wieder her. Es scheint aber, daß die Herren von Duino, die damals vom „Fels zum Meer“, vom Karst bis in die Lagunen allgewaltig waren, einen kleinen Kulturkampf machten. Sie waren die Stärkeren, nahmen Alles weg, und im vierzehnten Jahrhundert waren die frommen Väter mit ihrem Hause verschwunden.

Das erste, was man von Duino sieht, ist, westwärts davon, der schattige Park, in welchem sich Hirsche herumtreiben. In dieser Umzäunung, deren breitwipfelige Bäume beweisen, daß auf dem Karste so gut Wald gedeiht wie anderswo, sehen wir vielleicht den Ueberrest, die Nachkommen der Bäume jenes heiligen Haines, der einst neben dem Tempel des Diomedes sich ausdehnte.

Hier stürzt das Ufer steil ab. Zunächst gewahrt man auf fast unzugänglicher Klippe, um welche herum das Meer, dessen abprallende Wellen mit Schaum bedeckt sind, sich in die scharfkantigen Felsen rundlich eingewöhlt hat, graue Trümmer. Von welcher Beste diese Ueberreste sind, weiß Niemand. Die Bauern der Umgegend sagen: jene Rocca sei »sotto Attila« zerstört worden. Vielleicht sind es die Ueberreste des Kastells Bucinum,*

* Einige verlegen dasselbe nach dem heutigen Prosecco, doch ist Duino wahrscheinlicher.

das auf der Straße von Aquileja nach Pola lag und an dessen Fuß jener *vinum Pucinum* gedieh, dem Livia, die Gattin des Augustus, zuschrieb, daß sie bis in die Achtziger hinein gesund blieb. Die Mauern, welche als Fortsetzung der mehrere hundert Fuß hohen Klippe erscheinen, sind zerfressen, gleich dieser, aber es ist das Bild eines Felsenschlosses über dem Meere, wie ich ein zweites nicht gesehen habe.

Nordöstlich über demselben erhebt sich aber auf steilem Felsgebirge des Uferrandes, der lothrecht ins Meer abfällt, ein anderes Schloß, die Königin aller Kastelle der Adria, die Burg Duino.

Hier sind wir an einer merkwürdigen Stätte angelangt. Das Kastell besteht zunächst aus einer mächtigen Ringmauer, die mannigfache, darunter stattliche Gebäude neben dem Schloß in sich schließt — so wie in den Städten des Orients das „türkische“ Kastell. Innerhalb dieser befindet sich, gleich der Rocca von Monfalcone, eine höhere, mit Zinnen versehene runde Mauer, die der eigentlichen Burg, und im Kern steht ein gewaltiger viereckiger Thurm, an dem seine zwei Jahrtausende vorübergegangen sind. Das war ein Wartthurm für die Soldaten Roms. Aus der Zeit des Diocletian hat man einen Stein dem Mauerwerk enthoben.

Wie auf Unterlage von Central-Gneis sich im Laufe der Neonen die silurischen, die Trias-, die Jura-, die Kreide-Schichten und so weiter abgesetzt haben, so lagern sich an die Quadern dieses Thurmes die Bauwerke späterer Zeiten. Man müßte eine Geschichte des Küstenlandes schreiben, um den Schicksalen Duino's und seiner Herren gerecht zu werden. Man bedenke, welcher Abstand sich aufthut zwischen der Tuba der Centurionen und der Harfe der Fürstin Therese Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der heutigen Gebieterin.

Auf dem Hauptthore befinden sich Wappen der Torriani,

Herren von Mailand, welche hier geboten. Die ersten Herren waren die Ritter von Duino, zuerst Vasallen der Markgrafen von Istrien, alsdann der Patriarchen von Aquileja und schließlich des durchlauchtigsten Erzhauses Oesterreich. Diese herrschten über das ganze Dreieck zwischen Adelsberg, Fiume und dem Sfonzo. Ihre andere Beste war Prem, an der Aeka gelegen, wie heute der Timavus heißt, bevor er sich bei St. Kanzian in das unterirdische Krain begiebt. Prem ad Timavum superiorem. Dieses Geschlecht starb 1395 mit Rambert aus, nachdem noch wenige Jahre vorher von ihm das Kastell, so ziemlich zu seinem heutigen Umfang erweitert, erbaut worden war.

Zwischen Thor und Burghof schaut man rechts in die Tiefe. Da ragt das Mauerwerk des Kastells, dessen Name verschollen ist, gerade unter dem Beschauer von seiner Klippe auf, und das Meer den Felsen an, indem es, in Kreiseln eingefangen, zwischen den Wänden sich herumwirbelt. Den Zwischenraum zwischen den Durchbrüchen im Gestein, durch welche der Besucher hinabschaut, und dem Meer sammt den Klippen nimmt Delwald ein, der an den jähren Neigungen hängt. Links ist ein Saal mit Blumen, deren Kelche sich in der Wintersonne im Rückglanze des südlichen Meeres erschlossen haben. Seine Decke glitzert von eingelegtem Glimmer. Es ist dies ein wunderliches Leuchten am Mittag, und die Spaltungsflächen der Krystalle brechen die Strahlen, die vom beglänzten Schaum unten heraufgeworfen werden.

Amphoren, ausgestopfte Thiere, Stalaktiten, Rüstungen und anderen Zubehör einer Burg beschreibe ich nicht. Im Burghofe sind in Säulengängen alle Wappen der verschwundenen Geschlechter, der Herren von Duino, der Walse, Hoffer und Torriani. Auf einer stumpfen Säule aber inmitten des Hofes, welche aus Blattwerk und Blumen emporragt, steht der

Phönix, das Wappenthier der Hohenlohe, und ihr Spruch:
 »Ex flammis orior.«

Die Kostbarkeiten des Schlosses, dessen Stockwerke durch eine gewundene Treppe nach den Entwürfen Palladio's zusammenhängen, sollen hier nicht geschildert werden. Gold, Gemälde (unter denen gelungene Bildnisse, von der kunstfönnigen Fürstin Hohenlohe selbst gemalt), Pergamente, Tausende von kostbaren Büchern, Uhren füllen die Räume. Alles ist glanzvoll. Die Fürstin, die auf ihren Gütern in Toscana weilt, sieht ihre Schätze selten. Aber all dies könnte auch an anderen Orten sein. Wir treten deshalb auf eine Veranda.

Vor uns ist die Hochfläche des Karstes, die Alpen, Istrien, das Meer, in das wir einen Stein werfen können. Wenn die Strahlen günstig auffallen, erblickt man die Thürme der Stadt des heiligen Markus. Aquileja gewahrt man zu jeder Stunde.

Weit in der Zeit kann sich die Einbildungskraft ergehen, gleich dem Auge im Raume. Dort unten, an den Klippen, befreite der Longobarden-Herzog den Patriarchen Kallistos von der Strafe des Todes im Meer. Dort wirkten die Bfiser, der heilige Hieronymus und Rufinus, ehrwürdige Väter der Kirche von Aquileja. Hier endlich bricht sich die Woge am Felsen des Dante, auf welchem die Ueberlieferung den Dichter ruhen läßt, als er, verfolgt von den Herren von Duino, zu den Patriarchen von Aquileja und nach Friaul flüchtete. Einer der Herren von Duino bot ihm Obdach und Gastfreundschaft in seinem Kastell und darum befindet sich über einem Eingang das Bildniß des »sommio poeta«.

Mag es mit dem Besuch Dante's sich verhalten wie immer, so ehrt die Besizer das Bildniß.

Damals war es Gewohnheit der Mächtigen, die Männer des Gedankens zu schützen. Heute würde er mit Hunden vor

das Burgthor hinausgehzt oder ausgeliefert werden. Die nämliche Sage fügt hinzu, daß er oft im Mondscheine auf der Klippe gefessen und über das Meer hinaus geblickt habe, jenseits dessen Florenz und Arezzo, Padua und Bologna und alle die Wanderstätten des ruhelosen Dichters schliefen. Dieser Felsen ist es, welchen die Principessa Teresa Hohenlohe, die Letzte des edlen Geschlechtes der Torriani, die Duino seit Jahrhunderten besitzen, die jetzige Herrin des Zauberschlosses, in einem Gesange folgende Verse widmete, die ich in anderem süblichen Maße wiederzugeben trachte:

Ed intanto quello scoglio,
Già sgabello all' Alighiero,
Di tal nome conscio e altero
Eternato dall' errante
Sfida l'onda a che spumante
Gli ricade vinta al piè.

Doch indessen sich dem Toben
Wild empörter Meereswellen
Diese Klippe, die den Füßen
Schemel war des Alighiero,
Selbstbewußt sich gegen stellt.
Daß sie immerdar genannt wird
Mit des ewigen Wandrers Ruhme
Sie, die fort und fort benannt wird,
Weiß sie, und dem Felsenkloze
Hat nichts an des Meeres Wallen,
Und am unzerstörten Troze
Muß der Wellen Wuth zerfallen.

Es ist offenbar eine schöne Eingebung der Einbildungskraft, sich den Dichter vorzustellen, wie er in der Nacht vor dem

Hintergrunde des Meeres in Anschauung versunken auf der einsamen, dem Menschen schwer zugänglichen Klippe sitzt. Ja, man möchte eine solche Stellung als eine sinnbildliche anschauen für das Dasein des Dichters überhaupt in dieser Welt. Hier, im Angesicht der Sternenwelt, die von der Fluth widergespiegelt wird, könnte dem florentinischen Sänger die Vorstellung jenes Lichthimmels gekommen sein, in dem alle Seligen eine Rose bilden, deren Blätter sich um das göttliche Licht ausbreiten. Ähnliches deutet er selbst an, indem er die Berge des Paraiso niederschreibt, welche des Zwillingsgestirnes gedenken, unter dem er geboren wurde:

O edle Sterne, kraftgeschwängert Bild,
Dem das, was ich an Geist und Wiß empfangen,
Sei's wenig oder sei es viel, entquillt.

Der Fels des Dante ist die schönste Stelle an der Küste. Unter den Klippen ragt ein bleicher, von der Brandung ausgenagter Felsen. Es ist die weiße Frau. Diese läßt eine Sage vom wilden Gemahl in die Tiefe werfen und in Stein verwandeln. Aber die Sage verfährt grausamer mit den Herren der Burgen, als diese mit ihren Weibern, Knappen und Unterthanen. So sprengt auf einem Bild im Schloß einer der Torriani als grimmer Reiter, efferato Signore, daher und läßt sein Roß die Hörigen — eine Sage berichtet gar, die eigenen Söhne — mit den Füßen zerstampfen. Schon der Dichter Carlo Bottura zu Triest hat aber dargethan, daß solche Darstellung nicht Gewaltthaten wiedergeben, sondern in grober Sinnbildlichkeit die Hoheitsrechte über die Untergebenen deutlich machen sollte.

Laut mag oft das Leben gewesen sein in Duino. Hier krönte Friedrich III., des heiligen römischen Reiches Kaiser, zwei Dichter, deren Namen nicht überliefert werden, mit dem

Lorbeer, und unterscheidet sich dadurch nicht unerfreulich von geistreichen Fürsten deutscher Nation, die ein halbes Jahrtausend später lebten und Dichter in die Zuchthäuser sperren oder sie in die Verbannung jagten.

Auf dem hohen römischen Wartthurm, der, wie ich erwähnte, den Mittelpunkt des Kastells ausmacht, befindet sich eine eiserne Stange, die seit undenklichen Zeiten Jahrhunderte vor Franklin's Entdeckung, nach der Absicht der Bewohner zur Ableitung des Blitzes diente — der älteste Blitzableiter, von dem wir wissen. Alexander v. Humboldt und Michele Girardi haben davon Nachricht erhalten.

Den Inhalt des einst herrlichen Waffensaales haben die Franzosen gestohlen, die Italien das Land der Todten nannten. Unrecht wäre es, nach Rühmung der Aussicht in die weite Welt nicht auch der Welt zu erwähnen, die sich in den Hunderten von Gemälden erschließt. Caravaggio, die beiden Palma, Morone, Tintoretto, von Plattenberg, von Kassel, Cima da Conegliano und sogar van Dyck zieren die Wände. Sie schimmern, es glänzt das Gemach. Von den neueren Venetianern haben Lipparini, Borsato und Schiavino zum Glanze beigetragen. So ist außer den Mauern der Blick weit und groß, und innerhalb derselben.

Ein italienischer Dichter hat uns von Dante erzählt: wie er im Mondschein auf seinem Felsen sitzt und in die halb nächtliche, halb silberig aufblitzende Fluth hinausblickt. Ich als deutscher Prosaisker habe mir ein Gegenstück aufgeschrieben. Dort oben ist die freudvolle Veste — campo di nobili imprese, corte di amore. Der Dichter wird begrüßt, bekränzt, gefeiert. Weil Gegenstände Vergnügen machen und wir auch gern die Fortschritte anerkennen und anstaunen, die wir Teutonen in der Herrlichkeit des neuen Reiches gemacht haben, so rücken wir uns statt des Signore di Duino, der den Dante feierte,

eine wuchtvolle Stütze des Thrones bei uns vor die Augen. Stellen wir uns einen preußischen oder mecklenburgischen Majorats Herrn und Landrath vor, der auf dem Schloß seiner Ahnen haust. Er hat seinen Sekt vor sich und hört sinnend den Bericht des Verwalters über die Brennerei- und Woll-Kampagne an. Das Gesicht ist durch eine feine Röthe ausgezeichnet, unter welcher das Fett zahlreicher Gänsebrüste fluktirt. Sollen wir ihm auch nur in Gedanken das anthun, daß ihm angesonnen wird, einem von den Staatsgewaltigen verfolgten Poeten Obdach zu geben — — —

Auf der Höhe neben dem Wasserthurm der Auresina, der vor unseren Augen steht, wo übereinander, nebeneinander liegende Schichten, die aus Süßwasser und Salzfluth abgesetzt worden sind, werden wir an den einstigen Kampf der Ströme mit dem Meere erinnert. Wellenlinien des abgelagerten Gesteins deuten auf die Wellenlinien der Fluth. Noch ist die Spur der Brandung hundert Meter über dem heutigen Meere zu sehen. Hier stecken im klippigen Stein Meermuscheln und Mooskorallen, die Wendeltreppen der Nummulite — gleich daneben sind die Denkmäler des Süßwassers. Gewiß hat auch der Salzgehalt in jenen Fluthen öfter gewechselt. Die Denkmäler des Süßwassers, wunderbarlich in ihrer heutigen Gestalt, gemahnen uns an Dinge, die wir alle Tage sehen. Viele von uns haben jene übelriechenden, schwefelduftigen Algen in der Hand gehabt, die, an Gestalt Schachtelhalmen ähnlich, auf dem Grunde unserer Teiche wuchern, die Armleuchter und Wassersterne, von den Pflanzenkundigen Charen genannt. Wir brauchen nur den nächsten Stein aufzuheben. Der Geruch ist der gleiche, die Samenkapseln der Charen sind als weiße Punkte darin verkalft. Sie sind mit gewundenen Linien verziert. Das ist die Nekrologie jener blendenden Felswände.

Der todte Mergel und Sand, der über all das hingen-

schwemmt wurde, so daß der alte Kreideboden nur mehr hier und dort an der Küste herauslugt, ist aber früher auch über die ganze Hochfläche des Karstes ausgeschüttet gewesen. Bis zum Absturz gegen das Meer schaut aber jetzt der frühere Grund wieder heraus. Wer will jagen, wann und wie die hinaufgeworfenen Sanddecken wieder herabgewaschen wurden? Was ist geschehen, als jene Höhlen in der Unterwelt geschaffen wurden, gegen welche wirkliche greifbare Unterwelt die zehn Thäler des achten Kreises im Inferno des Dante nur ein harmloser Traum sind? Die Wissenschaft bleibt uns die Antwort schuldig. Aber das Bohnerz ist da, welches uns vom Aufschleudern heißer Wasser erzählt — wir sehen die Geysirs und aus den Trichtern der jetzt trockenen Dolina wallt der Schlamm-Vulkan auf.

Man kann indessen unschwer die Geschichte eines Steines schreiben, der dieser Gegend entnommen worden ist. Es ist dazu kein Fittig nothwendig, wie derjenige, der den Dante in Abgründe und Himmel trug. Wir folgen den Denkmälern und folgen den Geschlechtern, wie man aus dem Gepräge von Münzen die Reihen der lebenden Scepterträger ablesen kann.

Wir bleiben auf einem und dem nämlichen Schau- und Standplatz. Mitten im kalkigen Schlamm, der von Strandwellen des Kreidemeeres überschäumt wird, stecken zweischalige Muscheln. Die kleinere Klappe dient als Deckel des Gehäuses. Ringsum ist weiter, trübe See. An einer Stelle wird Land durch die Wipfel einiger Schuppenbäume und Cypressen angedeutet. Dort wälzt sich im Sumpfdickicht des Gestades der Megalosaurus und längs der Dünen schwimmt die große Seeschlange, die Maasechse.

So war es damals. Viele Jahrtausende später läuft das Meer ab, der Grund wird gehoben und trocken. Er bestiebt sich mit tropischen, aber auch mit Rußbäumen, Süd und

Nord giebt sich hier Stelldichein. Nicht blos dieser Grund ist trocken geworden, sondern viel mächtigere Schollen desselben starren aufgerichtet als zusammenhängende Tafeln und Wände im Norden. So sind heute im arktischen Meere Eisfelder in die Höhe geschoben, als verwirrtes Gebirge festgekeilt, die einst wagerecht auf dem Meere schwammen. Dieses sind die Wälle, die wir heute die südlichen Kalkalpen nennen. Als die zweischaligen Klappmuscheln, die Rudisten, im austrocknenden Kalkschlamm verendeten, war dorthin nur See und See. Jenseits der Salzwasser erschienen damals am fernen Gesichtskreis runde Kuppen, niedrige Felseilände gleich dalmatinischen Scoglien. Es waren die Inseln, die wir heute die Granit-, Porphyr-, Melaphyr-Gipfel zwischen Etzsch und Piave nennen, die Dolomite und Schiefer von Tirol ein Archipelagus schwer zu durchschiffen, von Rissen und Korallenbänken durchsetzt. Der Zwischenraum zwischen hier und dort ist aber jetzt theils trocken, theils von Süßwasser bedeckt.

Aus dem Geäst einer Palme heraus betrachtet sich die neue Landschaft der pentelische Affe. Abermals sind Jahrtausende vergangen, die Tafeln und aufgerichteten Kreide- und Kalkschollen sind jetzt ausgewittert, gezackt, eingeschnitten. Aus der Wand ist ein Gebirge geworden. Dazu ist es weiß — Eis überlagert es und Wasser trieft von ihm ab, bis gegen diesen unseren alten Standplatz her. Wir sind auf einer Halbinsel. Diesmal aber ist die Fluth im Norden süß, nur im Süden, durch Risse gegen die Lagunen abgesperrt, ist Salzwasser zu sehen. Schutt und Geröll wird von Gletschern und Strömen gegen das Süßwasser vorgeschoben.

Wieder etwas Neues. Das Eis ist verschwunden und hält sich nur mehr auf einigen der höchsten Gipfel. Der Mensch erscheint, bekleidet mit dem Fell des Höhlenbären, bewaffnet mit Steinbeil und spitzigen Knochen. Der Starke

schlägt den Schwachen nieder. Schon ist auch dieser Traum in jenem Zeitraum verweht, deren Parallaxe Niemand berechnet, und es kommen eines Tages Menschen mit eisernen Stangen, mit Grabscheiten, mit Hebeln und Holzkeilen. Das Alles wird in das Gestein, das einst Schlammkruste war, eingetrieben. Ganze Schichtflächen werden weggenommen. Hämmer und Meißel gestalten andere Stücke zu Würfeln. Große Blöcke entstehen unter der Hand des Menschen, der die Schichten auftheilt.

Durch die Gehäuse der Rudisten, durch die Schlafkammern vergessener Wesen dringt das Stemmeisen. Die Augen dieser neuen Geschöpfe, der Menschen, erkennen nicht einmal, daß diese Linien und Flecken im Gestein einst Wohnungen waren. Sie halten dieselben für Spielereien des Zufalls. Jetzt verläßt das alte Gestein seine Heimath. Auf einer Rutschbahn bewegt es sich zum Meere hinab. Einst wurde es aus salziger Fluth niedergeschlagen, jetzt schwimmt es, fest geworden, auf derselben, und zwar auf einem schwanken Brett, einem Schiffe.

So tanzt es fort, dann landet es an einem lauten Strande. Erzgeschnäbelte Schiffe stechen ab, auf einem Thurne steht eine hohe Erzgestalt und hält eine Fackel hinaus. Unter purpurnem Segel sitzt ein Mann in weißem Mantel, mit Lorbeer gekrönt. Sie rufen ihm „Cäsar“ zu, er ist ein Herr über Millionen. Jetzt ist er von einem Kampfe gegen Japyden und Liburner siegreich zurückgekehrt. Krahen knarren, Schweiß von Sklavensstimmen fällt aus der Lagerstätte der Rudisten. Wie Glockenklang tönt es unter dem Hammer des Prüfenden. Ringsum werden Mauern aufgethürmt. Sie bauen der Isis einen Tempel, deren Geheimnisse sie vom Nilstrom hierher verpflanzt haben. Mysterien werden gefeiert, Rufe der Angst und der Wollust zittern gegen das harte Stück Erde, das Altarplatte geworden ist — im Isisempel zu Aquileja.

Nur wenige Jahrhunderte später und in einer Nacht wird es heller, es kommt ein feurigerer Schein, als derjenige war, der von den Fackeln der Priester ausging, wenn sie in Nächten zum Fest der Gebärenden eilten. Schauerliches Geheul tönt durch die Flammen. Es sind Hunnen und die Gemarterten des Emporiums. Verstümmelte Weiber, schreckengequälte Kinder stoßen Rufe aus, daß Lucifer sich erbarmen möchte, wenn er sie in seiner Nacht hörte. Die Flüchtigen eilen in die Tempel, das Eisen verfolgt sie — der Rudistenkalk wird erwärmt und geröthet.

Seine Schicksale sind noch nicht abgeschlossen. In der Nähe ist ein großer Pfahlbau. Eine Insel heißt Rialto, die andere Doch das ist gleichgiltig. Ein versprengtes Volk sitzt dort auf Krostwerk und will sich steinerne Häuser bauen. Wo fände es die Steine zugehauen besser und leichter, als da im Schutt der Großstadt? Sie kommen, raufen die Brombeeren aus, verscheuchen die Vipern und schürfen in den Grund hinein. Jetzt kommen die Platten und Säulen, die Quadern und Kapitale zum Vorschein. Abermals geht es zu Schiff.

Was möchte das Stück vom Boden des Kreidemeeres uns jetzt erzählen? Es ist jetzt zum Fußboden in einem großen Palast geworden. Die Seide rauschte darüber hin und es glitten Füße über die Fläche, die zum Ehebruch und zum Giftbecher eilten. Nunmehr aber hört man in dem Gemache nichts mehr, als das Trippeln einiger Ratten, die von einem Stockwerk zum anderen ziehen. Oder auch vor den Fenstern des Saales, von dessen Boden er ein Stück darstellt, hängt die Geschäftstafel eines Antiquitäten-Schacherers. Mittags fällt im Sommer der Sonnenschein auf den erblindeten Spiegel des Kalkes. Sonst schweigt Alles. Hier aber an der Stelle, wo die aufgelösten Theilchen einst niederfielen, ist jetzt eine tiefe Mulde im Boden. Der Steinbruch ist seit anderthalb Jahrtausenden

verlassen. Durch fahles Gras stehen noch die Ranten der Platten hervor, in dem die Rubisten, die gestreiften und kuhhornförmigen Hippuriten eingeschlossen sind. Hügel von Geröll deuten Abraum der Steinmengen an. Anderes Geröll ist herausgenommen und zum Damm der Eisenbahn verwendet worden, die in der Nähe vorbeiführt. Brombeeren und Wachholderbüsche füllen fast die ganze tiefe Mulde aus. Der Staub des Weges lagert auf ihnen, so daß sie eine Wolke von sich geben, wenn der Fuß des Schafhirten gegen sie stößt.

Ein paar kümmerliche Eschen, die am Rande dem Zahn des Weideviehs entgangen sind, schauen wie beschneit aus. Alles ist schweigsam, todt, dürr. Und in der That geht der strebsame Forstmann mit seinem Monocle durch die Einöde und denkt darüber nach, wie er mit seinen Bewaldungsplänen über den Unverstand und die Selbstsucht der Bauern obzuziegen vermöge.

So reden hier auch die anderen Felsen ihre Sprache, nicht nur der Fels des Dante.

Indessen haben sie uns noch nicht Alles erzählt. In grünen Runen sowohl als in farbengrellen steht da noch eine andere Geschichte lesbar für uns niedergeschrieben.

Diese betrifft das Schicksal der auf dem Boden unbeweglich haftenden Lebewesen. Diese fristen ihr Dasein aus zwei Quellen der Wärme, derjenigen der Sonne und der mütterlichen Wärme der Erde. Wo Grund aus Fels besteht, wird diese letztere weit ausgiebiger nach der Oberfläche geleitet, als wenn er von Geröll, Schotterbänken oder Kies bedeckt wird. Wenn hier Kalkfelsen sich ausdehnt und in einiger Entfernung davon Sandstein oder anderes looeres Gefüge, so bemerkt man an mehr als einem Striche dieser Küsten, daß dort südliche Pflanzen angesiedelt sind, hier aber solche, die entweder nur oder auch im Norden zu gedeihen vermögen. So ist es

der Fels, in welchem während des Winters die Wärme von unten hinaufsteigt, an dem das Leben der kletternden Sassa-parille, der purpurrothen Cistrose hängt. Als Gegenstück davon erblicken wir hier den Epheu, der allgegenwärtig Alles überdeckt. Hier hat er es noch nicht nothwendig, sich angstvoll um Felsen zu klammern, wie im Norden, wo ihm dieser das Ofenrohr darstellt, das aus wärmeren Schichten der Erde heraufführt und an das er sich hält, wie der Frierende nicht von der Herdflamme weicht. Dieselben Pflanzen, die an der Küste des idäischen Kreta auf jedem Boden wachsen, bewohnen hier nur mehr den Fels, und die hier auf Sand gedeihen, müssen weiter nordwärts den Fels auffuchen.

So hat auch unserer Einsamkeit dieser Fels, durch dessen Gesichtskreis die Einbildungskraft des Dichters nach den Wohnstätten jener Freunde und Feinde getragen wurde, mit der er seinen Himmel und seine Hölle bevölkerte, die Schwingen unseres Vorstellungsvermögens gelöst. Es ist in Welten gewandert, die entlegener sind, als dem Dichter seine Zeitläufte, sie hat sich aber auch an manches Geheimniß des gegenwärtigen Lebens hin winken lassen.

Der Berg der Medea.

Viele Schriftsteller Griechenlands und Italiens erzählen, daß die Argonauten, von Aëtes verfolgt, den Jster, die Donau, hinauffuhren, bis zu den Wassern von Aemona, dem heutigen Raibach, gelangten, alsdann ihr Schiff auf Walzen legten und den Fluß Timavus erreichten, der nach kurzem Laufe sich mit der Adria vermengt.

Als Gefährtin des Jason reiste die zaubermächtige Medea, die Kolchierin. Diese konnte mit ihren unheimlichen Gefängen Gestirne aufhalten, mochte also wohl auch dem Schiffe auf den Felsen nachzuhelfen vermögen.

Als Zeugen der Anwesenheit dieser Gesellschaft am illyrischen Strande, wo noch heute der Timavus mit drei Armen aus der Nacht hervorkommt, um eine Viertelstunde später in der Brandung des Salzwassers zu verschwinden — in Einklammerung gesagt, eines der größten Wunder dieses wunderreichen Landes — melden sich alte Schreiber von Geschichten und Namen, die bis zu unseren Tagen an bestimmten Dertlichkeiten hängen geblieben sind.

Noch mehr solcher Namen gab es in früheren Zeiten. Bis ins fünfte Jahrhundert herein wußten die Anwohner des Timavus, daß Jason und Medea an ihrem Strome gesehen worden waren. Im zwölften Jahrhundert noch hieß ein Berg bei Durazzo das Vorgebirge des Jason. Inseln im Quarnero bei Fiume nannte man nach dem Bruder der Medea die Absyrtiden. Es wurde erzählt, daß Jason an der Mündung des Timavus von den Euganeern, deren Andenken sich im Namen der Euganeischen Basalt- und Trachyt-Hügel bei Padua erhalten hat, angegriffen wurde. Die Euganeer, heißt es, hätten ihn sicher erschlagen, wenn nicht der Gott Glaukos sein struppiges, mit Seepflanzen durchflochtenes Haar aus den Wellen erhoben und sie verscheucht hätte. Weniger konnte er nicht thun. Hatte er sich doch während der Fahrt schon mehrere Male zu Gunsten der Abenteurer eingemengt und war er ja überhaupt der Erbauer des Schiffes Argo gewesen.

Palladio, der Geschichtschreiber Friauls, aber erzählt uns, daß in einem Berge bei Cormons, genannt der Berg von Medea, der Geist einer großen Königin wohne, die eine allgewaltige Zauberin gewesen sei.

Dieser Berg ist eine Insel, heute im Meer des Flachlandes, damals im Meer des Salzwassers. Auf den ersten Blick sieht Jeder, daß dieser Kuppenbau, der sich über der Behausung der Medea wölbt, mit dem umliegenden Boden nichts gemein habe, denn dieser ist angeschwemmter Grund, wie all der tischflache, in der Ferne verblauende Boden bis zu den Bergen der Euganeer, bis zum Oglio und Mincio, bis zur Abda, bis zum Po von Pavia und Valenza, bis zum fernen Turin, Alles von Gletscher-Abschwenmungen und Wildwassern da auseinander gebreitet, von kühnen Flußgöttern dem bärtigen, fischschwänzigen Glaukos abgejagt.

In dem ebenen, langweiligen Alluvium, in dem brettglatten Lande zwischen den Lagunen von Aquileja und denen von Benedig muß die Felsenkuppe die Blicke der Menschen auf sich ziehen. Es ist kein Wunder, daß man der unsterblichen Priesterin der Hekate hier Wohnung angewiesen hat. Gesellt sich zu ihrem Bilde doch noch eine andere Höllengestalt, die des Attila, den die Ueberlieferung von der Kuppe aus den Flammen zuschauen läßt, inmitten deren die Weiber und Kinder von Aquileja zu Tode gemartert werden. Immerhin aber halte ich, wie früher erwähnt, den Zusammenhang des Namens mit dem der Medea für einen künstlich hineingedeuteten.

Also auf zum Hause der Medea.

An einem Märzorgen wird die Eisenbahn in Cormons bei Görz, der Grenzstation des österreichischen Küstenlandes, verlassen. Wie erwähnt, läßt sich der Anblick der Ebene, welche in der Dilluvial- und Alluvialzeit gebildet worden ist, mit dem des Elements vergleichen, das durch sie verdrängt wurde. Die Aehnlichkeit zu steigern, ragen hier und da längliche Kalkinseln, wie drüben der Monte Fortin, den Scoglien der Adria an dalmatischer Küste vergleichbar, aus ihr hervor.

Die Schilderung des alexandrinischen Herodianus, welcher

diese Gegend im dritten Jahrhundert sah, gilt auf den ersten Blick als wahr. Er beschreibt sie als einen großen Garten, in welchem sich die Weinreben von Baum zu Baum ranken. Diese sind noch da, auch die weißen Rinder im römischen Joch, die Pinien über hellen Häusern und dichten Cypressengruppen, aus der Ferne mit hohen, dunklen Thürmen zu vergleichen, an dem Prädium von Angoris. Sie schauen um so finsterner aus, je weiter das Auge über die lichtgrünen Wellen des jungen Getreides hin nach ihnen ausblickt.

Da ist es nun wieder Frühling, als ob es nie einen Tod, einen Attila, eine Hefate, ein Mordgemenge da gegeben hätte und als ob der Boden nicht, wie er es thatsächlich ist, als eine große Scherbenstätte betrachtet werden müßte, über der all die Halme und Blumen sprießen. Die Weiden sind grün angeflogen und die Lerchen singen in der Luft. Unten aber liegt der Staub von Japyden, Venetern, Römern, Gothen, Longobarden — liegen Mosaikstücke lateinischer Landhäuser und verrostete Speere der Taurischer. Was ist alle Zauber-
gewalt Medea's gegen diese Macht des Frühlings?

Schon von ferne fällt auf dem Berge der Zauberin ein altersgraues Kirchlein in die Augen. Es ist das Heiligthum der heiligen Fusca, deren Thaten gänzlich verschollen sind. Wenn wir den Berg, der aus Hippuritensalk aufgebaut ist, ansteigen, so erreichen wir es nach wenigen hundert Schritten. Das Kirchlein der heiligen Fusca, das sich auf dem Dache des Hauses der Kolchierin angesiedelt hat, ist eine kleine romanische Basilika. Um ihr grünes Gemäuer, das viele Jahrhunderte gesehen hat, grünen Delbäume. Unter den Delbäumen sind Grabhügel und morsche Kreuze. Es ist ein verlassener Friedhof.

Wir steigen weiter auf dem Berge empor. Hier und dort unterbricht den Gras- oder Waldboden ein Erdhaufe, den die Maulwürfe heraufgewühlt haben. Er ist feuerroth, und bei

der Erinnerung an die Injassen der Tiefe denkt man vielleicht an ihren feurigen Drachenwagen oder an die Brandstücke, die sie auf das Haus des Kreon herabregnen ließ. Die blutrothe Erde ist das Verwitterungserzeugniß dieses Kreidekalkes.

Auch die Fußsteige sind blutroth und zahlreicher als Gräser blühen neben ihnen Veilchen. Im niedrigen Buchen- und Eichenwald deuten verkohlte Stellen auf winterliche Züge der Schaffhirten. Allgegenwärtig ist hier der Epheu. Ueberall hängt, schwebt und steht er und hält sich an die Bäume, so daß man an jenen Bacchanten denkt, der im unsinnigen Tanze mit den Satyren des Waldes, die er nicht in Ruhe ließ, endlich in Epheu verwandelt wurde. Er legt sich über marmorweiße Steinflächen, so daß sie ganz und gar Grabdenkmälern gleichen, und umhüllt mitleidig die Wunden der Dryade, die noch feuchte Schnittfläche eines Stumpfes, dessen Stamm der Holzfäller weggeschlagen.

Der Dornensträucher wegen, unter denen geschützt sich die meisten Veilchen ansammeln, ist der Wald nicht allenthalben leicht zugänglich. In den Ritzen des Kalkes haben sich Lungenkraut, Euphorbien, weiße Anemonen angesiedelt. Die Primeln stehen in dichten Haufen, als Blumeninseln, im Geklipp. Es ist hier der äußerste Vorposten des Karst gegen die Lagune hinaus.

Endlich sind wir oben. Ich schweige über den Ausblick auf die cadorischen, karnischen und julischen Alpen, auf die Ströme, den Natissone, Torre und Fsonzo, auf die blitzenden Lichter im Meere.

Da ist wieder ein Stein, den der Epheu umflammt. Kasten wir auf ihm und horchen den fernen Glocken von Aquileja, dessen Thurm dort vom Boden aufragt. Sie verkünden Vergänglichkeit. Nicht einmal der Natissone, in den sich einst von den Mauern Aquileja's die gequälten Frauen stürzten, um den Hunnen zu entgehen, ist der nämliche geblieben. Jetzt

läßt er die Stadt meilenab liegen und verliert im Fsonzo seinen Namen. Weiß sind die Gärten im Dorfe dort unten und endloser Vogelsang dringt aus dem blühenden Astwerk herauf.

Wie einst diese Kuppe vom weißen Schaum der Brandung umgeben war, so jetzt von einem weißen Saum abgefallener Obstblüthen, mit welchem die verschiedenen Winde ihren Fuß bestreut haben.

Oben auf der kleinen Hochfläche des Berges der Medea ist noch eine andere Kirche, zum heiligen Nikolaus geheißten. Zu dieser haben sich die Insassen des unten gelegenen, ebenfalls mit dem Namen Medea bezeichneten Dorfes einen Weg angelegt, dessen Ränder die von ihnen gepflanzten Fichten beschatten. So hat die Zeit auf und um diese Klippe gearbeitet.

Was diese Zauberin in der Tiefe spinnt und bildet, weiß Niemand. Aber ihre wunderbarsten Werke verblaffen gegen die Erinnerung, welche der Wanderer von einem Frühlingstage in sich aufbewahrt, indem er von dieser Kuppe aus das Nahe und das Weite geschaut hat.

Der Winter in der Niederung.

Wir geht es wie dem Dogmatiker, der die Welt aus Nichts erstehen läßt. Draußen vor der Thür, an deren Schwelle ich diese Geschichten oder Wanderungen (der Titel thut, wie man alsbald sehen wird, wenig zur Sache) beginne, stockt das Nichts. Bevor ich Gestaltungen aus diesem hervortreten lasse, sage ich, daß wir uns im „Goldenen Stern“ zu Adria befinden.

Adria ist eine Stadt verschollener Etrusker, deren Gräber

zwanzig Meter unter den Fußsohlen des heutigen Geschlechtes eingeschlammt liegen. Die Karte zeigt, daß das Meer mit dem gleichen Namen nicht weit weg ist. Dagegen giebt sie nicht an, ob die Wasser, die vorüberfließen, zum Po oder zur Etsch gehören — es ist aber ein Gitterwerk von Rinnsalen, in dem sich Niemand auskennt, auch die Einheimischen nicht.

Es ist wie ein unbeschriebenes Stück Papier, auf dessen Fläche man Allerlei entwerfen kann. So bildet sich das Auge auf der Wand dieses Nebels Bilder. Dieselben sind den Erinnerungen der letzten Stunden entnommen. Es geht ja immer so. Wenn man die Augen schließt, so erscheint in Farbentzug der Widerglanz des letzten Schaustückes. Im Flitterschein der niedrigen Wintersonne stehen die Trachyt- und Basalthaufen der Euganeischen Hügel da, die eine vergrößerte Nachahmung der Schober aus Maisblättern zu sein scheinen, welche bereift auf den kahlen Feldern stehen: seltsame Regel. Die schönen Thürme von Este, der Delwald von Monselice sind da, auch Petrarca's Haus im sonnigen Arqua.

Dann schließt sich die graue Fläche wieder und ich stehe wieder einsam auf der Schwelle zu Adria und wische mir den Reifanflug vom Gewande.

„Ums Himmelswillen, was treibt denn nur der Mensch um die Jahreszeit da unten in den langweiligen Lagunen?“

Antwort: Im Frühjahr habe ich keine Zeit. Im Sommer will ich nicht dahinkommen, um mir das Fieber zu holen und mich alsbald ins Bett zu legen, wie siebzig von hundert der Einheimischen. Im Herbst fürchte ich das Ungeziefer der Nächte. Bleibt also nur der Winter. Ob sich's verlohnt, werden wir binnen Kurzem sehen.

Also wir stehen in Adria. Unser Reiseziel ist Venedig. Aber unter Zehntausend, die das Pflaster des Markusplatzes betreten haben, ist kaum Einer auf unseren Wasserpfaden dort-

hin gekommen. Das ist auch ein Grund, der das Schreiben darüber entschuldigt.

Mag dem sein wie immer: plötzlich zeigte sich in der grauen Fläche hoch oben ein kreisrunder Fleck, eine Scheibe von geglättetem Messing. Es war dies nichts Geringeres, als die Sonne Italiens. Von dieser Scheibe ging geringe Helle aus. Gleichwohl wird ein rother Thurn sichtbar, es ist die Hauptkirche. Ein Baumgang von bleigraustämmigen Platanen — dann ist abermals Alles verschwunden.

Wohl der Mühe werth, daß ich Diejenigen, welche mich freundlich begleiten wollen, wegen solcher Kleinigkeiten in die Lagunen schleppe. Ich bitte um Geduld. Zuerst das Schlimme der Lagunen-Nebel, der oft genug uns um die Frucht der Reise bringt, dann das Anziehende und Seltsame. Schlimm wär's aber doch, wenn der Nebel so fort und fort lastete über der Erde, die dort weiter unten weder Land noch Meer, weder Strom noch Sumpf ist. Denn es führt uns alsdann kein Schiff hinaus. Wir müßten zurückkehren. Wir sahen nicht die alten Sitze der Veneter im Salzwasser, sondern abermals die Euganeischen Hügel und wieder den Padus oben, viel weiter oben, dort, wo Phaeton mit seinem Sonnenwagen hineinstürzte. Dieser Gefahr sind wir im Januar ausgesetzt.

Ich will übrigens meine Begleiter nicht länger in den grauen Nebel von Adria schauen lassen, sondern versetze sie nur einige Kilometer weiter nördlich an das Ufer des Hauptstromes der Etsch, auf den Platz von Cavarzere.

Zimmerhin fließt die Etsch heutzutage durch Cavarzere, wo sie auf einer gewaltigen neuen Brücke überschritten wird. Wir sind jetzt in der Dämmerung eines Morgens, von dem sich noch nicht sagen läßt, ob er der Vorläufer eines Nebel- oder Sonnentages sein wird. Langsam wie ein Greis wandelt der Strom, der oben in den Felsengen seiner Jugend so wild

auffchäumt, eine breite apfelgrüne Straße, die sich kaum merklich vorschiebt, der nahen Unendlichkeit entgegen. Scene: Die kaum sichtbaren Umrisse eines Thurmes, ein Funken, das Licht im Café Garibaldi, wo die Leute sich mit einem heißen »nero« stärken, kegelförmige Verdichtungen im Grau, durch welche Cypressen angedeutet werden, bereifte Zechbrüder, die aus einer entlegenen Osteria vom nächtlichen Gelage zurückkehren.

Nun, da sind wir am Kanal Gorzone und da steht auch schon der winzige Dampfer. Jetzt geht die Sonne auf, aber nicht als Scheibe, sondern als Oberfläche, von in sich selbst zurückkehrenden Linien gebildet, als Kugel, als ungeheuerlicher Ball. Sie ist gelb. Alle Bäume am Kanal sind bereift, die Uferhänge weiß, und dichte Reiskörper decken das Schiff und die Rähne. Das Bild ist niederländisch, nicht italienisch. Von den Fenstern der winzigen Kabine müssen wir die Dendritenzeichnungen des Reifes wegwischen, wenn wir hinausblicken wollen. In Buchten hat sich dünnes Ufereis angelegt, welches mit Geknirsch zerbrochen wird, wenn es die von unserer Schraube aufgerührten Wallungen erreichen.

Es dauert nicht lange, Farbe und Glanz des Balles sind anders geworden, der Tag ist als Sonnentag entschieden. Ueber den Nebeln des Gesichtskreises wird es blau und der Kanal liegt als eine unabsehbare Feuerstraße vor uns. Der Kapitän greift zum Besen und kehrt den Reif, der flüssig zu werden beginnt, vom Deck. Dabei treibt seine Kapuzengestalt auf den noch weißen Böschungen des Kanales ein wunderliches Schattenspiel. Jenseits der Dämme steigen Rauchwolken in die Höhe. Sie kommen von Häusern, die wir nicht sehen, weil sie von den Dammaufwürfen verdeckt werden.

„Nun, Capitano, in diesem Jahre, scheint es, verschont uns der Winter,“ sage ich, während der Kapuzenmann seinen Besen in den Winkel stellt.

„Dieses Jahr tobt er sich schon mit dem Reif aus.“ (La stagione di sfoga colla brina.)

„Ich erinnere mich, früher einmal das Alles zu Stein zusammengefroren gesehen zu haben.“

„Oh, vor zwei Jahren hatten wir zwei Monate lang Vakanz.“

Rufe auf dem Kanal. Da gilt es, allerlei Barken im engen Fahrwasser auszuweichen.

Feldarbeiter rudern mit ihren Werkzeugen über den Kanal, um hier und dort in den »valli« (Sümpfen) Binsen abzuschneiden. Männer mit gelben Mänteln und rothen Mützen rudern hinauf, um in den oberen Ländereien Geflügel für Venedig zu holen. Sie werden von einem angespannten Pferd gefördert. Andere in bunten Flanellhemden ziehen ihr Schiff selbst. Hier und da ist ein Landungsplatz. Da fliegt ein Brett auf die bereifte Böschung hinaus, Reisende gehen, steigen ein und aus, ein Schaustück für Diejenigen, die mit ihren Sicheln in der Hand auf den Dämmen gehen, um irgendwo das hohe Röhricht einzuheimsen.

Manchmal plätschert unser Dampferchen unter einem Holzstege hinweg, der hoch und mehr als kühn über dem Kanal hängt, Häuser stehen auf dem Damm, die nur Haufen von Schilfstengeln sind. Sie werden von Fischern und Fuhrleuten bewohnt, die ihre Zugpferde zum Befahren des Kanals begleiten — armseligste Wohnungen.

Jetzt kommt die »conca«, das Becken, von Brondolo. Vorher erblickt man Gebäude, in denen Maschinen aufgestellt sind, die gegen die Sümpfe kämpfen. Von ihnen wird das Wasser herausgeschafft und der Grund in fruchtbare Erde verwandelt. Dazwischen fließen dann wieder allerlei Wasser, die zum Theil keinen Namen haben. Jetzt plätschert unsere Schraube durch die Brenta, von der zur Rechten ein anderer Kanal in die Etzsch hinübergeht, dann gerathen wir in den

Bacchiglione und schließlich wieder aus weiten Dünenwassern in eng umpfährte Kanäle.

Bei hoher Fluth können da Barken hereinkommen, die anderthalb Meter und tiefer ins Wasser tauchen. Gehen aber die Flüsse hoch, so ist das Hereinkommen vom Meere aus wegen der sich bekämpfenden Strömungen ein schwieriges und gefährliches Stück Arbeit.

Vom Brundulum der Veneter ist nichts mehr da. Aber das Fort steht noch, das in diesem Jahrhundert unter dem ersten Königreich Italien aufgerichtet worden ist. Es galt damals als der Schlüssel von Venedig.

Nunmehr dampfen wir durch Schleußen und unter allerlei Brücken hindurch, welche zum Durchlassen der Masse verschiebbare Theile haben. Unter ihnen bewegen sich die orangegelben Segel der Chiozzoten, hinter denen im Widerspiel der Wasser ein gleich grellfarbiger Streifen zurückbleibt, und die breiten Barken, auf denen offene Bottiche voll von Süßwasser stehen, das für die venetianischen Haushaltungen aus der Brenta geschöpft worden ist.

Das Wetter ist nicht dunstig. Ueber die Pfähle des Fahrwassers hinweg sehen wir eisbedeckte Dünen. Das Eis ist weiß, wo es angebrochen erscheint, blau, wo es den unbewölkten Himmel zurückstrahlt. Die grellen Segel der Chiozzoten und einige dämmerig rothe Flecke, Festungen in der Ferne, passen nicht in diese Polar-Landschaft. Dagegen gehören hinein die zahllosen weißleuchtenden Punkte, die über das blaue Eis hin vertheilt sind: die Schaaren der Graumantel-, Silber-Möven und anderer Stoßtaucher, die ruhig beieinander stehen und in die Wellen hinausschauen. Die weißen Linien, die durchs Eis hindurchgehen, deuten den erstorbenen Schlag erstarrter Strandwellen an. Unermesslich ist das Heer der weißen Vögel. Wer das sieht, glaubt sich vielleicht nach fernem Norden

entrückt. Die Ruderer schützen ihre Hände mit groben Wollüberzügen.

Jetzt giebt es *murazzi perfetti* und *imperfetti*. Die letzteren sind nur auf kürzeren Strecken zu sehen. Sie bestehen aus mächtigen Marmorquadern, die sich in Mauern lothrecht in die Lagune senken, während sie sanft gegen das Meer abfallen. Die ersteren, gewaltigeren, sind gleichfalls Mauern aus istrischen Marmorwürfeln. Ist der Sandboden der Düne zuverlässig, so ruhen sie unmittelbar auf diesem. Wenn nicht, so sind sie auf gewaltiges Pfahlwerk aufgelegt. Ihre Breite beträgt vierzehn, ihre Höhe fünf Meter. Gegen das Meer hin staffeln sie sich in Riesentreppen ab, an deren Fuß man andere Felsen angelagert hat. Fußgänger und Pferde finden bequeme Straße auf ihrer Böschung. Ihr Nordenbe ist San Pietro auf Bellestrina.

Fort an Fort, Stadt auf Stadt steht am Lagunenrand. Da ist die achteckige, oben mit Rasen bedeckte Beste Caroman und schon weit scheint roth Bellestrina in der Luft und im Abglanz der Lagune. Diese Düne ist fünfzehn Kilometer lang, zweihundert Meter breit, von verlotterten Häusern und Gemüsegärten bedeckt. Früher waren es zwei Inseln, getrennt durch einen Meerhafen (Portosecco), der jetzt versandet ist. Dort sind die rudergewandten Weiber zu Haus, die Siegerinnen der Regattas von Venedig.

Das Bild ist vielfarbig. Alle Viertelstunde hält der Dampfer, von den Algen, den Grundpflanzen der seichten Lagune, in seinem Laufe aufgehalten. Zur Rechten ist die gelbe Linie der *Murazzi*, zur Linken die Wasserfläche, von schwarzen Schlamm-Inseln unterbrochen, dazwischen die schwanken Zitterbilder der langen Häuserreihen und die grellfarbigen Segel mit ihren darauf gemalten Teufelsfräzen. Ströme von Salzwasser triesen jetzt mit der Ebbe als winzige Wasserfälle in den Kanal. So

oft sich das Schiff in den Algen verwickelt, müssen alle Reisenden, um das Vordertheil zu entlasten, auf die Puppä zurücktreten.

Wenigstens glänzt Alles in Bläue. Durch die Wasserfläche zieht sich die lange, von den »fari«, den weißen Holzblöcken, bezeichnete Straße, die vom Eise frei erhalten wird. Süß- und Salzfluth haben hier öfter gewechselt. Da drüben beispielsweise steht auf der Düne ein jetzt verlassenes Haus. Es war einst die Wohnung der Aufseher, welche die dort angelegten Austerbänke hüteten. Im Jahre 1846 aber brach die Brenta herein und versüßte das Wasser, nicht aber den Aустern ihr Dasein, die alsbald im ungewohnten Mittel sämmtlich zu Grunde gingen.

Auch Anderes ist an den Wasserläufen umgestaltet worden. Wo sind die Zeiten, da die Chiozzoten mit ihren Barken bis nach Turin gingen — wo sie, die tapfersten Söhne von San Marco, auf den Wasserläufen mitten in der Halbinsel Stromschlachten lieferten gegen die Leute von Ferrara und Mantua. Weit drinnen in der Lombardei, auf dem Po von Cremona und Casalmaggiore, haben sie mit Schiffen gegen die Galeeren der Visconti gekämpft.

Hier, wo der Meduacus Minor, der Bacchiglione, sich mit den Wassern des Portus Hedronis vermengt, liegt auf zwei Dünen, vom sechseckigen Kastell San Felice vertheidigt, Chioggia. Es ist nicht meine Absicht, bei dieser Stätte des Jammers zu verweilen. Die verwahrlofesten Gassen Venedigs erscheinen noch in solider Weißtünche verglichen mit dem Mauerwerk der Chiozzoten. Alles bittelt. Im Januar-Mittag wärmt sich Jung und Alt, gegen die sonnenseitigen Wände des Corso gelehnt. Vielleicht kauft der Spaziergänger aus Mitleid Thonpfeifen, Badeschwämme oder Segeltuch. Im Café wird er belagert, auf dem Pflaster verfolgt. Auf dem Schiff wird gebittelt. Die Menschheit friert, hungert und lungert.

Kurzes Schwanken des Schiffes vor dem Eindringen des Meeres in den Hafen, dann dampft es ruhig durch die Lagune weiter, welche durch die lange gelbe Linie der Murazzi gegen die See geschützt wird. Chioggia mit Sottomarina ist eine von den sechs langen und schmalen Inseln, die sich als Scheidewände zwischen der Lagunen-Binnensee und dem Meere erheben. Die anderen sind die Lidi der Piave, das Cavallino von Sant' Erasmo, Malamocco und Pellestrina.

Längs der Dünen sind die Murazzi gezogen, zwanzig Kilometer lang. Zuerst waren sie nur Pfahlwerk, mit Geröll und Steinen ausgefüllt, auch schwache Dämme, leicht gegen die See geneigt. Später aber bildete man Dämme aus Marmorblöcken, die man aus Istrien herüberholte. Ihr Fuß wurde durch vorge rollte Felsen geschützt.

Und selbst auf der Poppa werden sie dann der Lage entsprechend nach ihrem Gewichte vertheilt. Da plätschert die Schraube zehn, fünfzehn Minuten lang ungeduldig in die Fluth hinein, bis endlich mit einem Ruck das Fahrzeug sich wieder losmacht. Hier und da ist im Schlamm-Eiland bis an die Kniee ein armseliger Mensch versunken, der Herzmuscheln, Flundern, schwarze Meergrundeln sammelt.

Es beginnt die Häuserreihe von Malamocco, einst Methamaurum und Metamauro geheißen. Paduaner flüchteten sich vor den Longobarden dorthin. Seit der Zeit sind zwölf Jahrhunderte vergangen. Der Herr der Lagunenvölker, der Doge, saß einst hier und erst am Ablauf des ersten Jahrtausends zog er nach Rialto hinüber. Jenes Malamocco aber hat schon 1102 in einer Nacht der Scirocco verschlungen.

Jetzt werden die Farbflächen am Gesichtskreis immer zahlreicher und bunter. Fort auf Fort — die Alberoni, das große, von Oesterreich erbaute Irrenhaus — ein Thurm hinter dem anderen — Paläste, marmorbedeckte Inseln. Brennrothe

Schlangenlinien der abendlichen Sonnenstrahlen werden von den Wellen weiter gewälzt, und nur eine große, weitgedehnte, aber stetige Linie umspannt den ganzen Gesichtskreis: *Venedig, die Braut des Meeres.*

Eine Eisenbahn am Meer.

Von Spalato, wo einst der Christenverfolger Diocletianus einen Palast besaß, in dessen Mauerwerk der größte Theil der heutigen Stadt hineingebaut ist, gehen nur zwei Züge täglich ab. Das Land Dalmatien ist arm und seine Insassen können sich nicht allzuviel mit der Eisenbahn beschäftigen. Selbst in den Städten kümmern sich nur sehr wenige Leute darum, ob und wann ein Zug ankommt oder fortspießt. So wußte auch an einem glänzenden Aprilmorgen dieses Jahres kein *Facchino*, keiner der lauernnden Fremden-Empfänger, die stets auf dem *Molo* des alten Spalato herumlungern und in die blaue Pracht des Meeres oder der verdämmernden Berge auf den Eilanden *Brazza*, *Curzola*, *Vesina* hinausschauen, irgend etwas von den Gepflogenheiten des Dampfwagens, als sie von einem, eben der offenen Barke entstiegenden, mit Salzkrusten überdeckten Fremdling darum befragt wurden.

Dieser Fremdling war ich und die Salzkrusten hatte während der Nacht die *Bora* darauf gestreut. Müde, suchte ich alsbald durch die finstere Enge der Gassen einen *Albergo* auf, als mir ein dienstfertiger Barbier athemlos die Nachricht überbrachte, es stehe draußen ein Zug bereit, der binnen wenigen Minuten sich gegen *Sebenico* hin in Bewegung setzen sollte.

Um nicht ein paar Tage in den mir bekannten, durch sommerliche Frühlingwärme noch weniger einladend gewordenen

Mauern zubringen zu müssen, beschloß ich, dem ersehnten Bette zu entsagen und mich alsbald der vom sparsamen Fahrplan gebotenen Gelegenheit zu bemächtigen.

Dalmatien ist gewiß dürftig und es kann vielleicht fraglich erscheinen, ob dieser Schienenweg so viel einträgt, daß man damit den Werth der Feuerung zu bestreiten vermag. Gleichwohl sind die Bahnhöfe und was damit zusammenhängt, weit entfernt davon, jenes Lotter-Aussehen zur Schau zu tragen, wie es so viele derartige Gebäude in Süd-Italien oder gar erst in Spanien verunziert. Die Wirkung des Kittes, welcher Oesterreich zusammenhält, des deutschen Wesens, zeigt sich in der Sauberkeit dieser aus weißlich-grauem Kalkstein aufgerichteten Häuser.

Jedermann hat vom Innern von Dalmatien gehört und weiß, daß es zum großen Theile dem Bilde der Sage entspricht, welche erzählt, der Teufel habe einen Sack voll von Steinen über das Erdreich ausgeschüttet.

In der That besteht der Grund hier fast nur aus den Ranten, Verwitterungsflächen und Spitzen weißen Kalkes. Die Umgegend von Spalato, die „Riviera der fünf Schlösser“, das Land hart um die Bucht des Meeres herum, bildet allerdings eine grüne Insel, die auf der einen Seite vom Meer, auf der anderen von klippigem Gestein der Karst-Alpen umschlossen wird.

Noch liegt der wetterwendische April über Land und Meer. Eißige Bora hatte mich, während wir in der Nacht längs der Großen und Kleinen „Brulja“, einem Vorgebirge unter dem Hohen Mofor, herumlavirten, immerwährend mit Sturzseen übergossen, und Niemand konnte das Felsgestade erspähen, das nicht eine Seemeile von unserer Barke entfernt war. Hier aber war ein blauer Morgen aufgegangen, Maulbeer- und Feigenbäume glänzten in voller Ueppigkeit ihrer Blätter, und

die Delwälder, welche hier allgegenwärtig den Boden überschatten, hoben sich schier schmutzig grüngrau von den neuen Halmen der Rasen ab. — Der Zug setzt sich in Bewegung.

Jetzt klappert er über den Fluß Salona, der, silbergrau vom Schnee des Gebirges, hier nach kurzem Laufe das Meer erreicht. Im Sommer ist es ein dürftiges Wasserlein. Freilich zur Zeit, als noch den Hohen Moosor und die anderen Kalkberge alle dichtes Laubwerk bedeckte, von welchen hunderte von Quellen in gemauerten Aquädukten der Stadt Salona und den Riesenpalästen des Diocletianus zufließen, da mag ihm wohl zu allen Zeiten des Jahres ein viel reichlicheres Vermögen an klaren Wellen geblieben sein.

Station mit den Inschriften Salona und Solin, letzteres die moralische Bezeichnung für das elende Dorf, welches sich auf und neben den Trümmern der alten Römerstadt, deren Frauen einst so wüthend für Cäsar gegen den Feldherrn des Pompejus kämpften, erhalten hat. Fürwahr eine seltsame Dertlichkeit. Hier war es, wo jene Weiber, mit Flügeln, Schlangenbändern und Fackeln die Gestalt der Furien nachahmend, zur Nachtzeit unter die Kriegsvölker des Pompejus drangen und ihr Lager in Brand steckten. Hier war es, wo Tempel und Säulen unter den Fäusten der Gothen fielen und wo — abermals durch Hilfe einer Verkleidung — die als Römer gewandeten Avaren nach Zerstörung der Bergveste Kliffa, die friedlichen Einwohner zur Flucht auf die Scoglien des dalmatinischen Inselmeeres zwangen. Salona-Solin, in diesen beiden Wörtern ist wohl eine ganze Geschichte erzählt.

Dann kommt Sucuratsch, das erste der „fünf Kastelle“, welche den blauen Golf umborden. Ihm folgen, dem Gestade entlang, Comilica, Rambelovatsch, Abbadessa, Cambio, Castel Vecchio (Stari), Labin.

Jeder einzelne Ausschnitt aus diesen Landschaften giebt ein

wunderschönes Bild, aber dieselben wiederholen sich. Da ist ein Bach, der, als solcher aus Felsen herausgequollen, kaum eine Viertelstunde zum Salzwasser zurückzulegen hat und hintereinander vierundzwanzig Mühlen in Bewegung setzt. Das ist eine Unterbrechung im Olivengrün des Baumwuchses und dem Blau des nahen Meeres, das sich hinter ihm aufthut. Die feinästigen, gitterähnlich durchsichtigen Delbäume mit ihren lanzettartigen Blättchen geben nicht leicht Schatten, so viel wir auch bei Dichtern von dem heiligen Dunkel, das sie über geweihte Gründe und Quellen werfen, zu lesen bekommen.

Hier aber sind ihre Wipfel so dicht, daß sie das Auffallen der Sonnenstrahlen auf dem Rasen, den strauchhohe Euphorbien mit grellen Blüthen zieren, verhindern. Immer schaut zwischen den Lücken der Bäume das Meer herein und aus dem Meere, lichter blau, die steilen Höhen der Inseln.

Bei Castel Vecchio ist der Delwald am breitesten. Als bald aber wendet sich die Bahn vom Meere ab und strebt dem Innern des Landes zu. Dann wird der Ernst der dalmatinischen Natur deutlich. Der Delbaum verschwindet und statt seiner begrenzen nur mehr Sträucher mit lederartig glänzenden Blättern die scharfen Ränder der Einschnitte in den schieferigen Kalk. All diese Einschnitte und die tiefen Trichter, die Dolinen, rufen das Bild des Karstes in die Erinnerung zurück — die engen, von Menschenhand gesprengten Pässe, die Durchstiche, welche durch das Planum des Kreidekaltes führen, und es fehlen auch die wellenförmigen Biegungen nicht, in welchen die Schichten sich übereinander lagern.

Die Küste ist vom Innern des Landes durch Berge oder Hügel getrennt und diese sind es, welche durchbrochen werden müssen. Darum folgt Tunnel auf Tunnel, und über die Trichter des Bodens hin tragen thurmhohe Aufschüttungen den Zug. Da giebt es freilich bald andere Bilder. Verschwunden

sind die hesperischen Gaine der Riviera und rundherum liegt ausgebreitet die kreideweiße Wüste, nicht eben nur, sondern zu Hügeln aufgehäuft. Zu den mancherlei Arten von „Schweiz“, welche der Lokalpatriotismus erfunden, zur holländischen und märkischen Schweiz kann man hier noch eine Schweiz der Schotterhaufen entdecken. Wie neben einer Landstraße liegen sie da herum, aber sie verhalten sich zu jenen wie die Pyramiden zu einem Wegmacher-Häuschen. Und auf die hohen Geröllhügel, die weißen, fahlen Kuppen, gehen gelbe, ockerfarbige Wege hinauf. Manchmal schaut gar noch aus der Ferne das indigoblaue Meer durch die Zwischenräume der runden Steinkuppen und dann giebt es ein Gemengel unvermittelter Farben, an das Niemand glaubt, der nicht den Karst, den Schwarzen Berg oder die Felsen des saronischen Busens gesehen hat.

Tunnel auf Tunnel, Steinhaufen auf Steinhaufen. Es ist eine großartige und wunderfame Wüste. Hier muß der Stubenmensch seine Brillen mit London-smoke — Gläsern hervorziehen. Denn die dalmatinische Sonne auf solchem Gestein giebt mehr Licht, als seinen Augen gut ist. Der Eindruck der Wüste wird dadurch nicht abgeschwächt, daß an mancher Stelle, wie in der Nähe der armseligen Ansiedelungen Dolatsch und Berkovitsch, auf mühselig zusammengetragenen Fleckchen rother Erde einige Getreidehalme oder ärmliches Sichengestrüpp stehen. Es ändert am Aussehen der Landschaft nicht mehr, als das Bild eines großen Gletschers dadurch verwirrt sein kann, daß manchmal ein Steinblock hervorschaut, auf dem winzige Saxifragen oder Silenen gedeihen.

Außer diesen Schönplästerchen unterbricht nichts den Anblick der Dede. Doch erpährt man noch, wenn man sich rückwärts wendet, in weiter, weiter Ferne des Westens hohe Gipfel, blau wie die Kelche des Eisenhutes. Sie sind durchs

Meer von uns getrennt — es sind die Dolomit-Höhen der Inseln.

Perkovitsch—Berpolja: noch immer braust der Zug durch die scharfrippigen Kalke, Breccien und Sandsteine — die Dämme und Böschungen blenden, der ebene Grund blendet. Je mehr es aber wieder abwärts zum Meere geht, desto vielfältiger kehren bunte Flecke wieder. Zuerst ist es nur Gras, das sich auf der verödeten Straße angesiedelt hat; dann kommen Wohn und Heckenrosen, hernach Delbäume, die durch den Farbengegensatz des Gesteins schier schwarz erscheinen, und noch schwärzer ihre Schatten — und zuletzt hohe Feigenbäume, an denen schon reife Früchte hängen.

Weiß auf grauem Hang liegt Sebenico da — staffelförmig Haus auf Haus übereinander gemauert. Heute herrscht Freude in seinen steilen Gassen, sowie auf den Schiffen im felsenumdrängten Fjord. Zum ersten Male rinnen die kühlen Fluthen der Wasserleitung, die den klaren Strom der Kerka bei seinen Fällen zum Theil abzweigt und nach der lechzenden, dürren Stadt führt. Mein erster Gang ist zu solchem Born. Gesegnet seien Diejenigen, die durch ihre Arbeit mich erquickten, und die Menschen von Sebenico. Jetzt wird sie die Qual der Sommer nicht mehr nöthigen, ihren faulen Signori das faule Spüllicht ihrer Cisternen abzukaufen.

Die Hohe Utscha.

In den herkömmlichen Reisehandbüchern wird gesagt, daß die Eisenbahnstrecke, welche zwischen Divatscha und Pola die istrische Halbinsel durchzieht, wenig „interessant“ sei. Aber gerade diese Eigenschaft sollte ihr nicht streitig gemacht werden. Die Landschaft ist zum Theil wild und farbenreich wie der Karst, theils reizt sie durch Fernsichten über südliche Gelände und das Meer. Dem Durchschnitts-Menschen wird sie niemals gefallen. Ihre Schönheit ist der kleinen Gemeinde vorbehalten.

Mur um eine Einleitung in das zu geben, was später dargestellt wird, bringe ich einige Züge von dem Aussehen bei, das sie an einem Wintertage um Sonnenaufgang hatte.

Von Divatscha ab ist zunächst Karst. Der Rauch, der dem Dampfwagen entqualmt, unterscheidet sich in der Farbe nicht vom Boden. Dieser besteht aus losen Steinen und zerzagten Felsrippen. Die Durchschnitte durch die letzteren, in denen der Zug klappert, sind aber rothbraun.

Freund Alfred Breindl zu Nabresina, der beste Kenner, der anhänglichste Freund und Lobredner der Karstlandschaft, weiß für dieses seltsame Farbenverhältniß, sowie für die Entstehung der Dolinen, die er zum größeren Theil aus der Wirksamkeit heißer Quellen herleitet, Erklärungen, von denen wir an anderer Stelle hören werden — vermuthlich zu nicht geringer Ueberraschung manches Geognosten, dem die Karst-Wirthshäuser zu schlecht sind. Denn, im Vorübergehen gesagt, je besser die Wirthshäuser, desto tiefer unsere geognostische Einsicht, desto reichhaltiger unsere geognostische Literatur.

Jetzt sehen wir an den Rändern dieser Trichter hier und da Häufchen mehligem Schnee. In wenigen Wochen blühen

in den Trichtern, deren Hänge die Wärme zurückstrahlen, in diesen Becken, welche die Strahlen auffangen, Krokus, die tazetten-, die strahlenblüthige Narzisse und die Kelche der Amaryllis-Sippen. Die Dolinen sind die Frühbeete des Berglandes an der Adria.

Die pflegende Hand der Forstverwaltung erkennt man an manchem jungen Fichtenschlag, der auf dem Gestein gediehen ist. Nirgends erfreut Grün mehr, als in solcher Umgebung.

Grau und starr brandet der zerrissene Kalkboden gegen die Bahn her. Rothes Glimmen auf westlichen Hängen deutet den Aufgang der Sonne an. Höheres Gebirg im ferneren Westen glüht schon. Binnen weniger Augenblicke ist die Todtenfarbe von allen Felsen gewichen.

Die Bahn hält sich meist an Berglehnen. Zur Rechten in der Tiefe sind Fluren und Dörfer. Dann kommen hohe breite Wogen von Hügel land und durch die Zwischenräume sichtbar das Meer. Vor der Haltestelle von Rakitovitsch, einer Ansammlung der jämmerlichsten Hütten, in denen der Hunger treuer Gast ist, und die alle zusammen mit ihren Grundstücken nicht den zehnten Theil von dem werth sind, um was ein paar Hunde aus einer Fuchsmeut von Northamptonshire angekauft werden, ist es gelungen, aus den Vorstaffeln des Sevinica-Gebirges eine Quelle abzuleiten.

Dieser Brunnen dient den Zwecken der Eisenbahn, nicht minder aber auch den Durstigen der Umgegend. Ich erinnere mich an ein schönes Spielzeug, welches er, der Brunnen selbst, geschaffen hatte und das ich vorüberfahrend an einem Wintertage wahrnahm. Die Bora hatte seinen Strahl in Schaum zerpeitscht. Der Schaum war an das nahe Gitter geweht worden, welches den Bahnhof absperret. An diesem hatte er sich in Eis verwandelt und nach und nach eine Höhle im Stile der Unterwelt des Karstes aufgebaut. Sie war weiß

wie diese, hatte aber eine blaue Tönung. Die Säulen und Gewölbe waren in gleichem Baustil aufgerichtet und augenscheinlich das Werk eines und des nämlichen Meisters.

Von hier ab erscheint Istrien rechts unter der Bahn übersichtlich wie eine Landkarte. Man schaut nicht in ein Thal, sondern in ein Duzend zu gleicher Zeit hinein. Der Quieto, Istriens Hauptfluß, der weiter unten durch Eichenwälder strömt, windet sich hindurch. Die Städte liegen, wie im Latium, auf Bergkegeln. Mit dem Fernrohr vermöchte man auf den Erdwogen, die verblauen, die Trümmer von, mehr als zwanzig deutschen Burgen der „Markgrafschaft Histerreich“ zu überschauen, deren Insassen hier zwischen Lorbeer und Eichen, zwischen den Nachkommen römischer Soldaten und Liburnern verkamen. Es ist eine lange Geschichte von den Ringwällen (castillieri oder gradi genannt) längst verschollener Völker, von Mesactium, dem ältesten Bollwerk der Histrier, am Urfaan, bis zu den braun lackirten Fensterläden und blank gepuzten Scheiben der Bahnstation, deren messingne Thürgriffe vor der Begehrlichkeit der Tschitschen nicht sicher sind, mitten in der Wildniß. So schauen im Frühlicht die Regal wie Vulkane aus. Die kaum sichtbaren, auf ihrer Spitze zusammengedrängten Städtchen stellen mit ihren Kaminen die Rauchsäule zusammen.

In solcher Weise erscheinen Montona, der Sitz sagenhafter Könige, von denen man gleichwohl in Höhlen zwei gekrönte Ueberreste fand; Caldiero mit seiner Eiche, in deren Stamm sich zwölf Menschen verbergen können; in weiter Entfernung Barbana und Paßberg; ganz nahe Pinguento auf einem Regal von Kalkfels, Sandstein und Mergel, und zwischen allen diesen Bergen, Wasserläufen und Wäldern haufen Slowenen, Kroaten, Serben, Rumanici, Tschernagorzen und Tschitschen — wie ein Schriftsteller gesagt hat, die Musterkarte der südslawischen Welt. Ueberragt wird sie von den Trümmern deutscher Oberherrlich-

keit, die auf dem Karstrücken von San Servolo beginnen und im Kerschön und im Wachsenstein südlich des Cepitsch-Sees enden. Man sieht sogar Roma, freilich nicht die alte Hauptstadt der Welt, sondern eine von armen, dunkelhäutigen Tschitschen bewohnte Ansammlung von Hütten.

Schon an der Färbung der Einschnitte, die dem Schienenweg geschaffen worden sind, erkennt man die Verschiedenheit des Gesteines. Bald ist es Kalk, bald Sandstein, Mergel, Schiefer, Thon. Glücklich Diejenigen, die nicht auf Kalk wohnen. Der mergelige, bläuliche Schiefer läßt das Wasser, das vom Himmel fällt, nicht durch gleich jenem, und so gelangen wir bald aus der Gegend des schweigsamen Karstes zu Thälchen und Ebenen, in denen Bäche summen.

Hier begegnen wir abermals, wie so oft im Küstenland, den Argonauten.

Zwischen Rozzo und Lupoglava senkt sich der Boden, die Luft wird milder und gedeihlicher. Es ist hier die klimatische Scheide zwischen der Tschitschen-Hochfläche und dem tieferen Istrien.

Bei Lupoglava verlassen wir den Schienenweg und beginnen unsere Fußwanderung hinüber zu den Gestaden des Quarnero.

Wir blicken noch der Lokomotive und ihrer Rauchfäule nach. Beide scheinen geraden Weges in die Falten des Monte Maggiore, der hohen Bedette Istriens, hineinrennen zu wollen. Diese ragt hier nahe auf. Ihr Gipfel macht den Eindruck einer gewaltigen Höhe.

Wer aus dem klappernden Kasten herauspringt, schaut sich gleich nach allen Seiten um. Da ist Wachholder-Gestrüpp, weiterhin hochstämmiger Buchwald und über ihm der Schnee des Monte Maggiore. Die Luft ist mild, zwölf Grad Wärme. (Zur selben Stunde, in welcher, wie später aus den Zeitungen zu ersehen war, in Wien das Thermometer zehn Grad unter

dem Gefrierpunkte anzeigte.) Weit ist der Blick. 'Noch immer schaut Montona herüber, der hochgelegene Mittelpunkt der Halbinsel. Gegen Süden hin taucht das hohe Lindaro auf; Susnjevica, dessen Insassen noch eine ans Rumänische anklingende *lingua romana rustica* reden, sich aber von den Römern unterscheiden, wie die Einwohner des Dorfes Roma von der palatinischen Stadt, die Trümmer von Paßberg und der Cepitsch-See, allerdings heute nicht eine Wasser-, sondern eine Nebelfläche.

Wer das mit Muße genießen will, den lade ich unter die von Epheu fast erstickte Buche ein, die vor einer jämmerlichen Hütte am Beginne des Dorfes Gorjena Vas (Obendorf) steht. „Sintemalen ist es erst die dritte Stunde am Tage,“ aber die Luft, die zwischen dem Karst und den beiden Meeren zusammenströmt, berichtigt jeglichen Diätfehler. Süßer, starker Wein, über dem Flusse Quieto gewachsen, aus einem schmutzigen Thongeschirr geschenkt, bereitet auf die Anstrengung des Weges vor.

Hoch oben im Bergwald ist altes Gemäuer sichtbar. Es sind die Ueberreste des Schlosses Mahrenfels.

Nachdem Kaiser Heinrich V. im Jahre 1110 auf den ronalischen Feldern die Huldigung der italischen Städte empfangen hatte, rückte er nach Rom vor, um den widerspenstigen Papst zu züchtigen. Unter zahlreichen Rittern und Herren befanden sich bei ihm auch Heinrich II., Herzog von Kärnten und Markgraf in Histerreich, und Ulrich von Eppenstein, Patriarch von Aquileja, derselbe, dem ein Jahr später die Ausöhnung Paschali's II. mit dem Kaiser gelang. Zum Dank für seine Begleitung und seine guten Dienste schenkte diesem des Kaisers Majestät das hoch über dem Quieto gelegene Portole, Herzog Heinrich aber gab ihm Mahrenfels.

Das ist das alte Schloß Mahrenfels. Es giebt aber auch

ein neues, am Anfange des Dorfes. Das sieht aus wie ein Meierhof und ist mit einer Mauer umgeben, über welche Lorbeer ragt. Ein steinernes Wappen deutet auf die Grafen von Brigida. Ringsum sind Obsthaine und rinnen Bäche.

Der Landschaft kommt jener Reiz zu, der aus der Seltsamkeit hervorgeht. Es ist, als ob man Ansichten aus den Vogesen und aus Dalmatien zusammenmengt. Wenn die Nebelbilder das eine schon sehr abgeschwächt und das zweite noch nicht entwickelt, so entsteht ein Mittelzustand, in dem beispielsweise neben einem Wasserfall für einen Augenblick noch die drei Säulen des Forums ragen. So sind hier von den Vogesen die wellengestaltigen Bergreihen des Westens, so wie man sie dort von den Höhen über dem Weißen und und Schwarzen See aus erblickt, die Buchen, die Wiesen und Obstpflanzungen vorhanden; vom Lande an der Adria aber die gelben Wege im bleichen Kalk, Hirtenrufe unter Delbäumen, die hier und dort wie dunkle Flecken hoch oben auf zertrümmertem Steinwerk aufliegen, und manches Feigengeäst, das über Mauern aus zusammengetragenen Platten herübersehaut.

Weder dem einen, noch dem anderen der beiden Länder gehören die mannsdicken Epheu-Schlangen an, welche gleich einer Anakonda oder Python die Buchen umstricken. Weil ihre Glieder die äußersten Aeste anklettern, so erscheint jetzt aus der Ferne die winterkahle Buche dicht belaubt und auch im Sommer, meine ich, muß ihr Laubwerk unter dem des andringlichen Gastes verschwinden. Manche von diesen Bäumen, die sich über einen, den weißen und braunen Kalk hinein gerissenen Hohlweg vorbeugen — im Hintergrunde eine strohbedeckte Hütte und am grauen Himmel die von Frühlingsdünsten matt verhüllte Sonne — würden niederländischen Malern ein erwünschtes Vorbild gewesen sein.

Daß trotz der Feigenbäume und der Reben, die sich an manche Hütte anlehnen, trotz der Delbäume, durch welche der Rauch der Hirtenfeuer emporsteigt, trotz der weichen Moorluft, die über die Niederungen heraufkommt, hier kein Italien ist, beweisen die Stimmen zahlloser Vögel, insbesondere das Geschrei der Finken, die, von wälscher Mordwuth unbehelligt, den Frühling verkünden.

Dieser letztere läßt in diesem Jahr einigermaßen auf sich warten. Wenn freilich an der Küste die Mandelbäume schneeweiß dastehen, so waren auf diesen Gründen noch nicht die Blumen zu sehen, die sonst in diesen Wochen sich als Frühlingsboten erschließen, die der Meerzwiebeln und anderer Liliengewächse.

Hier und dort blühte, in dichten Haufen beieinander stehend, die grüne Nießwurz — sonst war kein geöffneter Kelch zu erspähen.

Je mehr ich mich dem Pässe von Vela Utschka näherte, desto weniger reizte die Umgebung zu Gedanken, die den Frühling preisen. Oben auf dem Monte Maggiore lag der Buchwald im tiefen Schnee. Von diesem waren die Rinnsale, die mir entgegenrauschten, so reich gefüllt. In ausgewaschener, grauer Schlucht dröhnte das Wasser zum Sepitsch-See hinab.

Im Frühjahr machen der Schnee und die rauhe Luft diesen Weg einem Alpen-Uebergang an Wirkung gleich. Es ist so öd, wie neben den Bindungen der Splügenstraße. Kein Haus, keine Hütte. Die Wände des Tschitschenbodens, die zur Linken gegen den Weg herabfallen, wie auch die anderen Felstrepfen und Auswaschungen vergegenwärtigen jenes Bühnengemälde der Verwitterung, das man vor sich hat, wenn man sich in den Dolomiten einer Jochhöhe nähert. Was dort siebentausend, das ist hier zweitausend Fuß über dem Meere zu sehen.

Unten, bei Branja, sind noch Aeder. Abgehackte Wachholder-

Neste, die zum Schutze gegen die Bora mit Steinen belastet sind, friedigen das kleine Stück „rothe Erde“, das angebliche „Verwitterungs-Erzeugniß“ des Kalkes, ein. Auf der rothen Erde liegt der armseligste Dünger, halb verweste Stengel von allerlei Krautwerk. Schaut man sich um, so erblickt man in der Nähe Karfiboden, weiterhin Obstgärten und dann eine Bläue, die den Westen einnimmt, lange Hügel und Meer. Gegen den Monte Maggiore hin bilden die Wände einen grauen Halbkreis. Es ist ein Geflüster in jenen bleichen Hochfluthen. Sie sind Schallbecken für die Geräusche der Tiefe.

Hier, wo der Schnee und milchfarbige, gewellte Eisplatten begannen, war Staffage zu sehen. Verübte Tschitschen brachten mit ihren armen Pferden Säcke voll Holzkohle nach Fiume über den Berg — eine schwarze Gesellschaft auf weißem Grunde.

Was von unten aus als Felsriff erschien, erwies sich hier als der Absturz weiter Flächen, des Tschitschen-Bodens, der halb fahl, halb angeschneit, sich gegen Nordwesten, jetzt unter uns, hinzieht. Die Regel des Schabnik und Slawnik überragen ihn.

Die Hütte eines Wegmachers, als Osteria bezeichnet, zwei- unddreißig Kilometer von Mitterburg entfernt, steht fast auf der Paßhöhe. Aus einem steinernen, von Säulen getragenen Brunnenhaus quillt dicker Strahl des Bergwassers. Divus Cäsar Josefus Primus wird als Geber dieses unschätzbaren Geschenkes in Inschriften-Latein gepriesen.

Wer einen ganzen Winter hindurch, unten am Meere, an den Küsten und auf den Inseln, keine Schneeflocke gesehen hat, dem machen die breiten Schneewehen, welche im Laufe von fünf Monaten die Bora dort oben zusammentrug, einen Eindruck besonderer Art. Auch die Hänge, welche der Monte Maggiore der Osteria zugehört, sind das Bild einer Weihnachts-Landschaft.

Von dieser Osteria weg bis zum Gipfel besagten Berges hat man etwa dreihundert Meter zu steigen. Buchwald, Grasboden, Felsen — das Alles aber mit Schnee verweht — war die nächste Umgebung des Wanderers. Wer vom Quarnero herüberkommt und plötzlich das Hügel- und Flachland von Istrien erblickt, wird dasselbe bei ähnlichem Zustande dunstgetrübter Luft leicht zunächst für das Meer halten.

Steiles Aufwärtsklimmen im Schnee ist mühsam, aber der Gesichtskreis wirkte ermuthigend. Der Monte Maggiore ist freilich nur zu 1385 Meter bemessen, aber er ragt aus dem Meere auf. Er schaut über dessen Fläche um ein Ziemliches höher hinweg als der Schafberg über seine Seen. In Oesterreich giebt es dergleichen nicht wieder. In der Runde stehen die Julischen Alpen, die Küste, an welcher der Po mündet, der Belebit, Dalmatiens Grenzwall, und das dreieckige Istrien. Das Rauschen des Meeres an den Felsküsten drang durch die stille Luft herauf.

An solcher Stelle tauchen im Angesichte der Denkmäler viele Erinnerungen auf, deren Kreise, wie im Wasser, sich wechselseitig verwirren und aufheben. Sie berührten den Raibler See und seine Alpenrosen; sie verweilten in der fieberigen Luft an den Mal-Tümpeln Commachios; ich sah mir selbst zu, wie ich an der steilen Hebung des Monte Riva in den Bergen der Euganeer emporklimm und sendete einen Gruß an den wunderbaren Einsiedler in der Felsenwildniß des Malj Halan. Die langen dunklen Unterbrechungen der spiegeligen Fläche des Meeres, die Inseln Cherso, Lussin, Selve, Melada, Uglian, die schier zusammenhängen, bildeten mir die Brücke eines Ganges, der in dieser Stunde beschloffen wurde, eines Spazierganges durch das Meer nach Zara.

Näher war Fiume dort im Winkel der Küste, von einer dreifach gestaffelten Mauer der Nordberge, bis zum Krainer

Schneeberg hinauf, überragt. Noch näher der schmale Lorbeer-dunkle Strand von Bolosca bis Lovrana, am nächsten buschbewachsenes, blockwirres Karst-Geflipp, das steil zum Meer hinabzieht. Die östlichen Vorstafeln des Monte Maggiore sind viel wilder, als die Höhen des Berges selbst.

Dieses war der Grund, warum ich in der selbstgebrochenen Fährte zur Paßhöhe zurückkehrte. Anderweitig hätten Eiskrusten, durch Monate lange Arbeit von Schneesturm, Sonnenschein, Bora und Scirocco hergestellt, den Abwärtsschreitenden belästigt.

Rühn ist die Straße, die dort zum Strande des Quarnero hinunterführt. Immer an der hohen Bergseite, im Angesichte des Krainer Schneeberges, des Fiumaner Hafens, der Kapelle und des Bratnik, der Kalkspitzen von Osero, fort, wird ihr Rand oft durch das Buchengezweig des großen Waldes von Reprinae beschattet.

Es ist das eine lange und sehr ermüdende Wanderung von den Eiskrusten im winterlichen Wald zu den Vorläufen der Lorbeerhaine von Abbazia und zu den Mulden im Gesteine, in denen, obgleich jetzt blüthenlos, die schmalblättrige Immortelle (*Helichrysum angustifolium* D. C.) ihren wein-dustigen Hauch von sich giebt. Oft wird sich der Wanderer versucht fühlen, die Windungen der Straße zu verlassen und auf irgend eine Weise gerade abzustei-gen zum Strand, dessen Brandungsschaum man an Chorinsky's Park wahrnimmt. Aber ein Blick in das wellenähnliche Geflipp des Steilhanges wider-räth es — bis endlich doch die Ungeduld Oberherr bleibt und quergebloein, immer in der Tiefe das Meer vor Augen, hinabgeklettert wird. Mancher Schweißtropfen benetzt die Risse.

Gäbe es eine Ausstellung für Luft-Feinschmecker, so würde einem Zug aus dem Hauch, der über diesen Berg hingehet, der Preis zu Theil werden. Von unten der Duff der Lor-

beerwälder und des Meeres, von oben herab der des Schnees, des Nebels und der Buchen giebt ein seltenes Gemenge.

Die in den Gärten Abbazias freistehenden Kamelien hatten bereits verblüht. Das Augustinerbräu- (München) Bier bei Joseph Karl dagegen war noch nicht versiegt. Nach einem Monte Maggiore-Tag versenkt es sich in die Kehle eines Durstigen, wie die Bäche in einen Karst-Trichter. In der Dämmerung, als das Meer schon längst dunkelte, wurde Fiume zugeschritten. Sein undeutliches Rollen und Wogen erinnerte an das dunkle „Wie?“ der Welt, die hell beleuchteten Fenster der Torpedo-Fabrik, in der Hunderte von Armen geschäftig waren, an die Strebbarkeit unseres Geschlechtes — die heiteren Schirmdach-Pinien über weißen Häusern aber an den fernen Arno und an eine Welt von Göttern, die sich in dem Wirken des Besten fort und fort mächtig zeigen werden, wenn der Fisch-Torpedo so vergessen ist, wie der Höllengott Mictlanteuctli und sein Better, der Bürger Huizilopochtli.

Zwischen Quarnero und Adria.

Eine Landstraße — eine verlassenene Landstraße, wer kennt nicht die Bilder der Verödung, die sich neben ihr den spärlichen Wanderern entgegenstellen?

Unseren Lyrikern ist, wie mir scheint, dieser Stoff entgangen. Gleichwohl fühlt sich der Vorübergehende wunderbar gestimmt. Hier und da bemerkt er eine längliche Grasinsel zwischen verlassenenen Geleisen. Verwilderte Katzen sitzen auf Holzhausen vor geschlossenen Wirthshäusern. Die Zahlen auf den Meilenzeigern sind halb verwischt. An einsamen Brunnen

löscht Niemand seinen Durst. Man begegnet nur selten Jemandem, vielleicht einem armen Reisenden, der nicht Geld hat, die Eisenbahn zu bezahlen und seine Schuhe, um sie zu schonen, auf dem Rücken trägt.

Solches gilt für die belebten Gegenden der nordischen Heimath. Noch viel öder aber sieht eine solche Straße unten im geheimnißvollen Südlände längs des Quarnero aus. Wo auf weiten Strecken kein Haus steht, wo sich die Straße nur durch Felsen und Buschwald windet, in den Einöden der istrischen Hochfläche wird eine solche Straße gar zum Sinnbild des Stillschweigens.

Dieses gilt insbesondere von der Straße, welche vom Quarnero quer durch Istrien nach Triest führt. Einst knarrten die Frachtwagen auf ihr. Jetzt hat das Ungethüm, welches an anderer Stelle mit seinem Pfeifen den Widerhall der Karstfelsen weckt, alles Leben und Treiben auf ihr umgebracht.

Wir werden aber sehen, daß von diesem verlassenem Pfade der Wanderer nicht gewinnlos heimkehrt.

Den Ausgangspunkt nehme ich zu Matulje, wo die Häuser 200 Meter über dem Meere stehen und der Blick weit über das Gewoge des Quarnero hinausdringt. Dort freilich rasseln die Wagen, die nach dem grünen Abbazia hinabfahren, dort wird Gepäck herumgeschleppt, dort geht Stadtvolk ab und zu am Schienenwege. Aber nur wenige Schritte weiter gegen Norden und wir befinden uns unter drei Augen mit der Einsamkeit, die uns aus ihrem großen Wasserspiegel entgegenhaut.

In einer Frühe des Spätsommers oder Herbstes geschieht da das nämliche Wunder, von welchem unsere Geologen aus der Geschichte der Erdkugel zu erzählen wissen. Nur spielt es sich in ein paar Augenblicken ab. Aus dem weißen Meere — hier dem Nebel — steigen schwarze, lange Insel-

kämme empor, das Meer sinkt und verschwindet, gleich dem Zirknitzer See in Felstrichtern, und bald ist vom Nebel keine andere Spur mehr vorhanden, als die Masse, die auf den geneigten Sonnenblumen in den Dolinen oder auf den Kürbisblüthen längs der Wegmauern liegt.

Der Reisende in der Eisenbahn merkt kaum, welche Windungen der Schienenweg beschreiben muß, um sich gegen das Meer hinabzusetzen. Die paar hundert Meter müssen durch Umwege gewonnen werden. Wer aber auf der Straße dahingeht, der überschaut das ganze Gelände. Es entgeht ihm nichts von dem, woran der Reisende auf dem Schienenweg achtungslos vorüberfaßt. Er sieht nicht nur die bestaubten Raine, die amethystfarbig geworden sind von den vielen Blüthen der stacheligen „Mannstreue“, und die weichhaarigen Stengel der spanischen Golddistel, die rundherum von Marocco bis Fiume die Felsen des warmen Mittelmeeres besiedelt, sondern auch drüben den nordischen Buchenwald Lisena, den „Fuchswald“, in welchem das einsame Försterhaus steht und um welchen herum die vielen Borne aus den Hohlräumen treten. Sie haben alle Namen, diese stilltropfenden, leise aufschwellenden Wasser. Sie heißen Lisanska und Korita, Stari Studenac und Svoneca, was soviel bedeutet wie: Fuchswaldwasser, Kinnfal, alte Quelle und Quelle beim Glockenthurm. Manche derselben wird von Pappeln und Nußbäumen überschattet, keine aber ist namenlos, denn der Arme zählt seine Schafe, und wenn der Hirt in den Hohen Tauern, wo es allenthalben herabschäumt und aufquillt, achtungslos über breite Bäche springt, so wissen die Leute hier auf meilenweit in der Runde, wo es tröpfelt und sickert in irgend einer Höhlung.

Fast in jeder größeren Grotte ist die meiste Zeit des Jahres über ein Wassertümpel vorhanden, der durch Herab-

triefen von der Decke entsteht. Dieses Wasser wird frisch erhalten von der Kühlung des unterirdischen Raumes, welche wenig angefochten wird durch den Wandel der Jahreszeiten.

Es paßt in das Landschaftsbild, die Grotte auszumalen. Da kommt ein Weib mit einem Krug. Sie gehört in das Bahnwächterhaus Nr. 27 am Schienenweg, der hier von der Straße überschritten wird. Sie hat in einer Grotte, welche man den „Großen Durchschluß“, Vele Lazi, nennt, aus dem unterirdischen Vorrath Wasser geholt. Ich kenne diese Grotte wohl, denn ich habe ihr mehr als einen Besuch abgestattet. Jetzt blühen hunderte von Cyklamen vor dem Eingang. Erkältend haucht es daraus hervor, und weiter drinnen, hinter weißen Säulen, ist der winzige und klare Teich. Man muß ein Licht bei sich haben, um die Wölbungen und Kammern zu sehen.

Zu all den seltsamen Dingen, welche einem Wanderer in der Welt des Karstes aufstoßen, gehört auch das Schaustück, Jemandem zu begegnen, der mitten in der Fluth südlichen Sonnenscheines, unter dem heißen Mittag, im träumerischen Wald, auf dessen heißen Steinplatten selbst die Eidechsen unbeweglich liegen, ein Licht anzündet. Wer nichts von der Unterwelt weiß, zu der allenthalben die Pforten und Pfortlein sich aufthun, der kann sich das niemals zusammenreimen. Er braucht aber nur näher zuzuschauen, und dann wird er eine schwarze Oeffnung sehen und einen kühlen Anhauch verspüren. Das Licht aber, die Kerze, wirkt hier wie jener Zauberstab, der einst im Osten unter den Worten: „Sesam, thue dich auf!“ gegen den Felsen hin geschwungen wurde. Als ich im Frühling zum letzten Mal dort hineinging, ragten die Anemonen und Krokus aus dem dürrn Laub vor der Pforte. Jetzt standen die Bäume in voller Sommerpracht, und nur die Linden waren gelblich angefliegen. Da drinnen

aber, in der Nacht, tropfte es einförmig fort, und die Stalaktite standen so weiß und starr da, wie zur Zeit der erwachenden Blüthen.

Wenn man jedes einzelne Stück der Landschaft auf diesem Karst anschaut mit seinen durcheinander geworfenen Felsblöcken, dem dichten Gestrüpp von Zerr-Eichen und Hainbuchen, mit Farnen und Dornestrüpp, so wird man ihm die Bezeichnung einer Landschaft von höchst eigenartigem Charakter nicht absprechen. Aber auf die Dauer ermüdet auch das, was uns zuerst originell vorgekommen ist. So geht es Einem auf dieser Wanderschaft. Es ist meilenweit immer das Nämliche. Außer den pflanzlichen Eigenthümlichkeiten und dem Mangel an fließendem Wasser ist nichts bezeichnender für die süd-slawische Landschaft, als eben diese Eintönigkeit, die Spärlichkeit der menschlichen Wohnsitze, die, so zu sagen, menschen-scheue Dede, welche über dem Ganzen schwebt.

Seltener Weise findet sich an vielen Stellen, und gerade an solchen, an welchen man es am wenigsten erwartet, irgend eine kleine Lache von trübem Wasser. Dieses benützen die Thiere, welche ringsherum auf den dürren Buschhalben weiden, als Tränke. In nordischen Gegenden würde ein solcher Tümpel von keinem Thiere berührt werden. Man sieht nicht, ob er seicht oder tief ist. Kurzes Schilf und schleimige Algen, auch die gewöhnliche Hippuris, wuchern in ihm. Trotz der Hitze versiegt er nicht. Niemand begreift, wie er sich der Sonnenstrahlen erwehrt, woher er sich nährt, wenn wochenlang keine Wolke über den Himmel emporgezogen ist.

Dort steht ein magerer, abgehungerter Hirt. Du fragst ihn vielleicht: „Woher quillt dieses Wasser?“ Er wird antworten: „Es ist vom Himmel gekommen.“

So verderben in dieser von der Thorheit vergangener Geschlechter verwüsteten Natur auch die hellen Wasser.

Wasser, die vom Himmel stürzen,
 Haben sich mit Staub vermengt —
 Algen mit den krausen Stielen
 Sich vom Grund emporgedrängt,
 Und, wo hohe Lichter spielen,
 Hat der Schlamm das Bild verengt.

Die Ansiedlungen, welche in weiter Entfernung voneinander hier und dort eine derartige Landschaft unterbrechen, stehen ganz im Einklang zur Stimmung der Dürre und Unfreundlichkeit, welche den Erdboden auszeichnet. Das Trockene und Stachelige, welches in der Pflanzenwelt wahrzunehmen ist, hat sich auf den Menschen übertragen. In den niedrigen, mit Stroh bedeckten Hütten wohnt ein armes und mürrisches Volk. Wer zu Fuß geht, kann seine Wanderung als eine jener Flüssigkeit-Entziehungs- oder Banting-Kuren betrachten, welche jetzt von unseren Heilkünstlern so sehr empfohlen werden.

Von Sapiane ab steigt der Weg den nördlichen Rand des Tschitschen-Bodens an. Hier grenzen neuere Schichten an den Kreidekalk, und die Landschaft gewinnt ein freundlicheres Aussehen. Castelnuovo liegt in grünen Matten und entbehrt nicht frischen Wassers. Das ist die einzige saubere Ansiedlung auf der ganzen Strecke zwischen Fiume und Triest, und es verdankt sein anmuthigeres Aussehen vermuthlich dem Umstande, daß es gerade halbwegs liegt, so zur Einkehr einlud und auf diese Weise zu einigem Wohlstande gelangte. Auch ist dort eine preiswürdige Herberge, welche die Mühen des Weges vergessen machen kann.

Man hat nicht sehr weit zu gehen von dem Punkte an, wo man das eine Meer, den Quarnero, aus dem Gesichte verliert, bis zum anderen, in welchem das jenseitige Meer, die Adria, im Gesichtskreise erscheint. Vier Stunden etwa

genügen. Die Abdachung gegen die Adria hinab ist aber durch ihre Fernblicke die weitaus anziehendere, ja, man kann sagen, es werden in Desterreich nur sehr wenige Landschaftsbilder aufzufinden sein, welche sich an farbiger Pracht mit diesem Theile des Weges messen können.

Zuerst freilich, bevor der Wanderer das weithin ausgebreitete blaue Meer zu Gesicht bekommt, sind es immer noch die Karst-Schaustücke, die ihn umgeben. Es ist aber nicht mehr das langweilige Gewirre von mageren Bäumen und Felsblöcken, wie es sich als unerquickliche Zwischenstufe zwischen dem gartenreichen Strande Abbazias und den höher gelegenen Gegenden eintönig ausdehnt, sondern der Karst im wilden, im großen Styl — jene Wüste, welche die Bora durchfegt, deren Bäume alle gegen Westen gedreht sind, und in deren Grund die Wurzeln der Pflanzen vor den Oststürmen nicht sicher sind.

Schon beginnen wieder einzelne weiße Kapellen, von Hainbuchen oder Linden umgeben, die grauen Mulden zu unterbrechen. Es sind offenbar Ueberreste alter Heiligthümer, die man schon seit einem Jahrtausend in christliches Gewand gesteckt hat. Die von der Art unberührten, ehrwürdig alten Bäume deuten darauf hin. Eine dieser Kapellen ist dem heiligen Primus gewidmet, einem Heiligen, dem man in den illyrischen Landen vom Wörther-See an bis zum Meer hinab allenthalben begegnet, wo eine schöne Aussicht zu finden ist. Auf weitschauenden Landzungen, auf hervorragenden Hügeln stehen seine Heiligthümer, so wie die des heiligen Rochus auf Bergübergängen, die des heiligen Kanzian an Stellen, wo reichliches Wasser aus der Erde hervorsprudelt.

Und dieses alte, von hemoostem Dache bedeckte, von mächtigen Linden beschattete Heiligthum des Märtyrers Primus ist auf eine Höhe gestellt, zu welcher die blaue Unendlichkeit

des Meeres hinausflüchtet. Zuerst mag es für den Wanderer mit dem tiefen Himmel verschwimmen, bald aber hebt es sich durch seine Beilchenfarbe von ihm ab. Es ist der *πόντος* des Homer, zugleich *ιοειδής* und *ήεροειδής*.

Schon beginnen auch an geschützteren Hängen die Wipfel der Kastanien sich auszubreiten. Sie erinnern an jene Landschaft, wie sie Salvator Rosa seiner calabrischen Heimath nachzeichnete. Jenseits des Meeres treten dazu die beschneiten Gipfel der Hochalpen in das Bild ein.

Sowohl die Nähe der großen Stadt macht sich bemerklich, als auch die Annäherung an Gebiete, in welchen die Geschichte Denkmäler hinterlassen hat. Hier ist eine mit Gras bewachsene alte Straßenanlage, dort steht ein uralter Markstein, von dessen Bedeutung Niemand mehr etwas weiß, und an anderer Stelle grünen zwar noch uralte Linden, aber von dem Heiligthume, welches sie einst beschatteten, ist nur mehr eine einzige Mauer mit der Pforte stehen geblieben.

Dies sind die unbeweglichen Gegenstände des Vordergrundes. In das Bild hinein gehören aber noch andere Gestaltungen. Aus der Geschichte der Malerei weiß man, daß man im siebzehnten Jahrhundert begann, in die hochidealen Landschaften, wie sie ein Poussin oder ein Claude Lorrain entwarfen, idyllische Figuren hinein zu malen, Vordergründe und Mittelpunkte mit Menschen und Thieren. So soll es auch dieser Landschaft mit ihren gewaltigen Linien und ihrer Pracht von wilder Farbenzusammenstellung ergehen.

Dort erscheinen auf dem gelben Schlangenwege, der sich über die breiten Linien des kahlen Bodens hinwindet, im tiefblauen Himmel scharf ausgeschnitten, die weißen Kopftücher der Weiber, die mit ihren Eseln, welche Brotsäcke tragen, aus der Stadt zurückkehren.

Ihnen begegnen andere Lastthiere, von Männern geführt,

welche Bündel kleingehackten Holzes, die spärliche Ausbeute magerer Wälder, in die Stadt bringen. Hinter ihnen hint ein Hund her, noch lahm von einem längst überstandenen Vipern-Biß. Andere barfüßige Weiber, welche mit leeren Milchgeschirren zurückkehren, rasten auf der Straße im Schatten einer Mauer, dem einzigen Schatten weit und breit.

Diesen Schatten wirft die Mauer eines bekannten Straßen-Wirthshauses, welches man zum „Blutigen Bach“, Krvavi potok, nennt. Wer sich ein solches Einkehrhaus an alter Heerstraße etwa nach deutschem Schema vorstellen wollte, der würde staunen, wenn er dieser Wirklichkeit gegenüberstünde. Da ist nicht das schöngetünchte Haus mit den grünen Fensterläden und den glänzenden Scheiben, die Herrenstube mit ihren Bildern, das große Gastzimmer mit den behäbigen Fuhrleuten — in diesem ganzen Haus ist kein Fenster, weder auf die Straße noch auf den Hof hinaus. Es giebt nur ein paar schmutzige Thüren. Der schlimme, bössartige, steinige Karst hat sich, wie gesagt, in die Sitten der Menschen hinein fortgesetzt.

Das sind so lebendige Vordergrundsstücke. Mittlerweile aber nimmt die Landschaft wieder ganz und gar unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Hier ist wieder so ein Teich, in dessen trübem Wasser sich kein himmlisches Licht spiegeln kann. Eine leichte Bora kräufelt ihn und bewegt das Schilf. Ueber ihm erhebt sich ein grauer Hügel, auf welchem der Fleiß der „Aufforster“ einige grüne Schönplästerchen zu Stande gebracht hat. Auf der anderen Seite aber ist neben dem Teich ein brennrothes Ziegeldach, welches unmittelbar auf der Erde aufsteht.

Wenn man eine Generalstabskarte zur Hand nimmt, so erblickt man längs dieser Straße verschiedene Punkte, welche als „Eisgruben“ bezeichnet sind. Wer nicht weiß, was es

damit für eine Bewandniß hat, der denkt vielleicht, es seien dies solche Löcher, wie man sie vielfach auf dem Karst findet. Aehnliche Löcher, zum Beispiel im Tarnovaner Wald, sind vertiefte Gletscher im kleinen Styl, und entstehen dadurch, daß der Schnee, welcher im Winter hineingeweht wird, während des Sommers nicht gänzlich weggeschmilzt. So sind aber diese Eisgruben nicht beschaffen. Es sind Keller, in welchen man das Eis, welches von diesen schmutzigen Tümpeln gewonnen wird, aufbewahrt, um es gelegentlich nach Triest zu überführen. Dort mag es dazu dienen, schlechtes Biergebräu, welches ohne solche Abkühlung Niemand zu trinken vermöchte, so herzurichten, daß es hinuntergewürgt werden kann.

Schon beginnt auch die Nähe der Stadt sich durch den zunehmenden Staub fühlbar zu machen. Da sieht man so recht, was der Mensch alles auf der flachen Erde umgestalten und verwüsten kann. Es ist als ob zwei Zeugen, an denen die menschliche Faust nichts zu ändern vermag, stumm da hereinschauten und unsere Wahrnehmung durch das Zurschautragen ihrer eigenen Unveränderlichkeit bestätigten. Da unten ist etwas Tiefblaus, mit weißen beweglichen Punkten darin. Vielleicht ist es die Luft mit Möven — nein, es ist das Meer mit Segeln. Jenseits ist wieder etwas Blaues mit ruhigem Weiß darüber. Ist es eine ferne Küste mit Nebelstreifen? Nein, es sind die ewigen Alpen mit ihrem Schnee. Da ist nichts umgestaltet worden. Noch etwas Anderes aber ist da, dem ebenfalls der Mensch das Aussehen nicht zu verändern vermocht hat, und auch dort glänzt es weiß auf dunklem Hintergrund.

Unter uns, wie wir dahinschreiten, ist Alles hohl. Die bekannten Thore zu dieser Unterwelt befinden sich allenthalben, so weit da unser Auge reicht, bei Herpelje und Dolina, bei Dspo und Basovica, bei Corniale und Patritsch, der vielen

namenlosen Portale zu geschweigen. Diese weißen Wälder des unbekanntes Landes stehen, ihre Quellen sind nicht versiegt, Staub und Elend sind nie durch ihre Wölbungen gegangen.

Wenn man sich das Alles zusammen überlegt und recht lebendig vorstellt, so wird man mir Recht geben, wenn ich sage, daß wenige Wege zurückgelegt werden können, welche Geist und Einbildungskraft in gleicher Weise beschäftigen. Wild und groß ist das Land, und es hätte wohl manchmal dem Einen oder Anderen so vorkommen können, als hätte ein solcher Gang vornehmlich den Zweck, die Pflanzenpracht des verlassenen Gestades dort am Quarnero uns recht deutlich bewußt zu machen. Das ist aber nur ein Gedanke, der so mitfliegt — wie dort ein Steinhuhn blitzschnell durch die scharfen Klippen streicht. Meine Absicht war, die Phantasie des Lesers nach jener Hochfläche zwischen Herpelje und der Küste zu entrichten, wo ihm in farbenreicher Rundschrift diese Parabel von der herrlichen Unzerstörbarkeit der Höhen und Tiefen auf dem Vordergrunde der Geschichtsblätter, die ihm Verwüstung zeigen, vorgehalten wird.

Was die Thorheit vergangener Jahrhunderte zerstörte, sucht die Fürsorge eines wohlwollenden Geschlechtes wieder aufzurichten. In Basovica, das schier am Rande der Hochfläche steht, die zur Stadt hinunter abstürzt, erfreuen uns nicht nur die treffliche Herberge des Grottenvaters Urbantschitsch, die ummauerten Gärten, in denen köstliche Früchte reifen, sondern auch der dichte Nadelholzwald, welchen menschlicher Fleiß binnen weniger Jahre auf dem geschändeten Boden hat emporsteigen lassen.

Das See-Fenster.

Im wunderreichen Lande Krain, nicht weit von den Ufern der Adria, giebt es kleine Wasserspiegel, welche vom Volke für unergründlich gehalten werden. Im Frühjahr und Herbst rasten auf ihnen die Wandervögel.

Ein deutsches Liebespaar, welches nach dem Süden pilgerte, stand Arm in Arm vor einem solchen dunklen Becken. Mit Staunen hörte es die Worte des Führers, welcher sagte, daß die Unendlichkeit des Meeres aus der Höhlung herauschaue. „Es ist ein See-Fenster,“ setzte er hinzu.

„Mir erscheint der Gedanke unheimlich, daß hier durch das grünende Land der von Ungeheuern wimmelnde Abgrund herausblicken soll,“ bemerkte der Mann. „Es ist seltsam, daß sich die Einbildungskraft des Volkes immer mehr in grauslichen als in herzerfreuenden Vorstellungen gefällt.“

Die Frau antwortete nichts, sondern betrachtete, sich über den Rand vorbeugend, ihr eigenes Abbild. Es zeigte ihr ein rosiges Gesicht, von goldenen Locken umwallt.

Nach einiger Zeit sagte sie:

„Die Bauern und Hirten haben eine rohe, eine ungeläuterte Einbildungskraft. Ein artiger Dichter hätte ein solches Wasser Feen- oder Nymphen Spiegel genannt.“

„Wer weiß, ob das Volk nicht gleichwohl vom Geiste der Wahrheit geführt wird,“ antwortete der Mann nach einigem Sinnen. „Die Obstbäume, welche hier zu blühen beginnen, kann der Frost verderben. Die Saat, die dort noch in grünen Halmen wallt, kann von hochsommerlichem Gewitter zerschlagen werden. Friedliche Schwäne trifft hier im Winter das Blei des Jägers. Das Feindliche in der Natur, der Zusammenhang mit dunkler Unergründlichkeit schien aus diesem von

Blumen umgebenen Wasser dem Menschen entgegen, wie aus einem Erdspiegel. Der Poet ist zierlicher, die denkende Volksseele wahrer.“

Das Liebespaar setzte seine Reise fort. Es fand, daß es nichts Schöneres geben könne, als eine bräutliche Frühlingsreise nach Italien. Bald erreichten sie das Land, in welchem die hohen Magnolienbäume stehen. Himmel und Meer waren blau, allenthalben läuteten Glocken. Sie gelangten an ein Ufer, das vom Wohlgeruche der Orangenblüthen, zwischen denen die Früchte glänzten, überweht war.

Manchen Morgen fuhren die Liebenden auf die See hinaus, deren Schimmer mit dem des Himmels und der Uferberge zusammenfloß. Des Abends schlenderten sie durch die licht erfüllten Gassen, in denen ein lärmendes Volk wimmelte.

„Wie schön ist die Welt,“ sagten Beide. Wenn sie es nicht sagten, so sprachen für sie die Augen.

Die schöne Elmonda konnte nicht genug Wunder sehen an diesem südlichen Gestade. Bewunderte sie das Land, so wurde es ihr von diesen vergolten. Sie hatte manchem Männerblick auszuweichen und selbst Frauen blieben stehen und flüsterten ihr nach: „Welch ein liebliches Weib!“

Sie beschloßen, den Sommer über in einer am Meere gelegenen Stadt zu verweilen.

Es wurde bekannt, daß sich ein angesehenener Fremdling mit seiner schönen Frau hier niedergelassen habe. Man lud ihn zu glänzenden Nachtfesten ein, zu deren Beendigung man der aufgehenden Sonne auf dem Meere entgegensuhr.

Der Mann schlug all das aus. „Wir wollen für uns leben,“ sagte er.

Elmonda war es zufrieden.

Allmählich wurden ihr die Tage und Abende eintöniger. Das Vergnügen begann seine verderbliche Wirkung auszu-

üben. Es schlich sich ein Gefühl ein, demjenigen vergleichbar, welches den Menschen überkommt, der sich, statt mit nahrhafter und berber Speise, mit Süßigkeiten nährt. Der Müßiggang überreizte die Einbildungskraft.

Nach und nach kamen die Quälgeister heran, welche dem Behagen derjenigen nachstellen, die sich von der Arbeit lossagen.

Nichtete bei dem abendlichen Spaziergange eine der dunkel-äugigen, schwarzumschleierten Frauen ihren Blick mit scheinbarer Zudringlichkeit auf die männliche Erscheinung des norðischen Gastes, so folgte ein Geplänkel spitziger Reden von den roßigen Lippen Elmonda's.

Zuerst hatte der Mann manchmal geantwortet:

„Wer in den Blicken dieser großen Augen etwas Besonderes sucht, der täuscht sich. Diese Augen betrachten einen Korb voll Artischocken oder den Wäschezettel gerade so wie ein Bildniß von Rafael. Hinter diesen junonischen Stirnen wetterleuchtet's nur von Gedanken über Toilette oder Hauskram und Stadtklatsch. Der seelenvolle Blick ist nichts als ein Lichtreflex auf der feuchten Hornhaut des Auges.“

Das half nichts. Mit irgend Etwas muß sich das Sinnen des Menschen beschäftigen. Das üppige Herumschlendern kam dem Aufkeimen unzarterer Regungen zu Hilfe.

Zulezt wurde aus den Scherzen Ernst. Elmonda verfolgte ihren Gatten mit Eiferjucht.

Dieser erkannte das Uebel, aber er verlor viel Zeit mit Nachsinnen, wie ihm zu begegnen sei. Seine Absicht, bis zum Herbst zu verweilen, wollte er aus mancherlei Gründen verwirklichen. Während er über die Art einer Beschäftigung nachsann, erlahmte, ohne daß er dessen gewahr wurde, die Kraft zu einer solchen.

Er erinnerte sich, gelesen zu haben, daß aus den Gothen und Normannen im Süden nichts geworden sei. Ein durch-

reisender Landsmann hatte am Gasttisch gesprächsweise geäußert, daß von deutschen Frauen viele in Italien verkommen.

„Da müßten alle Italienerinnen verkommen sein,“ hatte er erwidert.

Der Gast hatte kurz geantwortet: „Wenn zwei Verschiedene dasselbe thun, thun sie nicht dasselbe.“

Alsdann war das Gespräch wohl mit Rücksicht auf die Anwesenheit Elmonda's abgebrochen worden.

Mit dem Hornhaut-Reflex schien sich, wie Elmonda überzeugt war, ihr Mann geirrt zu haben. An der Gasttafel speiste täglich ein junges Weib. Es hatte sich die Wangen mit Reispulver bestreut. Nicht selten glühte es wie eine Linie phosphorischen Lichtes unter den Wimpern hervor und Elmonda sah wohl, auf wen solche Blicke gerichtet waren.

In einer Nacht, in welcher sie auf dem Balkon des Gasthofes saßen und die Menge anschauten, die sich unter ihnen bewegte, die vielfarbigen Lichter, welche aus offenen Sälen über die geputzten Menschen fielen, die Fächer und Blumen, die Schleier und die bunten Gewänder, entstand Bewegung auf der Treppe, die in das erste Stockwerk führte. Eine schlanke weibliche Gestalt kam langsam über die breiten Marmortreppen heraufgeschritten. Die schwarze Seide rauschte auf dem Gestein. Sie trug den Fächer, als ob sie einen Zauberstab in der Hand führte. Festlich gekleidete Männer mit Wachskerzen schritten ihr voran, viele andere bildeten ein Spalier. Alles entblökte die Häupter, als ob eine Herrscherin durch die Reihen schritte.

„Die Primadonna Assoluta der Oper,“ hieß es.

Elmonda verglich die Aufmerksamkeit, die man dieser Frau zollte, mit den eintönigen Stunden, welche sie selbst verlebte. Die Blicke, mit welchen sie diesem Auftritte zusah, mußten den Neid durchleuchten lassen, denn ihr Mann hielt es für

gerathen, alsbald etwas von „Komödiantensflitter“ zu verlautbaren.

Die Primadonna war als Gast in der Stadt erschienen. An der Tafel wurde nur von ihr gesprochen. Einige Tischgenossen, unter ihnen ein junger Marine-Maler, mit denen man gelegentlich Gespräche pflog, luden das Ehepaar ein, mit ihnen gemeinschaftlich am nächsten Abend die Oper zu besuchen. Man konnte nicht nein sagen.

Die ganze Gesellschaft nahm eine Loge. Der Marine-Maler wich nicht von Elmonda's Seite. Im Geräusche der Unterhaltung fand er Zeit, ihr mit gedämpfter Stimme zu sagen, daß er bei dem Bilde, das er eben malte, der Landung der Aphrodite auf Cypern, sich ihre Züge zum Modell erwählt habe.

Elmonda erröthete. Derlei zu sagen, hatte sich ihr gegenüber noch Niemand erkühnt.

Als die Gesellschaft das Theater verließ, gerieth sie in einen Menschenwirbel, der sich in entgegengesetzten Richtungen über den Corso wälzte.

Ehe sich Elmonda dessen versah, war sie durch das Gedränge von ihrem Manne, der für einen Augenblick einige Schritte zurückgeblieben war, getrennt worden. Eine von bunten Windlichtern grell beleuchtete Menge stürzte vorüber, man brachte der Primadonna Covivas aus, die Begeisterten drängten sich gegen den Wagen hin, während Andere einer Musikbande folgten, die sich gegen den Gasthof in Bewegung setzte.

Die Tischnachbarin mit dem Reispulver wurde von einem der begleitenden Herren geführt. In dieser Vereinsamung wurde Elmonda von dem Maler der Arm angeboten. Nach langem Zögern nahm sie ihn an, um sich alsbald nach dem Gasthof geleiten zu lassen. In diesem Gewühle war an ein Stehenbleiben und Auffinden nicht zu denken.

Der Mann wartete unter dem großen Thore. Ein großer Stern von Gasflammen, deren Glanz durch Spiegel verstärkt war, leuchtete von der Wölbung herab den Ankommenden entgegen.

Sie sah belebter aus als jemals.

Am nämlichen Abend wurde noch ein Gondelfest veranstaltet. Am Himmel hing die Mondsichel und warf einen dünnen Lichtstreifen auf die leichten Wellen. Die nämliche Gesellschaft, die zusammen im Theater gewesen war, fand sich auf einer Gondel. Man näherte sich einer großen Barke, die hell erleuchtet war. In ihr saßen Sänger und Sängerinnen. Die Barke war von anderen Schiffen dicht umdrängt, hier barg der Schatten ein Gesicht, dort wurde ein anderes vom Widerstrahl der rothen und blauen Lampions getroffen. Addio Napoli! Mit den Klängen dieses Liedes, mit dem weichen Meerwinde wehte die Wollust Italiens in die Herzen hinein. Es wurde lange in den Tag hinein geschlafen. Als man die Fenster öffnete, drang eine abgekochte Luft, ohne einen Hauch von Morgenthau, herein. Die Fruchtsäfte der Orangen, Feigen und Granaten, die im Garten gediehen, schienen in ein berauschesendes Lustgas verwandelt worden zu sein, das in der Schwüle emporstieg.

Der Speisesaal war, wie gewöhnlich, finster. Man hielt Wärme und Luft durch doppelten Verschuß ab. Die Augen mußten sich einige Minuten anstrengen, bis sie sich der Dunkelheit anpaßten.

Elmonda wurde nach einigen Augenblicken abberufen, weil die Putzmacherin ein paar Worte mit ihr zu sprechen wünschte.

Mittlerweile erblickte der Mann auf dem bunten Steinboden ein zusammengefaltetes Papier. Er hob es auf und strengte sich an, im dämmerigen Lichte zu lesen.

Der Inhalt bestand in einer Aufforderung an eine Frau, sich zum Stellbichein an einen bestimmten Ort zu verfügen.

Kein Name war ersichtlich.

Nachdem er die Zeilen überblickt hatte, reichte er sie seiner Nachbarin, die so schön mit Reispulver bestreut war, und entschuldigte sich mit verbindlichem Lächeln.

Die Dunkelheit des Zimmers und die Schminke gestatteten nicht, zu sehen, ob sie erröthete. Nach einer Weile gab sie ihm das Blatt zurück und sagte: „Das geht offenbar Niemand von den Anwesenden an.“ Das Wort „Anwesenden“ betonte sie und warf zugleich einen seltsamen Blick auf den leer gebliebenen Stuhl Elmonda's.

Der Mann wurde durch dieses Stück Papier in eine gereizte Stimmung versetzt. Er konnte kaum das Ende der Mahlzeit erwarten. Als er mit Elmonda allein war, zeigte er ihr die Zeilen. Sie lachte und behauptete, er habe einen Brief unterschlagen, er müsse ihn dorthin zurücklegen, wo er ihn aufgefunden.

Dieses Lachen verbesserte die Stimmung nicht. Schließlich ließ sich der Mann zu dem Rufe hinreißen: „Derlei zu schreiben wagt Niemand, wenn man ihm nicht entgegenkommt.“

„Sprich nicht weiter, sonst glaube ich im Ernste, Du seiest eifersüchtig,“ erwiderte Elmonda. Sofort aber brach sie wieder in ein schallendes Gelächter aus.

Sie wußte nicht, was sie damit that. Sie kannte ihren reizbaren Gatten noch zu kurze Zeit, um zu begreifen, wie er in einem solchen Falle behandelt werden müsse.

„Schone Dich,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „Du siehst seit einigen Tagen recht angegriffen aus. Vielleicht bekommt Dir das Klima nicht. Du wirst zu aufgeregte.“

Der Mann faßte das als neuen Hohn auf. Doch zwang er seinen Ingrimm, indem er beschloß, sich an dem Schreiber der Zeilen zu rächen.

In seinen Augen war dies der Maler gewesen, der El-

monda seinen Arm angeboten hatte. Noch am Abend behandelte er ihn bei Tisch so spöttisch, daß der Maler Erklärungen forderte. Statt dieser gab er hochfahrende Reden zurück.

Das Ende war, daß Nachts Zeugen erschienen, welche im Namen des Malers eine Forderung überbrachten.

Der Mann antwortete: „Was denkt dieser Lasse? Glaubt er, ich hätte keine andere Logik, als mich vor die Pistole eines jungen Taugenichts zu stellen, nachdem mich dieser in meinem Weibe insultirt hat?“

Wenige Augenblicke später befahl er Elmonda, Anstalten zum Packen der Koffer zu treffen und Alles für die morgige Abreise vorzubereiten. Diese, welche bereits durch die Cameriera von dem Borgefallenen unterrichtet worden war, lobte seinen Entschluß, sich nicht zu schlagen, meinte aber, es sei klüger, des Scheines wegen noch einige Tage zu verweilen.

Der Mann fühlte, daß Elmonda Recht hatte, aber in der Ueberzeugung, in welcher er sich befand, trug diese Aeußerung dazu bei, seinen Verdacht und seine Verbitterung zu steigern.

Als er noch spät am Abend allein hinabging, um den Frieden des einsamen Mannes aufzusuchen, in welchem sich die Gestirne spiegelten, kam er am Speisesaale vorüber. Er hörte dort lachen und seinen Namen nennen.

Im Hausgange begegnete ihm die schwarzäugige Frau, die Tischnachbarin, halb vom Zendale, Schleier, verhüllt. Sie schaute ihn mit einem durchdringenden Blick an, in welchem Mitleid und Verlangen miteinander zu streiten schienen. Dann ergriff sie seine Hand, drückte dieselbe und sagte: „Muth!“

Darauf verschwand sie in einem Seitengemache, und der Schlüssel knarrte hinter ihr in der Thür.

Am nächsten Morgen fieberte der Mann. Es war unmöglich abzureisen. In seinen Phantasien sprach er vom schwarzen See-Fenster, durch welches er in einen Abgrund schaue.

So vergingen zwei Wochen. Die Cameriera erzählte Elmonda, die Gesellschaft unten belustigte sich über ihren Gatten und sage, er leide am Duellfieber. Manchmal wurde sie von einem der Gesellschaft um sein Befinden gefragt. Aus jeder solcher Frage aber hörte sie einen spöttischen Ton heraus. Von den Lobeserhebungen, die oft der Erscheinung und dem Wesen ihres Gatten gespendet worden waren, vernahm sie fortan nichts.

Schon nach zwei oder drei Tagen phantasirte er nicht mehr. Dagegen lag er theilnahmslos auf dem Ruhebette. Er sprach nur wenig.

Eines Tages sagte er: „Wozu brauchst Du denn jetzt immer das italienische Wörterbuch bei Deinen Schreibereien? Du hast Dich doch sonst nie um diese Sprache bekümmert.“

„Das wenn Du wüßtest,“ entgegnete sie lächelnd.

Eines Tages erklärte der Mann, daß er sofort abreisen wolle. Auf die Bemerkung, daß das Gepäck noch nicht in Ordnung sei, erwiderte er, man solle nur das Nothwendige mitnehmen, das Uebrige würde er sich nach einem Orte, den er noch nicht anzugeben vermöge, nachsenden lassen.

Elmonda wollte Einwendungen machen, als sie aber den Blick ihres Mannes sah, hielt sie mit denselben zurück.

Wenige Stunden vor der Abreise traf ein Brief von den Eltern Elmonda's ein, welche mittheilten, daß sie eine Reise nach dem Süden unternehmen und auf ein Zusammentreffen rechneten.

Damit war die Wahl der Reiserichtung gegeben.

Eine Woche später trafen sich Kinder und Eltern. Man verweilte in Neapel und Sicilien, man reiste zusammen nach Rom.

Der Herbst nahte. Man wollte die Heimfahrt gemeinschaftlich antreten. Der Wirth, bei dem die Gepäckstücke waren, hatte auf verschiedene Briefe keine Antwort gegeben.

Da entschloß sich der Mann, den Umweg über ihren früheren Aufenthaltsort zu machen, um diese Angelegenheit rasch zu erledigen. Elmonda wollte er nicht mitnehmen. Er ließ sie bei ihren Eltern und man verabredete das Zusammentreffen auf einige Tage später in einer Stadt am Südrande der Alpen.

Elmonda's Gatte verließ, dort angekommen, sein Zimmer nicht. Er ging nicht in den Speisesaal. Der faule Padrone hatte sich mit Lügen entschuldigt, Alles war in Ordnung, der herkömmliche Merger überstanden.

Die kleine, schielende Cameriera war heute geschwägiger als je. Sie trippelte, ohne irgendwo Hand anzulegen, im Zimmer herum. Endlich sagte sie: „Sind- Guer Gnaden verheirathet?“

Der Mann konnte vor Erstaunen keine Silbe antworten.

Die Cameriera betrachtete ihn lächelnd.

Endlich erwiderte er: „Sie sehen ja hier die Gepäckstücke meiner Frau“

„O deswegen! Ich dachte mir, Sie seien eben so ein Pärchen, das“

„Reden Sie,“ sagte Elmonda's Gatte.

„Nun, ich dachte mir, es sei die Frau von Guer Gnaden nicht, weil ihr der kleine Spizbube von Maler, der mir vorher immer schön gethan hatte, so viel gefiel!“

Eine Viertelstunde später wußte der Mann Alles.

Die Dame mit dem Reispulver, der Diener, welcher Elmonda's Briefe zu besorgen hatte, und der Maler selbst hatten noch vor der Abreise geplaudert. Im Speisesaale bildeten Elmonda und er späterhin Wochen lang den Stoff der allgemeinen Belustigung.

Die Zeilen, welche er einst vor seinem Stuhle liegen gefunden hatte, waren von der Hand jener Dame und hatten

nur den Zweck, ihn von Elmonda abzuführen und in ihr Garn zu locken. Bis dahin hatte sich Elmonda nichts vorzuwerfen. Nachdem sie aber ihren Gatten zum Gegenstand der Verhöhnung gemacht sah und ihn für feig hielt, wendete sie sich von ihm ab. Sie hatte tagtäglich Zusammenkünfte mit dem ritterlichen Maler.

„Du lügst,“ sagte der Mann.

Die Cameriera verschwand auf einen Augenblick. Dann kam sie mit einem offenen Briefe zurück.

„Dies war der letzte,“ sagte sie. „Der Diener hat ihn nicht mehr abliefern können, weil der junge Herr eben abgereist war.“

Der Mann erbleichte.

„Wohin?“ sagte er stammelnd.

„Wer weiß es?“ entgegnete die Cameriera achselzuckend.

„Und jene Frau?“

„Sie ist fort.“

„Wohin?“

„Wer weiß es?“

„Wer war sie?“ schrie der Mann.

Die Cameriera zuckte abermals die Achseln und sagte: „Solche Frauen sind bald von hier, bald von dort her. Aber Euer Gnaden trösten sich leicht, es giebt so viel schöne Weiber.“

Einige Wochen später stand Elmonda's Gatte wieder vor dem Wasserbecken an der Scheide des Süd- und Nordlandes.

Diesmal war er allein. Die Blätter hatten sich herbstlich gefärbt und einige Kraniche trieben sich auf seinem Spiegel herum, die von ihrem Fluge nach den Gefilden der Sonne ausruhten.

Er beugte sich vor. Diesmal aber zeigte der Spiegel keine Rosenwangen und goldene Locken, sondern ein verstörtes Männergesicht. Unergründlich lag er da ausgebreitet. Viel-

leicht hängt er doch wirklich mit dem Meere zusammen, wie das Menschenherz mit den Abgründen des Seins, wo es keine Treue und keine Liebe, sondern nur dunkle Bewegung giebt.

Unter der Plesenica-Planina.

(Erinnerung an die Erhebung Bosniens.)

Da steht es da, das weißgiebelige Gebirge — die Plesenica- und die Germec-Planina, zur Zeit des schönen Pfingstfestes noch schneebedeckt — einsame Kuppen, die weit in die Thäler der dinarischen Alpen und bis zum „grauen“ Meere, dem sine morje, hinaus schauen.

In der That war es Pfingsten, die Zeit des Brachmonates. Am frühen Morgen stand ich mit einem armen Mann, der „drei Morgen für dreiunddreißig Mäuler“ befaß, zu Priboj, einige Stunden von Zabalje entfernt, an einem Zaune und schaute den Rauchsäulen zu, die im Osten in der Gegend der Germec-Planina langsam in die heitere Luft sich emporwanden. Es brannten die Dörfer und es mordeten die Menschen. Ein armseliger Wasserträger schleppte Raß für das Dorf herbei, das er aus einer brühlauen, weit entlegenen Quelle geholt hatte. Einiges Kleinvieh klingelte herum, und die auf gelbbrauner, heißer Erde gelagerten Hirten sangen Lieder, die man für das Geheul bezahlter Klageweiber halten mochte.

Daheim weilten die Gedanken, statt daß sie sich von den Flammen der Dörfer unter Bihac angezogen fühlten. Nicht selten hatte ich mit dem Famulus Wagner das Fiedeln und Regelschieben der Festtage für verhassten Klang erklärt, und gleichwohl entrückte mich das Bedürfniß des Gegensatzes zu einer Kirchweihe unter Buchenlaub, zu lauterem Getränke, zu

Waldmeister und heiteren Menschen. Ich habe mir eine blaue Pulmonaria von jener Wildniß mitgenommen, die einzige Blume, die zu erspähen war.

Die Unna wird dort nicht gesehen. Man nähert sich ihr erst zwischen Zavalje und Bihac. Der Fußweg dort hinüber bewirkte Ermattung und Niedergeschlagenheit. Da war eine Ansiedlung von Hütten aus Flechtwerk, Lehm und alten Balken: Baliavac. Auf jede Frage gilt die Antwort: ne ima, das haben wir nicht. Wasser — ne ima. Brot, ne ima. Ein Stück trockener Polenta, ne ima. Und doch entdeckt man hier und da ein geflochtenes Gerüste, auf welchem die Maiskolben seiner Zeit trocknen sollen — wo sie wachsen, verräth der Blick nicht.

Kein Bach, kein Brunnen, keine Quelle, kein Tümpel. Gelbgesichtiges, stumpfsinniges Volk hockte fast täglich auf den Schmutz seiner Schwellen und heulte, gleich den Hirten. Dieses Geheul gleicht dem der Noctua Funerea, des Nachtkäuzchens. Mit der Kante der flachen Hand wird dabei gegen die Kehle geschlagen, so daß eine wunderliche Bebung der schwankenden Töne erzeugt wird. Unter den spärlichen Bäumen saß die sieche Rajah — hungernd und durstend, gleichgiltig in den rothen Staub stierend, Flüchtlinge von den Ufern der Bosna, zum Theil mit Wunden bedeckt, thränenlos, nicht ein Wort des Dankes für gereichte Gaben spendend.

Nach stundenlanger Ermüdung auf gelben und rothen Wegen — zuletzt durch eine von ledernem, vertrocknetem Stachelgestrüpp bedeckte Steinhaide — waren einige Häuser sichtbar: Zavalje. Drüben von blauen Bergrändern kelchartig umschlossen, ein Stück Bosnien, hier eine Anzahl gemauerter Wohnstätten, eine Kirche, und am Ende des Dorfes, Bihac zu, eine Schänke.

Zunächst die Schänke — denn die Kräfte waren ange-

griffen. Es war schwer, zu ihr zu gelangen, viel Vieh stand dort herum, was die flüchtende Rajah mit sich herüber gerettet hatte. Blut und Fauche von noch warmen geschlachteten Hammeln in dem engen Flur — trunkene Bewaffnete, Turbane, Handschare, Messer in den beiden winzigen Stuben. In der einen steht das Bett, in dem ich schlafen soll — gegenwärtig liegen drei Kroaten darauf, des sauren Weines voll. Festtag und Geschrei. Von drüben herüber Geknatter der Gewehre, Kampf der Ustasi gegen die Truppen des Paschas, unterbrochen von dumpfen Schlägen der Kanonen — Festschießen zu Ehren der Thronbesteigung Murad's.

Außen Viehgebrüll und fußtiefer Unrath, zurückgelassen von der eingezäunten kleinen Schweineheerde des Wirthes — allgegenwärtig foetor suillus. Ausdünstungen kothwälzender Dickhäuter.

Zavalje hat keine zusammenhängende Gasse. Die Häuser stehen zerstreut, und auf einem mit Bäumen bepflanzenen Platze eine kleine Kirche. Von Norden her ist eines der ersten Häuser das des Postmeisters, der einen Kramladen hält. Dieser Laden gilt den faulenzenden Honoratioren als Kasino. Am entgegengesetzten Ende des Ortes findet man die genannte Schänke — weiterhin alsdann den Konak mit hohen Mauern und daneben die Quarantäne, in welcher Menschen und Vieh, denen die Flucht aus Bosnien gelungen war, von den Ärzten untersucht wurden. Dort war großes Stimmengewirre, und Staubwolken umflogen die hohen Mauern.

Hinter der Quarantäne, gegen Osten hin, gelangt man an den Rand eines Bodenabsturzes, der mit niedrigem Buschwald, dessen Zwergwuchs an das Krummholz des Hochgebirges erinnert, bewachsen ist. Jetzt wird es deutlich, daß Zavalje auf jener Hochfläche liegt, denn tief unten fließt die Anna und zwischen ihren Armen erheben sich die Minarets und die

Rauchsäulen von Bihac, in der Luftlinie wohl kaum drei Kilometer entfernt. Mir kommt es vor, als ob es von diesen Höhen aus möglich sein müßte, den Pascha mit Kanonen aus seinem Bollwerk zu vertreiben — dem Laien scheint nichts einleuchtender, als daß hier grobes Geschütz und nicht das Bajonett zu arbeiten hätte.

Wenn ich später die Berichte über das Gemekel durchlas, dünkte es mich nachträglich, als ob ich damals, während ich am Steilrand der buschigen Aue herumschlenderte und in die Türkenstadt hinabschaute, aus der die Dschamia aufragt, einst St. Antonii Heiligthum, die Grabstätte des Banus Pereslavic, unser Jahrhundert im Stillen beglückwünscht hätte, daß von jetzt ab, Dank diesen Feuerschlünden, bei Bekriegung eines solchen Bollwerkes nicht mehr so viel Leute zu Grunde gehen würden, als zur Zeit, in der es Hassan eroberte und Auersperg belagerte. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß Saguntum zu überwältigen, dem Hannibal mehr Menschen kostete, als die Bezwingung von Straßburg, Metz und Paris zusammen den deutschen Heerführern, und freute mich, ein Kind jener aufgeklärten Tage zu sein, denen als Wahrheit gilt: „La conservation de l'humanité dépend de la bonté de l'artillerie.“

Diese Freude ist nachträglich geschädigt worden. Auch jetzt noch muß das Eisen in der Faust des Mannes den Streich- und Wurfgeschützen nachhelfen.

Indeß wurden solche Gedanken bald durch die Umgebung verdrängt. Pferde der Flüchtlinge grasten im Buschwalde, und hier und dort saßen einige bosnische Mädchen und hörten dem rasselnden Ton der Tamburica zu. Ihre Geschichte war die: sie entkamen ihrer Heimath, indem sie, beargwöhnt und beaufsichtigt, jeden Tag mit ihren Schafen zu einer entlegeneren Quelle gegangen und schließlich dabei so weit gekommen waren, daß sie sich jenseits der Grenzen türkischer Wachsamkeit

befanden. Sie waren blöde und stumpfsinnig. Von einem dabei in der Unna ertrunkenen Bruder sprachen sie wie von einem versprengten Schaf. Während dieses Gespräches kamen zwei Flüchtlinge aus der Quarantäne heraus und gingen, von einem Dritten aufmerksam gemacht, langsam den Hang, die Straße abschneidend, in der Richtung gegen die Grenze hinab. Sie hatten die Nachricht erhalten, daß ihre beiden Weiber, denen sie, um keinen Argwohn zu erregen, eine Woche voraus geflohen waren, sich nunmehr glücklich diesseits der Grenze befänden und dem Konak näherten. Ich sah, wie die vier abscheulichen Gefahren entronnenen Menschen sich begegneten. Kein Ruß, keine Umarmung — stumm, als ob sie auf der Schwelle des heimathlichen Vorstenthierstalles aufeinander träfen.

Der nämliche Pascha, der damals den General Zsch, der ihn ohne neuncentimetrige Rohre angriff, nach Zavalje heimschickte, war früher nicht im Stande, etwa zweihundert Menschen, die zum Theile nur mit Messern bewaffnet waren und die sich anderthalb Stunden von Bihac herumtrieben, ihr Mordbrennerhandwerk zu legen oder sie aus dem Bergwalde zu vertreiben.

Derjenigen Rajah, welcher die Rettung von Vieh gelungen war, wurden in der Planina Weidestellen angewiesen, an welchen es nicht an Wasser fehlte. Die Uebrigen lungerten auf den wüsten Haiden und im Staube der Straße herum. Müde von diesen Dingen und schier traurig gestimmt über solche Bilder menschlicher Thorheit, kehrte ich, weil der Tag zur Neige ging und ich heute den Pascha drüben nicht mehr besuchen konnte, nach Zavalje zurück und setzte mich irgendwo auf den Erdboden. Es befand sich eine Abtheilung des Regiments Sofsevic im Dorfe, welcher schon seit Jahr und Tag das mühselige Geschäft der Grenzbewachung oblag. Von dieser fand mich ein freundlicher Offizier und bot mir eine Lagerstätte im Hause des Postmeisters an.

Als ich bald darauf in eine reinliche Stube zu den Gastfreunden gelangte, erschien mir diese Dase wie ein Paradies. Allgemach verbreitete sich Mondlicht auf dem sauberen Fußboden und bald erschien die helle Scheibe durch die Gitter. Einige Vögel sangen draußen, und der Duft weißer Rosen drang herein. Manchmal dröhnte ein Kanonenschuß von Bihac herüber. Daheim auf friedlicher Erde wäre einem diese Kammer wohl als ein Gartenstübchen erschienen, wie es deren unzählige giebt; dort aber kam den weißen Rosen im Mondenstrahl absonderliche Beredsamkeit zu. Sie erzählten vom bleichen Frieden des Todes und wie die Krankheit des Hasses auf unserer Kugel niemals geheilt werden wird, bevor sie nicht in jene glänzende Starrheit übergegangen ist, wie der erstorbene Mond, dessen Widerglanz den einsamen Müden tröstete.

Munterer Vogelsang erweckte mich am Morgen. Ich sah auf der Straße einen Mann der Rajah nach dem Krankenhause von Gospic vorüberführen, dem in Bosnien die Nase weggeschnitten worden war. Ein Lederlappen bedeckte die Citerhöhle und der Fuhrmann beklagte sich über ecken Geruch.

Wolkenlos strahlte der Himmel, aber noch immer stieg drüben Rauch empor. Ich holte mir im Konak einen kroatischen Borweis, der mir gestattete, einen Tag in Bihac zuzubringen. Abermals schaute ich von der Haide auf die blaue Gernec-Planina hinüber und auf Bihac hinab, auf dessen Mauern das volle Sonnenlicht auflag. Man sieht die Unna breit hinab gegen Norden fließen, Lerchen durchschwirrten die Sommerfrühe, und trotz der Bedeutsamkeit der Rauchwolken und des Flintengeknatters aus unsichtbarer Schlucht wirkte der Morgen so viel, daß ich ohne empfindsame Anwandlung durch das Gestrüpp gegen das Zollhaus, die Harmica, hinabstieg.

Ehe ich die Harmica erreichte, spielte sich ein wunderliches Schaustück ab. Ein etwas zerlumpter Mann — wie ich als-

halb hörte, ein vor Zeiten davongejagter österreichischer Offizier, der sich meist in der Schänke von Zavalje aufhielt, dann und wann aber des Pferdediebstahls und der durch Beschützung der Flüchtlinge gelingenden Vieh-Erpressungen halber drüben bei den Aufständischen gastirte — sprang betrunken auf einen Reiter zu, der einen großen ledernen Sack vor sich auf dem Rosse aufgeschnallt hatte. Er ergriff den Jüngling, der im Sattel saß, und wollte ihn zu Boden zerren. Sprachlos vor Erstaunen, hielten die drei oder vier Zaptiehs, die den Reiter, welcher die türkische Post in das gastliche Haus zu Zavalje zu überbringen hatte, begleiteten, an und vergaßen im ersten Augenblicke, zu ihren Säbeln zu greifen. Es kam aber nicht so weit. Denn ein paar vorübergehende Einwohner von Zavalje sprangen dem türkischen Postjüngling zu Hilfe und zerrten den Wüthenden weg. Dabei fiel seine schwarze Czernagorzen-Mütze — die dort als eine Art von Civil-Gzako der streitbaren slawischen Brüder, als ein Freimaurerzeichen des Auf- ruhrs galt — in den Staub und wurde von den Hufen der türkischen Pferde zerstampft.

In der Harmica fand der mohammedanische Bosniake, der mir meinen Vorweis abverlangte, es für nothwendig, mir seine Verachtung des Giaurs dadurch zu beweisen, daß er vor mir ausspuckte.

In der Nähe befindet sich, auf türkischem Boden, ein Dorf, welches vornehmlich von römischen Katholiken bewohnt wird. Ein Franziskaner hält dort in einer gewöhnlichen Wohnstube Gottesdienst. Heute aber zogen seine Pfarrkinder, des hohen Festes wegen in saubern Sonntagskleidern, in deren Farbe weiß und roth vorherrscht, der Mohammedanerstadt Bihac zu.

Ich ging hinter ihnen her und erreichte das erste, dann ein zweites Festungsthor, wo Soldaten meinen Vorweis zu sehen verlangten und mir auch die Cigarre untersagt wurde —

vermuthlich, weil sich irgend eine Pulver-Niederlage in der Nähe befand.

Es war neun Uhr Morgens. Im Konak, einem weitläufigen, unsauberem, morschen Gebäude, wurde mir bedeutet, daß der Pascha Vormittags nicht zu sprechen sei. Ich schlenderte also durch Bihac. Der Han (das Wirthshaus) bestand nicht mehr, weil es seinem Besitzer, einem griechischen Christen, seit einiger Zeit nicht mehr geheuer vorgekommen war.

Bihac ist ein elendes Nest. Niedrige Holzhütten, schauerliches Gewinkel von planken- und balkenerbauten Baracken, hier und dort Flechtwerke mitten auf der Straße, an denen im Herbst die Mais getrocknet wird, ein paar ärmliche Moscheen, von Leichensteinen und Gras umgeben — holzgedeckte Gänge, Bazars mit schlechtem Gerümpel, deren einzelne Budiken wie unsere Jahrmarktbuden ausschauen — viele Tauben, aber auch viele Soldaten, darunter damals eine besonders auffallende Anzahl von tatarischem Typus, mit emporgestülpten Nasen, thierischem Gebiß und mongolischen Schlitzaugen — Gesichter, denen man gern jede Bestialität zutraut — dieses Volk mit den weit abstehenden Ohren und großen Augenhöhlen sähe Einer lieber nicht bewaffnet: das waren damals die Bilder des Spazierganges.

Jenseits der Unnabrücke, zu welcher man durch einen größeren, verstaubten, langweiligen Bazar gelangt, befand sich auf einer Insel das Lager, das damals wieder eine Rolle spielte. Eine Menge Zelte beherbergten soldatische Gestalten aller Waffengattungen. Groß war auch die Anzahl der Bettler, die auf der Brücke kauerten.

Die Ringmauern und Gräben erschienen mir hinlänglich fest, weit und tief. An dieselben ist der Konak angelehnt, wo mich endlich, nach zahllosen Chikanen, Se. Excellenz in mäßig guter Laune empfing. Gleichwohl sagte er mir als Eskorte

nach der Germec-Planina ein Bataillon seiner Landwehr zu. Abgesehen aber davon, daß ich ein anderes Reiseziel hatte, würde ich mich wohl vorher noch nach einem Bataillon Infurgenten haben umsehen müssen, das mir als Eskorte gegen diese Eskorte gedient hätte.

Im dinarischen Karst.

Auf den Höhen von Ploca Han übersehaut man ein weites Rund von dinarischen Alpen. Das ist die Umrandung von Haiden. Dort oben glänzt Schnee und durch die flache Tiefe dehnt sich braches Feld aus, unterbrochen von Büschen und schief geneigten Todtensteinen, von lebendigen Wassern und neu aufgeschürften, weichen Wegen. Es ist eines der auffallendsten Wahrzeichen, daß in einem Lande, in welchem der Boden so viele Bäume und andere Pflanzen ernährt, wenig Menschen wohnen. Im Blutschlamm der Türkenwirthschaft konnte die Rajah nicht gedeihen.

So ist auch hier, in der Gegend von Ploca Han, wo wir nicht vierzig Kilometer von Serajewo entfernt sind, selten eine Hütte zu erspähen — wengleich der größte Verkehrsweg des Landes sich über diese Hügel und Flächen zieht.

So öd ist es auch dort, wo vom Hauptweg sich die Straße nach Krefewo abzweigt. Da schweigt Alles, is stiffened into silence, wie man sich englisch ausdrücken möchte. Diese geköpften Buchen können ein Sinnbild von der Verstümmelung alles Lebens unter der Faust der Türken sein.

Ich erinnere mich, öfter an solchen Stellen gerastet zu haben. Während ich über die verkrüppelten Wälder und verlassenen Haiden hinschaute und sich nichts in meiner Nähe

regte, als vielleicht eine Elster, die vom Ast ihre Neugierde und Aufregung über den ungewohnten Anblick erzählte — und am entlegenen Gesichtskreise die öden Berge von Schnee bedeckt starrten — da schien sich abermals eine Schiefseite im Wesen der Dinge enthüllt zu haben und ein tief eingehendes Mißbehagen verderbte den Wandergenuß der nächsten Stunde.

Allmählich mehren sich doch die Häuser, meist mit Kreuzen gezeichnet, welches den Besitzer als Katholiken andeutet. Näher kommt Blazuj heran, wo der Weg von Mostar hier einmündet. Längst haben wir im fernen, weitausgreifenden Berggrund das Thal von Serajewo geahnt.

Ein klarer, tiefer Bergbach, die Rakovica, kommt zur Rechten aus grünem Thal. Die Philippovic-Brücke, neben welcher noch Ueberreste der alten türkischen Straßenverknüpfung zu sehen sind, überspannt ihn. Hier stand auf grünem Plane das Zelt des Generalstabes, während die Eroberung der Stadt vorbereitet wurde, deren Kastell und Minarete schon im Osten sich vom Berghintergrund abheben. Blazuj (man spreche das *z* wie französisch *j*), die letzte „Station“ besteht aus einem Han, dessen Besitzer das Kriegsgericht in Serajewo hat erschießen lassen, einem gemauerten Gebäude und einer Menge von Baracken, in welchen Soldaten wohnen. Es ist ein rechter Karst-*abhang*, an dem diese traurige Ansiedlung liegt. Zwar ist er bewaldet, aber die Karstnatur zeigt sich am Hervordringen seiner Wasser am Fuße, das Auftreten der im Kalk versunkenen Regen an den möglichst tiefen Ausbruchsstellen.

Im quellenarmen Lande erscheint ein solcher Ort, so armfelig er sonst ausschaut, als Oase. Das rinnende Wasser ist eine Augenweide. Viele Vögel singen in den Büschen, und die Soldaten baden lärmend in den Quellbecken. Da und dort trocknen ihre Lappen und Wäschestücke an grünen Zäunen — dazwischen lagern Andere, die sich von rechtgläubigen Türken,

denen doch ihr Prophet den Wein als die Quelle aller Freundschaft verdächtig gemacht hat, Wein einkaufen. Und zwar gießen ihn die Muselmänner aus urnenähnlichen Krügen, deren Gestalt, so oft in Thon und Metall durch das ganze Land sichtbar, an die Vasen altitalischer Völker erinnert.

Jetzt kommen die Genrebilder, welche die Annäherung an eine große Stadt bedeuten — doch mit örtlicher Färbung. Hier folgen sie, wie die Erinnerung sie festhält.

Heulende Christen, die sich vor Rausch auf ihren Kleppern nicht mehr halten können, kehren von ihrem Sonntagsvergnügen in der Stadt zurück. Das Geheul ist südslawisches Lied. Auf halb steinerner, halb hölzerner Brücke wird die tiefe Zujevina überschritten — ein still fluthendes, dunkles Wasser, den Flüssen unserer Tiefländer vergleichbar — nicht karstig, kalkklar und opalschillernd — die langen wallenden Algen und grünen Armleuchter folgen der sanften Wallung. In die Zujevina ragt eine Halbinsel hinein, welche damals anmuthig vom Frühling mit zahllosen Gänseblümchen und anderen Blüthen geschmückt war, so, daß man wohl den Boden mit dem bunten Mosaik der Decken vergleichen konnte, welche die Völker des Ostens lieben. Dort saßen Serben auf dem blühenden Boden und ein heiserer Guslaspieler sang ihnen eintönig vor. Von was? Das mag die bosnische Melpomene wissen, die auf dem Rithäron der Radobolje-Planina weilt und der irgend ein grüner Karststrom der heilige Quell Aganippe ist. Vielleicht vom Arnauten Gino, von der Stojna und dem Drachen, von der schönen Bojarin Dobra — wer weiß das?

Wir sollten zwar in den Bergen bleiben — sie sind unsere Aufgabe und unser Reich, aber es geht uns wie Anderen. Die große Stadt ist nahe, dort breitet sie sich aus zwischen grauen und grünen Bergen, mit den weißen Thürmen ihrer Dschamis und Medschids, das farbenglänzende „Serail der

Bosna“. Wünsche grobstofflicher Art ziehen den Wanderer nach bosnischen Gängen dorthin und er vergißt darüber vielleicht das bunte Schauspiel, das Anfreundende, welches ihm die lebensvolle Stadt verheißt.

Noch ist eine baumlose Ebene zu überwinden. Mitten durch diese, bei der Häusergruppe Zlidzie, fließt die Bosna hindurch, hier auf hoher Holzbrücke zu überschreiten. Weiterhin erblickt man einen christlichen Friedhof, zwischen dessen frisch aufgeworfenen Hügeln sich damals Hunde herumtrieben und, noch näher an der Stadt, die Gräber zahlreicher Soldaten.

Es ist hier nicht der Ort, bei einer Schilderung der Stadt zu verweilen, die mittlerweile theilweise umgestaltet worden ist. Der Eindruck war überraschend und nachhaltig. Der Anblick der großen Moscheen und der gewaltigen rechtgläubigen Kirche, der Paläste und Bazare, der dunkelaugigen, fezbekleideten Jüdinnen, der schönen, in schreiend hunte Gewänder gekleideten Serbinnen, des Gewimmels von Trachten und der so unmittelbar auf das Türkenthum aufgepfropften abendländischen Gesittung — hier der Harems-Gitter, dort der „Deutschen Privatpost“, bot Unvergeßliches. Die Flammen haben nun viel davon verzehrt und vertrieben — und nicht ohne Schadenfreude denke ich an so manches ihrer Opfer, insbesondere an die zahllosen Schaaren aus den Geschlechtern der Schnabel-Kerze und Halbflügler, die im ersten Gasthose der Stadt, dem „Hotel Austria“, hausten. Alles das ist schon oft beschrieben worden. Wir setzen unsere Bergreise fort.

Noch ist's Nacht, aber schon hat der Kaim oder Mueheddin durch die Dunkelheit von seinem Thurm herunter gerufen. Rasch wird den sechsfüßigen Gästen ihre Beute entrisen — denn der Weg, der heute vor uns liegt, ist rauh und weit. Noch glänzen Lichter hinter den vergitterten Fenstern des Harems, wo der reiche Beg sich mit seinen Weibern ver-

gnügt — der Wanderer aber strebt durch die verödeten Gassen den südwestlichen Planinas entgegen, deren Schnee im Tagesgrauen anfröstelnd auf die holperigen Wege herabschaut.

Das nächste Reiseziel ist Mostar. Der neu angelegten Straße nach beträgt die Entfernung dorthin einhundertund-dreiunddreißig Kilometer. Mehr als zwanzig Kilometer davon mögen auf Umwege fallen, zu denen die Ubar-Planina nöthigt, um welche die Narenta sich westlich herumwindet. In der Luftlinie kann der Abstand nicht viel mehr als hundert Kilometer betragen und damit stimmt die Sage, daß es einst einem Boten gelungen sei, über die Lipeta-Planina hinweg den Zwischenraum zwischen den zwei Städten in fünfzehn Stunden zurückzulegen, einigermaßen überein. Allerdings ist das eine Leistung, die ich nicht einmal Herrn Trautwein, dem Redakteur der Zeitschrift des deutschen Alpenvereins, so ohne Weiteres zutrauen möchte. An solche Wege war jetzt nicht zu denken. Tiefer Schnee bedeckte noch die weiten, hohen Wüsten und zudem wäre es, trotz Okkupation und Standrecht, ohne tüchtige bewaffnete Begleitung, ja ohne eine kleine Karawane, nicht abgegangen. Ueberdies reizte mich mehr als Alles der Wunsch, die Klammern der Narenta und die neuen Straßenarbeiten zu sehen, an welchen sich Oesterreichs Soldaten noch mehr Titel des Lobes und Ruhmes holen, als aus den Büchern, in denen ihre blutigen Thaten verzeichnet sind.

Nach fast dreistündigem Marsch ist abermals Blazuj erreicht. Da ist er wieder der schauerliche Han mit seinen Hügeln leerer Flaschen und dem Lehmboden, der mir Nachtlager gewesen war. Hier zweigt die neue Straße nach der Herzegowina ab.

Man geht auf einer Straße, die erst gebaut wird. Der hier und dort fertig gewordene Körper wird alsbald überschottert. Die beste Vorstellung, wie es da zu gehen ist, macht

man sich, wenn man aus dem Bett eines unserer Flüsse, die aus den Kalkalpen kommen, das Wasser hinweg denkt.

Es tagelöhnern da Bosniaken, noch mehr aber waren in diesem Frühlinge Reservisten des Genie-Regiments mit ihren Schaufeln beschäftigt — zumeist verheirathete Männer, die sich, während sie in bosnischer Wüste um sieben Kreuzer rohoteten und sich ihres Weibes und ihrer Kinder erinnerten, mancherlei Gedanken über den Staat als „Wirklichkeit des substantiellen Allgemeinen“ gemacht haben mögen.

Hier war es, wo sich folgender Auftritt zutrug. Ein mit schwarzem Theertuch überdeckter Karren, den ein reitender Ulan begleitete, kam über die kopfgroßen Steine, welche die Beschotterung bilden, daher gepoltet. In ihm saß der ungarische Kondukteur, welcher hier die k. k. Feldpost befördert. Plötzlich sprang unter den Bäumen ein unbewaffneter Bosniake hervor, welcher dem Kondukteur Drohungen zurief. Der Mann machte den Eindruck eines Verrückten. Als bald entspann sich ein kurzes, mit schreienden Stimmen geführtes Gespräch.

„Mach' daß Du auf die Seite kommst, Bruder!“ ruft der Kondukteur.

„Nicht genug, daß Ihr mir meine Wiese und meine Bäume genommen, ladet Ihr da auch Steine ab. Das ist mein Grund, ich lasse Niemand mehr vorbei,“ lautet die Antwort.

Und als nachhelfendes Aufzeichen flogen zwei faustgroße Steine dem königlichen ungarischen Post-Kondukteur Joseph Süvegcs um den blonden Kopf. Ein Wink — der Ulan reitet vor, streckt den Arm mit dem Revolver aus. Paff! Drei Schüsse. Der Bosniak taumelt und fährt mit der Hand nach der Stirn. Da liegt er auf dem Okkupations-Schotter — eine Kugel in Stirn und Brust, eine dritte hatte ihm zwei Finger abgerissen. Ein paar Tage später lag er noch dort. —

Fußgänger überschritten helle Bergbäche auf morschen Tür-

fenbrücken, die eben durch andere ersetzt werden sollten — Wagen suchten Furchen auf.

Was soll ich von den Einöden erzählen, den menschenleeren Thälern, die ich von hier bis jenseits Tarcin durchwandelte? Der Fluch, dem dieses Land seit Jahrhunderten zugefallen ist, liegt greifbar in der Luft. Der schattige Wald und die klaren Wasser erfreuen nicht — es überkommt uns das Gefühl, als ob wir fort und fort über die stummen Schauplätze von Abscheulichkeiten und Mord dahin gingen. Dobocac — Pasaric — was sind das für Orte? Gleichmäßige Eintönigkeit: Hoher Schotter der Straße, Eichen auf magerem Grund, auf dem jetzt die gelben Primeln emporblühen, türkische Leichensteine ohne Umfriedung mitten im Wald, Furchen von Rädern, die dem Schotter entfliehen, mitten durch die Buschhaide. Staffage, Gruppen des Vordergrundes, Figuren: der Ulan, der in seiner Tasche als reitender Postbote Briefe trägt; eine Karawane von Maulthieren, mit Hafer für Soldatenpferde beladen; schaufelnde Krieger, die Einem die Erde der abgegrabenen Bergseite durch die Bora in die Augen einwehen lassen; manchmal an Schnellen des Baches ein fischender Offizier — und nicht übermäßig selten ein Wolf der Planina, der durchs Dickicht davon eilt.

Tarcin, eine Ansammlung von Schmutz und Bretterhütten, mit Garnison, Beamten u. s. w. Was würden wohl Leute, die ihr Dienst an irgend einem Orte in Deutschland festhält, welcher ihnen traurig vorkommt, sagen, wenn man ihnen Tarcin zeigte. Was Venedig gegen einen Pfahlbau, was Neapels Corso gegen eine Ansiedlung kanadischer Pelzjäger, das ist das greulichste Nest in Oldenburg, Friesland oder Ostpreußen gegen Tarcin.

Hinter Tarcin beginnen die großen Steigungen, in denen sich der Weg über die Planina nach der Herzegowina hinüber

hebt. Ich finde hier einen Fehler in den Karten. Bestere greifen mit Bosnien über die Wasserscheide hinüber und fordern noch Theile des Narenta-Gebietes für dieses Land. Das widerspricht den natürlichen Grenzen und auch den wirklichen. Wo das Wasser zur Adria fließt, ist Herzegowina, und so verkünden es auch die Tafeln.

Wer aus Bosnien auf diesem Wege kommt und sich der Herzegowina nähert, wird der Heimath entgegen zu schreiten glauben, obwohl er sich in Wirklichkeit von ihr entfernt. Denn dort sind die hohen Berge und hinter ihnen ist das Meer — die breite Straße, welche der Dampf beherrscht.

Vorerst aber ist noch Mancherlei zu überwinden. Zunächst haben wir einmal die vielen Windungen der Straße auf steilen Fußpfaden abzukürzen. Da ist wieder eine Mischung von hochstämmigem und Buschwald, wie sie bosnischen Gründen eigenthümlich ist. Die Bora, die von nahen schneebedeckten Ruppen herabreicht, rauscht im dürren Laub gewaltiger Buchen und im laublosen Geäst des niedrigen schwarzdornigen Palinurusstrauches, unter dem gelbe Primeln stehen — von feinen Stacheln gegen Schafe geschützt. Hier ist noch Winter.

Ungeheure Stämme modern umgestürzt, Säulentrümmer ragen auf. Außer den Schafen im raschelnden Laub des Waldbodens sieht man Falken in den Lüften. Ein eisiger Wind verkündet die Nähe des Ivan-Sattels.

Ein Freudenruf — etwas wie ein Gruß, der über Schnee und Meer hinüber fernen Freunden gilt, aber auch der Größe und Herrlichkeit des Schaustückes — wird hier ausgestoßen, wo die Wasser sich trennen. Im Süden haben sich auf einmal die zackigen Häupter der Vipeta-Planina und ihrer Nachbarn aufgethan — ein großes Alpenbild, ergreifender durch den Gegensatz enger Waldpässe, durch welche wir bis hierher gestiegen, da ragt und klüftet sich und blaut aus der Tiefe

Herzegowina, Kreis Mostar verkünden in deutscher Sprache die Tafeln.

Wie stürzen da die Bäche in Wasserfällen zur Tiefe, wie wird gleich der Rasen grüner, wie rauscht's und donnert's in tiefen Schluchten, wie südlich gleißt es und hellt wie chinesisches Blaufeuer die kahlen Grate auf — wie anders wirkt die Sonne, der Gedanke ans Meer und die lustige Heimkehr!

Auf der rechten Seite des Abgrundes führt die neue Straße hinab. Damals, im Mai, war sie noch ohne Geländer. Die wohlwollenden Behörden unseres altväterlichen Bestens müßten vor Entsetzen erbleichen, wenn sie über solche *Bia Mala* einen Wagen hinabrollen sehen. In der That hängt hier auch das Leben nur vom Fuhrmann und seinen Pferden ab. Ueherger freilich noch ist's, wie wir später sehen werden, in den *Narenta*-Klammern jenseits *Jablonica*.

Dem Fußgänger ist all das eine Lustbarkeit. Er schaut in die tiefen Strudel hinab, in welchen die Trifthölzer herumkreisen, und in das weiße Schaumgewölk, das vom großen Sturze der eingezwängten *Tesajnica* aufsteigt. Das ist der entsprechende, bedeutungsvolle Eingang in das Alpenland.

Auf dem linken Ufer, hoch oben zwischen weißblühenden Fruchtbäumen, liegt ein weltvergessenes Dörflein — in der Tiefe aber, wo die Soldaten Wasser für die Tragthiere aus dem Bergstrom schöpfen und die klingelnden Karawanen rasten, die Ansiedlung *Bradina*, auf dem höchsten Dache des Kaisers Fahne.

Das Thal wird weiter. In breitem Felschlund kommt die trübe *Narenta* herangeströmt. Die Wasser der eben erst von den Felsen herabgestürzten *Tesajnica* vermengen sich mit derselben. Große Gebäude stehen am Ufer — eine mächtige Steinbrücke ist über die Wellen der *Narenta* hingespant — wir sind in *Konjica*, 43 Kilometer von *Blazuj*, angekommen.

Hier müssen abermals die Karten ausgebeffert werden. An der Stelle, wo Tesica und Narenta zusammenfließen, hatte der Anfertiger einer alten Karte den slawischen Namen für Narenta, nämlich Neretva, über die krumme Linie geschrieben, welche den Lauf des letzteren Flusses bedeutet. Das hat ein späterer Kartenmacher für einen Ortsnamen gehalten und alle Anderen haben es ihm nachgethan. So sieht man heute auf sämtlichen Karten an dieser Stelle zwei Städtchen, Neretva diesseits, Konjica jenseits des Flusses. In Wirklichkeit aber giebt es nur ein einziges, nämlich Konjica.

An der oberen Kulpa.

Sowie man den Bahnhof von Generalski Stol verläßt, hat man sofort eine Probe des Bodens vor sich, welcher sich von nun an ununterbrochen durch die ganze Militär-grenze, Dalmatien, Albanien, bis nach Griechenland hinabzieht. Schon in Krain fängt diese Gestaltung an und wenn je irgendwo auf der Erde ein volksthümliches Element oder eine besondere Art von Gesittung mit einem bestimmten Typus des Aussehens der Erdrinde zusammenfällt, so ist es dieses Gebilde und die südslawische oder slawisch-griechische Nationalität.

Ein wunderbares Zusammentreffen — wo im Süden der erste slawische Laut erklingt. Dort sieht man die grauen nackten Felsen und die rostfarbige hellbraune Erde. Dort erscheinen die aschfarbigen Blöcke, über das Land hin verstreut, dort die aus der Geschichte der Kämpfe in der Herzegowina bekannten Kamine und Schluchten, die röhrenförmigen Auswaschungen (serbisch: zdrjelac, auch grlo, die Kehle), dort

brechen urplötzlich Ströme von glasklarem, apfelgrünem Wasser hervor oder verschwinden in einer Unterwelt, um erst in der Entfernung von Meilen wieder zu Tage zu treten, oder tosen durch wild eingerissene Klammern, an deren Abgründen kein Strauch und kein Grashalm gedeiht, dort muß sich der Ackerbau oft in eine der zahllosen Vertiefungen, Dolinen, flüchten, wo die Bora den fruchtbaren Grund nicht forttragen kann und die wie Trichter-Einsenkungen, gleich den Vertiefungen in einem blatternarbigem Gesichte, mit den ausgestreuten Blöcken um die Wette die Oberfläche des Landes unterbrechen.

Der Boden ist so zerfressen und durchwaschen, so zerklüftet und von Rissen getrennt, daß er fast überall einem wurmförmigen Balken gleicht, ja daß das Felsengerüste sozusagen zerlegt, „skelettirt“, erscheint. Man sieht dies leicht an abgegrabenen Stellen, oder auch sogar, wenn nur der Mangel einer Pflanzendecke einen Einblick in den Zustand des Grundes ermöglicht. Die zahllosen kleinen Spalten, Röhrrchen, Höhlungen geben ein Miniaturbild des gesammten Gebietes im Großen.

Bei Generalski Stol wird der im Ganzen eintönige Charakter einer derartigen Landschaft durch den Anblick bedeutender Gebirge gehoben. Hier ragt eine einsame Säule empor, der Klef, in senkrechten Wänden bis zu einer Höhe von sechs-tausendfünfhundert Pariser Fuß. In fast gleicher Höhe erscheint als blauer Ball im Südwesten die Plisevica-Planina, so daß das Auge über solchen Schaustücken sich von den öden Rissen und Trichtern abwendet.

Biel gefeiert in den Liedern der Slawen steht der Klef da, denn die einsame Säule muß ebenso die Einbildungskraft der Menschen, wie die Wolken des Himmels anziehen. Sicherlich haben die Wolken, welche ihn fortwährend umschweben, den Glauben erzeugt, daß die weißen Wilas, die gespenstigen

Weiber, mit Vorliebe den Gipfel bewohnen. Der Jäger weiß von den Wilas nichts, doch preist er die Rehe, welche sich in einsamen Buschwerk des Berges aufhalten, um so mehr, als ihr Geschlecht in dem verwüsteten Lande sonst an vielen Orten vernichtet ist.

Für einen Maler, dem es um grelle Kontraste zu thun wäre, lieferte kein Land bunteren Stoff. Hier blenden die weißen Schafe und der in weißes Linnen gekleidete Hirt über der rothen Erde. Hier fließt in der Tiefe eines himmelsteinfarbigen Abgrundes die grüne Korana und glänzt in der Ferne der Schnee von blauer Planina auf die verlassene Buschhaide herein.

Aermlich wie das Aussehen der Felder ist das der Menschen und ihrer Wohnungen. Man sieht nur Holzhütten, und dem Reisenden, welcher sich nicht mit Vorräthen versehen hat, stehen schlimme Tage bevor. In großen Dörfern erfragt er kein Stück Brot und unter den Strohdächern giebt es für ihn kein Nachtlager. Mir ist es begegnet, daß ich, vom langen Marsche ermüdet und auf dieses oder jenes Dorf verträstet, wo sich ein Schluck Wein vorfinden sollte, dort angekommen, den Wirth abwesend fand — Niemand kaufte ihm etwas ab und so ist es wohl erklärlich, daß er für die Zeit seines Fernseins auch Niemand aufstellt, der ihm sein Geschäft besorgte. Mit einem Wort, so lästig manche Dinge auf türkischem Boden sind, so rasch wird sich der Reisende in diesen Gebieten der Militärgrenze nach den Fleischtöpfen nicht nur, sondern auch nach der Höflichkeit der Türken zurücksehnen.

Denn die Sitten und Meinungen der Menschen entsprechen hier der Wildheit des Bodens. Feindselige, finstere, stumpfsinnige Gesichter, wie etwa in einem Tscherkessendorf Bulgariens, glozen dem Fremdling entgegen, der durch ein Dorf geht. Dazu kommt die bäuerische Heimtücke. Es ist mir mehr

als einmal begegnet, daß der Nämliche, der sich mir in der Schänke mit freundlichen Worten nahte, gelegentlich ein paar Augenblicke vor die Thür hinaus ging, um einen Sereschaner holen zu lassen, der mir meine Papiere zur nachträglichen Befriedigung der eigenen Neugier abverlangen sollte.

Gleich stumpfsinnig fand ich die ersten Flüchtlinge aus Bosnien, die bereits im Dorfe Premislje sichtbar wurden. Wenn man ihnen, die lautlos auf dem Rasen gekauert saßen, ein Geldstück hinwarf, so schauten sie nicht einmal um oder aufwärts, sondern nahmen die Münze in die Hand und drehten sie hin und her, wie um zu prüfen, ob sie nicht falsch sei.

Man sah wohl, daß man sich auf einem Boden bewege, der von jeher ein Land des Fluches war. Aergere Greuel, als in den endlosen Türkenkämpfen, sind wohl nirgends verübt worden und hier ist der unabänderliche Schauplatz derselben bis in unser Jahrhundert herein gewesen. Nach den Türken begannen die Räuber hier ihr Handwerk zu treiben und es ist vielleicht schade, daß die Grenze „civilisirt“ worden ist, schade um das Standrecht, das raschere Gerechtigkeit schaffte, als die Förmlichkeiten des gewöhnlichen peinlichen Verfahrens. Noch sieht man Grabhügel neben der Straße, die als warnendes Beispiel den Biedermännern dienen, die vorübergehen und vielleicht ähnliche Anwandlungen in sich verspüren sollten, wie die „Helden“ und „Falken“, welchen die militärische Obrigkeit hier seiner Zeit ein jähes Ende bereitet.

Die Häuser schauen so armselig her, wie wohl nirgends im mittleren Europa. Sie bestehen aus einem Erdgeschoß und sind mit Stroh gedeckt. Der ungepflasterte, ungedielte Raum — es ist meist nur ein einziger unter dem Dache vorhanden — dient Menschen und Thieren zum gleichzeitigen Aufenthalt und wird für alle häuslichen Verrichtungen benützt. Draußen blühen die rothen Bohnen, über dem geflochtenen

Zaun hängt Schafwolle zum Trocknen ausgebreitet und der kleine Nasenfleck auf der rothen Erde wird vielleicht von einem zwischen zwei messerscharfen, klippigen Kalkblöcken eingekleiteten Kirschbaume beschattet.

Auf einem Marsche von vier Stunden, den ich theils auf einer überschotterten Straße, theils auf Fußwegen, die durch das Haidekraut an Hügeln sich hinauffschlängeln, und wobei ich auch einmal eine prachtvolle Brücke über die Kulpa überschritt, zurücklegte, begegnete ich nur zwei Menschen, und die waren ein Sereschaner mit blitzendem Bajonett, der einen gefesselten Mann vor sich hertrieb. Das war die richtige Staffage.

Auf der monumentalen Brücke, die etwa hundert Fuß hoch über den Spiegel der grünen Kulpa gespannt ist und sich an zwei graue Felsenränder anlehnt, ist eine ruhmredige Tafel angebracht, die, wie es das Herkommen verlangt, als Erbauer Denjenigen nennt, der am wenigsten mit der ganzen Sache zu thun gehabt und weder den Plan gemacht, noch das Geld hergegeben, noch vielleicht vom Dasein eines Flusses Kulpa etwas gewußt hat. Ein beredteres Denkmal der seinerzeitigen Regierungsweisheit finde ich im Aussehen der Menschen und ihrer Wohnungen. Hier sind „sprechende Steine“ unnöthig.

Die Straße zieht sich manchmal durch Flechtwerk, wie es um die türkischen Häuser herumsteht, bald zwischen aufgeschichteten Steinplatten hin, wie man es in den Alpen sieht. Bald taucht sie in einen Abgrund hinab, den sich die Mreschnica oder die Korana, beide gleich grasgrüne Ströme, ausgewaschen hat, um sich drüben wieder steil empor zu heben, bald folgt sie auf weite Strecken den Hebungen und Senkungen des Kalkbodens, die von den gewöhnlichen Wirkungen der Luftniederschläge hervorgebracht worden sind.

Noth sind die Wege, wie die entblößte Erde, und um so erfreulicher nehmen sich neben dieser abscheulichen Farbe, die uns immer an die Blutströme gemahnen will, die über den Boden hinfließen, die wenigen maiengrünen Saatsfelder aus, die, sorgsam umfriedet, in Höhlungen des Bodens angelegt worden sind. Wo sich eine solche Dolina, ein solches in den Kalk hinein ausgewaschenes Becken findet, dort darf man sicher sein, Weizenhalme zu sehen. Denn nur in Höhlungen ist die Ackerfrume vor den Nordost-Stürmen gesichert.

Sonst findet man Spuren des Ackerbaues vielleicht noch auf ehemaligen Wiesengründen, deren Schollen, der Einsaat von Hirse gewärtig, jetzt ungeackert daliegen.

Eine andere Unterbrechung des Bodens stellen solche Dolinen dar, in denen sich statt der Ackerfrume Regenwasser angesammelt hat. Dasselbe ist von derselben mennigrothen Farbe wie die Erde und wird in Ermangelung anderen Wassers fleißig von den Weibern aufgesucht, welche dort waschen, obwohl sich nicht begreifen läßt, wie in einer so gefärbten Flüssigkeit die Wäsche rein werden kann. Aber die Noth treibt sie dazu, denn die Mteschnica strömt in einem unzugänglichen Abgrund, und andere Wellen verlaufen sich in dem zerrissenen Boden, so daß nirgends reines Wasser oder eine Quelle angetroffen wird. Es liegt das in der Natur dieses Gebirges. Das Wasser senkt sich so weit hinab, bis es im Innern der Erde die Tiefe der Meeresoberfläche erreicht, unter welcher es dann zumeist an den Tag tritt.

So bemerkt Derjenige, welcher in der Nähe der kroatishen und dalmatinischen Küsten badet, sehr häufig ein vom Grunde aufsteigendes Gesprudel, welches ihm auch außerdem durch die plötzliche Kälte fühlbar wird, mit welcher ihn die sonst so laue Fluth umspült. Kämen diese Quellen in der Entfernung von etwa hundert Schritten auf dem Festlande hervor, so wären

sie eine Wohlthat für das kahle Land, während sie in dieser Weise nutzlos im Salzwasser verrinnen. Kleine Beispiele dieser Art haben wir auch in gewissen Gebirgen unserer Heimath, die aus den nämlichen Gesteinen bestehen.

Betrachtet man sich von Wittenwald aus den Ball des mächtigen Karwändelstockes, so sieht man nirgends über dessen Oberfläche einen Bach oder einen Wasserfall herabrauschen. Die Wasser, die sich in ihm sammeln, senken sich durch den porösen Kalk, nehmen ihren Lauf unterirdisch, bis sie unter die Oberfläche der Thalsohle gerathen und brechen aus dieser erst an ihren tiefsten Stellen, nämlich dort, wo sich bereits das fließende Wasser angesammelt hat, hervor, so daß man in den Wassern perlende Garben vom Grunde heraufsteigen sieht. Die oben erwähnten Quellen in der Nähe der Küste unter dem Meere mögen auch von zertheilten Flüssen herühren, die sich wie die Kornica, Gatschka und Bika urplötzlich in den nahen Gebirgen verlieren. Deshalb haben das Karstgebirge und seine Fortsetzungen ein großes unterirdisches Stromsystem, wie man beispielsweise in der Adelsberger Grotte sieht, ja selbst Wasserfälle kommen vor in der ewigen Nacht — Erscheinungen der seltsamsten Art, wie der Sturz der Dobra bei Ogulin.

Mit dem weißen Felsenabgrund, in den sich die Mteschnica eingewühlt hat, wüßte ich nichts treffender zu vergleichen, als das Becken des weißen Sees im Elsaß.

Als ich nach Premislje kam, gerieth ich unter einen großen Haufen von Flüchtlingen, welche mit Weibern, Kindern und Vieh sich mühsam fortschleppten. Einige Kinder waren mit Ausatz behaftet, Alle sahen jämmerlich aus. Mehrere Familienmitglieder, darunter Kinder, waren beim Uebersetzen der Unna von den Türken massakrirt worden, ihre heimathlichen Dörfer dermalen Trümmerhaufen. Sie bettelten nicht, weil

sie sich von den Sereschanern fürchteten, aber es war unmöglich, an diesen Leuten vorüber zu gehen, ohne in die Tasche zu greifen. Die Strenge des Kordons, mit welcher man sich gegen Bosnien absperrt, veranlaßte schon hier einen Sereschaner, auf das Geheiß des Bürgermeisters mich aus der Schaar der armeneligen Rajah herauszugreifen und vor den Gewaltigen zu führen. Mit groben Worten empfing ich die erste Probe kroatischer Höflichkeit, die Einleitung zu einer Reihe von Quälereien. Die Ermüdung und der hereinbrechende Abend, sowie der Mangel an jeglichem Nachtlager veranlaßten mich, hier einen Karren aufzutreiben, der mich nach dem nahen Sluin bringen sollte.

Es erschien ein Kutscher, der sich aber noch eine Viertelstunde Zeit ausbat, um sich das Blut wegzuwaschen, welches ihm in Folge einer soeben stattgefundenen Prügelei aus einer Kopfwunde über das Gesicht lief.

Nachdem dies besorgt war, ließ ich mich von dem Karren stoßweise weiter befördern. Ein seliges Dämmerlicht lag über der Erde, Maifäser schwärmten, die Korana wurde vom aufgehenden Mond in eine goldene Straße verwandelt und die Sterne nahmen immer mehr und mehr an Glanz zu, hoch über diesem elenden Stück Erde, über welches nunmehr völlig die Nacht hereinbrach.

Am nächsten Morgen frühstückte ich in einer Schänke, deren Besitzer mir als Dieb und Fehler namhaft gemacht worden war. Ich fand einen finsterblickenden Mann von entschlossenem Aeußeren, der mich mit höchstem Mißtrauen betrachtete. Sein Haus, das sich im Uebrigen von anderen Wohnstätten nicht unterschied, konnte als ein Bild der Vernachlässigung gelten. Seine Familie hockte stumpfsinnig und lautlos um ein Feuer, welches, wie allgemein üblich, dem Brauche unserer Aelpler in den Sennhütten entsprechend, mitten in der Stube auf dem

unbedeckten Erdboden brannte. Darunter befand sich ein halbnacktes Mädchen von zigeunerhafter Schönheit, dem ein metallener Talisman auf der bronzefarbenen Brust hing. Am Feuer kochte ein Topf mit Milch, dem Mittagsmahl. Zum Besitze eines Deckels über den Topf hatte man es nicht gebracht. Dieser wurde durch einen flachen Stein ersetzt, der aber nicht völlig zureichte und deshalb durch einen Zweig, den man von einem Rande des Hafens zum anderen gelegt hatte, vor dem Hineinfallen in die Milch bewahrt wurde. Ueber dem Feuer war im Dachboden allerlei Gebälk, auf welchem Hühner saßen. Eines derselben ließ ein Andenken mitten in meinen Wein hineinfallen. Nachdem ich die Schale weggestellt hatte, wurde sie vom Wirth, unbekümmert sammt der von oben gelieferten Beimischung, ausgetrunken. Gefragt, gesprochen wurde kein Wort. Die Blicke hafteten bald auf mir, bald auf einer Henne, die viele Küchlein hinter sich hatte, deshalb kampfesmuthig war und jede der eindringenden Hennen, die um die von mir hingeworfenen Brofsamen aufzupicken in die Stube kamen, mit lautem Gegacler hinausjagte.

Ohne ein Wort des Grußes entließ mich der Hausvater. Wer damals geahnt hätte, daß dies der letzte Tag seines Lebens sein und ich ihn nach wenigen Stunden als Leiche wiedersehen sollte!

In drückender Hitze ging ich weiter. Ich dachte an die vergangene Nacht und an die Kühlung, die aus dem tiefen Schlunde der Korana, in deren Wellen das Mondlicht blitzte, heraufgeweht hatte, und an den Gesang der Nachtigallen, die sich im Walde ergöhten.

Damals war die Plisovica-Planina wie ein ferner, aus Gold und Veilchenblau zusammengesetzter Wall in Verklärung unter dem seligen Himmel gestanden, jetzt erhob sie sich nahe, ich erkannte ihre Felsen und die Bäume — Alles brütend in Hitze.

Am Abend kam ein grauenhaftes Gewitter. Der Weg führte mich an der nämlichen Schänke vorüber, in der ich Morgens gewesen war. Der Fluthregen nöthigte mich abermals einzutreten. Als ich in den inneren Raum gelangte, fand ich denselben gefüllt mit Menschen, welche vor der Wuth des Wetters hier Zuflucht gesucht hatten. Da die meisten derselben schon mit durchnästen Gewändern sich eingestellt hatten, so vermochte man kaum zu athmen in der dunstigen Luft. Licht gab es kein anderes, als den schwachen Schein, der von dem unstäten Flackern eines Holzstückchens im Aschenloch ausging, und der nicht einmal hinreichte, um die Anzahl der dichtgedrängten Menschen zu überschauen.

Plötzlich entstand mitten im Dunkeln, im Gedränge dieses Knäuels, ein Jammergeschrei. Niemand wußte zuerst, was es zu bedeuten habe. Endlich machten Ausrufe von Leuten, die unter der Thür standen, von welcher her manchmal der Blitz für einen Augenblick seinen gelbgrünen Glanz in die übelriechende Höhle ausgoß, den Grund des Geheules klar.

Es war soeben die Kunde eingelaufen, daß der früher geschilderte Wirth unweit des Hauses in einem Bache ertrunken sei, der sich während des Wolkenbruches urplötzlich gebildet hatte. Im Augenblick, hieß es, werde die Leiche nach dem Hause geschafft werden.

Bei der Dunkelheit, welche durch das Flackern des winzigen Feuers und durch das zeitweilige Aufflammen der Blitze noch unheimlicher wirkte, bei den seltsamen Schreien, die aus den Kehlen der Betrunknen hervorgingen, und bei meinem eigenen Zustande fehlte gerade noch dieser Zwischenfall, um die ganze Umgebung wie ein Stück vom Reiche des Teufels erscheinen zu lassen. Ich hielt es deshalb nicht mehr länger aus, sondern befahl dem Karrenführer, trotz des noch ungebändigten Tobens des Gewitters, die Reise alsbald fortzusetzen.

Die Nachricht, welche das Jammergeheul der Weiber hervorgerufen hatte, war keine falsche gewesen, denn wir hatten uns noch keine hundert Schritte von diesem Hause des Elendes entfernt, als wir in der Finsterniß dicht neben uns Stimmen hörten. In diesem Augenblicke erhellte ein langanhaltender Blitz die Gegend und ich sah inmitten mehrerer Menschen das bleiche Gesicht des Leichnams, der auf zwei Balken fortgeschleppt wurde. Es war wie eine Vision — denn sofort umgab uns wieder die Nacht, die Stimmen entfernten sich, der kalte Wind aber trug uns das Klagegeschrei aus dem Hause nach. Selbst durch die Körper der stumpfsinnigen Begleiter ging es wie ein Schütteln und sie tauschten einige Worte aus, welche von ihrem Entsetzen über alle diese Dinge zeugten.

Die Klammern der Narenta.

Als ich im schönen Spätsommer 1879 in einer gastlichen Stätte des Kärntner Landes saß, sagte ein Hauptmann zu seinen Freunden: „Der Herr da drüben — nun, den habe ich vor ein paar Monaten in einem sauberen Zustande gesehen. Eine Viertelstunde später, wenn er zu uns kommt, sitzt er unter den Mördern im Läufe-Thurm.“

Der Mann war ich und der Thurm, oder das „Kammerl“, wie der Offizier später sagte, ist ein Kerker zu Konjica an der Narenta. Denn als ich trotz des Regengusses dortselbst mir die wüste Tscharschija (Bazar), die feste Brücke, den Konak und andere Bauwerke jenes gottverlassenen herzegowinischen Nestes betrachtete, erregte ich die Aufmerksamkeit und den Verdacht des Bürgermeisters, eines Türken. Derselbe verstand zwar in gar keiner Sprache, auch in der eigenen nicht, zu

lesen und zu schreiben, war aber sehr gesinnungstüchtig und deshalb vom Herrn Statthalter in dieser seiner Würde mit einem Gehalt von mehreren hundert Gulden bestallt worden. Dafür thut er sein Möglichstes — es war ihm sofort klar, daß ich einer jener serbischen Aussendinge sei, welche durch Geld und Worte die Bevölkerung aufzuwiegeln und sie zur Widerspenstigkeit zu reizen, umherwandern. Wunderlicher Weise schickte aber der Mudir nicht alsbald seine Zaptiehs, um mich in Banden zu schlagen, sondern wartete die Nachtzeit ab. Als diese gekommen war und ich in einer elenden Hütte dortselbst, mit Nestroy zu sprechen, so durstig war, daß ich vor Hunger nicht wußte, wo ich über Nacht bleiben konnte, erschienen zwei dieser Männer der Sicherheit in türkischer Uniform, mit schwarzgelben Armbinden, stellten sich Gewehr bei Fuß vor den Fremdling und sagten: „Passus!“ Aus den Papieren wurden sie nicht klug und so war ich ihr Gefangener. Da nahm sich ein dalmatinischer Polizeikommissär (Allah verlängere seinen Schatten und kühle seine Ruhestätte!) des Bedrängten an und nahm mich mitsammt den schweigsamen Wächtern fort. „Vielleicht wacht der Herr Obristlieutenant noch!“ hieß die hoffnungsreiche Parole.

Jetzt ging es wieder über die Narentabrücke, unter welcher der angeschwollene Strom heulte, unter Fluthregen, durch Tümpel, in orientalischer Finsterniß und herzegowinischem Roth weit fort durch die stummen Gassen. Die Laterna Magica meiner Einbildungskraft zeigte mir bereits so etwas wie den Läuse-Thurm. Wer sich von derlei anfechten läßt, darf nicht in das Land der Lorbeern gehen, wo der Krieg kaum beendet war, wo es Raub und Mord hinlänglich gab und eine Reise fast nur eine Reihe außerordentlicher Behelligungen darstellte.

Jetzt war ein Mauerwerk erreicht, zu welchem man auf einer Art von Hühnerleiter emporstieg. Die Zaptiehs behielten mich

unten und ich sah ihre nassen Bajonette in dem schwachen Lichtschimmer glänzen, der aus einer Oeffnung des oberen Stockwerkes hervordrang. Der dalmatinische Herr war hinaufgestiegen, mich zu melden. Bald wurde ich hinauf gerufen. In der That war noch eine Gesellschaft von Offizieren da versammelt, unter denen der Herr Obristlieutenant sich befand. Nun war die Noth überstanden, die Herren bedauerten, mich nicht mehr bewirthen zu können, und die Zaptiehs wurden slawisch bedeutet, mich ungeschoren zu lassen.

Nun watete ich zurück und am Ende fand ich Nachtruhe im ersten Stock des Konak, wo ich mich in eine Decke, die ich mitschleppte, einrollte und auf den schmalen rothbeschlagenen Divan hinlegte, der um alle vier Wände des Gemachs herumläuft. Wie meist bei Staatsgebäuden, bestehen diese Wände des einstigen Staatszimmers aus Fensterscheiben. Einige davon konnte ich zurückschieben. Zwischen den Rissen des Divans steckten noch die Cigarrettenpapiere und Tabaküberreste, welche die verschwundenen Würdenträger der hohen Pforte zurückgelassen hatten. Unten hausten die Soldaten und die ganze Nacht über vernahm ich den Hufschlag der Patrouille und die Rufe der Schildwachen. Aber der Tag endete mit unverhofftem Reisegluck. So gut war ich schier nirgends geborgen, als in diesem Konak.

Am nächsten Morgen Fluthregen. Die Marenta war abermals gestiegen. Alte wie neue Straßen mußten jetzt Sümpfe sein. Im Freien sich etwas zu skizziren oder aufzuschreiben war unmöglich. Gleichwohl schämte ich mich, mich vom Wetter in dieses abscheuliche Konjica einbannen zu lassen. Denn ich hatte am vergangenen Tage einen armen alten Italiener getroffen, der Allem dem zum Trotz zu Fuß nach den Gebirgen von Mostar ging, wo er eine Goldader vermuthete. Es war ein heruntergekommener Adliger, dessen Kopf einzig von jenen

Träumen ausgefüllt war. Was dieser Mann vermochte, das mußte ich auch vermögen. Also schritt ich von dannen, obwohl ich, von Regen, Nebel und Sturm behindert, nicht einen halben Kilometer vor mich hinschauen konnte.

Dieses unbeschreibliche Wetter und die Greuel jenes Weges verschulden es, wenn die Darstellung des Ganges von hier bis in die Gegend von Mostar nicht so eingreifend ausfällt, wenn sie nicht so viele Einzelheiten enthält, wie die übrigen, vorhergehenden und nachfolgenden Abtheilungen dieser Wanderschaft. Eine Darstellung gewinnt Leben nur durch das Einzelne — weil dieses gerade das ist, was die Einbildungskraft nicht erfinden kann. Darum muß man, wie ich es immer thue, Skizzenbuch und Bleistift stets in der Rocktasche mit sich herumtragen und in Schlagwörtern während des Gehens sich die Erscheinungen im Großen oder Kleinen festhalten. Denn dem Gedächtniß und der Entfernung ist nicht zu trauen. Auf diese Weise erhält die Darstellung den durch keine Anstrengung anderer Kräfte zu erreichenden überzeugenden Reiz des Zusammenstimmenden, und Vieles, was man der Begabung des Verfassers zuschreibt, ist auf dessen Fleiß zurückzuführen. Was soll aber geschehen, wenn das Buch, obwohl in der innersten Tasche verwahrt, halb zu Papierbrei wird, Luft und Erde mit Wasser ein einziges Element geworden zu sein scheinen. Ich hatte mir einen fast armsdicken Stock, einen bosnischen Haselnußstamm, zu verschaffen gewußt. Diesen wegzuworfen, war ich hier mehrmals in Versuchung. Denn nach wenigen Schritten war er immer wieder, so oft er auch an Felsstücken des Schotterers gesäubert wurde, mit einigen Kilos anhänglichen Rothes umklebt, die ich weiter zu schleppen Mühe hatte. Doch diente er gut als Stange zum Uebersetzen kleiner Lachen und Löcher. Nicht einmal in den zahlreichen Holzhütten, die neben dem neuen Straßenbau stehen, konnte der Zitternde schreiben. Denn

dort war um die Feuer herum im Kothe nirgends ein Platz. Dort lagerten, von ihrer Arbeit durch Fluthen vertrieben, Menschen aller Völker Europas — Bilder des Stumpfsinns, der Armuth, der Begehrlichkeit, vielleicht auch des Verbrechenens.

Die Getränke, die man dort feilbot, waren unerhört. Mit Bewunderung müßten so viele unserer heimischen „Industriellen“, die uns Quassia, Glycerin, Atropin, Weidenrinden für Bier und die wundersamsten organischen Säuren und „-ide“ als Wein verkaufen, zu der Geschäftsgewandtheit ihrer Berufsgenossen dort unten emporschauen.

Unter den Leuten, die in den Hütten neben den breiten, aus Roth und Stein aufgehäuften Dämmen, denen man eine Zukunft als „Straßen“ vorher sagte, herumlagen, befanden sich Viele aus dem Küstenlande von Fiume, Porto Rê, Buccari, Zengg und Carlopago, mit Kind und Regel — Bilder des bemitleidenswertheften Nomadenthums. Im Uebrigen sind die Angehörigen für den Kampf ums Dasein im südöstlichen Europa nach einer Richtung hin gut ausgestattet. Die meisten Fiumaner u. s. w. sind dreisprachig — deutsch, italienisch und slawisch läuft ihnen von der Zunge. Das hilft ihnen an manchem Orte und eben deshalb begegnete man ihnen damals überall zwischen Save und Drina.

Oft war wegen groben Schotter, Löchern, Abschwenmungen, Roth-Ueberlagerungen auf der Straße gar nicht mehr weiter zu kommen. Alsdann folgte man der Spur der Wagengeleise, die neben ihr her durch Wiesen oder festere Schlamm-Anhäufungen führen. Allerdings kommt es dabei mitunter zum Waten durch kleinere Teiche. Aber der Schwimmende fürchtet sich vor dem Regen nicht.

So mochte ich etwa fünfzehn Kilometer weit gekommen sein, als der Straßenzug, das Narentathal verlassend, in eine Gebirgsschlucht einmündete. Ihre Rämme erschienen wegen

der auf halber Höhe schwimmenden Nebelfetzen und Wolken mehr über die Thalsohle erhaben, als sie es offenbar waren. Ich schätze die Höhe auf etwas über dreitausend Fuß. Dieser Gebirgszug wird überschritten, um die sehr bedeutende Ausbiegung der Marenta gegen Westen abzuschneiden.

Mag man nun ein Bergfreund sein oder nicht, so scheint es gewiß Jedem, daß er mit dem Eintritt in solche Engen eine andere Welt erreicht hat. Die Straße, welche in großartiger Windung zur Höhe ansteigt, verliert, eben ihrer Steigung wegen, sofort die Eigenschaften des Rothwalles. Man fühlt festen Boden unter sich, Buchen in endloser Wald-Ansammlung hauchen ihren Maienduft aus und zwischen ihren Wipfeln zuckt der weißliche Rauch der Wasserfälle. Freudvolle Ahnung nahender Größe prickelt in den Nerven — die überstandenen Schwierigkeiten sind vergessen.

Wenngleich die Regenfluth noch immer niederfiel und der Wanderer Wasserstaub einathmete, so wurde der Gang doch zum Vergnügen, indem dieser allgemach über die Tiefen hob. Weiter oben hinderte der Regen nicht mehr so viel an Ausblicken über die Wälle der Marenta-Thäler. Wolken zogen schneeweiß, der Himmel war grau, und stahlblau dunkelten jene Wälle, nah oder fern, hindurch.

Jetzt kam ein Höhenpunkt des Ganges vom Fels zum Meer, nicht nur in der Natur des betretenen Grundes, sondern in Erkenntniß und Behagen des Wanderers. Das Joch war erreicht. Südwärts brandeten die Nebel in der Tiefe, hoch aber und wild, herzerhebend ragten die namenlosen Felsköpfe auf, die Heimath der Abler und Räuber. Wie der Dürstende am Quell lange Züge macht, so öffneten sich hier die Lungen dem „Joch-Rauch“, jener unbeschreiblichen Luft, deren Genuß allein die Menschen hinauslocken sollte auf die Höhen der Alpen.

Neben der Jochhöhe stand eine aus Stroh, Prügeln und Steinen aufgehäufte Hütte. Dort brannte Feuer. Ich ließ mich aber, obwohl regengebädert, lieber in den Wellen der Höhenlüfte nieder. Man reichte schwarzen dalmatinischen Wein heraus. Alsdann erlaubte ich mir im Angesicht der auf den Wolken schwimmenden dunklen Hochgipfel, in deren Höhlen Dreznica und Jasonica, die mächtigen Quellen, als helle Karstströme geboren wurden, einige Tyrismen vor mich hinzusagen: „Ich rufe, von den Wolken des Berglandes umgeben, seinen Höhen und Tiefen ein „Slawa!“ zu. Mag es unter den Fahnen des Kaisers zu anderem Leben erwachen! Unsere Wanderer werden einst seine Gipfel betreten und die Nacht seiner Unterwelt, ein neues Krain, den Fackeln erschließen. Es lebe Herzegowina, das farbenbunte, das ärmste und seltsamste Land, welches die Eisensaust der deutschen Ostmark unter die Bollwerke westlicher Gesittung sich hereingekämpft hat.“

Unter dem Eichen- und Buchengestrüpp, ganz nahe am Joch, gedeiht noch der Rebstock — ein Wachsthum, welches in einem Lande nicht auffallen kann, dessen Niederungen noch hier und dort das Reifen der Baumwollenstaude gestatten. Im Norden ist es eine gewaltige Schlangenlinie, in welcher die Straße den Berg ansteigt, hier im Süden sind es viele kürzere. Sie alle wurden durch Geröll und Gestrüpp hindurch abgekürzt. Das Thal blieb von Nebeln verdeckt und ich schien einem weißen See entgegen abwärts zu springen.

Endlich — da rauscht sie, die wiedergefundene Narenta! Noch um den vorspringenden Fuß eines Berges — dann wird sie überschritten und da sind die großen Barackenlager von Jablonica — wie gewöhnlich von metertiefen Schlammisuppen vertheidigt. Ein Kilometer durch solche Ansiedlung erzeugte mehr Mühe und kostete mehr Zeit, als vier Kilometer der Bergwege.

Bis jetzt glaubte ich nicht, daß eine Zunahme solchen Regens denkbar sei. Raum hatte ich jedoch Jablonica hinter mir, da konnte man sich der Phantasie hingeben, daß es den Wassern des Himmels gelingen würde, das ganze Bergland vor den Augen der Menschen ins Meer hinabzuschwemmen.

Von Jablonica an hatten die Türken auf dem rechten Ufer des Stromes einen jener Saumwege längs der steilen Kalkwände hin angelegt, welche unseren Malern und Zeichnern die Vorlagen für so viele herzegowinische Skizzen waren. Man sieht auf schwindeligem Pfad zur Linken den Abgrund, zur Rechten Karstplatten, an denen sich keine Hand halten kann, einen bewaffneten Mann, der ein zögerndes Maulthier führt — in der Tiefe einen Raubvogel, hoch oben vielleicht das in die Luft hinaus hängende Wurzelwerk eines in die Felsenriße sich einklammernden Baumes. So schaut's in den Duga-Pässen, so in den Zugängen von Pljevlje aus. Oesterreich hat sich seine Straße zumeist auf dem linken Ufer angelegt und in jenen Wandertagen waren eben Hunderte und Hunderte von Menschen damit beschäftigt, den Abfall der Felsen zugänglich zu machen.

Tremendae fances — in ganz Europa giebt es keine Klamm, die sich mit der zwischen Jablonica und Senica vergleichen läßt. Das ist ein stundenlanger Korridor, den sich die Narenta tief in den Karst hinein gerissen hat. Nur der Fluß ist Thalsohle, alles Uebrige sind Wände. Die Kühnheit des Menschen hat aber den Felsen noch Raum für die Straße, die an ihnen auf und ab steigt, weggenommen.

Wie durch Nebelschleier hindurch erscheint mir die Erinnerung an jenen durchtosten Engpaß. Es war ein Festtag. Viele Menschen hatten gelbe Primeln an ihren durchweichten Turbanen befestigt. In die Holzhütten der Arbeiter, wenn sie nicht über der Straße an Halden hingen, floß Wasser ein —

hier und da stürzt ein Bach, der noch smaragdgrün ist, weil er eben als Quelle den Höhlen des Kalkes entstürzt, schaumbedeckt jäh ab in die trübe Narenta, noch weithin mit seiner Flaschenfarbe in ihren Wellen sichtbar. Wie da Pferde auf einem Pfad, der erst eine Ahnung der zukünftigen Straße giebt, sich mit den Hufen auf den nassen, glasglatten, steilgeneigten Platten sich verzweifelnd anhalten — als wüßten sie, daß ein Ausgleiten sie dreihundert Fuß hinab und auf Nimmerwiedersehen in den Strom wirft, der ihrer schon Hunderte fortgetragen hat! Dann die frierenden Menschen, von deren Kleidern es abtriefet, deren Schuhe weich wie Peluche geworden sind und die dennoch die Hoffnung auf kärglichen Gewinn, auf das tägliche Brot, zwischen dem groben Gestein, im zerwaschenen Boden neben ihrem Fäßchen festhält, aus dem sie Vorübergehenden Wein verkaufen. Nicht an einem Einzigen ging ich vorüber, der mich nicht gefragt hätte, ob ich vielleicht einen besseren Standplatz wüßte — Alle auf italienisch. *E una vita da cane, Signore!* Ja, ja, wenn ich nur wüßte, wo diese in den Engpässen, im menschenleeren Graus der Narenta-Felsen, schliefen.

Ich habe es nie erfahren. Einmal winkte auch mir die Hoffnung, etwas Brot, gesalzenes Fleisch und Käse zu kaufen — denn da war ein Magazin volllauf mit solchem angefüllt. Aber Enttäuschung — ich war kein Straßenarbeiter, ich hatte keine Blechmarke, ich hatte nur Geld — man gab mir nichts.

Senica, eine Ansammlung von Baracken, liegt in einer Ausweitung des Desilés. Als bald aber, beim Einfluß der Dreznica, beginnt es von Neuem, sich einzuengen.

Wenn einmal die Straße durch diese Klammern fertig ist, dann wird man sie den gewaltigsten Bauten des Erdtheiles zuzählen. Was Oesterreichs Heer und Wissen, Hingebung und Entsjagung da geleistet, übertrifft aber unsäglich weit die

Verdienste Derjenigen, welche die Einöden des Stilfser-Joches oder des Simplon für Roß und Rad geebnet haben. Denn dort befand man sich nur ein paar Wegstunden von allen Hilfsmitteln der Gesittung entfernt, hier aber ist — Herzegovina. So sei mit diesen Zeilen an die Schaar namenloser Tapferer erinnert. Die Geschichte dieser blutgetränkten Länder hat uns das Andenken so vieler Scheusale überliefert — von den Erbauern dieses Denkmals, denen eine wichtigere Rolle zufällt, als tausend Gefechten, werden Wenige sprechen.

Im zweiten Theile der Klammern, dem zwischen Senica und der ebenen, eintönigen Thalweitung von Mostar, sind einzige Schaustücke. Da vernimmt der Wanderer auf einmal Donner, lauter als das Dröhnen des Stromes. Zugleich bemerkt er unter, in ihm eine Wolke von Wasserstaub hoch aufsteigen und sich ausbreiten. Das ist etwas, was ich einen horizontalen Wasserfall nennen will. Getreu der Eigenschaft des Karstes, die Wasser unterirdisch zu sammeln, lassen auch diese Gebirge ihre Quellen nicht eher frei, als bis sie sich in unbekanntem Höhlungen zum Flusse gesammelt, als welcher sie sodann, kaum eine Klafter vom Strome entfernt, in den sie münden, mit tosender Gewalt ausbrechen. Sie schießen so freihheitbegierig aus der Klüftung, daß sie am Felsblock im Strom, der sich ihnen entgegenstellt, sich hoch aufbäumen und alsbald einen Theil ihrer eigenen Fluth in aufsteigenden Regen verwandeln. So etwas erfüllt den Wanderer mit Erstaunen und wunderbarlich angeregt setzt er den öden Weg fort.

An anderen Stellen kaffen in den steilen Wänden des Strombettes langgedehnte Höhlen. Das Auge vermag nicht abzumessen, wie ein menschlicher Fuß, sei es von oben, sei es von unten, den Boden dieser Höhlen zu erreichen vermag.

Und doch dringt blauer Rauch aus ihnen hervor. Es ist keine Täuschung — das Fernrohr belehrt den vor Verwunde-

zung festgewurzelt, daß Menschen am Rand stehen und in den Strom hinabschauen — Kinder und Ziegen (eine Hand breit trennt sie vom Wasserabgrund) laufen herum und im Hintergrunde brennen Feuer. Solches Troglodyten-Wesen möchte — freilich ohne Abgründe — sonst nur noch in den Wüsten von Alt-Castilien zu sehen sein. Ohne Anstrengung der Einbildungskraft kann man sich vorstellen, daß auf dem Boden solcher Schlüfte, feris latebrae, auch Mancher sein Nachtlager sucht, der es einst auf weichen Rissen und von lieben Kindern beglückwünscht gefunden hat. Davon wüßten die Mysterien der Straßenarbeiter zu erzählen.

Vom Ende der Engpässe, vom weiten Gefilde Mostars, auf dem kahle Kalkberge aufstehen, ist wenig zu erzählen und über die Stadt selbst ist so viel geschrieben worden, daß ich den Leser alsbald wieder in die Wildniß der Herzegowina hinausführe.

Eines Morgens schritt ich die Hauptstraße von Mostar entlang, um zum Meere zu pilgern. An einer hölzernen Tafel sah ich, daß ich von Serajewo bis dahin hundertdreißig und dreißig Kilometer zurückgelegt hatte.

Der Himmel hatte endlich wieder einmal ein Ansehen gewonnen, daß man an das Dasein einer Sonne glauben konnte. Die Regensluthen hatten aufgehört und eine nachdenkliche, schwüle Stimmung lag allenthalben, die zum Wesen und den Schicksalen dieses Landes die nämliche Beleuchtung beistellte, welche ihr in Schwingungen des Tones die wehmüthigen Lieder seiner Hirten geben.

Rings um Mostar ist baumlose, wenig fruchtbare Ebene. Im Norden sieht man die hohen Berge jener Engpässe, die eben durchwandert worden sind, im Süden ferne Hügel. Der Grund ist mit Steinen besäet, hier und dort von Ginster und Stachelgewächs bedeckt. Schafhirten, in Felle gekleidet, durch-

wandern ihn. Viele trübe Tümpel, Ueberreste der Regentage, unterbrachen die Fläche.

Wenn man gegen Süden geht, so erblickt man, sich umwendend, Mostar noch aus einer Entfernung von sechs Kilometern — sowie man auch Serajewo schon von Blazuj aus wahrnimmt. Seine dunkeln Berge machten damals am Gesichtskreise eine seltsame Farbenwirkung, verglichen mit dem helleren West und Süd. Oft ziehen sich Steige von der schlechten Straße ab und durchkreuzen die kargen Felder.

So weitet sich das Feld aus, umgeben von „verkarsteten“ (man verzeihe das Wort) Hügeln, im Angesicht der östlichen Höhen, der Hochfläche von Nevesinje, des Nevesinsko Polje, der Heimath unbändiger „Helden“. Zuletzt, bei Buna, zehn Kilometer von Mostar, erscheint sie rundlich, wie ein Kreis geschlossen.

Doch hier angelangt, thut sich eine Episode auf, wie im Don Quijote, als der fahrende Ritter zur Hochzeit des Camacho kam. Und dieser gebührt der Anfang eines neuen Kapitels.

Se homo dobro unterhaltovat, wir werden uns gut unterhalten, sagen die Krainer.

An der unteren Narenta.

Auf dem Gefilde von Buna, wo von Nordwest her die Jasenica, von Nordost die Buna, flaschengrüne, glasklare Karstflüsse, die in geringer Entfernung urplötzlich mächtig aus Kalkhöhlen hervorbrechen, sich mit der Narenta vereinigen, erging es dem Wanderer, wie gesagt, in der That gleich dem Don Quijote, als er nach mühevollen Tagen zur Hochzeit des Camacho eingeladen wurde.

Ein weißköpfiger Geier — die Slawen nennen ihn plesec,

den „fahlen“ — der sich an einem Pferdegerippe gütlich that, hatte ursprünglich wenig Gutes verheissen zu wollen geschienen. Als bald aber tauchte Moschee und Lusthaus des Ali Pascha auf. Hier hatten die „Neunzehner“ Jäger sich einquartiert, und den freundlichen Worten ihres Befehlshabers, die auf die soeben zu erwartende Mahlzeit hinwiesen, vermochte ich keinen Widerstand entgegen zu setzen. Da saßen wir im bunt bemalten Harem des verschwundenen Würdenträgers, der hier mit seinen Weibern Sommerfrische zu halten pflegte. Die Mahlzeit, als deren Krone sich ein junges Böckchen, jarac, erwies, erschien dem Ausgehungerten als Arznei, Suppe und dalmatinischer Wein wirkten als Roborans und Tonicum.

Die rührigen Offiziere dieser tapferen Soldaten hatten sich vor dem Hause am Gestade der Buna, wo einst die Bäder des Pascha waren, einen Garten angelegt. In einer Luft, die dem Wachsthum der Feigen und des Delbaumes, des Granatbaumes, der Tamarinde und Baumwollenstaude nicht ungünstig ist, kann man dem Gedeihen ihrer Pflanzungen Gutes voraussagen. Nicht mindere Aufmerksamkeit widmeten sie dem Jagdgebiet. Sie hatten allerlei Beute an Reihern und Schwarzkopfmöven, an Rohrhühnern und anderem Wildgeflügel aufzuweisen. Denn hier befinden wir uns bereits in der Nähe des „Vogel-Eldorados“ der Narenta-Mündung, dem ausgehntesten Vogel-Stellbildein von ganz Europa. Gern hätte ich noch in der Schlucht der Buna ein mohammedanisches Heiligthum besucht — aber die drängende Zeit verhinderte es. So schied ich dankbar von den Männern, die binnen kurzer Frist sich eine erstaunliche Kenntniß des herzegowinischen Karstlandes angeeignet hatten.

Denke sich Einer darüber was immer — wer es erfahren hat, der begreift es — nach der am gastfreundlichen Tische der „Neunzehner“ zugebrachten Stunde war die graue Stim-

mung dieser Karstlandschaft einer anderen gewichen. Wohl waren noch immer zumeist nur kahle Böden zu sehen, mit Wacholdergestrüpp bedeckte Erdwellen, an denen, wie auf Düning des Meeres, die gelben Pfade gleich Kriechthieren zu schwimmen schienen; wohl unterbrach nur hier und da ein Leichenstein im Gestrüpp oder ein ummauerter Ziehbrunnen die Einöde, dennoch aber hatte Alles an Wirkung zugenommen. Nachdem man sich sechzehn Kilometer von Mostar entfernt hat, erblickt man, sich gegen Norden wendend, am äußersten Rande der Ebene nochmals die Stadt. Jetzt ist dort bis gegen Metcovitsch hinab eine Eisenbahn angelegt. Damals aber war es eine öde, scheinbar allem Weltverkehre entrückte Landschaft.

Das Sonnenlicht brachte auf der bleichen Umwallung der Fläche wunderliche Glanzinseln und Schattenstreifen hervor, die mir vorher nicht in die Augen gefallen waren. Mit der zunehmenden Ernährung des Gehirns gewann die Welt an Farben.

So geschah es, daß mancherlei Umgebung und Staffage, die sonst wenig Aufmerksamkeit erregte, in die Landschaft bedeutsame Züge einzeichnete. Auf erhöhten Kalkschichten die einsamen Wachthäuser, Karaule; das Geheul von Hirten, hinter irgend einem scharfkantigen Block hervor, und die Bewegung ihrer gelben und braunen, grunzenden, dickborstigen Schützlinge durch die Wellenthäler des Süßwasserfalkes; dann und wann eine graue, über den Boden hingestreckte Baumleiche, mit den ausgebogenen Zweigen einer ungeheuerlichen Schnürbrust zu vergleichen: alles dies in buntbeleuchteter Wüste, unter hellblauen Wolfenschatten, die über die nackten Berge hinirrten, das ist nicht des Malers Pinsel erreichbar, aber als Bild bleibt es fest erworben im Gedächtniß des Wanderers.

Man kommt an Pieski- und Pasic-Han vorüber und erreicht Domanovic, wo sich das „Posthaus“ befindet. Hier ist es Zeit, etwas zu rasten und Menschen zu betrachten.

Das Gasthaus besteht aus einer Holzbaracke, die durch ein schwarzes Theertuch geschützt wird. Dieses Theertuch würde in der heißen Sonne üble Gerüche von sich geben, wenn dieselben nicht durch die Sticlust, welche von der ringsum ausgebreiteten Jauche ausgehen, übertäubt würden. Nur durch eine greuliche Lacke, in deren zähen Inhalt der Fuß tief einsinkt, gelangt man zu dieser Gaststätte.

In ihr waltet eine Wirthin, deren Vergangenheit sich in Zügen und Geberden kund thut. Maulthiertreiber, welche Getreide vom Meer nach Bosnien bringen, verlaufenes Gesindel, Weiber zechen. Hier schenkt ein wälscher Arbeiter, den Hut, dessen Löcher mit gelben Leberlappen zugestickt sind, tief in das Genick hinabgedrückt, einem müden Soldaten den Ueberrest seiner Mahlzeit — rothe Bohnenkerne in Essig. Dort sucht ein betrunkenen Fuhrmann, dessen nackte Füße dichter, verhärteter Roth umhüllt, daß die Behen so wenig gesehen werden, als unter einem Schuh, hinter dem Herd unter den Dirnen eine Eroberung zu machen. Ringsherum aber, im Gestrüpp und zwischen den Karstriffen der sonnigen Fläche, singen zahllose Amseln.

Jenseits Domanovic, von öder Fläche aus, erblickt man im Südwesten die Berge, welche dort den Grenzwall zwischen der Hochebene von Bjubuski und Dalmatien bilden. Gern begrüßt sie der Wanderer — weiß er doch, daß man von ihnen aus auf das Meer hinabschaut, auf die Gestade von Curzola, Lesina und Sabbioncello, und daß es die blaue Straße zur Heimath ist, über welche dort die Dampfsäulen österreichischer Schiffe hinziehen.

Hier, gegenüber von Pocitelj, das hoch über steilen Wänden einer neuen Narenta-Klamm aufgebaut ist, gelang es dem Ermüdeten, einen Karren zu finden. Er hoffte auf ihm, wenn auch auf steinigere Straße zerstoßen, doch ohne weitere An-

strenge nach Metcovitsch zu gelangen. Aber das Schicksal beschloß anders.

Neben der Straße lagen zwei bleiche, fieberkranke, zitternde Soldaten des Regiments Weklar nebst einem gesunden Unteroffizier, der sie ins Spital nach Metcovitsch zu bringen hatte. Sie sollten auf der Straße warten, bis irgend ein Fuhrwerk käme, dessen sie sich ohne Weiteres bemächtigen mußten. Dem meinigen, das ich gemiethet hatte, konnten sie nicht an — ich war kein Bosniak oder Herzegowiner. Nun jammerten sie, daß sie wohl noch viele Stunden, bis in die Nacht hinein vergeblich hier warten müßten. Samariterdienst erschien hier angezeigt, denn die Zähne schlotterten ihnen im Fieber. So verließ ich denn den Karren und half jene hineinheben. Das wurde zur Veranlassung mißlicher Abenteuer.

Anfangs ging es noch erträglich. Wir kamen, die Fußgänger nicht langsamer, als der vor ihnen herstolpernde Karren, durch Jasovic (Fliegenschaaaren, abscheuliches Brot, nur Aal, kein Fleisch) hoch über den gewaltigen Schlünden der Narenta allmählich abwärts gegen die Einmündung der Bregava hin, wo die Sumpfbildung beginnt. Ueber den letzteren Fluß führt eine sehr steile, steinerne hochgewölbte Brücke, der Ueberlieferung nach römisches Bauwerk. Unter ihr drängt sich der grüne Karststrom, hell wie eine Quelle, ungestüm der Narenta entgegen. Aber leider stand, der Ueberschwemmungen wegen, die Brücke mitten im gurgelnden, reißenden Wasser. Wollten wir die Kranken nicht in dieses werfen, so mußten wir bis nahe an die Schultern hinan durch dieses hindurchwaten. Es ging — aber schlecht.

Die anbrechende Dämmerung stellte hierzu eine dämonische Beleuchtung. Tiefgolden spiegelte sich das Abendgewölk in den Wassern um uns, und das Alpenglühen der nackten Kalkberge schien, wie eine bessere Botschaft für diese armselige Welt,

aus ihnen wieder. Zudem waren der Fuhrmann, der Unteroffizier und ich mit den Waffen und dem Rüstzeug der Kranken beladen, das alles auf dem winzigen Karren keinen Platz hatte. Das nämliche Spiel wiederholte sich in der Nacht noch fünfmal. Später war es das Gefunkel der Sterne, das aus den Furten durch die überschwemmten Pfade, deren Steine uns manchmal unter den Füßen entweichen wollten, zurückglänzte.

Die Myriaden von Fröschen, deren Wohnstätten wir so halb durchwateten, halb durchschwammen, begleiteten uns mit wenig aufmunterndem Geschrei.

Spät nach Mitternacht erreichten wir Metcovitsch, damals ein fieberiges kothiges Nest. Ich will den Geruchswerkzeugen der Leser, welche auch durch die Einbildungskraft, durch das bloße Erzählen, beleidigt werden können, nicht mehr als billig zumuthen und erspare ihnen eine Schilderung des damaligen Zustandes dieser Hafenstadt. Doch mag, um den Zustand ihres Bodens anzudeuten, gesagt werden, daß sich in diesem belebten Handelsplatze, zu dem die Meerschiffe auf der Narenta emporbringen und der in unmittelbarem Verkehre mit Triest steht, sich in Summa, wie allgemein bekannt, nur in einem Gasthause, in der Post und bei den Gendarmen sogenannte lieux d'aisance befanden. Alle übrigen Rückstände gährten unter der Sonne auf Plätzen und Straßen, und wer die Karawanen von Tragthieren, die Schaaren von Soldaten, den ganzen hier und im Hafen von Neum ausgeschifften Apparat betrachtete, zerbrach sich vielleicht den Kopf darüber, warum man hier nicht lieber die „Kultur“ anpflanzte, statt sie von da weg nach „Osten zu tragen“.

Genug — hier wird dem Roth Balet gesagt. Es geht dem Felsenlande Dalmatien entgegen, der hartklippigen Küste, und schon freute ich mich darauf, wieder statt des Sequatsches grundloser Straßen die spitzen Kalkrippen seines Bodens unter den Sohlen zu verspüren.

Jetzt ist durch Eisenbahn und Narenta-Regulirung Vieles besser geworden. Doch ich fahre im Kontext fort. Von Metcovitsch geht ein Dampfer täglich nach Makarska. Auf diesen begab ich mich am Morgen. Und dieser Morgen sollte eine reichliche Belohnung bringen für den plätschernden Gang in der Nacht, für das Waten und die Nässe, für das Schleppen des Tornisters und Hinterladers. Die Narenta-Mündung, namentlich zu jener Zeit, bevor dem Fluß ein regelmäßiges Bett angewiesen war, ist eine der wunderbarsten Landschaften Europas. Man wird alsbald sehen, ob ich zu viel sage.

Zuerst erscheint das Thal, in dem die gewundene Narenta fließt, noch breit. Es ist überall von hohen, weiß- und schiefergrauen, gänzlich nackten Karstbergen eingefast. Man glaubt nicht, sich dem Meere zu nähern, sondern mitten in diese Felsenwildniß hineinzufahren.

Das Thal ist eben wie ein Billard. Darum erschienen die Schiffe, die auf näheren oder entfernten Krümmungen des Stromes fahren, über Binsen*, aus denen Tausende von Enten emporflattern, mit ihren aufgeblähten Segeln, als ob sie sich in unbegreiflicher Weise auf einer Wiese fortbewegten. Daneben, scheinbar mitten zwischen den Segeln, sieht man alsdann wieder Pferde weiden, oder auf dem rothen Pfade Menschen gehen. Dieser ist oft von Wasser unterbrochen, gleich dem gestrigen Wege. Dann bleibt die Gesellschaft stehen und läßt Einen versuchsweise voranschreiten und nachschauen, ob es „geht“. Bald sieht der Strom aus wie ein halb versumpfter Alpensee.

Am grauen Gehänge — heute heißt es Torre Morino — soll zur Zeit der Römer die mächtige Ansiedlung Narona sich erhoben haben, eine „untergegangene Stadt“, wie die Slawen sagen.

* Meist die in der Nähe des Mittelmeeres häufigen *Juncus acutus* und *Scirpus Holoschoenus*.

Dort hauste ein König auf dem fahlen Karst. Bis ins zehnte Jahrhundert bildeten die Narentiner eine Republik von Seeräubern — sie besaßen die herrlichen Inseln des dalmatischen Meeres.

Die Venetianer legten ihnen das Handwerk. Die Landschaft mit ihren Felsen-Schlupfwinkeln und die Wildheit jener Zeiten geben den Stoff zu einem Piraten-Roman.

Jetzt ist von der Herrlichkeit der Narentiner dort nichts mehr zu sehen. Hier und dort klebt ein gelbes Nest an den baumlosen Felsen.

Man kann sich bei dessen Anblick vorstellen, wie es dort Einem im Hochsommer zu Muth sein möchte, wenn mit den Dünsten der Sümpfe die Wechselfieber und die Wolken nächtlicher Stechfliegen (papatazzi) in die Höhe steigen.

Nunmehr erscheint Fort Opus — ein altes Bollwerk, das den Eingang der Narenta deckt, obwohl es immerhin noch ein paar Stunden vom Meer entfernt ist. Hier erblickt man zwischen Hütten in der That einige Bäume. Hoch oben auf den grauen Felsen des rechten Ufers deutet ein unförmlicher Trümmerhaufe auf eine frühere, ältere Beste.

Wir stiegen ans Land auf einem Damm. Unser Betreten des Landes giebt zahllosen Fröschen das Signal, neben uns ins Wasser zu springen. Der Damm ist ein Rothhaufen. Im Jenseits desselben treibt sich eine Menge von Schildkröten herum. Wen die Gnadenwahl des Schicksals auf längere Zeit in diesen traurigen Steinhaufen verschlägt, der wird sehen, daß er dem Werwolf des aussetzenden Fiebers nicht minder gewiß verfällt, als in der toskanischen Maremma. Das galt damals und gilt zum Theil noch heute.

Wenn man die Brücke überschritten hat, sieht man alsbald die Narodna Kafana, die Narodna Citaonica — alles narodaro, volksthümlich, eine Unterhaltung, die man den Einheimischen an diesem wüsten Orte von Herzen gönnen mag. Die verlot-

terten Mauern, das Schiff mit den Segeln so gelb, wie diese, daneben der blasse Malverkäufer, die noch blässere, elegante Offiziersfrau, die da spazieren geht: das hätte eine flüchtige, aber bedeutsame Farben-Skizze gegeben.

Aber eine solche Fahrt, wie von Fort Opus abwärts giebt es auf der Welt nicht wieder. Schon verkündet sich die Nähe des Meeres durch die weißen Blitze im blauen Himmel, die von der Sonne getroffenen Schwingen der Möven. Ringsherum sieht man nur das grüne Schilfgewoge der Sümpfe, den grauen Karst, über dessen hohe Zinnen sich glänzende Sommerwolken wie Brandung herüberschlagen, und das Schiff eilt von einem blauen Alpensee zum andern. Manchmal bemerkt man auf den fahlen Steilhängen grüne, gelbe, rothe Schminkeplästerchen — es sind Delbäume, die um steinerne Hütten stehen. Eine solche Ansammlung von bunten Fleckchen ist die Ansiedlung Gorni Romin. Sogar zu einigen Pappeln und lebendigen Hecken hat sie es gebracht, und mit Freuden begrüßt das Auge ein anderes Grün, als das des von Sumpftieren wimmelnden Schilfes oder die auf dem Hintergrunde des Kalkes so düstere Farbe der Delzweige.

Wir sind jetzt gerade so südlich wie drüben Assisi und die ölreichen Hänge des tuskanischen Monte Anniata, wie das blüthenreiche Elba. Aber die Welt erscheint da ganz anders.

Ein unvergleichliches Farbenspiel. Spitzen dieser Kalkalpen, vom Schatten eines vorüberwandelnden Gewölkes getroffen, stehen urplötzlich wie schwarze Inseln da in diesem Meer von Grau und Blau — über dem grell besonnten Gestein und der Fluth. Ist eine Lücke im Karstwall, so sieht man durch sie hindurch auf ferne Spitzen des dinarischen Gebirges, das aus seiner Weite gerade so smaltblau herschaut, wie auf uns herab der Himmel, der über dem nahen grellgrauen Karst aufliegt.

Durch Binsen und Felsen ist oft die Durchfahrt eng. Mitten im Schilf steht hier und dort ein Delbaum, und viele gelbe, große Wasserlilien wagen sich bis weit in den Strom vor. Der wälzt seine Wasser so langsam, daß die uns begegnenden Schiffe mit dem Tramontana-Wind leicht aufwärts fahren. Immer zahlreicher werden die Möven, welche das Schiff umkreisen. Die großen, schwimmenden Schaumhaufen, die auf dem Strome stehen, hat die Tramontana von der Brandung des Meeres losgelöst und heraufgetrieben.

Bald kommt die letzte Ausbuchtung der Narenta im Kalkgebirge. Es ist ein rundlicher Binnensee, ringsherum von einem binssteinfarbigen Felsenrand umgeben, Porto Tolero.

Nur einige Hirtenhütten, deren Schafe unsichtbare Weide finden, stehen an diesem runden Gestade. Es ist der Einbruch des Meeres in den Karst, ein kreisförmiger Fjord.

Jetzt fliegt ein mächtiger Fischadler vom Felsen ab und schon erkennt das Auge die Mischung der blauen und gelbgrünen Wasser. Der Blick findet keine Schranke mehr: da ist sie, salzhauchig, silberig gekrönt, wogenschaumig, die Tochter der Hemera und des Aethers, die Thalatta.

Vollbracht ist die Reise, vergessen sind die Mühen. Hoch bäumt sich das Schiff vor den breiten Wogen, und Gischt fliegt über das Deck. Dort erhebt sich die hohe Warte des rosmarinduftigen Lesina, Velika Glava, das „Große Haupt“, und hinter ihr ein blaßblauer Schatten, das ölreiche Brazza. Die Einbildungskraft fliegt hinüber zu den warmen Eilanden im lichtfeligen Meer, zu ihrem Wein und den dunkeln Augen ihrer Frauen und in der Erinnerung an vergangene Jugendjahre und manche Wanderung über ihre Lorbeerhügel gesellt sich ein schier wehmüthiges Empfinden der Freude über die besiegten Mühen zwischen dem Savestrom und dem Felsgestade der Adria bei.

Törkelen.

Der Wein in den Ostalpen.

I.

Dieses Wort klingt ural-altaisch und man möchte, insbesondere wenn etwa die e noch mit Accenten bezeichnet wären, auf eine Heimath desselben zwischen Donau und Theiß wetten. Nichts wäre irriger, Törkelen wird von Torfel abgeleitet, welches hier und dort die Weinkelter bedeutet und seinerseits wieder die Abstammung vom römischen torcular oder torculum und dem wälschen torcolo aufweist. Etwas weit ausholender ist der Zusammenhang mit seiner Bedeutung. Die Kelter preßt den Traubensaft aus. Wenn die Hauptmenge des Zuckers vergohren ist, so stellt dieser neuen Wein dar. Und das Aufsuchen dieses neuen Weines, der Genuß desselben in den Häusern der Besitzer des Rebgartens, das ist es, was in den milden Gegenden unseres Eisack- und Etzh-Thales „Törkelen“ genannt wird.

So weit wäre nun nichts Besonderes dahinter. Ueberall in der Welt, wo der Weinstock gedeiht, wird man ähnlicher Sitte begegnen. Die Besonderheit des Törkelens oder Törkelen-Gehens bezieht sich auf die Eigenthümlichkeiten jener wenig nach Gebühr belebten Gegenden. Es kommen dadurch Bilder zu Stande, welche noch nicht gemalt worden sind. In Allem, was die Poeten seit der Verherrlichung des Dionysos bis auf die rheinische Trinkdichtung erfunden haben, ist von Törkelen nie die Rede gewesen. Damit dieser Mangel abgestellt werde, erscheinen hier Arabesken. Die Worte sind aber nicht zu singbaren Versen zusammengestellt, sondern zwanglos aneinander gereiht, wie es die führende Einbildungskraft verlangte.

Da erscheint zunächst das grüne Thal von Brixen, dessen Hänge an der Sonnenseite bis hoch hinauf mit Ansiedlungen bedeckt sind. Die Herbsttage sind mild und trüb, lange Wolkenschlangen wandeln träg zwischen Wald und Fels. Es ist eine schier traurige Nachmittagsstimmung. Ab und zu blizt es jenseits der trägen grauen Dunstballen im Süden auf, als wollte sich eine Pforte gegen das Sonnenreich dort unten aufthun. Aber alsbald schließt sich der Blick wieder und der Herbst träumt in seiner Trübung fort. Selbst zu einem Spaziergang will sich der Beschauer nicht aufraffen. Er sieht drüben im Garten die vom Reif halb verbrannten Sonnenblumen sich neigen und in den Flußauen den gelben Anflug an Weiden und Pappeln und die gelbroth sich verfärbenden Lärchen am Berghang.

Der Wirth ist heute auch nicht gesprächig. Gähmend schaut er bald zum Fenster hinaus, bald auf die Wanduhr. Er geht schleppend, die Pfeife im Munde, durch die Stube und gleicht an Langsamkeit seiner Bewegung den Fliegen, an denen schon die gefährliche Wirkung nächtlicher Kühle sich bemerkbar macht.

„Ja, ja,“ sagt er endlich, seine Pfeife ausklopfend, „es ist jetzt eine schlechte Zeit für die Wirthhe. Alles geht Törkelen.“

Das ist ein Wink für den Fremden und Einsamen. Warum sollte er es nicht auch machen, wie die Anderen? Dies um so mehr, als er wahrnimmt, daß das Pfeifen-Ausklopfen des Wirthes auch nur die Einleitung zu einem Törkele-Gang war.

Wirth und Gast gehen miteinander fort. Der Erstere hat für alle Fälle eine Laterne mitgenommen. Man muß an den Rückweg denken. Die Tage sind kurz, die Nächte finster.

Nun werden einige Gassen der Stadt durchschritten. Man begegnet einem geistlichen Herrn in hohen Kanonenstiefeln und hört um das Eck herum den Widerhall einiger Anderen. Die Schritte werden zum „Weißen Thurm“ gelenkt, wo diejenigen

Einkäufe zu besorgen sind, ohne welche es kein Törkelen giebt. Zunächst warme geröstete Kastanien, in der Landessprache Röschten genannt. Vielleicht auch frische Nüsse, ein Stück Käse, etwas geräuchertes Fleisch oder dergleichen.

Die nimmer müden Glocken begleiten den Gang. In diesem Theile des Hochgebirges, wo die Leute frömmere sind, als sonst irgendwo auf der Erde, hallt Glockenklang den lieben Tag fort. Und als ob es daran, nämlich an den Glocken der eigenen Stadt, noch nicht genug wäre, so mengen sich die von den Dörfern, die oben liegen, hinab und hinein und dazu noch der Widerhall von den Hängen und aus allen Schluchten und Bergfalten.

Von diesem mystischen Vorspiele ihres Ganges lassen sich die Beiden nicht beeinflussen. Wohin? ist die Lösung. Das ist nicht ohne Weiteres beantwortet. Heute ist das Törkelen-Getränk in diesem Hause besser, morgen in einem anderen. Es ist auch nicht gerade nothwendig, daß der Bauer im Berg-hause neuen Wein vom eigenen Boden schänke.

Es ereignet sich oft genug, daß er den Most im „Land“ holt, das heißt im Etshland, wo die edlen Reben gedeihen. Das ist aber eine Abart des Törkelens. Um die Mauern herum, zwischen denen gezecht wird, muß der Saft gewonnen worden sein. Man muß auf dem gleichen Grunde sitzen, wie der Rebstock. Wo das anders ist, da kann man's nur ein gewöhnliches Wirthshaus heißen.

Die Pilger sind nicht auf dem Laufenden, darum erkundigt sich der eine von ihnen, der Wirth, bei einem Bekannten, der gelangweilt vor seinem Laden steht, nach dem dormaligen Stand der Dinge. Er ist an die rechte Quelle gerathen. Hier verlautet, wo der Törkelen-Wein bereits ausgegangen, wo er mit „Land“-Wein vermischt, wo er noch in vaterländischer Reinheit sprudelt. Die Bürger wissen das.

Mit dem Brigener Wein hat es seine besondere Bewandniß. Er ist eigentlich ganz jung, noch nicht ausgegohren, getrunken am allerbesten. Späterhin will man ihm keinen rechten Geschmack mehr abgewinnen. Es wird dies begreiflich, wenn man sich daran erinnert, daß hier, gleich wie die Grenze hesperischen Lüften gesetzt ist, so auch ein Markstein dem Rebenwuchse. Nördlich der Stadt, wo die großen Schutthaufen des alten Eisack- und Rienz-Gletschers liegen, ist das Ende südlicher Strömung, der Nordstrand des Fjordes weicher, italienischer Sonnenwärme, ja, wie einige Schwärmer für das südliche Land behaupten, überhaupt das Ende der Welt. Ich kenne einen Maler, der diese Grenze zu größerer Bestimmtheit nach Franzensveste, dorthin wo die letzten dichten Kastanien ihre Schatten ausbreiten, verlegt, und behauptet, daß erst von hier an südwärts es verlohne, das Tagesgetriebe ein Leben zu heißen — darüber hinaus nordwärts sei Alles farblose Streberei.

Heiligenbilder an allen Ecken — als Statuen auf der Brücke und an Kreuzwegen, an Weinbergmauern, als Fresken an den Erfern, über den Thüren der Häuser. Von Feldkreuzen hängen frische Maiskolben herab, mit Ästern ist das Bildniß Unserer Lieben Frau geziert, welches über dem Brunnen steht.

Auf holperigen Hohlwegen geht es bergan. Wenn Einer nebenan in seinem Weingut einen Stein findet, so wirft er ihn dort hinein. Unter dem Geröll, das sich so ansammelt, ist glattes Steinpflaster — Dank südtirolischer Gepflogenheit, den Boden steiler Pfade mit erratischen Blöcken zu belegen.

Allmählich erweitert sich der Abblick über das schöne Thal und den Fluß. Weiße Punkte, Ansitze, Häuser werden immer zahlreicher.

Wir sind nun vor einem etwas verwetterten Hause ange-

langt, über dessen Thür ein Nebendach vorragt, dessen Trauben jetzt schon zu Törkele-Wein geworden sind. Die Stiege ist morsch und wackelig. Jetzt kommen wir in eine getäfelte Stube. Unser Tisch ist im Erker. Jenseits in der anderen Ecke hängt das Krucifix, von trockenen Kräutern und Blumen umgeben, welche am Tage Mariä Himmelfahrt vom Priester geweiht worden sind. Alt ist die Gestalt des Gekreuzigten, wie das Giallo Antico auf der Oberfläche darthut. Nebenan hängen Tafeln, auf denen andere heilige Gestalten dargestellt sind, über ihnen ein Delzweig, ein Andenken an den letzten Palmsonntag. Vor einem Jahr noch warf er seinen Schatten in den Schaum des Gardasees, dann brachten ihn arme Leute auf einem Karren und jetzt dorrt er am gebräunten Zirbenholz des alten Edelsitzes. Neben der Thür hängt der zinnerne Weihbrunnenkessel und über dem runden Tisch vor der Herrgotts-Ecke an einer Schmur die hölzerne Taube, der heilige Geist.

Edelsitz? fragt der Leser. Nun ja, er betrachte sich nur das hohe Gewölbe draußen und die verdunkelten Delgemälde, die im morschen Rahmen an längst nicht mehr getünchten Mauern hängen.

Im Winkel liegt eine verstaubte Truhe mit freistehenden Figuren, die den Spähaugen wandernder Alterthumströbder entronnen ist. Am Geländer der Treppe ist noch ein kunstvoll gearbeiteter Knauf und vor einem Fenster schön geschmiedete Eisengitter mit Blumen und Blättern. Seht nur draußen die Ritze in den Mauern, gerade unter dem Gebälk. So sieht ein Gebäude aus, über welches einmal die Brandfackel hinging. Damals schaute der Himmel in die Flur, in den Saal. Dann sind wieder Menschen eingezogen, aber nicht mehr die alten Herren, die wohlhabenden Patrizier. Es kam mühseliges Bauernvolk, das im Schweiß die Hänge des Schiefergebirges bebaut. Dreißig Edelsitze und Schlösser waren es, die in

einer einzigen December-Nacht des Jahres 1809 ins Thal hinab leuchteten. Die guten Zeiten sind in jener Höhe verschwunden.

Eng und qualmig ist's in der engen, getäfelten Stube, die einmal Gefindezimmer war. Wir sind nicht die einzigen Gäste. Auf allen Tischen fließt der junge Wein, krachen die spröden, rußigen Schalen der Kastanien.

Der neue Wein ist ein heimtückischer Geselle. Es steckt Hinterlist, tradimento, darin, wie unsere Nachbarn sagen. Das trinkt sich so unschuldig und lustig, gleich den Blasen kohlenfauren Gases, die in dichten Garben der Ertödtung entfliehen, die ihrer in der fortschreitenden Gährung wartet, dünkt uns die Wirkung. Ein Irrthum — noch glauben wir uns in nüchternen Gewöhnung befangen und schon steigt unsere Einbildungskraft mit den Lustperlen in die Höhe und über das Gemäuer und seine Gewölbe hinaus. Es wird helle in uns und dennoch denkt der Hausherr noch nicht daran, die Lampe in der dämmerigen Stube anzuzünden. Die Gesichter unserer Genossen rücken in die Ferne, der Tabaksqualm kommt uns wie jener mantische Dunst vor, in dem sich die griechischen Prophetinnen benebelten.

Die Decke theilt sich und wir blicken ins Etzland hinab. Ueber uns ist das Dach einer Pinie, vor uns ein Rasen, der im Spätherbstregen wieder frühlinggrün geworden ist. Blumen stehen noch da und auf fernen, verschneiten Gipfeln liegt der rosenrothe Schein des Abends.

Der „Rosengarten“ flammt auf — und doch ist's nur der Lampendocht, der jetzt glimmt, mühselig im Qualm sich das Flämmchen festhaltend.

Draußen näßelt es herunter und fallen gelbe Blätter. Unsere Gedanken aber sind weit von Herbst und Hinsterben entfernt. Wer weiß, ob das, was bei solchen Gelegenheiten

zwischen Freunden gesprochen wird, nicht mehr der Mühe des Niederschreibens lohnte, als die schattenhafte Erinnerung. Noch einen Krug. Jetzt stellt sich der Hausvater mit dem Gefinde vor das Herrgotts-Eck, und sie beten Alle laut ihr Ave Maria, den Englischen Gruß und wie die Anreden an die Hausgötter heißen mögen. Die Anwesenden schweigen und blicken vor sich hin.

So werden die trüben Stunden, in welchen sich der schläfrige Nachmittag zur langen Nacht hinüberspinnt, in seltsamer Beleuchtung überschlagen. Es giebt keinen größeren Gegensatz, als zwischen der Gesellschaft im Winkel dort, die ihre Geistespeise aus der Predigt und aus dem Volkskalender holt, der an einem Bindfaden an der Wand hängt, und dem munteren Stadtvolk, das sich um uns herum angesiedelt hat. Dort war die Rede gewesen von dem geistlichen Herrn, der in der Kirche das Mädchen begrüßte, das sich unten, am Südennde der Stadt, im Klarissinnen-Kloster als Nonne einkleiden ließ. Sein Predigtstoff war die Nonne und die heilige Elisabeth. Die heilige Elisabeth hielt den Schlaf im Stalle, auf der Lagerstätte der Thiere, für den schönsten. Das Leben ist nur Leiden. Die heilige Elisabeth wurde nur vierundzwanzig Jahre alt, befindet sich aber dafür schon seit sechs Jahrhunderten im Himmel. Die Welt wird der Nonne spotten, aber ihre Eltern im Himmel feiern einen Freudentag. Vom Herzen Jesu geht eine Schnur ins Herz Mariä und von diesem in die Herzen jener. Die Nonne setzt sich einen rothen und grünen Kranz auf und steckt sich einen Ehering an den Finger. Sie wird von kerzentragenden Genossinnen in die Sakristei begleitet. Man hatte nichts Schöneres sehen können.

An diesem, unserem Tische aber wendeten sich die Stimmungen und Gedanken gern einer gewissen Ergriffenheit zu, welche sich der beschaulichen Natur bei der Annäherung an

diese Vielgestaltigkeit im engsten Winkel der Erscheinung bemächtigt. Es tauchte das Bild des alten Edelstüzes auf und der erregten Bauern, die der Fremdherrschaft trotzen.

Dann die widerstrebende Sinnsvorstellung zwischen den Menschen unseres Tisches, die, vom Genius des Schienenweges aus dem Norden in dieses grüne Bollwerk des Mittelalters verschlagen, in sanguinischer Dialektik das Für und Wider manches Problems abwogen — wie es dem Deutschen beim Wein geziemt, und den Männern vor dem rothen Glühfunkt in der Ecke der Idole.

Das ist ein Bild, wie es unter unseren Ländern am leichtesten noch in Tirol angetroffen wird, wo Romantik und Neuzeit nebeneinander liegen, wie zwei Geleise.

Herr Doktor Hans Desaler, der im kastanienreichen Bahrn, an den Abhängen, auf denen die Beste Salern steht, nicht weit von der hellen Fluth des Schalder-Baches, über ein Präbium gebeut, besuchte mit mir einen der größten Dampfer, die im Hafen einer großen Seestadt lagen. Der Salon war mit aller jener Pracht ausgeschmückt, welche in Ankündigungen gerühmt wird. Sammetweiche Gewebe lagen auf dem Boden, marmorne Weiber trugen die Gesimse, Malereien bedeckten die Wände, gegenübergestellte Spiegelflächen machten aus dem Raume eine glänzende Unendlichkeit. Da sprach der Doktor: „Eine Törkele-Stube ist viel schöner.“ Gewiß hätte er Niemand gefunden, der ihm mehr Recht gegeben hätte, als mich, seinen Begleiter.

Im Wein werden nach dem Gesetze der Erhaltung der Kraft die Sonnenstrahlen genossen, welche der Sommer jenes Südens den Halben spendet, die seine Gluth widerstrahlen. Darum sagen die Leute im Etischland: „Junger Wein macht junges Leben.“ Damit wird freilich der Arzt nicht einverstanden sein, welcher der Freund des alten Getränkes ist. In-

dessen liegt der Anschauung eine auffallende Sinnbildlichkeit zu Grunde und deshalb wird sie uns anziehend. Steckt doch ähnliche Sinnbildlichkeit auch im Brauche des Baiern, der den aufknospenden Frühling mit der Würze des Salvator und Bock feiert. Dem Törkele-Wein gebührt aber auch noch anderer Ruhm. Die Hand des Menschen hat sich noch nicht erfrecht, die Gabe der Natur in Gift zu verwandeln. In Brigen wird Einem reiner Wein eingeschenkt. (Von diesem Sage muß freilich jede sinnbildliche und übertragene Bedeutung strenge fern gehalten werden.) Ich habe niemals von Blei, Spiegelharz oder Schwefelschnitten irgend etwas gehört oder verspürt. Solchen Fortschritt kennt man auf diesen Höhen nicht.

Aber die Lampe brennt düsterer. Die Fröhlichkeit ist in gleichem Maße lebendiger und im Gespräche über Höhen und Tiefen dahingegangen worden. Die Grenze des Zutrauens zum „neuen“ ist erreicht. Jetzt werden die mitgebrachten Laternen angezündet und die Abreise angetreten. Noch ein Blick auf die wundersame Gesellschaft zwischen dem Zirbengetäfel und wir stehen in der Flur mit den morschen Mauern. Unwillig betrachten uns einige finstere Männer aus ihren Rahmen, auf welche Streiflichter fallen. Der Herr des Hauses und einige seiner Genossen begleiten uns bis zum Thor und überhäufen uns mit freundlichen Worten. Noch ein paar Schritte wird uns in den finsternen Hohlweg hinaus nachgeleuchtet. Dann schließt sich das Thor und wir haben unsere Aufgabe, über das abschüssige und rollende Gestein hinab zu kommen, mit Anstand zu lösen. Vor uns wanken einige Lichtfunken. Bei ihrem Anblicke möchten wir den oben erwähnten Ursprung des Wortes Törkelten gänzlich verwerfen und dasselbe (*καὶ ὁμοίωτα*, wie die Schulfische sagen) auf das vaterländische Torkeln zurückführen. Auch auf anderen Hängen erblicken

wir wandelnde Punkte und jedes Licht bedeutet die Erinnerung an eine Stunde gefelliger Freude.

Ein solches Hinabgehen ist mühsamer, als das Emporsteigen, darum bleiben wir zeitweilig aufathmend stehen und erwarten langsamere Gefährten. Da hören wir in der Stille das Rauschen des Eisack und erblicken die zerstreuten Lichter von Bahrn. So viel Rosen blühen dort, wenn die große Linde vor der Weinquelle des „Nagele“ blüht, in einem einzigen Garten, als jetzt Lichter, seien sie stät oder wandelnd, in weiten Thale und an den Bergen.

So gelangen die Törtele-Fahrer allgemach in die Stadt. Aus dem tausendblättrigen Bilderbuche, welches Tirol heißt, haben sie eine neue Seite kennen gelernt.

Das Buch hat aber nicht nur ganzseitige Blätter (wie unsere Kunstverleger sich ausdrücken), sondern auch nach Art alter Monologien und Psalter neben der Randeinfassung allerlei bildnerisches, oft in den höchsten Lichtern prangendes, Schnörkelwerk. Ein solches interpretiren wir, indem wir den oben stehenden Text mit nachfolgenden Andeutungen umrahmen.

Das Törkelen beschränkt sich nicht auf die trüben Tage des Herbstes. Bis tief in den Winter, bis in den Januar-Monat, hinein dauern die Pilgerfahrten.

Für eine solche Fahrt muß eine andere Umrahmung gesucht werden. Wer nicht an die Wesenheit einer solchen glaubt, dem nenne ich, wie ich es mit Vorliebe thue, genau den Ort, damit er an der eigenen Erfahrung erprobe, wie vielfach auf dieser schlimmen Welt sich der Abglanz von Dingen, die wir uns gern als heimathberechtigte in den Fabelländern der Dichter denken, an der greifbaren Wirklichkeit haftet.

Dort besteht die Umrahmung aus Schneeglöckchen und weißen, rothumrandeten Narcissen, glänzenden Lorbeer- und silbergrauen Delbäumen. Solches findet der Wanderer bei-

spielsweise, wenn er an einem Tage gegen Ende Januar zum Stiegl-Bauern über St. Magdalena am Oberbozener Berge emporsteigt. Das ist so leicht zu zeichnen, wie das nackte Geäst des Feigenbaumes an der Mauer, das seine schmalen grellen Schatten auf die Büschel des schon emporkeimenden jungen Grases wirft, oder die schwarze Kelter, Torkel, die dann trocken und müßig in einem Winkel des Hofes steht und auf deren Rand wir unser Glas setzen.

Schwer aber zu malen ist der winterliche Sonnensitter, der über dem schönsten deutschen Thale liegt, der Reif unten zwischen den dunkeln Schollen der Aecker und die silberigen Höhen. Da bringt Sonne in Auge und Herz, Sauerstoff und Lebensfülle in die Lungen. Dort, in der Winterluft, in der die Sonne der Berghalde dem Frühling prophetisch voraneilt, ist die schönste Kneipe, unbesungen, unbekannt, ungefeiert, welche in unserer Heimath aufgefunden wird. Von jener Torkel-Stunde wird das Andenken nicht verschwinden und noch in Jahren wird uns der Glanz des Lorbeerblattes und des Weines gegenwärtig bleiben.

Der Wein in den Ostalpen.

II.

Als der herrliche Held Jason auf dem Schiffe Argo gegen die Wellen des Stromes Phasis im pontischen Lande der Kolchier kämpfte, erblickte er den heiligen Hain des Kriegsgottes. Auf hohem Baume hing das goldene Vließ. Jason begrüßte es mit goldenem Becher und brachte ein Trankopfer der Mutter Erde, den Göttern des Landes und den Heldenossen, die auf der langen Fahrt gestorben.

Wer heute an der nämlichen Küste flußaufwärts strebt, gewahrt noch immer den Urwald mächtiger Rothbuchen. Von ihrem Geäst hängt nicht mehr das goldene Bließ herab, wohl aber das goldene Laub der Rebe. Dort ist in unserer alten Welt die Heimath des Weinstockes. Bis in die höchsten Wipfel der Waldbäume hinauf hängen die Trauben. Im Buchenwald begehen die Döngrelter ihre Weinlese. Freilich hat man das goldene Bließ auf alte Goldgewinne im Sande des Flusses gedeutet. Man kann sich aber die Freiheit herausnehmen und das goldene Gehänge, das sich vom hohen Baume herabsenkt, als den Schatz ansehen, den die Seefahrer nach Hellas brachten.

Mehr als zweitausend Jahre später gelangten andere Argonauten an eine andere Küste. Es waren Normannen, welche in den Wipfeln der Laubwälder des kanadischen St. Lorenz-Stromes die ersten Weintrauben Amerikas fanden. Leif, Erich's des Rothens Sohn, nannte das Gestade dafür Win-, das heißt Weinland. Der Ueberlieferung nach aber war der Entdecker der Weinrebe jenes Landes ein Deutscher, Tyrker geheißten.

Vitis vinifera ist die Rebe der alten, *Vitis Labrusca* die der neuen Welt.

Betrachten wir uns die Heimstätte der Rebe in ihrer asiatischen Heimath, so sehen wir eine hügelige Niederung, die sich zwischen dem Strande des Pontus und den Ausläufern des Kaukasus hinzieht. Zwischen Fels und Meer ist sie geboren. Gern denken wir dabei an jene andere Heimstätte, die ihr vom menschlichen Fleiße zwischen dem Schnee der Alpen, den Wildnissen unseres europäischen Kaukasus und den Ufern des Mittelmeeres geschaffen worden ist. Haben in der That Argonauten auf ihrer Heimreise auf dem Ister und ihrer Fahrt zur Insel Elektris und zum Strome Eridanos einen goldenen Schatz in flüssiger Gestalt mitgebracht, so möchte wohl an den

Nordküsten der Adria früher das Laub des Bacchos gegrünt haben, als in den weiten, gegen Westen gelegenen Ländereien des Südbahanges der Alpen.

Mag dem indessen sein wie immer, von allen Weinen zwischen dem Hochgebirge und dem Meere werden von Dichtern und Naturkundigen des Alterthums zuerst der Wein von Pucinum, einem auf der Straße zwischen Aquileja und Pola gelegenen Kastell, und der rhätische Wein genannt. Ist Pucinum unser heutiges Duino, so würden wir in der Traube von Sistani, in der Traube, die auf dem Sandstein des Karst-Absturzes oder auf dem Kalk von Prosecco gedeiht, den Nachkommen eines in Wirklichkeit durch sein Alter edlen Nebengeschlechtes zu ehren haben.

Was den rhätischen Wein anbelangt, so streitten sich die Völker um dessen Heimathsfeld. Bozen, Meran, Tramin und andere weinberühmte Orte Südtirols beriefen sich auf ihre Zugehörigkeit zu Rhätia. Denselben Anspruch erhob aber auch das Veltlin, nicht minder die Inassen von Cläven und Como, als den Nachkommen der Weinbauern von Clavenna und Comum. Die jetzigen Philologen sind indessen geneigt, all diese Bewerber um den virgilischen Ruhm des Vinum Rhaeticum zurückzuweisen und damit das Thal Policella zu zieren, welches sich von Verona nordwestlich in die tridentinischen Alpen hinaufzieht und dessen Traubensaft noch heute auf den Preiszetteln der italienischen Wirthhe hoch angeschrieben wird. Gelöst wird wohl die Frage nicht werden, so wenig wie jemals Augustus und seine Gemahlin ihren Streit darüber schlichteten, ob der Pucinum oder der Rhäticum der bessere Tropfen sei. Denn der Cäsar hielt es mit dem letzteren, während die Livia dankbar jenem ihr eigenes hohes Alter zuschrieb.

Eine gewisse Gegensätzlichkeit zwischen den Weinen, die im Küstenlande der Adria, und denen, die an den rhätischen Ufern

der Etsch wuchsen, kannten nicht bloß Augustus und Livia, sondern auch noch das spätere Mittelalter. Ein mittelhochdeutscher Dichter erwähnt unter dem verschiedenartigen Getränk, das er zu Venedig antraf, das von Wippach am Fuß der julischen Alpen und das von Bozen im Etschland.

Wien von Wippach
Und Bözner man da sach.

Der Wein rückte gegen Nord, West und Nordwest vor. Zu den Zeiten des Vespasianus hatte er bereits das Rhone-Gebiet zwischen Genf und Marseille, die Gallia Narbonensis, erreicht. Aber schon zeigte sich der Fortschritt. Jener Wein fand keinen Virgilius mehr, wie der rhätische, für dessen Preis sich der Dichter selbst um Worte verlegen erklärt.

Quo te carmine dicam Rhaetica?

Denn jene Gallier standen in dem üblen Geruche, Farberäuter, Aloë und andere Mixturen in den Nebenast zu schütten. Es sind das die ältesten „Weinpantscher“, von denen unrühmlich die Posaune der Geschichte spricht. Nach Mitteldeutschland fand zweifellos der Wein über Gallien und den Rhein seinen Weg. Dabei muß man sich erinnern, daß Germaniens Klima keineswegs so war, daß sich die Rebe dort ohne Weiteres eingewöhnte. Es war ihr zu kalt. Und damit hat es folgende Bewandniß.

Wenn der Südwestwind die Dünste über das Meer heraufführt, so werden sie erst dort verdichtet und in fallende Tropfen verwandelt, wo sie auf kältere Luftschichten auftreffen. Das geschieht über Gebirgen und Wäldern. Denn über den Wäldern ist die Luft wegen deren Verdunstung kühler. So konnte wohl der Wein mitten im Walde des Südlandes, wo der Delbaum und die Lotospflanze gedeihen am kolchischen Strande,

sich behaglich entwickeln, doch nicht mehr nahe an den Waldregionen eines nordischen Landes.

Durch die Beschränkung des Baldwuchses mußte in einem solchen Lande das Klima erst trockener und wärmer werden. So erschien in der Gegend des alten römischen Augusta Trevirorum der Wein erst gegen das fünfte Jahrhundert hin. In die Alpen aber und das ihnen vorliegende Noricum wanderte die Rebe gewiß von Süden herauf.

So lernten also die Rhätier den Weinbau. Wir können glauben, daß ihr Wein nicht besser war, als das Gebräu, mit dem die Römer sich ihre Gastmähler anfeuchteten. Wir brauchen nach dem Massiker, Falerner, Cäcuber und wie die Weine alle heißen, an die wir uns noch von unserer Schulbank her erinnern, nicht allzu großes Verlangen zu tragen. Es verhält sich damit wie mit den Herrlichkeiten der antiken Küche, mit deren Schweine-Schmerbäuchen, Siebenschläfer-Roteletten, Flamingo-Gehirnen und Papageien-Köpfen uns kaum ein gastronomischer Genuß bescheert werden würde. Der Most wurde zu einer Art von Syrup gekocht, nachdem er mit Honig, Harzen, wohlriechenden Kräutern und Aehnlichem versetzt worden war. Nicht selten wurde das Alles auch noch in den Rauch gehängt. Beim Genuß wurde diese Konserve mit einer schönen Menge von Wasser verdünnt.

Eine solche Behandlung des Rebensaftes würde uns keineswegs gefallen. Man kann aus ihr, wie aus so manch anderer Beobachtung entnehmen, daß sich der Geschmack im Laufe der Jahrhunderte verfeinert hat. So wenig wir, wie das Volk in der Toga, die Bewohner der antiken Weltstadt, gleichgültig einer Massenkreuzigung von Gefangenen oder den Würgeauftritten einer Arena zuschauen möchten, so wenig behagten uns ihre mit Taubeneiern geklärten und mit Myrrhentinktur versetzten Aufgießungen. Es war damit freilich im

Mittelalter auch nicht viel besser, und mit Entsetzen würden wir von so manchem Pökuliren in hohem Rittersaale, das uns unsere Poeten mitunter so einladend vorgegaukelt haben, sofort an den Burg-Röhrenbrunnen hinausflüchten. Wir alle kennen eine Art von Humpen-Poesie, die sich, insbesondere zu der Zeit von Spieß und Kramer, in die deutsche Literatur eingeschlichen hat.

Der Ritter geht mit seinen Kampfgenossen und faust sich zu Tode bis die Geisterstunde schlägt, und herein wankt der Schatten der Gemordeten mit der bleichen Silberlocke in der geballten Faust.

Diese Poesie hat man wiederersehen sehen im Humpensaal des Schlosses Schwaneck an der Isar, in der Burg Lehenberg bei Meran und in anderen Burgen unserer Alpen. Wer die Schilder, Sprüche und Devisen dort an den Wänden betrachtet, möchte auf den Glauben gerathen, die modernen Insassen und Gäste thäten es den Altvorderen nach. Es ist aber nicht so schlimm damit.

In Summa, mit dem Weingenuß war es im früheren Mittelalter nicht so üppig bestellt, wie wir es uns gern vorstellen.

Wenn das durch gar nichts bewiesen wird, so beweist es die Geschichte des Weinbaues in unseren Alpen und noch weit darüber gegen Norden hinaus. Verweilen wir bei unserem deutschen oder österreichischen Hochgebirge ausschließlich, so lernen wir heut zu Tage nordwärts vom wasserscheidenden Centralwall der Alpen keinen Weinbau mehr kennen.

Die Rebenzucht in unseren Alpen ist auf deren südliche Abhänge beschränkt. Das verhielt sich aber noch vor wenigen Jahrhunderten anders. In Oberkärnten beispielsweise denkt heute Niemand mehr an Weinbau und dennoch war, um nur ein Exempel heranzuziehen, am Willstätter See eine ausgiebige

Rebenzucht. Gerade so ist es im Ober-Junthal. Wer glaubt, daß bei Zirl und Telfs Wein gewonnen wurde?

Man braucht nur die Katasterkarten und Flurverzeichnisse sich anzuschauen, um dem Namen Weingarten häufig zu begegnen. Auf der rauhen Münchener Hochebene wuchs Wein am Schloßhügel von Dachau und noch weiter Fjar-abwärts. Um den Gaumen der Leser nicht zu verwässern, schweige ich vom mittelalterlichen Wein der Altmark und Pommerns.

Kein Anzeichen deutet darauf hin, daß in unseren Tagen die Gegenden, von denen hier die Rede ist, ein kühleres Klima haben, als während des Mittelalters. Wenn man den Weinbau aufgegeben hat, so müssen die Gründe in anderen Verhältnissen liegen. Und diese sind erstlich die zunehmende Erleichterung der Verkehrswege, die es den Menschen gestattete, die Erzeugnisse fernerer Länder zu genießen. Zweitens muß die zunehmende Feinfühligkeit, der Geschmack, der sich, wie alle Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschengeschlechtes auf breiter Grundlage im Ganzen und Großen weiter entwickelt hat, dabei in Rechnung gebracht werden. Besonders war es die hochwürdige Geistlichkeit, die in ihren reich ausgestatteten Klöstern es bald lernte, das saure Getränk der Umgegend zu verachten und ihren Bedarf aus dem von der Sonne gesegneten Etschlande anzuschaffen.

Am Quarnero.

Citaden lärmten auf den Delbäumen, im Struppwerk zwischen den silberglänzenden Rispen des Schalmeyen-Rohres, auf den Manna-Eschen. Alle Mittage hängt sich lichter Gewölk um die Berge, am Abend glühen sie. Es ist Sommer geworden am Quarnero.

Während die *Magnolia Cordata* weiße Ungethüme von Blüten entfaltet und die letzten Kirschen heruntergeholt werden, mache ich mich zeitweilig nach Matulje auf, von wo aus ein weiter Blick über das Meer gegeben ist.

Es waren dort in jüngster Zeit zwei Erscheinungen, die mich auf jene Stelle des Karstes zogen. Die eine ist verschwunden. Es war dies der Landschaftsmaler Wilhelm von Branca aus Berlin. Nachdem er im Osten und Süden weite Gebiete durchzogen und seinen Feldstuhl im Antilibanon, vor den von Geistern bewohnten Trümmern von Baalbek, vor dem Bahnhof von Ephesus aufgeschlagen hatte, entdeckte er Istrien und den Quarnero. Er malte die wunderbare „Foiba“ von Mitterburg und das Kloster auf Cherso, die Fiumara und den Schlund des Zwir von Fiume. Er ging nicht in den Fußstapfen von Kunstgenossen, die aus einer bekannten Reihe von Vorlagen niemals heraus kommen. Während im Sommer kein Zug über den Brenner fährt, in dem sich nicht ein Maler befände, dürfte man vielleicht ein Menschenalter warten, um einem solchen zwischen Nanos und Quarnero zu begegnen. Wie mir scheint, ist die Landschaftsmalerei am genannten Golf ausschließlich durch die Tochter Heinrich Littrow's in Fiume vertreten.

Wilhelm von Branca wußte sich nichts Besseres als die Umgegend von Matulje. Ihr zu Liebe verweilte er Monate lang in der bescheidenen, doch hoch zu preisenden Herberge des Steirers Sammt, von der aus er allmorgendlich hinauszog. Er malte nicht nur die Felsen, die unter dem Wandel der Lichter ihre Farben ändern wie ägyptische Eidechsen, altes Mauerwerk und die rothen Klippen im Abendsstrahl, sondern auch Menschen und Thiere, den Reiter auf dem Esel, die Frauen am Ziehbrunnen. Zwischen uns Beiden war die Verständigung leicht. Beide lieben nicht mastiges Grünfutter, weder

im Leben, noch in der Landschaft, und die getretenen Pfade werden vermieden. Beide erachten die Vorliebe für Spinat-Landschaften als ein Kennzeichen des Philisters.

Branca war fortgezogen, um in der Kurfürstenstraße seine Studien in Bilder umzuwandeln und ich traf nur mehr das Weindach, den freundlichen Wirth Sammt und seinen Nebensaft, der den Felsen des Ufers entquillt. Auch das Meer war da in der Tiefe, vom Nordwind zu tiefer Bläue aufgewühlt, und die Weite, durch welche Segel glänzten.

An solchen Orten spricht man am liebsten gar nichts, sondern hält Um- und Einblick.

Da es noch früh am Tage war, beschloß ich, nach einem Lieblingsorte Branca's, nach Castua, hinaufzugehen. Dieser hochgelegene Ort fällt Jedem auf, der sich auf dem Meere Fiume nähert. Er ragt auffallender, als Tersato, wo doch der „Stern des Meeres“ glänzt.

Dieser Allsichtbarkeit entsprechend, das sieht Jeder ein, muß auch der Abblid sein, der sich von da oben aus hindehnt.

Auf diesem Gange begleitete mich durchweg der Gesang der Nachtigallen, die im Dickicht wolliger Eichen und Manna-Eichen sitzen. Manchmal wendete ich mich um und schaute zum fernen scheinbar dreigipfeligen Siffol hinab, der letzten istrischen Erhebung im Süden. Da ich mit den Cavalli di San Francesco (Schusters Rappen) fuhr, so hatte ich Muße, die ohnehin bekannten Umgebungen zu betrachten und über Mancherlei nachzudenken, was dieselben angeht.

Im Eichwald, wenn er auch mit Erfolg nahe bis zum Niederwald herabgewirthschaftet ist, fühlt sich doch der Ruckuck heimisch und begleitet vielfach mit seinen kurzen pessimistischen Glossen, die auf die Kürze des Frühlings hindeuten, den lyrischen Aufschwung der Nachtigall. Eine solche Ruckuck-Stimme spricht im Wanderer selbst, wenn er die vielen leuchtenden

Kelche der südlichen Erde auf dem Boden sieht und sich vorstellt, wie gut in diesem Kreidefalke sich Bierkeller anlegen ließen und wie kühlend dem Zecher der Schatten wäre, den manche weichhaarige oder Zerr-Eiche noch spendet. Kühl haucht es heraus auf den heißen Weg her. Aber der Berg birgt weder braunes noch wasserhelles Naß. Dagegen grünt allenthalben in Richtungen des Niederwaldes die Rebe.

An vielen Stellen ist grauer Karst, aber immerhin mit jenen Schönplästerchen und Inseln, welche ihm an den Hängen gegen das Meer hinab niemals fehlen: den Eichen und Reben, dem Wacholder- und Brombeeren-Gestrüpp und oft auch weit-schattigen Kastanien.

Der Kastanien sind so viele und mag früher eine solche Menge gewesen sein, daß die Stadt, deren Mauerwerk, von mächtigem Campanile überragt, wir bald in schönem Aufstiege erreichen, nach der Meinung alter Chronikenschreiber, ihren früher Köstau geschriebenen Namen von ihnen her genommen habe. Ebenso wird, um ein Beispiel aus den rhätischen Bergen anzuziehen, der Edelstz Kösilan bei Brixen von den „Kästen“ oder „Kösten“ abgeleitet. Mir scheint aber, daß sich die Erklärer des einen wie des anderen Eigennamens im Irrthume befanden. Vielmehr wird man bei Castua, welches, wie mehrfache Spuren und seine Lage andeuten, an der Straße befindet, die vom alten Kastell Tersaticum (Tersato) nach Pietas Julia (Pola) führte, wohl mit Castra zusammenhängen und zwar nicht unmittelbar, sondern mit einer der im Neulatein aus Castra abgeleiteten Wortformen (Castellum, castella), deren l oder ll dabei auf die herkömmliche Weise zu u wurde. In der beliebten Weise der Chronisten des sechzehnten Jahrhunderts, welche den Insassen der von ihnen beschriebenen Vertlichkeiten gern manche Tugenden beilegte, wußte Pater Bautscher das Wort Casta, die Keusche, heranzuziehen. Die-

sem Worte zu Liebe wurden Fabeln erfunden. Eine illyrische Königin, Namens Theuta, habe ihre weiblichen Unterthanen in Züchten erhalten — die Weiber hätten jene Römer, welche nach der Einnahme der Stadt zudringlich sich gebärdeten, in der Nacht umgebracht — überhaupt kein unternehmungslustiger Ritter habe jemals die Stadt betreten dürfen. Aehnliche Ueberlieferungen sind über andere Orte des Ufers verbreitet worden, insbesondere über die tugendsamen Mädchen von Moscheniza. Es ist schwierig, nach so langer Zeit zu erfahren, wie es damit bestellt war.

Die ältesten Denkmäler von Castua sind ohne Zweifel die Ueberwölbungen zweier Duellen, die man südöstlich von der Stadt antrifft. Bei beiden geht man auf Staffeln in einen Schacht hinunter, in welchem langsam und tröpfelnd Wasser aus einer Felsenspalte hervortritt, um sich alsbald wieder unter dem Gestein zu verlieren. Um das kleine Becken gegen Staub, hineingewehtes Laubwerk und überhaupt so viel als möglich gegen den Zutritt der äußeren Kälte oder Wärme zu schützen, sind steinerne Ueberbaue angebracht, deren Alter nicht gering sein kann. Es wird an die Anwesenheit von Griechen erinnert, von denen Appianus in seiner Romaita erzählt, sie hätten hier nichts hinterlassen, als zwei Brunnen. Anziehend ist der Blick vom Wassertümpel hinauf durch die Schachtwände, zwischen denen die Treppe herabgeht und die vom Grün kleiner Farne und des Mooses bedeckt sind, so daß eine seltsame gefärbte Dämmerung zu den Wässerlein herabdringt. Balvasor erwähnt „schaumwürdiger Wasserleitungen“. Er sagt darüber: „Daselbst (nämlich auf einem Wege von Castua nach dem Zuge des Calbiera-, Monte Maggiore-Gebirges) wird man großer, in die Felsen gehauener Kanäle ansichtig. Hernach aber verengt sich der Durchgang so sehr, daß man nicht gar bequemlich weiter hinein kann gehen. Es vergeht Einem auch der

Appetit, weiter hinein zu kommen. Denn man empfindet ein Grausen und Erschauern, ob dem entsetzlich starkem Brausen und donnergleichem Knallen des Wassers, welches nicht anders sich hören läßt, als ob man mit Stücken schöffe.“

Nichts wäre angenehmer für die vielen Siedelungen, die des frischen Wassers bedürfen, als wenn man dieses „entsetzlich starke Brausen“ noch heute irgendwo vernehmen oder eben diese Kanäle auffinden könnte. Aber kein Mensch weiß mehr etwas davon und es dünkt mich, als ob die Einbildungskraft hier unserem Chronisten eine Fata Morgana vorgeführt habe.

Wie wenn ein Sinnbild für die Anwesenheit der Griechen dastehen sollte, erhebt sich unweit der erwähnten Schächte ein kleiner runder Tempel mit einfacher Säulenreihe, ein Monopteron. Er ist neu und von irgend einem Freunde der Aussicht, welche sich über die kroatische und istrische Küste, auf das flache Veglia und das gebirgige Cherso aufthut, dorthin gestellt worden. Bei Gelegenheit dieser Brunnen-Wölbungen sei der Inschrift wegen eines Brunnens zu Moscheniza gedacht. Nicht ohne Humor verherrlicht der Poet dort am Steingeländer die Rolle der k. k. Papier-Währung:

Moisis virgo potens nunc pecuniata papyrus
Ignibus et ferro vocat ex saxis aquas.

Nicht minder schön ist der Fernblick von dem rundlichen Vorsprung, der sich, mit Bäumen bepflanzt, von dem öffentlichen Platze in Castua aus über den Berghang vorbeugt. Dieses Rondel sowohl als die offene Loggia auf dem Platze, die Gebäude, welche ihn umringen, und die Sauberkeit der gepflasterten Straßen beweisen den guten Geschmack der Castuaner. Man erkennt den venetianischen Einfluß. Gleichwohl sind die Insassen, obwohl sie dieser Einfluß vor dem Anflath ihrer Stammesgenossen bewahrte, gesinnungstüchtige Kroaten und auf dem Platz steht ein Narodni Dom und weht die dreifarbige Fahne der Slawen.

Der Geschichte von Castua dürfte manches merkwürdige Blatt abzulesen sein. Die hohe Lage der Stadt an einem viel umkämpften Meeresarm, an der Grenzscheide verschiedener Völker und Gesittungen, hat ihr eine auffallende Rolle zugewiesen. Indessen hat sich wenig Ueberliefertes erhalten.

Castua wird zu den von Plinius erwähnten liburnischen Städten gehört haben. Während des späteren Mittelalters geboten die Grafen von Balse, dann vermuthlich die Grafen von Görz. Im fünfzehnten Jahrhundert gelangte Castua an Krain und damit an Oesterreich. Jetzt ist es dem Küstenlande einverleibt und dadurch geschieden von den kroatischen Brüdern an der Ostküste des Quarnero, die der Krone des heiligen Stephan unterthan sind.

Der Chronist weiß aus alten Tagen manche heitere Einzelheit zu berichten. So erzählt er von einem Görzner Grafen, der Nachts seinen kleinen unmündigen Söhnen, die in einer Kammer neben ihm schliefen, Wein eingießen ließ und wenn sie den Trunk zurückwiesen, sein Weib mit Schimpfreden zu bedecken pflegte, indem er sie eine Ehebrecherin schalt, da die Kinder, die nichts von Wein wissen wollten, unmöglich die feinigern sein könnten.

Ueberhaupt kommt viel vom Pokuliren vor. Der sogenannte Kraljeppic, ein Gelage, das man an irgend einem Tag, an welchem für den Landesfürsten gebetet wird, zu feiern gewohnt war, sah oft alle seine Theilnehmer unter dem Tische. Der Stadtpfarrer mußte herkömmlich von den ältesten Honoratioren auf einem Stuhl heimgetragen werden. Dabei eignete es sich, daß Pfarrer und Träger auf das Pflaster fielen, wofür indessen die Letzteren dann von der Kanzel herab in den Boden hinein verflucht wurden.

Ein Maler fände in Castua und seiner Umgegend viel zu schauen und zu schaffen. Die alten Häuser, die Fernblicke auf

das Meer und die Inseln, der grellfarbige Blumenwuchs im nachtigallreichen Eichengehölz und die Felsen und Schluchten geben ihm die Vorbilder. Hier blüht neben einem weißen Bloß die spanische Nigella, die schöne Schwester unseres „Gretchen im Busch“, das als Zierde in nordischen Gärten steht. Daneben steht die weichhaarige Eiche und der syrische Sibisch, welcher die Höhe eines Baumes erreicht, und durch die grüne Wölbung hindurch sieht man auf das Meer hinab und erspäht das Spiel der Delfinen auf stiller Fluth.

Von Castua gegen Jurdani wie gegen Klana zu erstreckt sich ein weiter, zumeist aus verschiedenartigen Eichen zusammengesetzter Wald. Außer dem Wild, das jeder Deutsche kennt, birgt er zahlreiche Bilche, Siebenschläfer. Die grauen Thierchen klettern auf den Bäumen herum und betrachten sich furchtlos den Wanderer, der im Grase rastet. Der Siebenschläfer, in Süddeutschland selten, ist ein häufiger Bewohner der Laubwälder von Krain und Küstenland.

Balvasor weiß über dieses Thier, welches die Slawen polh, pouh oder puh nennen, merkwürdige Abenteuer zu berichten, über welche der Naturforscher unserer Tage den Kopf schüttelt.

„Man sagt für gewiß,“ behauptet er, „daß der Teufel sie auf die Weide führe. Vor etlichen Jahren bin ich selber mit Anderen bei der Nacht in den Wald gegangen, als wir dann ein starkes Knallen und Schnalzen gehört, wie die Fuhrleute mit der Geißel klatschen. Als nun hinauf die Billich in unglaublich grosser Menge gekommen und fortgeloffen, haben die Bauern, welche um mich waren, ihre Röcke sammt den Stiefeln ausgezogen und hingeworfen; und seyend hinauf der Billich so viele obhin hinein gekrochen, daß solche Röcke und Stiefel alle davon ganz voll geworden. Doch geschieht dieses nicht alle Nacht; sondern nur am Samstags Abend und auch zu anderen heiligen Zeiten.“

Noch wunderbarer ist jene Bilchen-Geschichte, in welcher erzählt wird, daß ein Mann durch eines jener Löcher, an welchen dieser Karstboden so reich ist, in eine Höhlung hinabgefallen sei, aus welcher es kein Entrinnen gab. Dort unten befanden sich Bilche im Winterquartier und er lebte gleich diesen, indem er „einen gesalzenen, doch süßen Stein“ beleckte. Als nun im Frühjahr die Siebenschläfer nach der Oberwelt zurückkehrten, hing er einigen Fetzen seines Gewandes um. Diese wurden von seinen Angehörigen erkannt, und als man ohnehin muthmaßte, er sei in eine Höhlung gerathen, so gingen diese hinaus und retteten ihn.

Genug von den Kletterern der Karstwälder. Was Höhlungen anbelangt, finden sich solche hier in Menge und insbesondere bei Jurdani klafft ein Eingang in die Unterwelt, der noch so viel wie unbekannt ist und dessen Untersuchung wißbegierigen Eindringlingen sicherlich Vieles zeigte.

So sehr in Castua die Schicht venetianischer Gesittung über der indigesta moles des Südflawenthums nicht zu verkennen ist, so erdig plump liegt die letztere zu Tag, sowie man auf die Wege hinaus geht. Hier begegnet Einem überall das südslawische Lastthier, das Weib mit Bürde beladen, befrachtet mit Lasten, denen kein menschliches Rückgrat gewachsen scheint. Wie allenthalben, so weit diese Art von Gesittung reicht, von den Bergen Kroatiens an bis zum Montenegro hinab, krümmt sich das Weib als Trägerin. Ich habe eine Kiste gesehen, welche ich kaum vom Boden zu heben im Stande war und die von einer Frau, durch Gurte auf deren Rücken festgehalten, eine stundenweite Strecke geschleppt wurde. Allerdings sank die Trägerin schier um vor Beklemmung und Mühsal, nachdem sie ihr Ziel erreicht hatte. Dergleichen erblickt man auf den Wegen tagtäglich Duzende Mal.

Vielleicht würden die Bannerträger und Vorkämpfer der

Volksthümlichkeit, des „Narodno“, nicht übel daran thun, in diesem Punkte die Eigenthümlichkeit fallen zu lassen, und sich den Fehlern der verrotteten lateinischen und germanischen Civilisation anzubequemen.

Am Golf von Fiume.

Man weiß, daß auf unserer Erde die ärgsten Gegensätze hart nebeneinander liegen. Es ist gar nicht nothwendig zu reisen, um diese Beobachtung zu machen. Jeder Mensch, er mag wohnen, wo er will, sieht Licht und Finsterniß, Böses und Gutes, Freude und Elend.

Mit diesen Zeilen führe ich den Leser an eine Stelle, wo in nächster Nähe sich die Genien des Mittelalters und des neunzehnten Jahrhunderts nebeneinander verkörpern. Die Stelle befindet sich am nördlichen Gestade des Quarnero-Golfes der Adria, bei der Stadt Fiume. Es sind zwei Gebäude — das eine auf einem Felsen, das andere zwischen dem Eisenbahndamm und dem Meere, dessen Schaum zu seinen Mauern emporsprüht.

Stille — feierliches Meer. Die hohen Klippen der liebergefeierten Insel Veglia zittern im Sonnennebel, Schiffe schweben in Duft, in flirrenden heißen Schichten des Himmels hängen Thürme.

Bernahmst du nichts von Nebelstreifen,
 Die an des Südlands Küsten schweifen?
 Dort schwankend klar im Tageslicht,
 Erhoben zu den Mittellüften,
 Gespiegelt in besondern Düften,
 Erscheint ein seltsames Gesicht:
 Da schwanken Städte hin und wieder,
 Da steigen Gärten auf und nieder
 Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Auf diesen Felsen ließ sich ein wirkliches Haus nieder. Wir lesen an der Inschrift der Kapelle, daß hier das Haus, in dem der Knabe Jesus lebte, das Haus von Nazareth, drei Jahre und sieben Monate lang gestanden, diesen Felsberg aber am 10. December 1294 wieder verlassen und nach Umbrien hinüber, an die Küste des alten Picenum, geflogen sei.

Das Heiligthum, welches daran erinnert, ist der Jungfrau Maria geweiht. Die holdselige Jungfrau ist die „Stella maris“, zu welcher der mit den Fluthen Ringende emporblickt — darum sieht man überall Weihgeschenke, welche schwer bedrängte Schiffe darstellen oder die Errettung Schwimmender aus Wogengefahr.

Im Garten stehen Rosen- und Feigenbäume. Rothe Löwenmaulblüthen zittern auf der Marmortreppe im Meerwind, purpurn über weiß.

Jetzt gehen wir hinab und sehen eine Reihe von Dächern vor dem Strande. Hohe Schlöte erheben sich darüber. Gegen Süden reicht die Salzfluth bis nahe an die Mauern, gegen Norden erhebt sich der Damm der Eisenbahn, mit rothem Mohn und Rosmarin bewachsen.

Oli inter sese magna via brachia tollunt. Da geht es zu wie bei den Schmieden der nordischen Sage, die bei ungeheuerlichen Feuern mitten im verschneiten Tannenwald Berge von Eisen hämmern. Ueberall prasselt, faucht, zischt und dröhnt es. Schwarze Gestalten von Menschen sind von höllischem Schein angeglüht. Was ist es, das sie da machen? Einen Fisch, welcher den Tod bringt — ein Ungeheuer, welches in gleicher Weise dem „Fortschritt der Wissenschaften“ sein Dasein verdankt, wie der Uhrenkasten des Mörders Thomas zu Bremerhaven.

Iwan Turgenjew schildert gewisse Gedanken eines alternenden Menschen also: „Der Mensch sitzt in einem kleinen schwankenden Kahn. In der dunkeln, schlammigen Tiefe bewegen

sich Riesenfische; alles Elend des Lebens, Krankheit, Kummer, Wahnsinn, Armuth, Blindheit. Er schaut hinunter. Eines der Ungeheuer hebt sich von der Finsterniß ab, steigt höher und höher, wird immer deutlicher sichtbar — noch einen Augenblick und das von ihm gehobene Boot muß umstürzen. Allein — es scheint, als würde es wieder undeutlicher, es entfernt sich wieder, sinkt in die Tiefe hinab. Da liegt es und bewegt kaum den Schwanz. Aber der Tag des Verhängnisses kommt — das Boot wird umgestürzt werden.“

An diese Fische, die sich unser Aller bemächtigen, erinnerte ich mich, als ich den ersten eisernen Bitter-Kocher sah, der hier zusammengeschmiedet wurde. Mit unheimlicher Sinnlichkeit der Sprache haben ihm seine Erfinder den nämlichen Namen gegeben, wie der entsetzlichen Bestie des Orinoco. Dieser Fisch zerreißt Bretter, Planken, Schiffe, er wirft Wassersäulen, mit Blutströmen untermengt, hoch in die Luft und zerstückelt die Menschen, daß ihre abgetrennten Köpfe, Beine und Füße zwischen Wasserstaub und Holzsplittern herumfliegen. Er ist ein Erzeugniß jener Richtung des Menschengeistes, welcher das natürliche Elend, das sich in den Ungethümen des russischen Dichters verkörpert, durch künstliches, mühsam mit der Anstrengung alles Wissens, das aus der angewandten Mathematik und Kraftlehre hervorgeht, zu steigern sich unläufig anstrengt. Der Torpedo ist aus dem Reich des Materialismus entstanden. Alle diese Häuser gehören dem Mister Whitehead. Fünfhundert Arbeiter machen Metalle flüssig, gießen, formen, hämmern, hobeln, feilen. An Werkzeugen, welche in der Hand des Chirurgen das Leben des Menschen vertheidigen helfen, wird nicht mit größerer Sorgfalt gearbeitet, als an der Schraube, welche den Fisch in Bewegung setzen wird. Da muß Alles aus dem besten Bessemerstahl sein und da darf es nirgends um eine Linie fehlen.

Mister Whitehead, als Mensch eine vortreffliche Persönlichkeit, ist ein Kind seines Jahrhunderts. Er hat ein schönes Problem gelöst. Es bestand darin, der unterseeischen Mine eine ihr eigene Angriffs-Bewegungsfähigkeit zu geben. Er machte einen Fisch aus Stahl. Das Mittelstück desselben besteht aus einem Cylinder, der über einen Meter lang und einen halben Meter dick ist. Dieser wird mit Luft, die man auf den siebzigsten Theil ihrer natürlichen Ausdehnung zusammengedrückt hat, gefüllt. Es ist das allmähliche Ausströmen dieser Luft, welches den Unhold mit Hilfe des „Propellers“ in Bewegung setzt. Damit ja die außerordentlich feine Schraube, die da heiß aus dem Gußofen herauskommt, nicht um die Breite eines Spinnfadens von der nothwendigen Ausdehnung und nicht um den Zwischenraum eines Atoms von der nothwendigen Härte sich entferne, wird sie durch einzelne Wassertropfen abgekühlt, die man in genau berechneter Weise aus einem Cylinder, der einer Theemaschine gleicht, auf sie herabfallen läßt. Neben dem Cylinder, in dem die zusammengedrückte Luft sich befindet, ist der Sprengstoff-Raum angebracht. In ihm stecken dreißig Kilogramm Schießbaumwolle. Born, an der Schnauze des Thieres, steckt etwas, was wie das Rohr einer Feuerwaffe ausschaut. Kennt dieses irgendwo an, so entladet sich die Pistole und der Sprengstoff explodirt. Macht man einen Versuch ohne Sprengstoff, so geht die Pistole allein los und der Torpedo wirft sich wie ein todter Fisch alsbald auf den Rücken und zeigt den Bauch, indem er auf die Oberfläche des Wassers heraufkommt. Denn er schwimmt zwei bis drei Meter unter derselben und kann bis vier Seemeilen zurücklegen. Man läßt ihn aus einem „Lancier-Rohr“ der Torpedo-Boote auslaufen. Ein eigenthümlicher Apparat bestimmt ihn, die gewollte Richtung einzuhalten. In einem Hause, welches der Mehrzahl der Arbeiter verschlossen bleibt und von der Teufels-

küche durch die Straße, die sich am Meer hinzieht, getrennt ist, wird zwischen dem Luft=Cylinder und der Schwanzflosse ein schmaler Behälter — der Steuer=Apparat — eingesezt. Man nennt ihn das „Geheimniß“.

Jetzt wird noch die Schwanzflosse, die sich — unbegreiflich, aber wahr — in einer Minute zwölfhundertmal umdreht, eingesezt, und der Fisch ist fertig. Wer ihn kaufen will, zahlt achttausend Mark.

In diesem Hause spielte sich 1876 ein Auftritt ab, welcher verdient, der Vergessenheit entrißen zu werden.

Personen: Mister Whitehead, schwarzer Frack, weiße Halsbinde, Se. Maj. der Kaiser Franz Joseph, Uniformen, Adjutanten.

Der Kaiser: „Wohin gehn diese Torpedos?“

Whitehead: „Diese, Majestät, nach England, die dort — nach Rußland — jene nach Frankreich, andere nach Deutschland.“

Pause.

Der Kaiser: „Und wo sind denn wir?“

Verlegene Stille.

Whitehead: „Für Oesterreich, Majestät, sind bei uns keine Bestellungen eingelaufen.“

Sensation.

Der Kaiser, zum Flügel=Adjutanten Baron Mondel gewendet: „Wir werden eben da auch wieder zu spät kommen. Wie ist denn das möglich?“

Der Adjutant: „Majestät, die Delegationen haben die Forderung für Torpedos gestrichen.“

Die hohe Gesellschaft entfernte sich höchst mißgestimmt. Indessen, solche Mängel pflegen bald abgestellt zu werden. Bald erhielt Mister Whitehead das Verbot, für andere Bestellungen, als österreichische, zu arbeiten.

Dieses Verbot besteht nicht mehr. Die Fabrik arbeitet

fleißig fort. Natürlich, die zunehmende Civilisation sorgt für Absatz. Vielleicht erfreuen sich heute noch Hunderte von Menschen ihrer Kraft und ihrer geraden Glieder, die einst mit jenem geheimnißvollen Fisch Bekanntschaft machen werden, der wie ein Geschöpf Gottes schwimmt und wie ein Geschöpf des Teufels vernichtet.

S E R M I O N E.

Von allen Stücken Shakespeare's gefällt mir keines besser, als die Dichtung, in welcher Oberon und Titania von traumhafter Märchenwelt umgeben werden. Als ich englisch lesen lernte, war es das erste Buch, welches ich in die Hand nahm. Und noch jetzt, ein Vierteljahrhundert später, versäume ich nicht, es durchzuschauen, wenn im Wandel der Zeit wieder die Tage der Rosen und der fliegenden Phosphor-Laternen kommen.

Es giebt keine Schöpfung des menschlichen Geistes, welche unsere Einbildungskraft so mühelos und ohne daß diese des Truges gewahr wird, in jenes Reich hinüberführt, in welchem wir Alle von unsern Mühen so gerne ausruhen. Unmerklich, wie der Einschlafende in den Traum, gelangt der Leser in eine unwirkliche Welt und wundert sich nicht mehr darüber, als der Träumer, in dessen Gehirn doch die Bedingungen von Raum, Zeit und Ursächlichkeit ganz und gar verschwinden.

Im vorigen Jahre fehlte zum Genuße der Dichtung in stiller Klausel, vor welcher der große See brandet, jenes Licht, welches Liebende im Park und — wie uns Reisende versichern — die Paviane unter den Palmen der Tropen entzückt, das Licht des Mondes. Es erhöht, durchgeistigt und läutert die grobe Erscheinung der Bäume und Felsen ebenso empor, wie es dem Dichter durch seine Feen und den übrigen

Schwarm seiner Geister mit der Gestalt des Menschen gelingt. Ohne Mondlicht giebt es keine rechte Sommernacht. Man muß zeitweilig vom Buche wegsehen und in das schwanke Weben seiner Strahlen draußen hinausblicken können. Damit war es damals nichts. Das Einzige, was Nachts vor dem Fenster glitzerte, waren die schweren Tropfen des Regens und der Dachtraufe, die einen Augenblick aufglühten, wenn sie durch den Lichtkegel der Lampe fielen. Es waren schlimme, stockfinstere Nächte des Spätsommers, die sinnbildlich daran erinnerten, daß wir uns dem Reiche der Dunkelheit, der Abkürzung des Lichtwandels, näherten.

Würde ich diese Thatsache verschweigen, wenn ich des Sommers 1880 gedenke, so erginge es vielleicht dem Anfange dieser Skizze, wie es verschiedenen Poeten und Malern ergangen ist. So ließ es sich der irische Poet Wolfe beikommen, über den Heldentod des Generals Moore an cantabrischer Küste Mondstrahlen „zittern“ zu lassen, eine Bethheiligung, welcher der Kalender widerspricht. Auch im großen Kriege von 1870 erhöhten manchmal Berichterstatter die Wirkung ihrer Schlachtenbilder, indem sie zur Zeit des Neumondes bleichen Schein über nächtliche Stätten der Verwüstung ausbreiteten. In einer Abendlandschaft kann der Mond nicht abnehmen — gleichwohl kenne ich ein träumerisches Stimmungsgemälde in der Münchener Pinakothek, wo die zum C gekrümmte Sichel nach Sonnenuntergang aus stiller Fluth zurückglänzt — eine Konstellation, die unmöglich ist. Noch unbekümmerter hat der bairische Dichter Darenberger, genannt Karl Fernau, die Lichtgestalten unseres Nachbargestirns behandelt in dem Verse: „Der Neumond scheint, das Mägglein weint.“ Von Rick Botton im „Sommernachtstraum“ hätten alle diese den Rath beherzigen sollen, einen Kalender anzuschauen, bevor sie den Mond hereinbrachten. Aufsätze wie

dieser liegen nun wohl im todten Winkel vor kritischem Geschütz, gleichwohl aber möchte ich das Naserümpfen Derjenigen vermeiden, welche sich an jene Sommernächte erinnern. Es ist nicht möglich, den lichten Schein auf Jasminblüthen und in die Säule des Springbrunnens, deren Staub Nachtviolen befeuchtet, hinauf und hinein zu dichten, wenn sich die Menschen vor nassem Unwetter in ihre Häuser verschließen.

Oberon's Hilfe aber und der Umschwung des Jahres haben das umgewandelt. Vor einiger Zeit noch, ehe diese Zeilen vor das Auge des Lesers traten, glichen die Nächte an Schwüle den Tagen des vergangenen Jahres. 1880 und 1881 waren ungleiche Brüder. Nach der Dunkelheit und den Trausen des vorigen Jahres war dieses ein Lichtjahr. Die Mondnächte am großen Gewässer werden nicht vergessen werden. Der Süd-, wie der Nordrand der Alpen ist eine Sommer-Regenzone. Como heißt l'urinajo der Lombardei, und auch die Süd-Ufer des Garda-Sees unterscheiden sich in dieser Hinsicht wenig von den segensreichen Gründen Salzburgs oder des bayerischen Hochlandes. Am trockensten ist es knapp am Süd-Abhang des Alpen-Hauptwalles, etwa in der Brixener oder Meraner Gegend. Am Saum der Bergausläufer aber werden die wasserbeladenen Rüste bei der Berührung mit den kühleren Schichten der Alpen verdichtet und fallen in die Traufe.

Davon war in diesem Jahre nichts zu verspüren. Wer im Juli den Vollmond über Gärten der Villen am Garda-See sah, hat in den leibhaftigen Sommernachtstraum des britischen Dichters hineingeschaut. Selbst die schwarzen Cypressen, an denen sich Rosen bis zum Gipfel hinaustranken, wurden zu metallisch glänzenden Säulen. Die Marmorbilder im Laubwerk schienen sich zu regen und Venus den Gürtel zu lösen, um sich Adonis zuzuwenden. Es war das Mondschein-

jahr, alle Träume erfüllt. Und seltsamer noch — die Sonnen-Nebel des Tages selbst verbreiteten bleiernem Schimmer, und Nachmittage auf der Fluth unterschieden sich oft nicht sonderlich von der Mondnacht. Denn hier wie dort zerflossen die Berge in purpur-blaues, undeutliches Gewölk. Bei Tag und bei Nacht waren die groben Gestaltungen aufgelöst.

Wer das nicht glaubt, der fahre in einer Gondel am Juli-Nachmittag zwischen Desenzano und Sermione. Schwer ist es, das Gebirge im Norden vom Gewässer, den Himmel vom Gebirge zu unterscheiden. Man war versucht, die Hände in die Fluth zu tauchen, um sich vom eigenen Wachen zu überzeugen. Solch zielloses Fahren auf einem Gewässer des Südens fällt nicht Vielen ein. Man legt die vorgeschriebene Reise zurück und bewegt sich in gerader Richtung nach einem bestimmten Ziele. Einen anderen Eindruck bringt es hervor, ohne Festsetzung des Punktes, an dem angekommen werden soll, über die Wasser zu ziehen, gleich der Möve.

Man hört kein anderes Geräusch, als das Anschlagen winziger Wellen an den Rahn, und das Gezirpe der Cifaden in den Delbäumen des Gestades, gegen welches uns ein leiser Südwest treibt. Niemand rudert, Alles schweigt und schaut in die Bläue. Nicht einmal Gesang oder Lautenspiel vermöchte den Eindruck zu erhöhen. Ein einziger röthlicher Fleck durchschimmert das Blau, es ist im Westen die Nummuliten-Wand, auf welcher der Tempel der Minerva stand, il Sasso di Manerba. Aus dem Delwald aber ragen die Mauern des Heiligthums zum Erlöser, welches Ansa aufrichten ließ, die Frau des Desiderius.

Man athmet den Hauch des Wassers, das sich in der Hitze verflüchtigt. Ein Sprung auf das Land, und die Luft weht uns an wie aus einer Esse. Die Strahlen werden zurückgeworfen, nicht eingefaugt. Die Stimmen der Cifaden sind

so laut geworden, daß man die Stimme erhöhen muß, um sich den Genossen verständlich zu machen.

Ein elender kleiner Hafen, Bettelvolk. Hitzestrahlen scheinen von den Mauern alle gegen uns allein hergeschleudert zu werden.

Wir sind in Sermione, dem alten Sirmio, und die Herberge, der wir zustreben, heißt „Sala di Catullo“. Merkwürdig. Julius Cäsar war auf der Halbinsel gewesen, die Herren Della Scala bauten hier, König Egel ist mit ihren Erinnerungen verwoben, die Longobardenkönige wandelten auf ihr — gleichwohl ist das Alles nichts gegen das Andenken eines Poeten, der hier Liebeslieder dichtete. Eine Sage läßt ihn hier angesiedelt sein und ernennt ihn zum Palast-Besitzer. Freilich lebten im Alterthum die Dichter nicht, wie die deutschen Poeten im neunzehnten Jahrhundert, vom Sold der Buchhändler und den Spenden mildthätiger Stiftungen und starben nicht auf Stroh; doch werden sie kaum solches Mauerwerk besessen haben, wie dasjenige, welches wir sehen werden. Sei dem wie immer — hier steht eine Osteria, die keinen anderen Namen führt, als den des Dichters der Lesbia.

Fliegen, sauren Wein, furchtbare Zeche, Grinsen des Wirthes über das Gelingen seiner Anschläge, Geschrei der Mosaik-Verkäufer, höhnische Gesichter des Maulaffen-Ringes, welcher die Gelandeten umgiebt. Das ist der Poeten-Kultus im Saal des Catullus.

Wenn die Citaden singen, die Hitze zwischen den Mauern der Delgärten brütet und keine Wolke über dem Himmel zieht, dann wird wenig Schweiß vergossen, so lange man ruhig und gemessen im Sonnenschein fortgeht. Die Dünste des Körpers haben nicht Zeit, sich in Tropfen zu ballen, sie verflüchtigen sich sofort in der Gluth. Anders ergeht es Dem, der im Schatten rastet. Ueber diesem rieselt es alsbald hinab, sowie

er die Grenze zwischen Sonnenschein und Schatten überschritten hat. An den Delbäumen rührt sich kein Blatt, der Thymian an den Mauern duftet, unsere Gestalten werfen pechschwarze Schatten, Eikaden scheinen auf jedem Ast zu sitzen: wir glauben in einer Substanz zu gehen, die mit geschmolzenem Metall in Gasform zu vergleichen wäre. Es ist eine Sonnen-Hölle. Man wird bis in die Knochen hinein angeglüht. Blau und kühl liegt links und rechts — *uterque Neptunus*, wie *Catullus* sagt — der Garda-See.

Wir gerathen auf der Landzunge zwischen Delbäumen und altem Mauerwerk immer weiter in ihn hinein. Es wird jetzt nur noch auf die äußerste Spitze gewartet, um abzustiegen von der Kalkschicht, welche die Halbinsel bildet, und zwischen den Riffen in den See hineinzuspringen.

Die Badestelle am Nord-Ufer von Sermione ist das erste Schwimmbad der Welt. Den Boden bilden glatte gelbe Marmorplatten. Auf diesen geht es weit eben in die Fluth, welche in einer Tiefe von vier bis fünf Fuß darüber wallt. Jetzt liegt das Wasser, welches durch die klare Durchsichtigkeit in Staunen versetzt, ruhig da, und wenig lispelt es an den Klippen. Wie es aber zu anderer Zeit schallen mag, das lehrt der Blick auf die meerweite Fläche und es lehren die Klippen selbst, weil viele von ihnen messerscharf zugespitzt und die Felswand bis weit hinauf von Höhlungen zerfressen ist. Was das Salzwasser, was Jod und Brom nützen, weiß ich nicht. Daß es aber im Garda-See schöner zu baden ist als im Meere, das wird mir Niemand abstreiten. Da ist nichts von jenem Gewimmel des Thierlebens unter und zwischen den Steinen des Bodens, keine Ausdünstung verfaulender, vom Wellenschlag hinausgeschleudertes Thiere oder Pflanzen, keine Meer-Messeln, kein von moderigen Ueberresten der Weichthiere bedeckter wüster Kiesstreifen. Denn zwischen dem höchsten und

dem tiefsten Stande der Fläche des großen Garda-Sees beträgt der Unterschied noch lange keinen Meter. Der See ist hell wie ein Quellbecken. Keine salzige Traufe belästigt die Augen des Schwimmenden. Wiesen und Baumschatten reichen an vielen Stellen bis zur Welle, was wegen der Bewegung des Wassers am Meere nirgends gefunden wird.

Nach dem Bade wird die Halbinsel durchwandert. Auf der Erde, zwischen den Delbäumen, stehen nur wenige Ueberreste mehr von den Bauten, welche man den Palast des Catullus nennt. Dagegen sind unterirdisch viele Gewölbe und Kammern erhalten. In die meisten scheint entweder der See oder durch irgend ein Respiraglio (Luftloch) der Himmel hinein. Der Anblick dieser Gänge ist eine weite Reise werth. Durch den See und die halb von Gestrüpp verhüllten Tagelöcher kommen seltsame Lichter in diese Unterwelt, die sich an Absonderlichkeit wohl an mancher Stelle mit denen der Blauen Grotte vergleichen können. Und das Alles soll einem Dichter gehört haben! Nicht einmal die Kalifen des Morgenlandes, welche den Geistern ihres Volkes mehr Ehre anthaten, als alle modernen Potentaten Europas zusammengerechnet, haben ihre Schützlinge mit solchen Schätzen umgeben.

Unter dem Kastell von Torri drüben am östlichen Ufer sind auch eine Menge von Gängen und Gewölben. Sie schweigen in Nacht und sind unerforscht geblieben. In diesen aber wandelt man wie in einem Laubengange. Der Epheu ist von oben herab in sie hineingedrungen. Vielfach fallen Tropfen herab, wie in einer Grotte der Krainer Höhlenwelt. In der Meinung der Halbinsel-Bewohner sind diese Korridore mit dem blauen Scheine des Sees im Hintergrunde die Scuderie (Stallungen) des Catullo gewesen. Auch glauben sie nicht, daß eben dieser Catullo im See gebadet habe, sondern sie zeigen mitten in den Gängen einen ausgeweiteten Saal, den

sie als eine Badestube betrachten. Auch in diesen ist das Pflanzenleben hinabgestiegen, und in seinem Boden wurzeln Maulbeer- und Delbaum.

Ueber das rothe Pflaster der Gänge flattern Schmetterlinge, die sich vom See her oder durch eines der Luftlöcher hinab verirrt haben. Der Widerhall verstärkt das Geflüster leise anschlagender Wellen. In unabsehbarer Ferne dunkelt etwas jenseits der Wasser in der Bläue — es ist der Monte Brione von Riva. Sonst ist es hier unten viel stiller als draußen unter den Delbäumen, wo die Cikaden lärmen.

Jetzt kommt die Siesta. Hitze und Ermüdung haben sie vorbereitet. Wir legen uns im grünen Lichtschimmer, der von oben herabdringt, im Grase, welches durch den morschen Mosaikboden emporsprießt, zur Ruhe. Eine solche Schlummerstätte giebt es vielleicht im ganzen Welttheile nicht wieder.

Wie wir erwachen, ist das Bild ein anderes geworden. Ueber der Bucht von Peschiera schwebt die volle Mondkugel, nicht Scheibe, denn man erkennt die Rundung des Balles. Eine lange Lichtstraße erstreckt sich von den Gewölben des Catullus bis zum Röhricht, dem der Mincio entströmt.

„Fort, Ihr edlen, frohen Gäste,
Zu dem seeisch heitern Feste,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Ufernezend, leise schwellen,
Da, wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heil'gem Thau befeuchtet!“

Schon wartet der Rahn am Felsenstrand. Wir wollen eine Rundfahrt um die Halbinsel unternehmen. Jetzt ist die Feierstunde der Winde. Die Segel liegen zusammengerollt auf dem Boden, und die Ruder wühlen Feuer auf. Auf dem unbewegten Laub der Delbäume liegt ein Schein, wie er von

ungeglättetem Silber ausgeht. Zweierlei Lichtpunkte werden wahrgenommen: die beweglichen der Glühwürmer unter den Oliven, und die steten ferner Leuchten in den Behausungen der Menschen, in der herrlichen Villa der Brenzoni am fernen Strande des Vorgebirges von San Vigilio, auf dem Monte Rocca von Garda, im Sommerpalaste der Albertini, hinter den Masten der Schiffe am Port von Desenzano.

Die Schatten des Poeten und der schönen Weiber weilen in den Licht-Inseln zwischen den Mauern und Delbäumen. Wir brachten ihrer Erinnerung Gläser voll bitteren Weines, der drüben am Strande von Moniga, oder vielmehr bei San Giovanni, zwischen Feigen, Mais, Rohlstauden und Kürbissen gewachsen war.

Balentino, dem Schiffer, schien das Alles außerordentlich. Er gerieth auf den Einfall, uns für reiche Leute zu halten, weil wir uns derlei capricci erlaubten. Ich bemerkte, daß er uns forschend und nachdenklich betrachtete. Endlich war sein Entschluß gereift. Nach der Weise der Standesgenossen seines Volkes (womit ich auf „feines“ keinen besonderen Nachdruck legen will) gedachte er, seinen Nächsten zu schmieden, so lange er ihn für warm hielt. Darum plakte er jäh heraus: „Meine Herren, kaufen Sie mir eine Barke!“

Nachdem unser erstes Staunen sich gelegt hatte, schritt Valentino zur Begründung seines Vorschlages. Wir mußten ihm zugestehen, daß Manches für seinen Wunsch sprach, ein eigenes batello zu besitzen. Handel, Botensuhren und insbesondere Fischerei konnten alsdann von ihm mit ganz anderem Gewinne betrieben werden. Leider aber — zu seinem Unheil — war er nicht in einen Trupp von Milords gerathen. Hätte er von uns gewünscht, wir sollten ihm eines der Kriegsschiffe kaufen, die im Hafen von Peschiera festgeankert sind, sein Verlangen hätte nicht schlimmeren Schwierigkeiten begegnen

können. So vermochten wir dem armen Valentino das Geschenk nicht zu machen, und hat er mit seinen Kundschaften nicht mehr Glück gehabt, so fährt er noch heute mit fremdem batello. Hätte er in jener Nacht ein eigenes gehabt, so verdiente er dreimal so viel. Denn ein Theil gehört dem Herrn, ein anderer dem Fährmann, ein dritter aber wird auf das „Schiff“ berechnet, welches so wie ein lebendiges Wesen erscheint, seine Einnahmen aber, wie es sich versteht, ebenfalls dem Herrn abtritt.

Das überirdische grün-gold-blaue Licht über dem Baldo-Berge und dem Pizzocolo, an der Riviera von Sald hin, wo die Pilaster der Citronengärten wieder weiß aus ihm herausglänzten, und was sonst noch auf den Wellen und am Himmel vorging, mit Buchstaben wiederzugeben — die Vorstellung nur oder der Wille dazu würde ein stilistisches Unding hervorbringen. Es sei das Bild versenkt in jene andere Welt, der es entstammt! Ohne Zweifel geschieht es dann und wann, daß die Erde und die darauf wohnen mit einem Abglanz begnadigt werden, der an andere Gebiete erinnert, von welchen ihre lautersten Geister ahnungsvolle Dinge sagten. Dann erblickt man etwas, was nicht zusammenpaßt mit dem Schmutz, an dessen Allmacht zu glauben wir täglich versucht werden.

Leichter schon ist es, daran zu erinnern, wie nach dem Untergange des Mondes Sterne sich zeigten, bald aber auch sie in jenem Schimmer untergingen, der schon Stunden lang vor dem Aufgange der Sonne bis zum Scheitelpunkt des Himmels von Osten her hervordringt. Der Osten aber blieb trübe, dagegen entdeckte man im fernsten Süden bald goldigen Glanz. Der Scirocco, hier „Vinezza“ (weil er von Venedig her weht) genannt, war über das Land gekommen. Jetzt ging der See hoch. Bei Tagesanbruch war er trotz des grauen Himmels grün und blau aufgewühlt. Durchnäht betraten wir

die Halbinsel, und hinter uns her schlug das Wasser gegen die Olivenstämme. Alles draußen war dunkler an Farbe und deutlicher an Umrissen geworden.

Wir durchwanderten nochmals die Insel. Heute schwiegen die Citaden. Es sauste durch die Bäume und die Trümmer. Da sahen wir sie wieder, die Denkmäler der Zeiten des Augustes, die uralten grauen Heiligthümer aus den wildesten Tagen des beginnenden Mittelalters. Wir sahen die erbleichenden Fresken im Kirchlein des heiligen Petrus, auf dessen Thür das Jahr 1300 in Ziffern erscheint. Wir sahen auch das Kastell der Tyrannen von Verona, wir gedachten Ezzelino da Romano's, seiner Henker und Hungerthürme. Von Amalafuntha bis zum Donner der cannoniere, der Kriegsschiffe, der die Auferstehung Italiens ankündigte, ist hier ein Scherbenberg oder eine Schädelstätte der Geschichte. Ueber all dem grünt der Delwald. Namen ist keiner geblieben als der eines Dichters.

Wir kamen auch an verlassenen Kirchen, deren Aufbau die eben getauften Longobarden gesehen, vorüber. Neben ihnen stehen Cypressen. Wir sahen den großen Feigenbaum im Colombaro, und Altäre, auf denen sich der rothblüthige, hohe Centranthus angesiedelt hatte.

Nunmehr trachteten wir nach Raft zu Peschiera. Im Schilf des blauen Mincio standen Fischer. Unter den großen Trauerweiden aber knieten Weiber, die sich mit ihrer Wäsche in der Fluth zu schaffen machten. Alle miteinander sangen. Es war das Lied von der „schönen Engländerin“. Durch das leise Rauschen des Mincio, dessen Wellen sich im Schilf brechen, klang es aus den Kehlen, aus den Brüsten, die nicht von nordischen Schleimhaut-Belästigungen angekränfelt sind:

„Io son quell' Inglesina

Tradita dall' amor,

E vado girando il mondo,
Cercar il traditor!“

So endete Nachmittag, Nacht und Morgen zwischen den Trümmern und auf den Wassern von Sermione, einst Sirmio genannt.

Badebecken in den Alpen.

In Nachfolgendem soll nicht von dem Aufenthalte an Orten die Rede sein, an welchen sogenannte Heilquellen fließen, noch von Wassern, in welchen allerlei Gase und Metallsalze, merkwürdiger Weise gerade in jener Mischung nach Eigenschaft und Menge, die gewünscht wird, aufgelöst sind — wenn auch der Chemiker mit seinen Reagentien sagen muß: O, und abermals Null bis zur sechsten und siebenten Decimalstelle. Ich will vielmehr vom Baden in kaltem oder lauem Wasser unter freiem Himmel erzählen.

Schon am Anfange begegne ich einem Irrthume, den Viele theilen.

Die beliebtesten Reiseziele sind, wie bekannt, unsere Alpenländer. Wenn man dort hinaufgeht in die kühlen Lüfte, in die Hochthäler, zu welchen von den weißen Firnen die schaumigen Bäche herabkommen, so findet man, daß die Wasser zu kalt sind, um den Leib hineinzutauchen. Man sagt dann: „Wo ein Luftbad ist, dort ist kein Wasserbad.“ Und es läßt sich nicht ableugnen, daß Wahres daran ist. Die Flüsse und Bäche der Hochalpen fallen ohnehin weg, bleiben die Seen, die oft nur Ausweitungen von Gletscherbächen und Bergflüssen sind, in ihrem Wasservermögen gekräftigt durch Quellen, die wohl erfrischenden Trunk böten, doch den Badelustigen wenig anheimeln. So ist z. B. der Achen- oder der Hallstätter See

dem gewöhnlichen Kulturmenschen viel zu kühl. Wohl weht wunderwirkende Bergluft über die blauen Spiegel, und nicht minder blau winkt der Enzian neben der rothen Alpenrose von der Uferwand. Aber, wenn auch der See lächelt, er ladet nicht zum Bade.

Die meisten Seen des Salzkammergutes sind, als Badebecken betrachtet, nur ein paar Wochen des heißesten Hochsommers hindurch genießbar. Am ersten geht es vielleicht noch mit dem Mond- und den untersten Theilen des Attersees. Dagegen kältet die hochgeborene Traun den Gmundner See aus, und die anderen Becken schlucken sämmtlich allzuviel klare Bergborne ein, als daß sie der Haut ebensoviel Behagen zu bieten vermöchten, wie dem Auge.

Dennoch giebt es Gebirgsgegenden, für welche der Satz, daß Luft- und Wasserbad sich wechselseitig ausschließt, nicht zutrifft. Zu diesen gehört Kärnten mit dem größten Theil seiner Seen.

Ein Kärntner Gebirgssee und das Bild, das uns vor-schwebt, wenn wir von einem Schweizer-, oberbairischen oder oberösterreichischen Alpensee hören, sind verschiedene Dinge. Ich rede hier von den großen Gewässern des Landes, nicht von dem einen und anderen Becken, das irgendwo ein Hochthal birgt. Der Unterschied ist der: Die Berge, welche beispielsweise den Ossiacher, Millstätter oder gar den Wörther See unmittelbar umranden, stehen an Höhe weit hinter den Uferwällen jener Seen zurück, zu denen uns Gauermann oder Achenbach in so manchem ihrer wundersamen Bildstücke führen. Es fehlt nicht an Hochgebirge, aber dieses hält sich in entsprechender Entfernung. So können die Karawanken und die julisch-karnischen Alpen allerdings Berglüfte auf den Wörther See herabschicken und mit ihrem Weiß das Landschafts- oder Seeschaftsbild verherrlichen und heben, aber tränken können

sie feine laue Fluth nicht, weil das Draubett und andere Schranken dazwischen liegen. Dagegen aber kommen von den bescheidenen Höhenzügen, welche vorliegen, stille, durchwärmte Wasser herab, und manches Moorbächlein sickert unbemerkt durch die Erlenhänge in den Schilfstrand hinein, in welchem sein zaghaftes Wallen kaum die Seerosen und ihre breiten Blätter hebt. Es ist nicht nothwendig, an warme Quellen zu glauben, wie es die Kärntner gerne thun, wenn sie von der Annehmlichkeit ihrer Seen sprechen. Das weiche Wasser der kurzlebigen Bäche, die von den durchwärmten Hängen kommen, genügt, um es zu erklären, daß diese Seebecken „badsam“ sind und solche in anderen Alpenländern nicht.

Der Alpensee, wie er im Buch steht, und der Kärntner Gebirgssee unterscheiden sich so, wie es zwei Bilder thun, die ich hier nebeneinander stelle.

Erstes Bild: Zwischen Opalblau und Malachitgrün legt sich ein tiefes Wasser gegen das Felsgestade. Die eine Seite des Sees liegt im Schatten, auf der anderen wimmeln Zitterlichter in den kleinen Wellen, welche der kühle Jochwind aufrührt. Im Rahn fährt ein Jäger mit grünem Hut, den erlegten Rehbock vor sich, den Krummholzzweige zudecken. In Säzen rauscht ein Bach über die Felswand vor, oben blinkt ein Schneefeld. In das Gestein eingesprengt windet sich ein Weg auf und ab längs der schroffen Buchten hin, in welche der Wanderer hinabschaut, um fruchtlos die Tiefe des Wassers zu ergründen. Der Adler der Freiheit schwebt über den Zackigen Höhen. Jede Wendung um die vorspringenden Felsen herum enthüllt einen neuen Ausblick, ein anderes Versesstück.

Zweites Bild. Eine weite, blaue Fläche liegt vor uns, rings von Waldhöhen umgeben, über welche mächtige Ruppen emporragen, nicht selten ihrestheils wieder überhöht von weiter zurückgestellten Kalkschrofen und weißen Gipfeln. Vor uns

blüht ein mächtiger Lindenbaum, aus dem Walde ruft der Ruckuck. Längs der Ufer hin, wie auf den Höhen, steht manche weiße Kirche oder Ansiedelung. Heitere Anmuth überstrahlt das Schaustück, der Ernst des Hochgebirges hält sich nah, doch im Hintergrund, so wie etwa in einem Lustspiel die schroffen Seiten des Menschendaseins sich erst jenseits der heiteren Vordergründe, im Hinterhalt, bemerkbar machen. Sonnenschein liegt auf den breiten, weißgelben Holunderdolden. Dort um die Badehütte tummelt sich im Wasser eine lustige Gesellschaft von Städtern. Frauen in allerlei kleidsamer Badegewandung sind darunter. Nachen schaukeln sich im Kielwasser des kleinen Dampfers, der eine langgezogene Rauchsäule hinter sich läßt. Eben solche gewundene Säulen zeigt viel weiter oben am Himmel der Dunsthaufen eines Sommernebels, welcher von der silberigen Spitze des Mannhart oder der sanften Kuppe der Görlitzen-Alp sich hinaufwindet. Die Schilfrohre des Ufers rauschen im lauen Wind, der den See zu tieferem Blau aufkräuselt. Auf dem grasigen Vorsprung, der sich in das Wasser hineinzieht, blühen Heckenrosen, und über das Ufer hin flattern Libellen. Von der Bank unter dem Nußbaum mit den glänzenden Blättern schaut der Fremdling vergnügt in das Sommerbild hinein.

Diese zwei Bilder zeigen den Alpensee der herkömmlichen Vorstellung und ein Kärntner Seebecken.

Die Neigung der Sommerfrüchler hat sich den „badsamen“ Wassern zugewendet. Die Wirthlichkeit in Kärnten gleicht der Ackerbaufläche Aegyptens. So weit die Einwirkung der Wasser des Nil reicht, wird dort das Land bewirthschaftet. So weit See-Ufer ihren Einfluß ausüben, gedeiht in Kärnten die Hotellerie und was damit zusammenhängt. Der größte (von der Hauptstadt abgesehen) Gasthof des Landes, Annenheim, steht im Fichtenschatten am Gestade des Ossiacher Sees.

In Pörtlach und Velden am Wörther See sind kleine Villenstädte emporgewachsen. Am Millstätter See wird gebaut, und seinem herrlichen Westende, dem „Seeboden“, steht zuversichtlich eine belebte Zukunft bevor. Geht man nördlich und südlich weiter ins Land hinein, so entdeckt man, einige Dase, wie Tarvis und Raibl abgerechnet, nichts mehr von diesem regsamen Sommerleben. Dem Lande ist noch der Vortheil zugewachsen, daß seine beiden Hauptorte innerhalb des Bereiches dieses Wassergebietes liegen. Klagenfurt wird nur durch eine Entfernung von vier Kilometern vom See getrennt, dessen Uferlandschaft sich zudem nirgends anmuthiger gestaltet, als gerade in ihrem östlichen, der Stadt benachbarten Theile. An manchem Sommertage vermeint man in die Umgebung einer großen Stadt gerathen zu sein, wenn man die Menschenstränge anschaut, durch welche Klagenfurt mit dem großen See zusammenhängt. Im Kanal schleppt der Dampfer oft noch ein nicht minder angefülltes Fahrzeug hinter sich her. An den Fenstern der Eisenbahnwagen drängt sich Kopf an Kopf. Ein Wagen folgt dem anderen, und zudem ziehen Schaaren zu Fuß im Schatten der Pappelbäume dahin. Das stille Alpenland feiert einen sommerlichen Karneval, und in Mitte der Kärntner, die im Sonnenglanz ihren langen Winter vergessen wollen, verschwindet hie und da fast die Anzahl der Gäste, so beträchtlich sie auch sein mag. Das Sommerdasein dieses Landes verhält sich zum Winterleben wie die bewegte Fläche seiner Seen zur Eiskruste, unter welcher sie Monate lang starren.

Nicht minder günstig liegt Villach als Badestadt. Erstlich besitzt es an seinen Thermen einen Schatz, der noch immer nicht hinlänglich gepriesen wird. Vollständig versteht dies nur derjenige, der einmal zu irgend einer Jahreszeit in diesem herrlichen Wasser herumgeschwommen ist. Dann ist der gegen einen Waldsaum schlagende kleine See von St. Leonhard da,

dessen Wasser im Sommer sich fast eben so lau anfühlt, wie das der Therme. Weiterhin führt die Eisenbahn binnen einer Viertelstunde an den Ossiacher See, das große sichtengrüne Badebecken. Gäbe es im Lande viele solche „Gründer“, wie diejenigen, welche dort am Südweststrande des Sees die große Gaststätte hergestellt haben und bewirthschaften, so müßte man Kärnten und insbesondere dessen mittleren Theil geradezu als das „Land der Binnensee-Bäder“ bezeichnen. Villach wäre eine Badestadt, aber gerade in dieser Stadt geschieht nichts.

Die „Badsamkeit“ der Kärntner Seen soll jedoch nicht ausschließlich auf deren Entrückung vom unmittelbaren Abfall der Steilabbrüche des Hochgebirges und auf den Zufluß weicher Moorwasser und seichter Bäche der Fichten- und Föhrenwälder zurückgeführt werden. Kärnten liegt südlich vom Hauptwalle der Alpen. Wer, was seltsamer Weise nicht allen Sehenden zukommt, eine Empfindung für Sonnenglanz und Lichtstärke hat, dem wird der Unterschied der Farbentöne, welche über dem Becken von Villach und Klagenfurt liegen, gegenüber der Beleuchtung der norischen Alpenthäler nicht entgangen sein. Nicht umsonst trägt so mancher der Gipfel, die so nah herabschauen, einen wälschen Namen. Genau in der nämlichen Breite erweitern sich die Eisackschlünde gegen den Garten von Bozen hin aus, und hier wie dort durchzieht eine Ahnung vom Glanze der Mittelmeer-Sommer das Bergland.

Man betrachte sich die Ueppigkeit der Fruchtbäume an den Ufern, und erkennt alsbald, daß sie reichlicher besonnt werden, als die Seegeüste Oberösterreichs oder Baierns. Kärnten hat echtere Sommer, als die Thäler nördlich der Alpen. Nicht nur auf das Land, sondern auch auf die Wasserbecken senkt sich während der Mittagsstunden eine ausgiebigere Fluth von Sonnenstrahlen. Die Oberfläche der Seen wird stark erwärmt.

In den lebhaften Farben des Sommers, in der südlicheren Tönung der Luft liegt für meinen Geschmack ein besonderer Reiz dieses Landes. Dem Badenden kommt diese Eigenschaft seines Himmels in hervorragender Weise zu gut.

In noch auffallenderem Maße werden die Liebhaber des Badens unter freiem Himmel vom Sommer des Quarnero begünstigt. Ich ziehe diesen Theil der Adria schon aus dem Grunde hier mit an, weil er geschichtlich und lautlich mit dem des karnischen Volkes zusammenklingt, das den Thälern zwischen Tauern und Tagliamento seinen Namen hinterlassen hat.

Nicht nur im karnischen Süß-, sondern auch im karnischen Salzwasser ist gut baden. Sprühend drängen sich die Wogen über den weichen Sandstrand von Abbazia. Wer den Hauch des Meeres und dazu einen vollgiltigen Sommer liebt, findet in den östlichen Alpen nirgendwo einen behaglicheren Badeplatz. Es fehlen die fröstelnden Tage, in welchen der Besucher des Salzkammergutes eher nach dem Ofen, als nach dem Eintauchen in den grünen Alpensee trachtet, und schlimme Wetterstürze bringen ihm nicht, wie dort, den Anblick des Weißen als Neuschnee bis auf die Niederalpen hinab, sondern nur den des Weißen als Schaum der lustigen Wellen, die mit belebendem Salzathem ihre Kühlung mit dem des Lorbeerschattens vereinigen.



Druck v. Carl Flemming, Ologau.

837